ALLGEMEINE POLITISCHE ANNALEN

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA

PERIODICAL ROOM

CLASS 905
BOOK A154

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine politische Annalen.

Neueste Folge.

Herausgegeben

von

C. v. Rotteck.

Siebenter Band.

München, Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Das Eine, was Deutschland Noth thut.

Von W. Schulz.

Die Verhandlungen der Deputirtenkammer in Frankreich und des Parlaments in England, so wie die Urtheile und Aeußerungen der französischen und englischen Blätter, fordern uns nicht selten auf, einen prüfenden Blick auf die Lage des eigenen Vaterlandes zu werfen. Aus so manchem Schwall leerer Worte fahren oft leuchtende Blitze hervor, welche die ganze Tiefe des Abgrunds erhellen, in den uns bei fortdauernd unentschiedener Haltung der nahende Sturm hinabzustürzen droht.

Besondere Beachtung verdiente die Sitzung der französischen Abgeordneten am 23 Februar. Einer der Redner, Viennet, sprach, wie folgt: „Wenn nicht die Politik der fremden Mächte von alten Kindern mit kleinen Leidenschaften geleitet würde, so würden sie alle fühlen, daß in Europa kein dauernder Friede möglich ist, so lange Frankreich nicht sein ganzes Gebiet hat.“ Und was heißt das „sein ganzes Gebiet?“ Der Redner hat es deutlich bezeichnet; er sagt: „Belgien ist nur das Glied, das Stück eines großen Staats; es muß abhängig seyn. Von der Souzeränetät Englands hat es sich befreit, als es das verhaßte Joch der Holländer abwarf. Preußen dürfte keine Ansprüche erheben: das südliche Deutschland, Frankreich und England würden nie dulden, daß dieses Königreich, das einem politischen Blutegel gleicht, bestimmt, auf Kosten seiner Nachbarn sich anzusaugen, einen seiner Arme nach der Nordsee

NOV 15 27
JAN 20 '26
346761

ausstrecke und bis dahin die Militärstraße verlängere, welche die Kosaken sich vorbehielten. Belgien muß unvermeidlich zu Frankreich kommen... Höre ich auf die höhere Politik, um an die Zukunft, an die Sicherheit einer großen Nation zu denken, so erkläre ich, daß Belgien eine französische Provinz werden muß."

Wenn Belgien unter die Herrschaft Frankreichs zurückgekehrt wäre, würde man dann etwa dessen Bedürfnisse, dessen Forderungen und dessen Ehrgeiz für befriedigt halten? Keineswegs! „Mit Recht sagt man, daß Frankreich keine Vertheidigungsstellung habe; aber Belgien allein gäbe diese ihm nicht .... Ueberschreiten wir unsere gegenwärtigen Gränzen, so können, so dürfen wir nur am Rhein Halt machen."

Zum öftern Male ist also hier mit kurzen klaren Worten wiederholt: Auf die Dauer ist in Europa kein Friede möglich, so lange nicht Frankreich sein ganzes Gebiet, so lange es nicht Belgien und die Rheingränze besitzt. Und diese Rede hat in der französischen Deputirtenkammer allgemeinen Beifall gefunden; und dieser Redner hatte nicht etwa im Sinn der sogenannten Partei des Kriegs, in dem eines Lafayette und Odillon Barrot, gesprochen, sondern er war in der belgischen Sache als Vertheidiger des Ministeriums gegen die Angriffe der äußersten Linken aufgetreten.

Da spricht man von der Erwerbung der Rheingränze, ohne daß man es der Mühe werth achtet, des Besitzes und des Rechts der deutschen Nation auf die deutschen Lande der linken Rheinseite mit Einem Worte Erwähnung zu thun. Da spricht man von der Eroberung dieser Lande, ohne die Widerstandskraft einer Nation von 34 Millionen in Anschlag zu bringen. Da spricht man endlich von der Unterwerfung Belgiens, und wenn man hier die Macht und die Stellung Preußens ins Auge faßt, so geschieht dieß nur, um zugleich darauf hinzuweisen, wie diese Macht selbst in der Eifersucht

10182448

Digitized by Google

der engverbundenen süddeutschen Staaten ein Gegengewicht finde.

Worauf gründen diese Ansichten, welche — wir dürfen es uns nicht verhehlen — die große Masse der französischen Nation durchdrungen haben und bei der Entscheidung der Frage über Krieg und Frieden von höchster Bedeutung sind? Sie gründen auf die Ueberzeugung, daß durch die Vertreibung des ältesten Zweiges der Bourbonischen Dynastie vom Boden Frankreichs die Schöpfungen des Wiener Congresses mit dem Stempel der Vernichtung bezeichnet sind; daß auch die Einheit der deutschen Nation, wie sie durch den Bund der deutschen Höfe, durch den Frankfurter Bundestag, dargestellt und vertreten werden soll, nur ein Gedankending ist, dessen die Wirklichkeit spottet. Mögen wir daher immer dem Auslande die Truppenmasse des Bundes in allen seinen Armeecorps aufzählen; es glaubt nicht an die Macht der deutschen Nation, weil es an die Existenz der Nation nicht glaubt.

Nicht etwa Frankreich und die Franzosen allein sind es, die verachtend auf unsere politische Nichtigkeit herabsehen. Auch der freiheitsstolze Britte schämt sich der germanischen Abstammung und läugnet dem Deutschen die erste Bedingung des Volkslebens, das Gefühl der Volksehre, das aus dem Bewußtseyn der nationalen Würde entspringt, und darum auch jedem fremden Streben für nationale Unabhängigkeit die lebendigste Theilnahme versagt. Selbst jenen brittischen Courier, der noch mit jedem Wechsel des englischen Ministeriums seine Ansichten wechselte, hat der Todeskampf der polnischen Nation erschüttert und ergriffen. Er fürchtet ihre Vernichtung vorauszusehen, und im Schmerz darüber ruft er aus:

„Wenn die patriotischen Trümmer vollständig überwältigt sind, werden wir die Tedeums der russischen Armee hören; Dankgebete werden in den Kirchen für den Sieg der

Invasion ertönen, und die Agenten des Kaisers werden die Blasphemien wiederholen, mit denen sie beim Beginn des Feldzugs hervortraten. Aber alles Blendwerk der Religion, alle Folgen des Triumphs werden aus den Gemüthern freier und ehrenwerther Menschen in andern Ländern den Abscheu nicht entfernen, den sie vor dem Sieg der Unterjochung empfinden. Wenn die polnische Insurrection niedergeschlagen seyn wird, werden wir bei dem Eroberer vielleicht eine Art politischer Verzeihung zu sehen bekommen, und deutsche Journalisten werden uns auffordern, seine Humanität zu bewundern. Der Umsturz der Freiheit, die Confiscation des Eigenthums und die Vernichtung des Menschenlebens werden bloß als das Resultat der gesetzlichen Ausübung der Autorität angesehen; die Begnadigung einiger Wenigen aber und die Nichtvollziehung einiger der blutigen Drohungen als ein Beweis der Güte des Selbstherrschers gerühmt und von allen Despoten und Satelliten von Despoten gepriesen werden, die, gleich ihm, kein anderes Gesetz kennen als ihren Willen und die Macht des Schwertes. Aber es leben auf dem Continente Europa's Millionen freier Menschen, welche die Macht des Geschicks beklagen werden, das sie zwingt, ruhig zu bleiben, während das Werk des Bluts und der Unterjochung vorschreitet gegen ein tapferes, unglückliches Volk; und so lange der Geist der Freiheit athmet in den Nationen Großbritanniens und Frankreichs, so lange werden fünfzig Millionen Zungen die russische Herrschaft anklagen."

Es sind noch nicht volle achtzehn Jahre vorüber, als der Ruf der Unabhängigkeit in den deutschen Gauen ertönte; als die Völker und die Fürsten, kräftig und einmüthig, gegen die fremde Herrschaft sich erhoben. Es sind erst wenige Jahre verflossen, als der Hülferuf des nach Unabhängigkeit ringenden Griechenlands Europa durchdrang, als er zuerst in der Brust der Deutschen seinen lebendigen Anklang

fand, als von Deutschland aus dem fernen Brudervolke das erste Mitleid gezollt, die erste Hülfe gewährt wurde. Doch bei allem Aufschwung in Deutschland für die eigene Unabhängigkeit, wie für die Unabhängigkeit fremder Völker, hat das Ausland nur die Stimme des Preußen oder Bayern, des Schwaben, des Hessen oder des Sachsen — aber es hat nicht die Stimme Deutschlands gehört. Jetzt wagt es vielleicht ein einzelner feiler Journalist, die deutsche Sprache zu schänden und die erhabene Sache eines Volkes zu schmähen, das sich der Freiheit oder dem Untergange geweiht hat und für das in Deutschland nicht weniger Herzen als in Britannien oder Frankreich erglühen, — und schon wähnt man in dieser verworfenen Stimme die Stimme Deutschlands zu finden. Die Worte deutsche Macht und deutsche Kraft sind dem stolzen Fremden ein leerer Schall geworden, und in seiner Meinung hat Deutschland nichts Gemeinsames mehr, als was ihm zur Schande gereicht.

Und wir, im Gefühl unserer Zerrissenheit, dürfen wir es wagen, die Herabwürdigung des Auslands mit gerechter Erbitterung zurückzuweisen? Dürfen wir mit dem Aberglauben an die Einheit deutscher Nation uns täuschen und die Fremden trotzend herausfordern, unsere Einigkeit im Kampfe zu erproben?

Man weist auf die deutsche Sprache, die, ein gemeinsames Band, von den Ufern der Ostsee bis in die Alpen Tyrols alle Stämme vereinigt. Sie ist ein heiliges Gut; aber den vollen Werth jedes Guts lernt man nur im vollen Gebrauche kennen, und dieser Gebrauch ist uns verkürzt und verkümmert worden. Wir haben keinen Mittelpunct, keine Vereinigung deutscher Männer, wo in öffentlicher Berathung die freie deutsche Rede eine deutsche Sache vertritt. Auch das Wort, welches das Gesetz und das heilige Recht verficht, es ist weit in dem größten Theile unsers Vaterlandes an die Heimlichkeit des schriftlichen Verfahrens, an den todten Buch-

staben gebannt, und es verrinnt spurlos, ohne in stets sich verjüngendem Kreislaufe zur lebendigen Quelle des Rechts, zum Volke selbst zurückzufließen. Und endlich die Presse, das mächtige geistige Bindungsmittel von Nation zu Nation, es würde auch die Glieder des deutschen Volks inniger verknüpft haben, hätte man geduldet, daß das freie Wort aus dem Herzen zum Herzen hätte dringen dürfen; hätte man nicht durch die gefährliche Furcht des Mißbrauchs, durch das unselige System der Prävention den Gedanken in seinem Keime vernichtet, die Blüthe vor der Frucht zerstört, den Willen vor der That erstickt.

Gesinnung und Wort sind untheilbar verbunden, und wer den Strom der Worte hemmt, der macht den Athem des Geistes stocken und stürzt ihn in Ohnmacht. Wie mag man also erwarten, daß eine kräftige Gesinnung das ganze deutsche Volk belebend durchdringe? Ohne den freien Austausch der Ansichten hatte auch das gemeinsame Bewußtseyn dessen, was dem gesammten Vaterlande Noth thut, nicht sich entwickeln, — hatten auch die feindlich geschiedenen Sonderinteressen zu einer gemeinsamen Sache der Deutschen nicht sich verschmelzen können. Und wie mag man von der Gesinnung der Deutschen eine Stütze gegen das Ausland hoffen? Das deutsche Wort war niedergehalten, und um so gieriger hat das Ohr der Deutschen die Lehren dieses Auslandes eingesogen. Die große Mehrzahl unsers Volks hat sie in sich aufgenommen, ohne zu unterscheiden, was davon dem allgemeinen Bildungsgange der Menschheit und einem gemeinsamen Völkerschicksale, oder was der Eigenthümlichkeit der einzelnen Nationen des Auslandes angehörte. Jede Regung eines erwachenden Freiheitsinnes wurde ängstlich bewacht, und damit nichts Anderes bewirkt, als daß sich der Begriff der Freiheit in deutsch-eigenthümlicher Weise nicht entwickeln und geltend machen konnte. Dagegen hat aus der Fremde her der inhaltleere Klang der Worte

Freiheit und Gleichheit auch in unserm Vaterlande sein Echo gefunden, ihr Schmeichelton ist auch in die Brust der Deutschen gedrungen. Vom leicht bewegten Herzen hat man das Gefühl der Freiheit nicht abwenden können; und wenn je die Ereignisse dieses Gefühl zur Leidenschaft entzünden, so muß die Verwirrung in dem Maße größer werden, als man es versäumt hat, dem blinden Herzen den erleuchteten Geist zum Führer zu geben. Sollte den Deutschen nichts Besseres übrig bleiben, als in Wort und That die Affen Frankreichs zu seyn, so hättet Ihr es verschuldet, die Ihr sie gehindert habt, ihre Wünsche, ihre Interessen und ihre Bedürfnisse frei und ungefährdet zur Sprache zu bringen.

Nur der blöde Thor mag es läugnen, daß ein äußerer Anstoß, daß der Ausbruch eines Kriegs in Europa, welchem Deutschland nicht fremd bliebe, auch unter uns den zündenden Funken schleudern kann, wenn man noch ferner in der trägen Gleichgültigkeit verharrt, oder durch halbe Maßregeln der Schwäche der wachsenden Gefahr zu begegnen sucht. Hatte doch schon die Kunde fremder Ereignisse genügt, an hundert Orten unsers Vaterlandes einen edlen Aufschwung, aber zugleich eine trübe, unheilverkündende Gährung zu erzeugen. Dann würde die Flamme zunächst über den Häuptern derjenigen zusammenschlagen, die sich vermaßen, sie ersticken zu wollen; und welche damit nur die Gluth im Innern um so reicher genährt und bis zum gefährlichsten Augenblicke zusammengehalten haben. Doch leider würde dann auch der Mangel einer entschiedenen öffentlichen Meinung, der Zwiespalt der Ansichten und die Getheiltheit der Interessen sich offenbaren, die Unordnung verlängern und alle Schritte zum Bessern lähmen.

Aber wenn der äußere Feind unsere Gränzen bedroht, muß dann nicht jedem Deutschen das gemeinsame Interesse seines Vaterlandes in die Augen leuchten? Wird

nicht jede Getheiltheit der Meinung in dem einen Gedanken der Unabhängigkeit Deutschlands sich auflösen? Wird nicht Alle die Ueberzeugung durchdringen, daß diese Unabhängigkeit das nächste Gut ist, vor welchem der Werth aller anderen Güter verschwindet, die etwa der Feind uns anbieten möchte, um unsere Treue zu verlocken? Wird nicht dieselbe Begeisterung, die vor 18 Jahren den heiligen Boden unsers Vaterlandes von fremder Herrschaft befreite, von Neuem aufflammen und alle Deutschen in ein Volk von Brüdern verschmelzen?

Wohl mögen Manche mit solcher Hoffnung sich täuschen! Doch es ist ein gefährlicher Wahn, der von äußerer Noth die Vereinigung erwarten, und um so leichter versäumen läßt, im Innern selbst das Bindungsmittel für die zerstreuten Kräfte zu suchen. Als im Jahr 1813 das Volk der Deutschen gegen die Fremdherrschaft sich erhob, da lastete auf ihm ein geistiger, wie ein physischer Druck, und traf mit gleicher Schwere die höheren, wie die niederen Stände. Befreiung vom Drucke ließ sich nur im Kampf gegen die Unterdrücker erwarten. Der düstern Wirklichkeit gegenüber hatte man dem Volke glänzende Aussichten eröffnet; und die Vergangenheit der letzten Jahrzehnte, hinter ungetäuschten Hoffnungen verschleiert, hatte damals noch als Zukunft vor ihm gestanden.

Jetzt ist es anders! Die hochgespannte Erwartung blieb unerfüllt. Die Schuld der Uebel, gegen welche man nunmehr Abhülfe fordert, läßt keinem äußeren Feinde sich aufbürden. Je mehr man die freie Forschung nach den Ursachen dieser Uebel gehemmt hatte, um so geneigter ist man selbst da, wo menschliche Kraft zur Abhülfe nicht ausreichte, alle Schuld auf die Menschen und auf ihre Grundsätze zu werfen. Es sind aber zwei Systeme von Grundsätzen, welche gegenwärtig durch alle Länder der gebildeten Welt die Bewohner in zwei große Parteien zerspalten. Das System

der Stabilität, das die aus dem Schiffbruche der ersten französischen Revolution geretteten Trümmer des historischen Rechts gegen die steigenden Forderungen der neuesten Zeit zu vertheidigen sucht; und das System der Bewegung im Sinn des demokratischen Princips, welches den Bestand aller Verhältnisse des öffentlichen Lebens von dem in ungehemmter Fortbildung sich läuternden Willen der Völker abhängig macht. Dieses letztere System hat sich auch in Deutschland die unermeßliche Mehrzahl gewonnen. Ein Zeichen seines seitherigen Fortschreitens ist das allerwärts verbreitete Streben nach freisinnigen Institutionen, so wie die wunderbare Sympathie, welche sich bei den Ereignissen des Julius in allen Classen des Volks offenbarte.

Dieser Sympathie, diesem geistigen Instincte der Völker, der oft so tief in die Bedeutung der Zeit eindringt, während die diplomatische Weisheit auf der sturmbewegten Oberfläche schwankt, ist es klar, daß jeder Kampf, der von jetzt an Europa erschüttert, ein Kampf der Civilisation des Westens mit der Barbarei des Nordens und Ostens, daß er ein politischer Glaubenskrieg ist, in welchem an den Sieg oder die Niederlage das Schicksal der Hütten wie der Paläste sich knüpft.

Der erste Kanonendonner in den Straßen von Paris und in den Ebenen Polens hat Millionen überzeugt, wie die den Völkern theuer gewordenen Grundsätze in Frankreich ihre stärkste Stütze, in Rußland ihren stärksten Gegner haben. Wenn denn der Westen und Osten Europa's zum Kampfe sich drängen; wenn die getheilte Mitte die Kampflustigen nicht aus einander zu halten vermag; wenn auch für Deutschland die Stunde schlägt, da es im Entscheidungskampfe dieser oder jener Seite sich anschließen muß, so fragen wir billig in einem und anderen Falle nach dem wahrscheinlichen Schicksale unsers Vaterlandes.

Haben die Lenker der deutschen Staaten Kraft genug, um sich durch die Furcht vor liberalen Gespenstern gegen die größere Gefahr nicht blenden zu lassen, wenn erst Rußland die letzte Spur eines eigenthümlichen polnischen Reichs vernichtet hat, und wenn nun der Osten unsers Welttheils in furchtbarer Einheit dem zerrissenen Westen gegenüber steht; könnten sie es wagen, sich Frankreich anzuschließen und dem deutschen Volke, als Preis des Kampfes, die Unabhängigkeit Polens zu bezeichnen — wahrlich das Volk würde seiner eigenen Leiden vergessen, die Flamme der Begeisterung würde es noch einmal erleuchten, der Sieg würde es krönen. Allein wie groß der Gewinn wäre, er würde die Gefahr auf der einen Seite abwenden, auf der anderen nur verschieben. Bald würde Frankreich dennoch seinen alten Anspruch auf die Rheingränze von Neuem erheben. Der Kampf würde unter andern Verhältnissen beginnen, die aber immer zum Nachtheil Deutschlands ausschlagen müßten, so lange man es versäumt, durch ein gemeinsames volksthümliches Band die deutsche Menge zur deutschen Nation zu machen.

Sollte man dagegen Rußland die Hand reichen mit der betrübenden Aussicht, daß ein etwaiger Sieg den dürren abgerissenen Zweig der Bourbonen wieder auf den Thron von Frankreich pflanzen könnte, so würde das deutsche Volk diesen Bund und seinen Zweck zurückstoßen. Die Furcht, daß man es an seinen eigenen Verfassungen, die es zum Theil als die Frucht der Juliustage betrachten muß, zum Selbstmorde zwingen wolle, würde jede Bewegung lähmen. Das Herz des Volkes wäre im Lager des Feindes. Wenn dann das Kriegsglück diesen Feind auf deutschen Grund und Boden herüberführt, wer bürgt dafür, daß ihn das Volk nicht als Befreier empfängt; daß es die Männer, die es wider seinen Willen und wider sein Interesse zum Kriege gezwungen, nun als Verräther an Fürst und Vaterland verfolgt; daß

dann der Kampf der Parteien, mit allen Gräueln der Anarchie im Gefolge, unser Inneres zerfleischt?

Aber — entgegnet Ihr — es wird weder vom Einen noch vom Anderen die Rede seyn. Ist der Krieg unvermeidlich, so wird er nur von den Großmächten Europa's gekämpft werden. Italien könnte dessen Schauplatz seyn; aber Deutschland würde — mit den Waffen in der Hand — seine Neutralität bewahren. Sollte dann Frankreich, jetzt oder in Zukunft, das deutsche Gebiet zu verletzen wagen, so würde die Ungerechtigkeit des Angriffs die Begeisterung der Deutschen entflammen und ihren Waffen den Sieg verleihen.

Die Begeisterung? Glaubt man, daß etwa die Deutschen für die Souveränetätsrechte des Königs von Holland über ein Stückchen des deutschen Bundes, für die diplomatische Composition von Holland, von Belgien und von Luxemburg sich begeistern werden? Wird es der Sachse, welcher den Schmerz der Zerstückelung noch nicht verwinden konnte, so ernstlich bedauern, wenn der Besitzstand Preußens auf der linken Rheinseite bedroht ist? Wird es der Bewohner Badens oder Kurhessens mit mehr als Gleichgültigkeit betrachten, wenn Rheinbayern oder Rheinhessen von französischen Waffen gefährdet sind? Die deutschen Fürsten werden die Pflichten erfüllen, die ihr Bundesvertrag ihnen vorschreibt. Die deutschen Truppen werden dem Feind entgegenrücken und werden sich schlagen. Aber der Sieg ist schwer — und in unsern Tagen schwerer als je zuvor — wenn nicht der Muth des Einzelnen in der Liebe zur Sache, die er verficht, eine moralische Stütze findet; wenn nicht das kriegsfertige Heer ein einmüthig starkes Volk mit lebendiger Theilnahme in seinem Rücken weiß; wenn es nicht am Tage der Schlacht vom Geiste dieses Volkes weihend umschwebt wird.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat auch den vaterländischen Krieger allzu empfindlich gelehrt, selbst in der Mitte

des Kampfs die Folgen desselben zweifelnd zu erwägen. Wie er immer sich bemüht, mit dem ernsten Gebot der Pflicht seine Zweifel zu beschwichtigen — sie tauchen lähmend stets wieder empor, so lange nicht die entschiedene öffentliche Meinung des Volks sie zu Boden drückt, und den Glauben nicht aufkommen läßt, daß vielleicht der Sieg nur den Triumph einer Partei herbeiführen werde, welche — feindseliger als der Feind auf dem Schlachtfelde — dem Heil des Vaterlandes entgegensteht. Und wir dürfen nicht rechnen auf eine solche starke öffentliche Meinung, an welcher die kriegerische Begeisterung, die nothwendigste Bürgschaft des Siegs im neueren Völkerkriege, sich zu entzünden vermag. Man hatte es nicht verstanden, oder hat es nicht verstehen wollen, aus den Deutschen eine Nation zu machen; und so wird auch alle Declamation über die Unterdrückung deutscher Stammgenossen nur die Lüfte erschüttern. Vor achtzehn Jahren hatte sich der Geist unsers Volks mit den Zauberworten der Freiheit und Unabhängigkeit beschwören lassen. Er war erschienen und hatte eifrig die Steine zusammengetragen zu dem angekündigten Werke des neuen europäischen Staatengebäudes. Da setzte die hohe Diplomatie sich zu Rathe, entwarf den Plan des Gebäudes, vertheilte die Völker dahin und dorthin, und gedachte nicht des kommenden Sturmes. Ein dauernder Friedensstand, die umsichtigste Weisheit und Mäßigung der Regierenden, hätte vielleicht allmählich die zerrissenen Völker in das sich fügen lernen, was der Wiener Congreß als die bestehende Ordnung hingestellt hatte. Allein ehe noch der neue factische Zustand zum Schein des Rechts verjähren konnte, hat der Frevel der Bourbonen die Rechtsfrage selbst zur Entscheidung gebracht. Die richtende Weltgeschichte, die Stimme Gottes durch die Stimme des Volks, sprach das Urtheil der Nichtigkeit aus. Die Völker beugen sich diesem Spruche. Man wird sie vergebens auffordern, der Vollstreckung zu widerstreben. Es gibt kei-

nen Enthusiasmus, welcher den Schöpfungen des Wiener Congresses zur Stütze dienen wird. Es kann keinen geben, weil im Verlauf von achtzehn Jahren, und vor Allem während der letzten Monate, der öffentliche Zustand unsers Vaterlandes unläugbar klar geworden ist. Fassen wir jetzt diesen Zustand schärfer ins Auge, indem wir zunächst einen Blick auf unsere Verhältnisse zum Auslande werfen.

Die unnatürliche Verbindung Hollands und Belgiens zu einem Königreiche der Niederlande konnte nicht länger bestehen. Luxemburg schloß sich der revolutionären Bewegung der Belgier gegen Holland an. Es war dieß eine natürliche, eine nothwendige Folge von der Verwandtschaft der Volksstämme, und mehr noch von der Beschaffenheit der staatsrechtlichen Verhältnisse, welche den zum deutschen Bunde gerechneten Luxemburgern keine volksthümliche Verbindung mit Deutschland darboten, sondern sie durch das Organ ihrer Vertreter an Belgien oder Holland knüpften. Was nun die Politik des Haager Cabinets versäumt und verfehlt, oder was der unruhige Geist der Bewohner von Brüssel herbeigeführt hat, — dafür muß jetzt der Deutsche mit Gut und Blut einstehen. Er ist genöthigt, den König eines fremden Landes in seiner zufälligen Eigenschaft als Mitglied des deutschen Bundes zu vertreten. Gegen den offenkundigen Willen der Bewohner Luxemburgs, eines Theils des deutschen Volkes, muß er dem Verlauf von Ereignissen sich entgegenstemmen, die in ganz andern Verhältnissen, als im Interesse der deutschen Nation, ihren Ursprung und ihre Quelle haben. Zwar ist die europäische Diplomatie bemüht, ihr Werk nicht ganz fallen zu lassen. Der deutsche Bund ist durch die Londoner Protokolle ermächtigt, seine traurigen Ansprüche auf Luxemburg selbst mit Gewalt der Waffen zu verfolgen. So scheint ihm für jetzt nur Belgien, als ein schwacher Feind, gegenüber zu stehen. Jede Veränderung des französischen Ministeriums kann jedoch die Frage von Neuem in Zweifel stel-

len; und die unselige Combination, die ein Glied des deutschen Staatenkörpers zugleich an diesen gebunden und von ihm losgerissen hat, kann den deutschen Bund in die Wahl versetzen, entweder sich selbst für vernichtet zu erklären, oder die Frage um seine Existenz vom blutigen Würfelspiel des Krieges abhängig zu machen.

Was in Luxemburg geschieht, könnte in Hannover oder in Holstein sich wiederholen. Und wie im Haager Cabinet, ohne alle Rücksicht auf Deutschland, ohne einen Gedanken an unser Vaterland, über unser Geschick verfügt worden ist, so schlingen sich vielleicht auch in den Cabinetten von St. James und von Kopenhagen die Knoten neuer Verwicklung.

Nicht günstiger als im Norden und Nordwesten sind die Verhältnisse im Osten und im Süden. Der Deutsche mag auf die Sprache seines Herzens hören oder kalt besonnen prüfen und erwägen, immer wird er im wohlverstandenen Interesse seines Vaterlandes wünschen, daß ein glücklicher Erfolg das Streben der Polen nach Unabhängigkeit kröne. Er muß erkennen, daß ein wiedergeborenes polnisches Reich eine Vormauer gegen die Riesenmacht Rußlands bilden würde, welches immer schwerer auf Europa zu lasten und unter seiner wachsenden physischen Masse die freie geistige Entwicklung zunächst in Deutschland zu ersticken oder niederzuhalten droht. Aber in seiner Eigenschaft als Oestreicher oder als Preuße darf er auf die Stimme des Herzens und auf den Rath der Klugheit nicht hören. Er muß den Deutschen zum Opfer bringen; er muß — mit sich selbst im Zwiespalt — als Werkzeug dienen, um den Aufschwung niederzuhalten, der auch in Gallizien und in Posen sich zu regen begann, und der in freier Entwicklung zu Deutschlands Heil hätte dienen können.

Im Süden sahen wir einen Theil der Bewohner Italiens gegen die bestehende Ordnung sich erheben. Wie unklar den Insurgenten dieses Landes das Ziel ihres Strebens

vor

vor Augen stehen mochte; wie schwach und wie unentschlossen sie in der Vertheidigung des Gewonnenen befunden wurden — immer war es das Gefühl der politischen Herabwürdigung, das hier zum Ausbruche kam, das nach Erhebung sich sehnte. Ein ähnliches Schicksal läßt uns Deutsche dieses Gefühl theilen; und Deutsche sind es, die wir zur Unterdrückung desselben zu Felde ziehen sehen. Sollte diese Einmischung in die Angelegenheiten Italiens Frankreich auf den Kampfplatz fordern; sollte der Sieg die Franzosen an die Gränzen der östreichisch-deutschen Lande führen, werden sie dann durch die Worte der deutschen Bundesacte sich bannen lassen, ohne den Sieg, der ihnen von Deutschen streitig gemacht wurde, in Deutschland zu verfolgen? Glaubt man, daß die französischen Feldherren mit geschwungenem Schwerte abwarten, bis die deutsche Bundesversammlung nach Artikel 36 der Schlußacte des Wiener Congresses vermittelnd eingeschritten ist? Wenn dieß nicht geschieht, wie es nicht erwartet werden kann, ist dann nicht der deutsche Bund nach Artikel 39 derselben Acte genöthigt, am Kampfe Theil zu nehmen? Wiederholt sich dann nicht die alte unselige Geschichte, als die Kraft der Deutschen an die Unterjochung Italiens verschwendet, und als die Unmacht Italiens mit der Zerstücklung Deutschlands erkauft wurde? Ja, wenn der Kampf die Gränzen des deutschen Landes noch nicht berührt; wenn noch in Piemont oder in den Ebenen der Lombardei die Schlachten geschlagen werden, — ist nicht dann schon der Fall des Artikels 3- der Schlußacte, die Bedrohung eines einzelnen Bundesstaats mit feindlichem Angriffe und das Daseyn einer Gefahr — wirklich vorhanden? Ist nicht dann schon der deutsche Bund verpflichtet, seine Vertheidigungsmaßregeln unverzüglich in Wirksamkeit zu setzen, und in kostspieligen Rüstungen das Gut des deutschen Volks für eine Sache zu opfern, die keine deutsche ist? So ist also nach allen Seiten das Schicksal Deutschlands mit tau=

send Fäden an das Schicksal des Auslands gebunden; während die deutschen Staaten nur mit locker papiernem Bande vereinigt sind. So hat die Kunst der Diplomaten dem deutschen Vaterlande, dem Herzen Europa's, nicht gestattet, für sich selbst zu schlagen, während es jede Zuckung in den äußersten Gliedern unsers Welttheils schmerzlich mitempfinden muß!

Das bittere Gefühl, daß die Stimme eines deutschen Volkes im Rath der Völker nicht zählt; daß wir nichts sind und nichts gelten; daß der Deutsche stets verurtheilt bleibt, sich für fremde Interessen zu opfern, — dieses bittere Gefühl greift zerreißend in jede Brust und erstickt allen Aufschwung der Volkskraft. Wohl hören wir da und dort — in officiellen und in halbofficiellen Blättern — ein stolzes Wortgepränge, wie der erste Tritt des Feindes auf den deutschen Boden den deutschen Löwen erwecken, wie seine ungetheilte Kraft den Feind zurückschrecken werde. Wehe uns! wenn ein frevelhafter Leichtsinn mit diesem Glauben sich einwiegt; wenn er wähnt, auf die Erhebung der deutschen Nation, auf ihre freiwilligen Opfer rechnen zu dürfen; und wenn dennoch die alte Zerrissenheit fortbestehen bleibt; wenn die Erfüllung der Bedingungen versagt wird, ohne welche kein deutsches Volksleben möglich ist. Eine harte Wirklichkeit hat die schönen Träume von der Selbstständigkeit einer deutschen Nation und einer deutschen Sache grausam Lügen gestraft. Die Stürme der letzten Monate haben auch die letzte schwache Hülle weggerissen, womit sich die Blöße des seitherigen Zustandes zu decken versuchte. Sie ist auch dem blödesten Auge klar geworden, und es bedarf mehr als des leeren Hauches der Worte, um die erstarrenden Glieder mit Wärme und Kraft zu durchdringen.

Wenn die Beschwörung im Namen der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit nicht zum zweitenmal ihre Zauberkraft bewähren wird, — dürfen wir vielleicht erwarten, daß

man mit größerem Erfolg an das materielle Interesse als an den Geist und das Herz unserer Nation sich wende? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zur Betrachtung des inneren Zustandes von Deutschland. Denn auch was die materiellen Güter betrifft, immer werden die Opfer für die Erhaltung des seitherigen politischen Systems mit dessen Einfluß auf die Wohlfahrt des Volks im Verhältnisse stehen. Was ist es also, was die Wohlfahrt des Volks diesem Systeme verdankt?

Noch immer sind die Glieder des einen deutschen Volkes durch Zolllinien und durch Mauthen gewaltsam auseinander gerissen. Wie diese Schulen des Betrugs den Verkehr hemmten und stocken machten, so nährten sie eine feindselige Stimmung der Unterthanen gegen die Regierungen, den Zwiespalt der Bewohner und die kleinlichste Eifersucht der einzelnen Staaten, welche mit übelverstandenem Interesse nur im Schaden der Nachbarn den eigenen Vortheil gesucht hatten. Mit dem Eigensinn der Schwäche sehen wir noch jetzt, wie im politischen so im commerciellen Verkehr, jedes Ländlein mit seiner Wage wiegen und mit seinem Maße messen. Noch jetzt warten wir vergebens auf bedeutende Verbindungen von Mitteln und Kräften aus allen Theilen Deutschlands für großartige Unternehmungen des Handels und des Gewerbfleißes; denn diesen Verbindungen der Einzelnen muß erst die engere Verbindung der Staaten vorangehen, so wie der Glaube an die Stärke und die Dauer des politischen Bandes. Und wenn jetzt endlich die fünfzehnjährigen Unterhandlungen über das klare Recht der Deutschen, über die Freiheit der Rheinschifffahrt zum Anfang ihres Endes gediehen scheinen, so haben sie doch bei den neu gewonnenen Bewohnern der linken Rheinseite ein trauriges, schwer zu verlöschendes Bild von der Unmacht getheilter Interessen zurückgelassen; und mit der Erinnerung an die Stärke des einig mächtigen Kaiserreichs, dem diese

früher angehörten, ist eine Sehnsucht wach erhalten worden, die nur allzuhäufig den Wunsch der abermaligen Trennung erzeugt.

Wohl ist in einzelnen deutschen Landen für die Wohlfahrt der Bewohner manches Heilsame geschehen; und wenn im Verlaufe von anderthalb Jahrzehnten ein Besseres erwartet werden mochte, soll deßhalb das Gute nicht verkannt werden. Wenigstens einzelne deutsche Staaten haben sich enger zusammengeschlossen. Wenigstens theilweise ist die feindliche Trennung verschwunden. Wenigstens der Glaube ist von Neuem belebt worden, daß noch das System der Schwäche und Isolirung vom deutschen Boden verschwinden könne. Die volle Erfüllung dieser Hoffnung ist jedoch in weite Ferne gerückt. Selbst wenn wir im Geiste die Schwierigkeiten überspringen, die in der langen Gewohnheit der Trennung, in zähen Vorurtheilen und in tiefgewurzelten engherzigen Ansichten sich gegenüberstellen; wenn wir uns die Schranken gefallen, die Freiheit des Verkehrs hergestellt denken, so drängt sich doch sogleich der Gedanke auf, daß dieser bessere Zustand keine Bürgschaft der Dauer hat, so lange kein starkes äußeres Band die Vereinigung unauflöslich macht, die jetzt nur auf zeitweiligen Verträgen beruht, so lange nach Ablauf bestimmter Fristen die Rückkehr in die alte Schmach der Trennung der zufälligen Ansicht eines Fürsten oder der Laune eines Ministers überlassen bleibt. Verkehr und Gewerbfleiß bedürfen aber des Vertrauens auf die Dauer der politischen Verhältnisse. Das Vertrauen wird nur erweckt, wenn der Bestand dieser Verhältnisse nicht ferner auf dem Schwanken der Persönlichkeit beruht, sondern auf dem Willen und den Bedürfnissen der Nation, welche — wie die Nation selbst — bleiben und dauern. Darum ist die Vereinigung durch ein organisches Band, welches die Menge zur Nation macht; welches fort und fort aus der lebendigen Mitte des Volks sich erneuet

und verjüngt, die erste Bedingung eines gesicherten Wohlstands. Und weil nur die Einigung Kraft, und die Kraft Sicherheit gibt, so ist diese Einigung des deutschen Volks nicht nur das Ziel eines dunkeln Gefühls oder luftig speculativer Theorien, sondern nicht weniger die Forderung eines klaren Verstandes, der seine Interessen und die Mittel ihrer Befriedigung erkennt und klug berechnend verfolgt. Sollte aber die Einigung nicht zeitig erfolgen, so werden Tausende und Millionen von dem äußeren Drange des Kriegs erwarten, was der freie Wille zu gewähren verweigert hat; und sie werden darum wenig geneigt seyn, die Gefahren des Kriegs zu beschwören, ehe die Bedingungen erfüllt sind, die einzig und allein die Zukunft unsers Volks zu sichern vermögen.

Durch solche Stimmung und solche Ansichten, wie sie aus den seitherigen Verhältnissen nothwendig entspringen müssen, werden aber diese Gefahren vergrößert. Sie vermindern sich nicht, wenn wir die Augen schließen, um von unserer Stärke zu träumen. Es ziemt sich vielmehr, ihnen frei ins Auge zu schauen, und wie den Löwen, welcher im Begriff ist uns zu Boden zu reißen, sie durch den festen, männlichen Blick zu bannen. Diese entschiedene Haltung wird uns nur das Vertrauen auf uns selbst verleihen; und dieses wird nur durch eine große Handlung des Vertrauens hergestellt werden, durch die Gründung einer deutschen Reichsvertretung, gegenüber dem Rathe der fürstlichen Abgesandten, welche in die Hände des Volks das Schicksal des Volks legt.

Erst diese nationale Selbsterhebung vermag uns der lähmenden Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des gemeinsamen Vaterlandes zu entreißen; und nicht eher ist der deutsche Bund geschlossen, bis die Vertreter einer deutschen Nation aus Nord und Süd, aus Ost und aus West die Bruderhand sich reichen. Alle Wünsche, alle Hoffnungen und alle Bestrebungen haben dann ihren Mittelpunct gefunden,

von dem aus ein Geist, ein Leben bis in die äußersten Glieder sich ergießt. Von dem Rande des Abgrunds, womit äußerer Krieg und innerer Zwiespalt uns bedrohen, sind wir auf eine heitere, sichere Höhe gestellt. Mit dem Blick auf das große Vaterland erweitert sich der Kreis unserer Ansichten, wir sehen jede Gefahr aus der Ferne nahen und wissen ihr in der Ferne zu begegnen. Und dieser große erhebende Schritt, — durch die bleibenden Bedürfnisse unsers Volks und durch den Drang der zeitlichen Umstände geboten, ist eingeleitet durch den Verlauf der seitherigen Ereignisse, und steht nicht im Widerspruche mit den bestehenden Verträgen und mit den Bestimmungen des positiven Staatsrechts des deutschen Bundes. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der letzten Jahre und eine nähere Würdigung unsers jetzigen Zustandes müssen in jeder Beziehung alle Zweifel heben.

Mit unabweisbarer Nothwendigkeit hatte der Bildungsgang des europäischen Völkerlebens dahin geführt, die Nationen als mündig gelten zu lassen; und wie die thatsächliche Bedeutung des Volkswillens und der öffentlichen Meinung nicht ferner sich abläugnen ließ, so sah man auch bald sich genöthigt, sie im öffentlichen Rechte anzuerkennen. Diese Anerkennung erfolgte für Deutschland im Artikel 13 der Bundesacte. Das Volk, welches den alten feudalen Unterschied der Stände mehr und mehr sich verwischen und die frühere reale Bedeutung desselben verschwinden sah, legte diesen Artikel im Geiste der reinen Repräsentativ-Verfassung aus. Wesentlich in demselben Sinne wurde er von den Regierungen des südwestlichen Deutschlands aufgefaßt und verwirklicht; wiewohl man noch im Einzelnen auf mannichfaltige Weise bemüht war, die neuen Staatsgebäude mit einigem altgothischem Schnitzwerke zu versehen, um auf solche Weise das natürliche Recht der Gegenwart mit dem historischen der Vergangenheit in Verbindung zu brin-

gen. Anders war es im nördlichen Deutschland. Hier hatten die meisten Regierungen dem Riesensohne der französischen Revolution entweder völlig weichen müssen, oder erst spät und gezwungen sich ihm angeschlossen; und sie waren daher wenig geneigt, dem Geiste der Zeit zu dienen, der zuerst in Frankreich sich offenbart und von hier aus seine Herrschaft über die anderen Länder unsers Welttheils verbreitet hatte. Wie vielmehr die meisten norddeutschen Regierungen — ganz oder zum Theil — ihr neues Daseyn einer Restauration verdankten, so haben sie selbst auch in der Restauration des Alten ihr Heil gesucht; und so sahen wir denn dort den Artikel 13 der Bundesacte in anderem Sinne auslegen und das hohle Gespenst der Feudalstände noch einmal an das Licht der neuesten Zeit heraufbeschwören.

Es konnte nicht fehlen, daß mit der weiteren Entwicklung der Elemente, welche diese neueste Zeit durchdringen und beherrschen, der Widerspruch der Wünsche und Interessen des Volks, jenen veralteten Instituten gegenüber, immer greller hervortrat. Aber auch im Südwesten unsers Vaterlandes trugen die erst so ersehnten Verfassungen nicht die erwarteten Früchte. Im Volke war wohl manche Forderung laut geworden, deren Erfüllung nicht bloß das Vorurtheil und das selbstsüchtige Interesse der Regierenden, sondern auch die Macht unabwendbarer Verhältnisse sich entgegenstellte. Die Ansichten und Meinungen schwankten dahin und dorthin. Die Phantasie der Jugend übersprang die Zukunft und drängte nach einem fernen unklaren Ziele, dem uns erst der langsamere Gang der Zeit und der Ereignisse nähern konnte. Da erwachte bei den Machthabern der Glaube an die Gespenster der Demagogie; und nur indem man den Geist erstickte, hoffte man, von der Geisterfurcht sich heilen zu können. Die Grundbedingung des constitutionellen Lebens, die Freiheit der Presse, deren Prin-

cip in den einzelnen Verfassungsurkunden anerkannt war, wurde durch Beschluß des Bundestags aufgehoben; und nur dadurch wurden die Deutschen erinnert, daß sie einer Gesammtheit angehören, indem man dem dringenden Wunsche der Gesammtheit die Erfüllung versagte.

Von jetzt stand das freie, öffentliche Urtheil — prüfend und bewachend, anregend und stärkend, belohnend und bestrafend — den Vertretern des Volks nicht mehr zur Seite. Mit theilnahmloser Gleichgültigkeit sah man auf sie hin, und — da in demselben Maße, wie der Einfluß der Nation auf ihre Repräsentanten sich verminderte, der Einfluß der Regierungen sich vermehren mußte — so gewöhnte man sich bald daran, sie als die gelehrigen Werkzeuge der Gewalt, als einen kostspieligen Luxus im Haushalte des Staats zu betrachten.

Schon jubelten die Schergen der absoluten Gewalt. Schon wiesen sie triumphirend auf diese Stimmung des Volks, um das „Geschrei nach Verfassungen" als thöricht zu bezeichnen, um die Rückkehr in den alten Zustand als heilsam zu preisen. Allein aller Hemmung ungeachtet wuchs fort und fort die Saat der Freiheit, selbst unbemerkt vom Auge ihrer Neider. Sie hatte allzutief auch in den Herzen der Deutschen gewurzelt. Ehe noch mit den Tagen des Julius eine neue Epoche der Weltgeschichte begann, sahen wir die Stände des Herzogthums Braunschweig, als schützender Hort des Volkes, der Tobsucht ungezügelter Willkür sich entgegenstemmen. Wir sahen die Stände des Großherzogthums Hessen, — einer wohlmeinenden Regierung gegenüber, die jedoch die Pflichten der Volksvertreter und den Widerspruch ihrer Forderungen mit der herrschenden Noth augenblicklich verkannt hatte — die volle, ungeheuchelte Wahrheit entschleiern; den Glauben des Volks an die Wirklichkeit der Verfassung beleben, und das Land mit dem Schild des

Vertrauens gegen tiefere Wunden decken, als ihm die leicht vereitelten Versuche einiger Meuterer zu schlagen vermochten.

Und als in Frankreich das Wunder der Freiheit geschah, da erwachte auch im deutschen Vaterlande allgemeiner der Glaube an ihre Macht, — welchem die besonnene Weisheit zur Seite sich stellte, um ihn gegen den Wahn der falschen Propheten zu schützen. Mit gemessener Kraft, aber zugleich mit dem ganzen Nachdruck einmüthiger Ueberzeugung, forderte die zweite Kammer der bayerischen Stände den Widerruf von Maßregeln, über welche die öffentliche Meinung, als über gefährliche Rückschritte auf der constitutionellen Bahn, den Stab gebrochen hatte; und die Regierung zauderte nicht, sich dem dringenden Wunsche willfährig zu bezeigen. Ein so entschieden freisinniger Geist, wie noch nie zuvor, hat die Abgeordneten dieses Landes durchdrungen, und sichert ihnen die lebendige Theilnahme und das erhebende Vertrauen nicht bloß der Bayern, sondern aller Bewohner des deutschen Landes. Mit derselben festen Zuversicht sehen wir die Bewohner Badens auf ihre Vertreter blicken. Das Volk selbst hat sich die Erfüllung seiner Hoffnungen durch den Geist verbürgt, der seine Wahlen leitete, der in der mehrfachen Ernennung der bewährtesten Vaterlandsfreunde sich offenbarte. So endlich sehen wir auch die Stände des Herzogthums Nassau kräftig auftreten und die Meinung Lügen strafen, daß die Repräsentanten deutscher Volksstämme zu willfährigen Werkzeugen der Gewalthaber sich herabwürdigen lassen.

Tiefer noch griffen die Ereignisse in mehreren Staaten des mittleren und nördlichen Deutschlands. Bei der weithin leuchtenden Flamme der Julius-Revolution war den Völkern das Nächste, was Noth thut, klar geworden; und mit überraschender Einmüthigkeit hörte man den Ruf nach Verfassungen im Sinne des reinen Repräsentativsystems. So erhielt das Kurfürstenthum Hessen eine freiere Constitution als irgend ein anderer Staat in Deutschland, und alle frühere

Hemmung hatte nur dazu dienen können, den Fortschritt selbst über das Ziel hinauszuführen, womit die anderen deutschen Völker, bei zeitigerer Bereitwilligkeit ihrer Regierungen, seither sich begnügt hatten. Was in Hessen geschah, scheint sich im Königreich Sachsen zu wiederholen. Wiewohl die vorgeschlagenen Grundlagen der neuen Verfassung dem Einflusse des Volks einen so viel freieren Spielraum als früher gewähren, könnte man doch auch hier genöthigt seyn, die Schuld der früheren Versäumniß durch weitere Bewilligungen zu tilgen. Die Regierungen anderer deutschen Staaten sahen sich gedrungen, in derselben Richtung voranzuschreiten. Der plötzliche Aufschwung konnte jedoch nicht ohne mannichfache Störung der seither bestandenen Ordnung erfolgen. Diese schmerzlichen Zuckungen in einigen Gliedern, diese Unruhen gerade in den Theilen Deutschlands, wo die unumschränkte Herrschaft — mit oder ohne die Maske feudaler Stände — seither gewaltet hatte, — im Gegensatze mit der ungestörten Ruhe in den südwestlichen constitutionellen Staaten, — haben die Wohlthätigkeit, wie die Nothwendigkeit repräsentativer Verfassungen über allen Zweifel erhoben und die Träume der Absolutisten zu Schanden gemacht.

Als Resultat der allgemeinen Bewegung sehen wir jetzt ein Drittheil des deutschen Landes, von zehn Millionen Menschen bewohnt, nach Verfassungen regiert, die wesentlich auf derselben Grundlage beruhen. Zugleich hat — was nicht weniger wichtig — das Vertrauen auf die Bedeutung der Verfassungen sich hergestellt, und das Volk ist durch die Ereignisse belehrt worden, wie viel es durch lebendige Theilnahme am öffentlichen Leben sich selbst zu verdanken vermag. Aber noch thut das Eine Noth, was die getheilten Wünsche aller Deutschen zur Einheit des Volkswillens, was die zwiespältigen Ansichten zur Einheit des Volksgeistes und die getrennten Glieder zur Einheit eines Staatenkörpers vereinigte. Dieses Eine ist die gemeinsame Vertretung der deutschen

Völkerstämme, hervorgegangen aus der Mitte der einzelnen stellvertretenden Versammlungen, und gebildet nach dem Maße der Bevölkerung der einzelnen Staaten. Ohne diese gemeinsame Vertretung würde selbst der Glaube an eine bessere Zukunft bald wieder verschwinden, würden auch die Verfassungen in ihrem Werthe bald wieder sinken müssen.

Denn welchen Werth könnten die Verfassungen haben, so lange mit der einen Hand kann genommen werden, was mit der andern gereicht worden ist? Allgemein und dringend hat das Volk die Herstellung der Preßfreiheit gefordert, und die Verfassungen der einzelnen Staaten hatten ihm den Grundsatz der Preßfreiheit in seiner leeren Allgemeinheit als Köder hingehalten, um es zur schuldigen Treue zu gewöhnen. Aber wie es hoffte davon Gebrauch zu machen, wurde im Namen des deutschen Bundes, im Namen der allgemeinen Sicherheit und Ruhe, das freie Wort in die Fesseln der Censur geschlagen. Das Volk hat die Unabhängigkeit im Gebiete der Wissenschaft, die Freiheit der akademischen Lehre gefordert. Aber im Namen der allgemeinen Sicherheit und Ruhe wurde ihr das Siegel des deutschen Bundes auf die Lippen gedrückt. Das Volk hat Erleichterung vom Druck der Abgaben gefordert und als Mittel zum Zweck die Verminderung der stehenden Heere, welche — in Verbindung mit allgemeiner militärischer Jugendbildung — zugleich den Staatsaufwand herabgesetzt und die Wehrkraft der Nation erhöht haben würde. Aber im Namen der allgemeinen Sicherheit und Ruhe hielt man ihm die Matrikel des deutschen Bundes entgegen. Das Volk hat gegen das Ausland gemeinsame, kräftige Maßregeln der Handelspolitik gefordert, weil es darin das einzige Mittel erkannte, die Trümmer seines Wohlstandes zu retten, der hereinbrechenden Armuth und ihren drohenden Folgen zu wehren, und weil es tief überzeugt war, daß die wahre Wohlfahrt aller Glieder des deutschen Landes ihre Unterordnung unter das Interesse der Gesammtheit dringend gebiete. Aber der

deutsche Bund ist ein Verein souveräner Regierungen, und um ihre Selbstständigkeit im Einzelnen thatsächlich zu beweisen, gingen sie links und rechts auseinander, ohne je ein gemeinsames Ziel beharrlich zu verfolgen. Und so blieb denn das deutsche Volk zu Tantalus Schicksal verdammt: es wurde hungrig gemacht nach den Früchten des öffentlichen Lebens, und sie verschwanden, als es sie fassen und genießen wollte.

Und was noch alles Andere könnte im Namen der allgemeinen Sicherheit und Ruhe verweigert oder gefordert werden! Im Namen der Sicherheit könnte man etwa Deutschland mit den Schergen geheimer Polizei bedecken; man könnte es mit politischen Ketzergerichten anfüllen; man könnte alle Freiheit der Personen und des Eigenthums bis auf den Grund vernichten. Worin anders als in der vorausgesetzten Rechtlichkeit des deutschen Charakters und in der Persönlichkeit der Fürsten läge die Gewähr gegen solche Maßregeln? Allein davon abgesehen, daß eine solche Gewähr nur die Gabe des Zufalls ist, daß auf ihre Dauer nie gerechnet werden könnte, so fällt hier noch ein anderer, weit gewichtigerer Umstand in die Wagschale.

Der Fürst eines Landes ist hoch genug über den Reiz des Ehrgeizes und der Bedürfnisse gestellt, daß er — sich selbst überlassen — weniger als irgend ein Anderer versucht seyn möchte, um seiner selbst willen zu thun, was der Gesammtheit zum Nachtheil gereicht. Wo aber die Quelle der Macht ist, und die Mittel zur Befriedigung der Selbstsucht sich finden, da drängt auch die Selbstsucht sich hin; und wie sie nur auf Kosten der Gesammtheit, durch die Verblendung und die Willkür der Machthaber zu ihrem Ziele gelangen mag, so bildet — mehr oder weniger, aber mit unabwendbarer Nothwendigkeit — in dem Umkreise aller Fürsten ein steter Antrieb zur Willkür und ein System der Täuschung sich aus. Gegen solchen verderblichen Einfluß bedarf sowohl die Freiheit des Volks als des Fürsten der schützenden

Garantie, die in einer ächtvolksthümlichen Repräsentativ-Verfassung gesucht und gefunden wird. Was aber sind — im grellen Widerspruche mit dem wahren Sinn der Repräsentativ-Verfassung — die zum deutschen Bundestage vereinigten Gesandten Anderes, als die Repräsentanten einer Aristokratie der Höfe? Und wie jede Aristokratie in der Behauptung ihrer einseitigen Interessen nothwendig hartnäckiger, in ihren Irrthümern befangener, in ihren Vorurtheilen unbeugsamer ist, als der Einzelne, dessen Interesse, Irrthum und Vorurtheil in keinem Bunde mit gleichwilligen und gleichdenkenden Genossen eine Stütze findet, — *so bedarf auch das deutsche Volk in seiner Gesammtheit noch weit mehr einer Garantie gegen die Aristokratie seiner Höfe, als jeder einzelne Bundesstaat gegen seinen Hof oder seinen Regenten.*

Durch Gewährung von Verfassungen haben die constitutionellen Fürsten Deutschlands den Willen ausgesprochen, ihren Völkern gegen die Gefahren der Einseitigkeit und Täuschung eine Schutzwehr zu erbauen. Es würde jedoch nur eine neue Täuschung seyn, wenn sie hiermit allein ihren Willen verwirklicht glaubten. Er ist erst dann erfüllt, wenn — der Gesammtheit der Cabinette gegenüber — die Gesammtheit des Volks in ihrer Selbstständigkeit anerkannt und repräsentirt wird; wenn die Gültigkeit aller Beschlüsse der fürstlichen Bundestagsgesandten in ähnlichem Maße von der Einwilligung einer *deutschen* Volksvertretung abhängt, wie die Beschlüsse der Regierungen in den einzelnen Staaten von der Zustimmung ihrer Stände; wenn endlich Alles, was durch das Organ der gemeinsamen Volksvertretung als geprüfter Nationalwille auf die Dauer sich bewährt, für die Gesandten der constitutionellen Regierungen zur leitenden Richtschnur dienen muß. Für die einzelnen Fürsten ist es kein größerer Grad der Abhängigkeit, ob sie einer Mehrheit von Cabinetten, oder ob sie dem Willen der Nation sich unterwerfen.

Aber nur diese Beschränkung entspricht dem Begriff und der Würde ihrer Stellung, und nur diese Beschränkung wird ihnen durch die Liebe des Volks, den sicheren Schirm gegen innere und äußere Gefahr, vergolten werden.

Noch vor wenigen Jahren, ja vor wenigen Monaten, mochte der Gedanke an die Gründung einer deutschen Nationalvertretung als unausführbar verworfen werden. Der Verwirklichung desselben hatte die Begründung der Verfassungen der einzelnen Staaten, so wie das festere Vertrauen der Bewohner auf die Vertreter ihres Landes nothwendig vorangehen müssen. Jetzt aber hat uns der Verlauf der Jahre und der Drang der Begebenheiten in die Nähe des Ziels geführt, welches der aufmerksamere Beobachter schon früher erkannte; welches in der Phantasie der Jugend und in ihren Träumen von deutscher Einheit und volksthümlicher Kraft prophetisch sich abspiegelte; welchem auch der Instinct der Selbsterhaltung und die dunkeln Gefühle der Menge seit lange entgegenstrebten. Jetzt ist die Gründung einer deutschen Reichsvertretung kein Sprung mehr über eine Reihe politischer Bildungsjahre hinaus zu einem gefährlichen Aeußersten, sondern es ist ein einfach natürlicher Schritt, der an die seither durchlaufene Bahn der Entwicklung folgerichtig sich anschließt. Aeußere Umstände treten hinzu, welche dringend auffordern, auch mit diesem Schritte nicht mehr zu zaudern, damit nicht die ganze Bahn einer Jahre langen ruhigen Entwicklung noch am Ende als vergeblich erscheine; damit nicht im Augenblick, wo wir den sicheren Hafen zu erreichen, den festen Boden eines deutschen Vaterlandes zu betreten hoffen, der böse Dämon unsers Volkes noch einmal uns zurückschleudere und der Wuth der drohenden Wetter uns Preis gebe. Mögen also die constitutionellen Regierungen Deutschlands nicht säumen, dem großen Werke der politischen Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes die nationale Weihe zu geben.

Wohl sehen wir drei der bedeutendsten Staaten des deutschen Bundes — Hannover, Preußen und Oestreich — und damit weit die größte Anzahl der Bewohner unsers Vaterlandes, noch ferner vom Ziele abstehen. Die Feudalstände in Hannover, so wie die Provinzialstände im preußischen Staate, — welche durch ihre ganze Zusammensetzung, ihre bloß berathende Stimme und ihren völligen Mangel an Oeffentlichkeit jede lebendige Theilnahme ihres Volks ausschließen, — würden auch in einer deutschen Volksvertretung als das Organ der Wünsche und des Willens der Hannoveraner und der Preußen nicht betrachtet werden können. Und was endlich die Postulatenlandtage in den deutschen Provinzen Oestreichs betrifft, so erkennt darin das Volk seit lange nichts Anderes, als eine schwache Verschleierung der absoluten Gewalt. Dennoch liegen in dem Allem keine Hindernisse, welche die constitutionellen Regierungen abhalten könnten, schon jetzt den Grund zu einer gemeinsamen deutschen Volksvertretung zu legen; eine nähere Würdigung der inneren Lage jener drei Staaten, so wie ihrer Stellung zum Auslande, gibt vielmehr dafür neue Motive an die Hand.

Zunächst in Hannover verkünden bereits alle Zeichen der Zeit die völlige Umgestaltung seiner öffentlichen Verhältnisse. Ein Staatsgebäude, das nur durch Bajonnette gehalten werden konnte, ist dem Verfall oder dem Abbruch nahe; und nicht nur in Göttingen mit seinen Zerstörungsversuchen, auch in allen andern bedeutenden Städten des Landes, hat ja der Wille des Volks entschieden sich ausgesprochen. Das nahende Schicksal der brittischen Aristokratie, unter deren wachsender Last der Boden hohl geworden, kündigt auch der Aristokratie in Hannover ihre baldige Zukunft an. Auch sie wird dem vereinigten Willen des Volks und des Königs weichen, oder untergehen müssen. Aus ähnlichen Elementen, wie in den übrigen constitutionellen Staaten Deutschlands, wird dann in Hannover eine Verfassung gegründet und damit

zugleich der Wunsch einer innigern Vereinigung mit diesen Staaten hervorgerufen werden. Es liegt aber um so mehr im Interesse der letzteren, durch Gründung einer gemeinsamen Volksvertretung dieses Ereigniß in Hannover zu beschleunigen, als erst dann die hannöverische Regierung aufhören wird, dem Interesse Englands als Werkzeug zu dienen, was besonders in handelspolitischer Beziehung für Deutschland von so großer Bedeutung wäre.

Blicken wir auf Preußen, so finden wir durch das königliche Versprechen einer Reichsvertretung seit langen Jahren die Hoffnungen und die Wünsche des Volks auf Erfüllung desselben gerichtet. Die westphälischen Provincialstände haben diesen Wunsch offen verkündigt. Selbst bei den Ständen von Pommern und von Rügen hat man — durch die herkömmlichen Phrasen hindurch — einen Anklang desselben vernommen. Und wie sorgfältig jede Aeußerung der öffentlichen Meinung bewacht werden mag, so erheben sich doch für die baldigste Einführung einer Verfassung nicht nur zahlreiche Stimmen aus dem preußischen Staate in den öffentlichen Blättern des Auslandes, sondern selbst bis in die Spalten der preußischen Staatszeitung hat dieselbe Ansicht sich Eingang verschafft. Aber nicht bloß die öffentliche Meinung, auch die Thatsachen und der ganze Bestand des öffentlichen Lebens fordern und erleichtern die baldigste Gewährung des herrschenden Wunsches.

Die Weisheit der preußischen Regierung hat nicht versäumt, die Grundlagen zu befestigen, welche die Sicherheit und Dauer des zu errichtenden constitutionellen Staatsgebäudes verbürgen. Ihre Bemühungen, durch Aufhebung der Grundherrlichkeit und durch größere Vertheilung des Bodens einen freien und selbstständigen Bauernstand zu erschaffen, haben den besten Erfolg gehabt. Von nicht geringerer Wirkung waren die Maßregeln zur Beförderung des Handels und der Industrie, in deren Folge die städtische Bevölkerung in über-

überwiegend starkem Verhältnisse zugenommen hat. So sind also mit der Verbreitung eines freien Bauernstandes und mit der wachsenden Zahl bedeutender Städte die beiden wichtigsten Elemente gegeben, welche die constitutionelle Regierungsform ausführbar, aber bald auch nothwendig machen.

Ueberdieß hat eine freisinnige Städteordnung, auf die Selbstständigkeit der Gemeinden in Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten gegründet, bei einem großen Theile der Staatsbürger mit der Fähigkeit zugleich den Willen ausgebildet, in den wichtigeren Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes gleichfalls eine Stimme zu führen. Auch das Institut der Provincialstände mag als eine Schule der öffentlichen Bildung seinen Zweck nicht ganz verfehlt haben. Indem jedoch hierdurch auf der einen Seite die eigenthümlichen Lebensverhältnisse der einzelnen Landestheile Berücksichtigung erhalten haben, und durch Beachtung und Feststellung der provinciellen Interessen den etwaigen Gefahren der Centralisation in einer gemeinsamen Reichsvertretung schon im Voraus begegnet worden ist, läßt sich auf der anderen Seite nicht verkennen, daß auch der Geist der einseitigen Absonderung hierdurch genährt worden ist. Dieß dürfte in der Folge noch mehr hervortreten, da bei der geographischen Lage und der Zerstücklung des preußischen Gebiets sich ganz verschiedene Kreise des sächlichen und des persönlichen Verkehrs bilden müssen. Haben doch öffentliche Stimmen schon für die Constituirung des Rheinlandes und Westphalens zu einem besonderen Vicekönigreiche sich erklärt! Um so dringender wird es also, das alle Gebietstheile vereinigende Band der Nationalrepräsentation recht bald ins Leben treten zu lassen.

Dafür liegt ein weiterer Grund in der Heerverfassung des preußischen Staats. Sie ist wesentlich auf die Masse des Volks gegründet; und da die Kraft eines gebildeten Volks nicht leicht gegen es selbst gewendet werden mag, so liegt schon in der volksthümlichen Organisation des Heers ein edler

Verzicht des Regenten auf den Willen und auf die Macht, durch tyrannisch willkürliche Maßregeln die allgemeinen Interessen verletzen zu können. Wer aber dieser Macht sich begibt, der ist um so mehr aufgefordert, vor jeder unwillkürlichen Täuschung sich zu hüten, die ihn die wahren Interessen der Nation verkennen läßt; und gegen diese Täuschung gibt es kein Mittel, als die Stimme der Nation in ihren frei gewählten Vertretern zu vernehmen.

Durch die rühmliche Sorge für Unterrichtsanstalten jeder Art, durch die ausgezeichnete Organisation des Schulwesens ist in Preußen eine solide Bildung, wie kaum in irgend einem anderen europäischen Staate, durch alle Classen verbreitet worden. Diese allgemeinere Bildung sollte gerade Preußen gegen die eitle Furcht vor Gefahren schützen, die man im Gefolge der Preßfreiheit, der Bedingung der Repräsentativverfassung nur allzuleicht zu finden wähnt. Um so auffallender ist es, wenn wir die Anhänger des Absolutismus im preußischen Staate zugleich auf die hohe Culturstufe ihres Volkes hinweisen, und dasselbe Volk mit der bis zum Ueberdrusse wiederholten Behauptung herabwürdigen sehen, daß ihm für die Einführung der Verfassung die Zeit der Reife noch nicht gekommen sey. Die Schattenseite wird noch schärfer hervorgehoben, wenn dann und wann der ferne Schimmer irgend einer liberalen Ansicht durchgedrungen ist; und wenn nun von den ultramoderirten Freunden der Preßfreiheit in Preußen, ob der herzhaften Freimüthigkeit ihrer Landsleute, nach allen Seiten hin gelobt wird. Solche kümmerliche Aeußerungen, solche dreifach umwundene Andeutungen, wie wir sie z. B. in den Berliner Correspondenzartikeln der Allgemeinen Zeitung finden, schaden mehr in der Meinung des Volks, als die officiellen Artikel der preußischen Staatszeitung und ihre zahlreichen statistischen Notizen über die Zunahme der Macht und der Bildung im Staate je wieder gut machen können. Auch die Freundschaft der Völker, wie der

Einzelnen, setzt ja voraus, daß man offen und entschieden sich ausspreche, daß man erst sich kennen lerne, um sich gegenseitig zu achten und zu vertrauen.

Wie die Lage im Innern, so macht es ihre Stellung zum Auslande der preußischen Regierung zur Pflicht der Selbsterhaltung, die Reife und die Mündigkeit ihres Volks auch in den weiteren Kreisen des öffentlichen Lebens im vollen gebührenden Maße anzuerkennen. Von Memel bis zu den Ardennen dehnen sich die langgestreckten, nur lose verbundenen Glieder des Reichs, fast von allen Staaten des deutschen Bundes begränzt oder durchschnitten. So bieten nach allen Richtungen tausend Berührungspuncte mit allen Volksstämmen unsers Vaterlandes sich dar, zum steten Austausch der materiellen Bedürfnisse, wie zum lebendigsten geistigen und persönlichen Verkehr. Es würde vergebens seyn, irgend eine Meinung — auch die kühnste und äußerste — für geistige Contrebande zu erklären. Der Austausch der Ansichten geht fort und fort, und es bedarf daher in Preußen mehr, als irgend anderswo, der Freiheit des geistigen Verkehrs, damit Meinung an Meinung sich prüfe, damit nicht das Volk, zum Schaden der Regierung, an der Stelle gediegener Wahrheit mit den Flittern der liberalen Lehren des Auslandes geblendet und betrogen werde. Sehen wir ab von der Gränze gegen Oestreich, wo überdieß der gegenseitige Verkehr minder lebhaft ist, so hat Preußen fast durchaus solche Staaten zu Nachbarn, wo die Repräsentativverfassungen als ein theueres Gut betrachtet werden, weil sie entweder im Sturm der letzten Monate errungen worden, oder in dieser Zeit als die Bollwerke der Ordnung und der Sicherheit sich bewährt haben. In Folge der Geschichte der letzten Jahrzehente, in Folge ihrer Lage und ihrer Verbindungen, haben diese Ansichten und dieser Glaube vor Allem in den westlichen, Frankreich zunächst gelegenen Provinzen Wurzel fassen müssen. Es ist aber nicht lange her, so las man in der preußischen Staatszeitung das

offene Geständniß, daß ein Krieg mit Frankreich die Franzosen leicht bis an den Rhein führen, daß jedoch am Rhein ihre momentane Stärke in Schwäche sich verwandeln würde. Der Verfasser dieses Artikels, wie es scheint ein Militär, hat sich seine Frage aus dem militärischen Gesichtspuncte beantwortet. Es wurde in Berlin übel empfunden, daß hiermit die Rheinprovinz gleichsam als ein verlorener Posten bezeichnet worden ist. Dennoch muß man dem Verfasser beipflichten, so lange man nicht durch Gewährung der ganzen und vollen constitutionellen Freiheit der Meinung der Bewohner ganz und vollkommen sich versichert und gegen den äußeren Feind ein stärkeres Bollwerk, als die Festen am Rhein, in der Brust des Volkes sich gründet. Wahrlich! der heldenmüthige Widerstand von 38,000 Polen gegen die dreifach stärkeren russischen Waffen hätte wohl die Macht der Meinung im entscheidenden Kampfe von Neuem beweisen können; und erst durch Gewährung der konstitutionellen Freiheit, und im Bunde mit den Regierungen und den Völkern des constitutionellen Deutschlands dürfte Preußen mit gleichen Waffen zu kämpfen hoffen, wenn es in den Fall kommt, die von Frankreich eroberten Provinzen gegen Frankreich schützen zu müssen.

Mit Ausnahme der von Polen abgerissenen Stücke, — deren Verlust ein Gewinn wäre, wenn damit die Herstellung eines kräftigen und unabhängigen polnischen Reiches erkauft werden könnte, — gehören die Bewohner des preußischen Staats dem deutschen Volke an, auch in den Theilen des Landes, die man beliebt hat, nicht zum deutschen Bunde zu rechnen. Schon vom nächstliegenden militärischen Gesichtspuncte aus betrachtet, bedarf Preußen — zum Schutz seiner ausgedehnten, vielfach durchbrochenen Flanken — der kräftigsten Hülfe der constitutionellen deutschen Staaten im Kampf gegen den Westen; so wie diese gegen die von Norden und Osten drohenden Gefahren nicht weniger der Hülfe Preußens bedürfen. Dieselben Ströme, — die großen Bahnen des

Verkehrs, die ewigen Bande, welche die Natur selbst um Völker und Länder schlingt, — durchfließen Preußen, wie das constitutionelle Deutschland. So ist denn alles Leben des einen und des andern in tausendfacher Beziehung innig verflochten, und so läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß auch Preußen dahin ringen müsse, in die Reihe der constitutionellen Staaten einzutreten und demnächst an einer gemeinsamen deutschen Nationalvertretung Theil zu nehmen, nach dem vollen Maße seiner Bevölkerung und mit dem ganzen Einflusse, den ihm die hohe Stufe der intellectuellen Bildung seiner Bewohner gewähren muß.

Nur das Eine ist zu wünschen, daß das Unvermeidliche frühe genug geschehe, ehe die Einigung Deutschlands im Geiste der Repräsentativverfassung durch neue Opfer im Westen erkauft werden muß. Wohl mag mit Recht behauptet werden, daß Preußen bis jetzt nur wenig versäumt hat, daß von Unten auf und in strenger Folge nach dem Plan eines constitutionellen Staatsgebäudes fortgebaut worden ist, — aber wenn die Ungewitter drohen, zögert der weise Baumeister nicht, auch das Alles umschließende, schirmende Dach zu vollenden.

Ganz anders als Preußen steht Oestreich dem übrigen Deutschland gegenüber. Weit die meisten seiner Bewohner, auch in den zum deutschen Bunde gerechneten Provinzen, gehören nicht dem deutschen Volksstamme an. Ein großer Theil seiner Provinzen ist von Nationen begränzt, wo noch das Bedürfniß der Freiheit nicht wach geworden ist. Während das kaiserliche Scepter über Völker der verschiedensten Sprache und Abstammung sich ausstreckt, bildet das Reich gegen Außen eine abgerundete Masse, mit geschlossener Gränze auch gegen Deutschland hin. Der Strom der Donau und die Lage des adriatischen Meers geben seinem Verkehr eine östliche und südliche Richtung. Alle anderen deutschen Staaten haben dagegen ihren Absatz nördlich und westlich zu su-

chen; so daß selbst derjenige Theil des Königreichs Baiern, welchen die Donau durchströmt, keine Ausnahme macht, weil das wichtigste Product dieses Landes, das Getreide, auch in Oestreich zur Genüge erzeugt wird. Daher ist eine engere commercielle Verbindung zwischen Deutschland und Oestreich weniger dringend, als selbst zwischen Deutschland und Frankreich. Daher sahen wir Oestreich um Handelsvereine mit deutschen Staaten nicht sich bemühen, während die wohlverstandene Politik Preußens ihre Verbindungen zu erweitern und fester zu begründen suchte.

Wie es nach dem Allem Oestreich möglich geworden, in commercieller Beziehung von Deutschland sich abzuschließen; so konnte ihm auch die Aufrechthaltung eines strengen Sperrsystems gegen den geistigen Verkehr leicht gelingen. Die östreichische Regierung mag in ihrer Lage deßhalb nicht zu tadeln seyn; ja von einem gewissen Standpunkte aus kann es für eine kluge Politik gelten, daß sie aus der vielartigen Mischung ihrer Völker den Gährungsstoff neuer Ideen entfernt zu halten sucht. Aber die Verhältnisse, aus welchen diese Politik entspringt, und die Triebfedern, wodurch sie bestimmt wird, stehen mit dem Bestand und mit dem Geiste der repräsentativen Verfassungen in Deutschland im entschiedensten Widerspruch. Daher ist es die Aufgabe der deutschen Regierungen, gegen jeden Einfluß, der von dorther versucht werden könnte, eine unerschütterliche Selbstständigkeit zu bewahren. Zwar werden diese auf das Princip der Souveränetät der einzelnen Staaten sich berufen, und nicht zugeben wollen, daß sie durch solchen Einfluß je sich bestimmen lassen; auch wird dem Einzelnen im Volke, welcher die verdeckten Wege der Diplomatie zu verfolgen außer Stande ist, die Führung des Gegenbeweises immer unmöglich bleiben. So lange jedoch die constitutionellen Regierungen vereinzelt dastehen, wird der Glaube an ihre Selbstständigkeit, — wie sehr man auch mit dem Begriff der Souverainetät nach allen Seiten kokettire, — in

die öffentliche Meinung nicht übergehen; und neben dem östreichischen Cabinet würden noch andere Höfe, als die von Lichtenstein, Schaumburg, Reuß, Waldeck u. dergl., ihre Selbstständigkeit vergebens versichern. So wird das Vertrauen zwischen Volk und Regierungen, die Seele der repräsentativen Verfassung, vernichtet und so lange vernichtet bleiben, bis die einzelnen constitutionellen Staaten zu einer Macht sich verbinden, die auf das ganze constitutionelle Deutschland und auf eine gemeinsame Vertretung seiner Bewohner sich stützt.

Die Aufforderung hierzu liegt nicht bloß in der Nothwendigkeit, sich die Selbstständigkeit der inneren Politik zu bewahren, sondern in nicht geringerem Maße auch in den Verhältnissen zum Auslande. Während Oestreich, was die materiellen Interessen Deutschlands betrifft, theilnahmlos sich abschließt, während es den Geist, der Deutschland belebt und durchdringt, von seinen Gränzen abwehrt, bleibt ihm doch ein großer Vortheil aus seiner Verbindung mit Deutschland. Es wird stets auf die Macht des Bundes sich stützen, sobald ein Krieg, in welchen es als europäische Macht verwickelt würde, sein deutsches Gebiet bedroht. In einem Kriege mit Frankreich, dessen nächster Schauplatz Italien wäre, hätte der Bund mit den deutschen Landen dem östreichischen Cabinete zugleich die Benutzung aller Hülfsquellen in Ungarn, Illyrien, Siebenbürgen und Gallizien zu sichern; in einem Kriege gegen Rußland hätte er mit Deutschland auch Italien zu vertheidigen. Schon der Gedanke ist niederdrückend, daß für fremde Zwecke das Gut und Blut der Deutschen sollte geopfert werden können. Die Verbindung der deutschen Staaten bedarf daher einer Entwicklung, welche auch die Denkbarkeit dieses Falles ausschließt; und diese wird nur möglich, wenn erst die gemeinsamen Interessen und der gemeinsame Wille einer deutschen Nation durch ihre Vertreter sich kund thun.

Fassen wir die Zusammensetzung des Bundestags und

die Vertheilung der Stimmen ins Auge, so finden wir, daß schon jetzt die rein deutschen und constitutionellen Staaten sich ein beständiges Uebergewicht und hiermit der Entwicklung des constitutionellen Lebens die nothwendigste Garantie verschaffen können. Sowohl im engeren Rathe als im Plenum der Bundesversammlung ist ihnen die Entscheidung gesichert, sobald sie sich entschließen, stets in gleichem Sinne zu stimmen, indem jeder dieser Staaten, wenigstens bei wichtigeren und näher zu bezeichnenden Gegenständen, sein Votum vom Ausspruche der gemeinsamen Volksvertretung abhängig macht. Dann erst bilden die constitutionellen Staaten eine Macht, welche — durch das Vertrauen des Volks gehalten und gestärkt — auf sich selbst vertrauen darf. Bald wird diese Macht sich vergrößern und — etwa mit Ausnahme Oestreichs — alle Deutschen umfassen. Denn die Gewährung volksthümlicher Institutionen würde nun im nächsten Interesse der preußischen und hannöverschen Regierung liegen, weil sie die einzige Bedingung wären, sich selbst und ihrem Volke den Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands zu sichern.

Aus dem Allem geht unwiderlegbar hervor, daß die baldigste Gründung einer deutschen Reichsvertretung den bestehenden Verhältnissen nach ausführbar, zeitgemäß und dringend ist. Sie ist aber nicht bloß faktisch, sie ist auch rechtlich möglich, da ihr die Bestimmungen des positiven Staatsrechts, die Artikel der deutschen Bundesacte und der Wiener Congreßacte keineswegs entgegenstehen. Wie jeder einzelne Regent sein Votum beim Bundestage von der Meinung seines Ministeriums, seines Staatsraths, seiner Stände abhängig machen d a r f; so kann und darf er es auch der Entscheidung einer gemeinsam gebildeten Volksvertretung unterwerfen.

Aber stünde die Gründung einer deutschen Reichsvertretung im offensten Widerspruch mit unsern positiven Satzungen,

die Nothwendigkeit würde sie dennoch zu Recht machen. Die Ueberzeugung von dieser nothwendigen Einigung, — einer andern Einigung, als sie der Frankfurter Bundestag gibt, und als sie durch zeitliche Verträge zu Schutz und Trutz, oder Handel und Wandel, auf Monate und auf Jahre kümmerlich zugemessen wird — hat Deutschland durchdrungen. Schon lange ist jene Kleinstaaterei, — die große Reihe politischer Nullen ohne Werth gebende Einheit — zum Spotte des Volkes geworden. Ein deutscher König, als er jüngst den Grundstein eines Gebäudes legte, das dem Andenken aller verdienstvollen Deutschen gewidmet ist, hat den Wunsch ausgesprochen, daß — wie die Steine dieses Gebäudes — so alle Deutschen zusammenhalten mögen in der Stunde der Gefahr. Aber auch für ein einiges Deutschland ist bis jetzt nicht mehr als der Grundstein gelegt, und selbst jener Wunsch wäre bittere Ironie, dächte man nicht an das, was allein im Stande ist, die Erfüllung zu versichern und die vereinzelten Elemente zum Ganzen zusammenzufügen. Mit ernster Frage an die deutschen Fürsten hat ein deutscher Mann die Berufung eines großen Raths von Volksabgeordneten neben dem Rathe der fürstlichen Gesandten, als die laute Forderung der Nationalstimme bezeichnet *). Seine Worte, aus dem Herzen des Volkes gesprochen, sind zum Herzen gedrungen. Wir hoffen, daß er sie wiederholen wird in der ständischen Versammlung, deren Mitglied er ist; und daß sie allerwärts freudigen Anklang finden, wo deutsche Männer vereinigt sind, über das Heil ihres Landes zu berathen.

Alle wohlverstandenen Interessen, alle klar gewordenen Ansichten müssen ja in dem Gedanken an die volksthümliche Einigung aller Deutschen sich begegnen. Die Einen fordern die Bedingungen und die Sicherheit der materiellen Wohlfahrt; die Anderen vor Allem den Schutz der geistigen

*) S. Allgemeine polit. Annalen, V. Bd. I. Heft S. VI.

Interessen und die Freiheit um ihrer selbst willen. Ohne das vereinigende Band einer deutschen Nationalvertretung hätte Alles, was man für die Erhöhung des Nationalwohlstandes versuchen möchte, keine Bürgschaft der Dauer; es würde an dem Muth der Speculation fehlen, so wie an den Mitteln für allen höheren Aufschwung des Handels und der Gewerbe, und selbst die volle Freiheit des innern Verkehrs würde bald erkennen lassen, daß auch dieses ersehnte Gut seine besten Früchte nicht zu gewähren vermag, so lange es nicht durch die Kraft und den Willen einer deutschen Nation gegen äußere Feinde und gegen innere Willkür geschützt ist. Ohne das Band einer Nationalvertretung würde man unter der freisinnigsten Verfassung in jedem einzelnen Staate nur desto bitterer den Druck empfinden, der im Namen der Gesammtheit die Entwicklung derselben im Keime vernichtet; und die vollste Gewährung der Freiheit der Schrift und der Rede würde uns nur das traurige Recht geben, die Leichenrede am Grabe unsers Glücks und unserer Ehre zu halten; sie würde uns nur gestatten, die Schmach der Trennung lauter zu beklagen, sie würde dem Kranken nur die Mittel zur Heilung zeigen, ohne selbst ein Heilmittel zu seyn.

Die Einen fürchten den Ehrgeiz Frankreichs, oder sehen bedenklich auf die wachsende Macht Rußlands und auf die Gefahren, wenn erst Polen der Uebermacht seines Feindes erlegen ist. Die Anderen fordern eine Verbindung mit Frankreich, weil sie nur im Bunde mit ihm die freisinnigen Institutionen des eigenen Landes zu schützen hoffen; oder sie sehnen sich, Frankreich von Neuem einverleibt zu werden, weil sie nach den Vortheilen, nach der Sicherheit und nach der Ehre verlangen, die nur der Verein mit einer großen Nation gewähren kann. Eine deutsche Nationalvertretung würde uns stark genug machen, dem Ehrgeiz Frankreichs zu widerstehen; oder sie würde die Mittel an die Hand geben, uns in der Unabhängigkeit Polens die eigene Unabhängigkeit zu sichern.

Eine deutsche Nationalvertretung würde uns auch die Macht schaffen, unsere freisinnigen Institutionen auch ohne Frankreichs Hülfe gegen alle Welt zu schützen; und indem sie die deutsche Menge zur deutschen Nation macht, würde sie die Sehnsucht verbannen, die einen Theil unserer Mitbürger einem Volke mit fremder Zunge und fremder Sitte in die Arme führt.

Die Einen wollen, ohne alle Trennung in besondere Staaten, die unbedingte Einheit Deutschlands. Die Anderen fürchten die Centralisation, welche nach ihrer Ansicht in die freie Gestaltung alles Eigenthümlichen und Besonderen störend eingreifen und die reiche Mannichfaltigkeit in todte Einförmigkeit auflösen würde. Eine gemeinsame Vertretung des deutschen Volkes gewährt die wesentlichen Vortheile der Einheit, ohne die aus langer Trennung entsprungenen Gewohnheiten und Interessen zum unzeitigen und zweifelhaften Kampfe zu fordern. Eine gemeinsame Vertretung des deutschen Volkes sichert auch die Ausbildung alles natürlich Besonderen, weil dieses erst durch Unterordnung unter die Bedürfnisse und unter den Gesammtwillen der Nation das Recht des Nationalschutzes erwirbt.

Den Einen ist die aufopfernde Freiheitsliebe die höchste Tugend. Die Anderen preisen die hingebende Treue an die angestammten Fürsten. Eine deutsche Reichsvertretung ist die Frucht und der Hort der wachsenden Freiheit. Eine deutsche Reichsvertretung befestigt zugleich die alte Treue, weil sie neue Quellen der Liebe und des Vertrauens der Völker zu ihren Fürsten öffnet.

Die Einen wünschen den Frieden und glauben an die Erhaltung desselben. Die Anderen halten den Krieg für unvermeidlich, und wenn sie ihn wünschen, so leitet sie der Gedanke, daß erst der Krieg die Schwäche der Trennung fühlbar machen und eine innige dauernde Vereinigung herbeiführen werde. Die Gründung einer deutschen Reichsvertretung

gibt Deutschland in seiner eigenen Kraft die beste Gewähr des Friedens. Die Gründung einer deutschen Reichsvertretung geleitet ruhig und sicher an das gewünschte Ziel, wohin der Sturm des Kriegs zerschmetternd uns schleudern würde.

Du Volk der Deutschen, so halte denn fest am Gedanken deiner Vereinigung. Wie immer die Würfel fallen, das Gut bleibt jedes Opfers werth. Und ihr Machthaber in Deutschland, in deren Händen noch in diesem Augenblicke das eigene Geschick, wie das Geschick des Volkes ruht, — im Namen der jungen Freiheit und der alten Treue, im Namen des Friedens und der Ordnung, höret seine Stimme! Wir sind weit genug in der Zeit, daß man eine gemeinsame Vertretung der Deutschen nicht allzu frühe gewähren kann. Möge man aber auch den letzten Moment der kurzen Frist nicht versäumen, da sie noch gewährt werden darf, ohne daß vorher das Vaterland von neuen Schrecknissen heimgesucht und der Friede und das Glück von Tausenden zertrümmert worden ist. Die Geschichte der letzten Monate hat die ernste Warnung gegeben, wie jede Versäumniß in Erfüllung der zeitgemäßen Forderungen der Völker schwer gebüßt werden muß. Auch eine gemeinsame Vertretung der Deutschen wird nur auf die Gefahr hin verweigert, daß im gefährlichsten Augenblicke für die jetzt bestehende Ordnung eine desto stärkere Partei für die unbedingte Einheit Deutschlands sich bildet.

II.

Die Religion in Beziehung auf den Staat.

Von W. Pietsch, in Mainz.

Ueber den überschriebenen Gegenstand, dessen große Wichtigkeit nicht zu verkennen ist, liest man in den politischen

Annalen (April=Heft 1831) einen interessanten aus der Feder des Herrn Hofrath Weitzel geflossenen Aufsatz, in welchem viele richtige Ansichten, dagegen in der Hauptsache, wie es mir scheint, mehrere Irrthümer enthalten sind, denen ich glaube folgende Bemerkungen entgegenstellen zu müssen. Möchte die Erörterung, in die ich eingehe, meinem sehnlichsten Wunsche gemäß, in etwas zur Beförderung der Wahrheit beitragen!

Statt in eine stets für den Leser ermüdende Widerlegung specieller Angaben einzugehen, werde ich meinerseits suchen in gedrängter Kürze eine allgemeine Uebersicht des fraglichen Gegenstandes zu geben, und die Beziehungen und den Einfluß der Religion auf den Staat aus Vernunftgründen und den Lehren der Geschichte, so wie sich dieselben meiner eigenen Vorstellung darbieten, zu erklären.

Der wichtigste Einspruch, den ich gegen die von Herrn Hofrath Weitzel ausgesprochenen Ansichten mich veranlaßt sehe zu machen, betrifft die Behauptung desselben, daß der Glaube an Gott und die Religion ihren Ursprung hauptsächlich in dem Gefühl statt in der Vernunft habe. Ich will zwar nicht behaupten, daß die Religion nicht Sache des Gefühls seyn könne; dieß ist namentlich der Fall bei allen Völkern und Individuen, bei welchen die Vernunft und das Vorstellungsvermögen noch keinen großen Grad der Ausbildung erreicht haben und welche hauptsächlich mittelst sinnlicher Vorstellungen und mit Hülfe des Gefühls den Begriff der Gottheit aufzufassen vermögen. Eben so wenig ist zu verkennen, daß die Religion erst durch das Gefühl Wärme und Leben, so wie ihre volle Wirksamkeit erhält; allein gegenwärtig, nachdem die Cultur des menschlichen Geistes sehr bedeutende Fortschritte gemacht, die Vernunft und der Verstand eine große Ausbildung erlangt haben, dem Gefühl dagegen nur eine sehr untergeordnete Rolle in unserer geistigen Thätigkeit verbleibt, und die Befriedigung fast aller geistigen Bedürfnisse hauptsächlich von der Vernunft gefordert wird, erscheint das Gefühl allein als durchaus unzu-

reichend, um dem religiösen Bedürfniß der jetzt lebenden Generation Genüge zu leisten und die Befriedigung zu gewähren, die man in früheren weniger cultivirten, aber mehr vom Gefühl beherrschten Zeiten in letzterem finden mochte. Die in Verfall gerathene Religion kann gegenwärtig nur durch die Vernunft wieder in ihre Rechte eingesetzt und ihr dadurch allein ihre volle Wirksamkeit zurückgegeben werden. Nachdem die Vernunft im Menschen einen überwiegenden Einfluß über das Gefühl erlangt hat, gibt es außer ihrem Bereiche keine feste Grundlage mehr für die Religion. Die Vernunftreligion muß an die Stelle des religiösen Gefühls treten, da wo dieses verschwunden ist, oder muß es ergänzen, da wo es geschwächt worden ist, soll anders nicht die Religion im Allgemeinen ihrem Verfall und die menschliche Gesellschaft ihrer Auflösung entgegen gehen.

Wenn die abstracte Vernunft scheinbar mit Nachtheil gegen die antireligiösen Sophismen und den Unglauben ankämpft, so ist dieser Umstand nicht einem Mangel an Gründen der Vernunft, sondern der angenommenen falschen Stellung und dem ungünstigen Terrain zuzuschreiben, auf welches die Discussion über die religiösen Wahrheiten dadurch versetzt wurde, daß man offenbar die Gränzen überschritt, welche der menschlichen Vernunft, vermöge der eigenen Natur des Menschen, angewiesen sind. Die ganze Existenz des Menschen ist nämlich durch den seinem Körper angewiesenen Raum und die seinem Leben verliehene Dauer bedingt, d. h. der Mensch ist beschränkt durch Zeit und Raum. Auf diese Beschränkung gründet sich die Natur seines Wesens; daher die Unendlichkeit und die Ewigkeit Begriffe sind, die außerhalb der Bedingungen unserer Organisation und unseres Kraftvermögens liegen, und die wir deßhalb nicht aufzufassen vermögen und nie werden auffassen können. Nichtsdestoweniger hat man, von eiteln und vermessenen Hoffnungen irre geleitet, die Untersuchungen über die Gottheit an die Erkenntniß der Ewigkeit und

des Unendlichen geknüpft, und ist auf diese Weise in ein Labyrinth gerathen, in welchem man auf tausend Zweifel stieß und als nothwendiges Ergebniß den Atheismus fand.

In einem auf diesem Boden von der irregeleiteten Vernunft geführten Kampfe mußten nothwendig die antireligiösen Maximen den Sieg nicht allein über eine jede positive, sondern auch über die Vernunftreligion davon tragen. Bleibt aber die menschliche Vernunft innerhalb der von der Natur des Menschen angewiesenen, durch Zeit und Raum gebildeten Gränzen, läßt sie sich nicht verleiten in ein nur dem Gefühl offen stehendes Gebiet zu treten, wo ihr, vermöge ihrer Beschränktheit, die Mittel versagt sind, um zu einer richtigen Erkenntniß des aufgesuchten Gegenstandes zu gelangen, sucht sie dagegen nur in dem ihr zugedachten Gebiete den Begriff der Gottheit auf, ohne die Natur der letzteren ergründen und den Schleier aufdecken zu wollen, der dem menschlichen Auge die Ewigkeit und das Unendliche verhüllt und ihm einen Glanz verbirgt, den sein Blick nicht ertragen kann: so haben ihre Bemühungen allerdings den befriedigendsten Erfolg. Es bedarf hierzu von Seite der Menschen selbst nur eines geringen Aufwandes an geistiger Kraft: denn der Grundsatz, daß es keine Wirkung ohne Ursache, nichts Bedingtes ohne eine Bedingung und nichts Gegründetes (den Menschen) ohne einen Grund (die Gottheit) gebe, vermag gegenwärtig auch der schlichte Verstand aufzufassen.

Eben so faßlich ist der Begriff, daß jede Wirkung ihrer Ursache und das Gegründete seinem Grund entsprechen müsse. Erblicken wir demnach in Gott ein ewiges und vernünftiges, d. h. nach unabänderlichen Gesetzen der Zweckmäßigkeit, handelndes Wesen, wovon uns das ganze Universum mit seinen staunenswürdigen, zu allen Sinnen und unserem ganzen Auffassungsvermögen sprechenden Einrichtungen überzeugt: so müssen wir auch die Ueberzeugung schöpfen, daß den Menschen, — ein vernünftiges sinnliches Wesen, — nachdem er der Bedingun-

gen seiner Sinnlichkeit und seines irdischen Daseyns überhoben ist, ein künftiges nur der Vernunft gewidmetes ewiges Leben erwarte, in welchem die Tugend ihren Lohn und das Laster seine Strafe finden wird; denn die Vergeltung liegt gleich der Unsterblichkeit der Seele in der Vorstellung, die wir uns mittelst der Vernunft von der Gottheit und der göttlichen Gerechtigkeit machen müssen.

Diese einfachen Grundsätze einer Vernunftreligion, welche ich hier nur kurz andeuten konnte, scheinen mir in unserem Zeitalter allein geeignet, diejenigen in die Arme der Religion zurückzuführen, bei welchen die entwickeltere Vernunft Herr über das Gefühl wurde, und welche keine Befriedigung mehr in einer hauptsächlich auf das Gefühl gegründeten Religion findend, sich von dieser zum Unglauben oder zu dem in seinen Wirkungen fast eben so verderblichen Indifferentismus gewendet haben.

Da der Glaube an Gott und an ein zukünftiges Leben dem Menschen, als einzelnes Individuum betrachtet, unentbehrlich ist, um seine endliche Bestimmung zu erreichen, so folgt hieraus, daß er für die in gesellschaftlichem Zustand lebenden Menschen, d. h. für den Staat, nicht minder nothwendig ist; denn der Staat muß sich auf alle Interessen seiner Mitglieder gründen, wenn er überhaupt seinem Zwecke entsprechen soll.

Die Nothwendigkeit des religiösen Glaubens läßt sich indessen nicht allein aus dem höheren Zweck der Menschheit, so wie aus dem allgemeinen Staatszweck erweisen, sondern dieselbe gibt sich auf das deutlichste kund, wenn man in die Beweggründe eingeht, welche den Menschen, auch in seiner individuellen Stellung als einzelnes Mitglied des Staats, in seiner Thätigkeit leiten.

Die Thätigkeit des Menschen hat nothwendig, da er ein mit Vernunft begabtes Wesen ist, stets einen erkannten Zweck, ein Ziel, das er mittelst derselben zu erreichen strebt. Wenn die

die Menschen an ein zukünftiges Leben glauben, und an dasselbe den Lohn knüpfen, der sie für die ihrer Sinnlichkeit auferlegten Opfer erwartet, so erhält dadurch ihre Thätigkeit eine gleichlaufende nach demselben Ziel führende Richtung. Alsdann herrscht Harmonie und Ordnung in allen ihren Bewegungen und Handlungen, der Staat erfreut sich der Gesetzmäßigkeit und die Civilisation macht schnelle und erfreuliche Fortschritte.

Die Sinnlichkeit und Gewalt der Leidenschaft werden zwar immerhin den Menschen auf Abwege führen, allein diese Verirrungen sind von kurzer Dauer; nachdem sich der Sturm der Leidenschaft gelegt, und sein Gesichtskreis erhellt, nachdem ferner das seinem Auge entzogene Ziel ihm wieder deutlich vorleuchten und die Vernunft die Sinnlichkeit beherrschen wird, wird er alsobald auf die nur augenblicklich verlassene Bahn zurückkehren, und die gestörte Harmonie wird schnell wieder hergestellt seyn.

Wie ganz anders verhält es sich aber, wenn dem Menschen jenes Ziel nicht vor Augen schwebt, wenn ihn kein lebendiger Glaube weder an Gott noch an ein zukünftiges Leben beseelt! — Sagen zu wollen, daß ihn schon allein das Gefühl seiner inneren Würde zu einem tugendhaften Lebenswandel antreiben müsse, ist eine durchaus irrige Behauptung; denn die Vernunft setzt, wie schon gesagt, stets einen Zweck voraus, und ist vor Allem an der Zweckmäßigkeit erkennbar. Wenn dennoch Menschen, die dem religiösen Unglauben oder dem Indifferentismus anheim gefallen sind, einen tugendhaften Lebenswandel führen, was übrigens zu den seltenen Erscheinungen gehört und nie vollständig nachgewiesen werden kann, so ist diese Erscheinung durch die Angewohnheit religiöser Sitten und deren Einfluß zu erklären, die sich bei einem ganzen Volke so wie bei einzelnen Individuen noch lange erhalten und auf alle Bewohner, gerade in Folge der so mächtig wirkenden Gewohnheit, ihren Einfluß äußern, wenn auch be-

reits schon viele derselben vom Unglauben oder Indifferentismus befallen sind. Inzwischen vermag die angeborene Sitte dem Strom der Zeit nicht lange zu widerstehen, nachdem die Grundsätze, die sie erzeugt haben, untergraben sind.

Doch auf den Grundsatz zurückkommend, daß der Mensch, als vernünftiges Wesen, ohne einen bestimmten Zweck im Auge zu haben, nicht handeln könne, bleibt mir noch übrig folgende Bemerkung beizufügen. Entweder ist der gedachte Zweck auf ein zukünftiges Leben gerichtet und dadurch die Ausübung der Tugend und die Gesetzmäßigkeit gesichert, oder der Lebenszweck beschränkt sich, in Ermangelung des Glaubens an Gott und die Unsterblichkeit der Seele, auf den Sinnengenuß und das irdische Wohlleben, denn einen dritten Zweck gibt es nicht. Im letzteren Falle haben die Menschen in ihren Handlungen kein allgemeines und einziges Ziel vor Augen, noch hat folglich ihre Thätigkeit eine gleichlaufende Richtung, wodurch allein Harmonie und Ordnung in der menschlichen Gesellschaft gesichert werden, sondern es gibt so viele Ziele der menschlichen Thätigkeit, als es Familien oder vielmehr persönliche Interessen und Individuen gibt, von welchen letzteren ein jedes sich ausschließlich von dem Eigennutz leiten läßt, dessen Beförderung der einzige Zweck der menschlichen Thätigkeit wird. Unter diesen Verhältnissen erhält die Thätigkeit der Menschen, statt einer parallelen, eine divergirende Richtung, und die Bewegungen des Einen greifen nothwendig in den Kreis der Thätigkeit und die Rechtssphäre des Anderen ein.

Gegen diese Eingriffe gewährt bald, nachdem die Angewöhnung des sittlichen Handelns verschwunden ist, das Schwert der Gerechtigkeit keinen Schutz mehr; denn die Gerechtigkeit selbst muß verschwinden, nachdem der Glaube an Gott und ein zukünftiges Leben erloschen und kein vernünftiger Grund mehr vorhanden ist sie zu üben. Die Rücksicht des allgemeinen Wohls allein ist außer Stand, wie die Geschichte lehrt, die Gerechtigkeit unter den Menschen zurückzuhalten; denn ein

jeder ist geneigt, das allgemeine Wohl dem ihm weit näher liegenden persönlichen Interesse aufzuopfern. In einem Staate ohne Religion geht bald das Schwert der Gerechtigkeit in die Hände des Eigennutzes über, und außer dem Rechte des Stärkeren gibt es daselbst kein anderes Recht mehr, so wie denn die Tugend, in Ermangelung der Religion und Moral ihren Charakter verliert, und sich in eine bloße Geschicklichkeit im Handeln verwandelt.

Sobald in einem Staate die Religion und mit ihr die Rücksichten auf das allgemeine Wohl verschwinden, vermehren sich die Parteiungen, und an die Stelle des Patriotismus tritt der Indiviudalismus, der mit der Auflösung aller Familienbande, mit der gränzenlosesten Anarchie und dem Untergang der Gesellschaft endigen würde, wenn nicht die Vorsehung in der Vernunft dem Menschen ein sicheres Rettungsmittel aufbewahrt hätte, mit dessen Hülfe er bald wieder zur Wahrheit und in die Arme der Religion zurückkehrt. Die Geschichte aller Zeiten bestätigt diese trostvolle Behauptung.

Zum Schluß sey es mir vergönnt des Einflusses zu erwähnen, den gegenwärtig die religiösen Wahrheiten auf die Völker und namentlich auf die gebildeteren Classen ausüben, welche letztere zu allen Zeiten dem politischen Leben den Impuls und der Volksthätigkeit ihre Richtung gibt. Diese Nachforschung führt zu keinem erfreulichen Resultat. Namentlich macht in Frankreich einerseits der Unglaube und Indifferentismus und andrerseits der Aberglaube und Obscurantismus Fortschritte, welche alle aufgeklärten Freunde der Civilisation mit ernsten Besorgnissen erfüllen müssen. Diejenigen, welche in der Vernunft und den Lehren der Geschichte die Ueberzeugung geschöpft haben, daß die Religion und Moral unzertrennlich von der Freiheit sind, und daß letztere nur unter dem Schutz der daraus erwachsenden Gesetzmäßigkeit gedeiht, können unmöglich von dem in hohem Grade irreligiösen Frankreich das Heil der

Menschheit erwarten, sondern müssen von diesem Staate das Aergste für die wahre Aufklärung und Freiheit befürchten. *)

III.

Politische Literatur.

Neueste Flugschriften der Deutschen.

Angezeigt von Julius Velox.

A. Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Von E. M. Arndt. Leipzig bei Weidmann. März 1831.

B. Demagogie, Aristokratismus, Jesuitismus, und die neuesten Revolutionen. Ein Abschiedswort an das Jahr 1830 nebst Bemerkungen über das demagogische im preußischen Agendenstreite, so wie in den Machinatinoen der sogenannten Evangelischen. Neustadt an der Oder bei Wagner. 1831.

C. Von Staat und Kirche. Ein Beitrag zum Besserwerden in Beiden. Allen Regierungen und deren Organen in Staat und Kirche, wie nicht minder den

*) Die Redaktion der politischen Annalen wird — gemäß ihrer bereits in der Ankündung ausgesprochenen Grundsätze — sich niemals weigern, auch Gegenansichten zu den in ihren Artikeln aufgestellten Ansichten in ihre Blätter aufzunehmen, weil durch mehrseitige Beleuchtung nur die Wahrheit gewinnen kann. Der voranstehende Aufsatz übrigens enthält minder eine Gegenansicht als den Versuch einer nähern Verständigung, und — die Schlußäußerung abgerechnet — dürfte der Vergleich zwischen beiden Herren Verfassern wohl nicht sonderlich schwer zu vermitteln seyn. A. d. H.

Völkern wohlwollend zugeeignet beim Beginne des Jahres 1831. Neustadt an der Oder bei Wagner. 1831.

D. Deutschlands Vergangenheit und Zukunft, die Gefahren, welche ihm drohen, und die Mittel, denselben zu begegnen. Ein Wort der Zeit, des Friedens und der Einigung an die Regierungen und an die Nation. Von Dr. Ernst Münch. Motto: Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit. Nicht ohne tiefen Schauer greift der Mensch In des Geschicks geheimnißvolle Urne. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Haag, bei Gebrüder Hartmann. 1831.

Mit Recht wendet man auf Flugschriften ein schärferes Augenmerk. Sie scheinen hinzudeuten auf ein augenblickliches Bedürfniß; sie beabsichtigen einen augenblicklichen Zweck. Sie wollen etwas bewirken, was ihre Vettern und Basen, die Tagblätter und Monatschriften nicht durchzuführen vermögen. Die Zeitungen und Wochenblätter sind verbraucht, liegen überall beschmutzt umher, machen kein besonderes Aufsehen, und fordern, daß man suche, wo etwa das Rechte steckt, weßwegen Oken Hand und Ohr einführte. Flugschriften dagegen erwecken schon Neugier durch ihre Erscheinung, sie haben oft einen anlockenden Umschlag, man druckt sie mit größerer Schrift, sie machen keinen Pack, sondern einen fingervoll, denn sie behandeln nur Einen Gegenstand. Dazu kommt, daß Regierungen dieselben durch ihre Trabanten und Satelliten bisweilen herausgeben; dann arbeiten für schnellen Absatz mit großem Eifer die Buchhändler und Buchtrödler, weil sie die Abdrücke auf die vortheilhaftesten Bedingungen erhalten, und in einigen Monaten den Gewinn mit diesen Tagfliegen verlieren. Solchen Schriften setzt man gern einen allbekannten Namen vor, wie Arndt und Münch; oder man läßt durch das Dunkel der Ungenanntheit einen geheim-

nißvollen Glanz schimmern, wie einst Herr v. Kölle und Freiherr v. Hormayr.

In dem jetzigen Zeitpuncte (Frühling 1831) bemerken wir in Deutschland mehrere Flugschriften und Tendenzartikel, als seit sechzehn Jahren erschienen waren. Unter den Tendenzartikeln bemerken wir vorzüglich in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung die vaterländischen Briefe und die Blicke auf Europa; worauf wir bei einem andern Anlasse zurückkommen. Die vier jetzt anzuzeigenden Flugschriften repräsentiren die Interessen eines gewissen Staates in Politik, Polizei, Liberalität, Allianz. Verdacht und Haß wider Frankreich leuchtet überall hervor; Kälte oder Angst in Rücksicht auf Oestreich zeigt sich an vielen Orten; Bewunderung und Stolz in Rücksicht auf Preußen erblickt man oft in der Schriftstellerwelt. Es verdiente eine genaue Erörterung, ob diese Gefühle und Ansichten der Schriftsteller eben so sich verhalten beim Volke in den höchsten, hohen, mittleren und unteren Ständen, nach den vier Gegenden des nördlichen und südlichen, des östlichen und westlichen Deutschlands, oder nach den vier Strömen des Rheines und der Donau, der Elbe und der Oder. Die größte Verschiedenheit herrscht in den Gauen nach Vorliebe und Beurtheilung bei Oestreich und Preußen. Die Schriftsteller scheinen offenbar für die letztere Macht, weil diese größere Auszeichnung und größere Preßfreiheit dem Gelehrten gewährt.

A. Die erste Schrift ist von Arndt. Seine mächtige Sprache hatte einst so viel beigetragen zum Aufstande der Deutschen gegen die Franzosen. Er hält schon wieder nothwendig einen Schlachtruf und Trompetenstoß à la Lützow und Körner. Er sagt mit höhnendem Scherz, aber finsterm Ernste: „Besser den Wolf, der reißt, als den Fuchs, der gleißt. Wir hatten das Füchslein vor sechzehn Jahren in den Eisen, und es war mit Schwanz und Klauen fest; es gebärdete sich

aber so freundlich unschuldig, so liebenswürdig reuig, wie jener alte Bewohner von Schloß Malapart, der gelobte Pilgrimacier zu gehen, daß wir es heraus ließen, und daß es kaum ein paar Schwanzhaare im Stiche ließ. Nun ist es wieder da, und macht sich mit seinen alten Künsten wieder lustig, und schwänzelt und füchselt umher, wo und wen es überlisten könne. Darum habe ich es an der Zeit zu seyn erachtet, auf seine Künste und die Gefahren hinzuweisen, welche uns daraus drohen können. Ueber Anderes hatte ich jetzt nicht zu reden; denn so steht es, daß Alles, was Deutsch heißt, und Deutsch seyn und bleiben will, in diesem Augenblicke kein anderes Gefühl, keinen andern Gedanken haben soll, als dem gaukleriscchen und gefährlichen Wälschen, wenn er Unheil will, auf das muthigste und tapferste zu begegnen. Ich bin mir bewußt, nur immer den Einen Aufruhr gepredigt zu haben, den ich leider jetzt wieder predigen muß, den Aufstand gegen wälsche List, Habsucht und Uebermuth. Als eine ehrliche deutsche Stimme — denn weiter habe ich nie etwas seyn wollen — als eine Stimme auch, welche die Willkür der Tyrannei nicht minder verdammte, als die Wildheit der Pöbelherrschaft, bin ich von den Guten und Tapfern meines Volkes vernommen und gebilligt worden. Diese ehrliche Stimme hört auch jetzt ihr guten Deutschen; hört auch ihr sie, die mit Recht oder Unrecht von den gewaltigen Erschütterungen des Augenblicks bewegt sind. Höret sie, erkennet euch selbst, wo ihr steht und wo ihr stehen sollt, vergesset alles Einzelne, alles Besondere, vergesset jegliche Klage, Plage, Unbill und Zwietracht, fühlet, denket, wollet nur das Eine, was Noth ist, Deutschland und Deutschlands Ehre und Namen. Gott lasse uns nicht beschämt werden von den Schlechteren und vor den Schlechteren! Gott beschirme und bewahre das liebe Vaterland!"

Wie in dieser Stelle wechseln in der Schrift eine gewisse **Würde des Gefühls**, und eine gewisse **Gemeinheit des**

Digitized by Google

Ausdrucks. Einmal ruft der Verfasser in seltsamem Widerspruche aus: „Wer hat euch zu Erben eingesetzt der Rheinlande, ihr Franzosen, oder ihr Urenkel der Franken, oder ihr Neufranken, wie ihr euch zuweilen mit Stolz nennt? Denn solcher Stolz wandelt euch doch mitunter an, als sey aus den Wäldern und Sümpfen des alten Germaniens euer Bestes und Tapferstes weiland in Gallien eingewandert; wer hat euch zu Erben eingesetzt der Lande um Rhein, Maas, Mosel und Schelde? Die rechten Erben, die ächten Enkel eurer Altvordern, die Enkel der Allemannen, Franken, Katten und Sachsen wohnen noch heute in diesen schönen Landen, an Art, Sprache und Sitten, an allen Zügen ihres äußeren und inneren Wesens deutsche Menschen. Wie schön würde das alte Germanien stehen, und nie würde es bis zur letzten Fetze zerrissen werden, wenn mit euerm Rechte die Enkel der ausgewanderten und verlorenen Söhne wieder kommen, und ihr Erbtheil fordern wollten, einer Verjährung von tausend und fünfhundert Jahren zum Trotz? Lauter Fratzerei und Gaukelei einer Habsucht, die der Lüge als Eidgenossin nicht entbehren kann!“

Die alten Ansichten Arndts von dem Rhein als Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze, von der Sprache als Scheidewand der Völker, von Jura, Vogesen und Ardennen als Gränzsteine zwischen Frankreich und Deutschland werden wieder vorgebracht. Herr von Kamptz zu Berlin und Graf von Sedlnizki zu Wien und Herr von Schenk zu München werden Manche der Aeußerungen hoch billigen; doch auch da und dort Anstand finden und Anstoß. Arndt ist trotz seiner neuen Legitimität ein alter Deutschthümler. In Rücksicht auf Belgien sagt er wieder mit einem seltsamen Widerspruche: „Wir hoffen und meinen, daß, wenn auch die nördlichen und südlichen Niederlande als zwei besondere Staaten für immer getrennt werden sollten, doch ein Fürst aus dem Hause Oranien, aller souveränsten Volkssouveränetät zum

Troß, auch in dem abgetrennten südlichen Theile wieder der Herr werden müssen; denn Ludwig Philipp von Frankreich ist nur unter dem Titel anerkannt, daß er ein Bourbon war, und zwar das Haupt der nächsten Linie nach der älteren entthronten, und man muß den heillosen Brauch bei den Völkern nicht einreißen lassen, Könige und Fürsten gleich alten vertragenen Kleidern mit frevler Willkür abzuthun, bloß weil sie ihnen nicht gefallen; denn solches den Völkern selbst in der Regel verderblichste Unheil ist nur als letzte Nothwehr zu dulden, wenn ein Caligula oder Michel, und wer sonst alles Heilige und Menschliche unter die Füße tritt, und sich durch Tollheit und Wütherei aus dem Menschen- und Christenrechte herausgesetzt hat.“ Freigesinnte Männer können mit diesem Grundsatze und seiner Anwendung sich nicht einverstehen. Wie würde aber ein Schmalz oder Genz oder Görres diese Stelle als gewissenhafter Censor beurtheilen? Wo fängt das Recht der Nothwehr an? Wer beurtheilt sie? Soll das Volk Richter in eigener Sache seyn? Konnte man Nothwehr anwenden auf Karl von Braunschweig, warum nicht gegen Franz von Modena? Das Erste mochte der Bundestag zu bösem Beispiel billigen; aber das Letzte gestattet nun und nimmermehr der tieferblickende Kaiser von Oestreich kraft seinem Hausrecht.

Ueber die jüngste Freiheit der Juliustage denkt der Verfasser sehr unglimpflich; sie erscheint ihm als bestandlos für Frankreich, als gefahrdrohend für Europa. Er äußert sich darüber schreiend wie ein altes Weib im Zorn, und buhlerisch wie eine junge Metze in Lust. Doch der Leser möge selbst urtheilen! — „Wälsche! wir betrachten euch einmal. Da erscheinen die Ersten, die mit Recht unverbesserliche Affen und Kinder heißen müssen, gutmüthige, aber auch völlig alberne Schwachköpfe, welche die hohlen und gefährlichen Theorien, deren Nichtigkeit die Geschichte aller Zeiten, und am meisten die französische Verwirrung von 1790 bis 1800 genug

erwiesen haben sollte, immer von Neuem wieder hervorholen, und uns Ideale von Menschlichkeit, Freiheit und sogenannten (wenigstens vorsündfluthischen) Menschenrechten aufstellen, die viel zu hoch sind für diese Erde und diesen Menschen, dessen irdisches und thierisches Element sie im heiligen Eifer dabei immer übersehen. Diese gutmüthigen und kindischen Thoren haben ihren Großpapa in dem alten Lafayette (den ich gern einen guten Mann nennen möchte, könnte ich ihn nur einen verständigen nennen), diesem wirklich liebenswürdigen Greise, der seine Grundsätze länger als ein halbes Jahrhundert in ihrer ganzen Beständigkeit bewiesen hat, über den aber doch ein jüngstes Wort Talleyrand's nicht vergessen werden wird: „es ist eine alte Lampe, die erlischt und stinkt." — Wenn unter diesen Ersten, so wie wir ihren Anführer für einen ehrlichen Thoren halten, manche junge und alte Thoren sind, so gibt es eine zweite zahlreichere Partei, welche von einem unreinen fanatischen Eifer für die Freiheit besessen ist, die sie durch alle möglichen Mittel mit einer wilden Leidenschaft bis an die äußersten Enden des Erdballs verbreiten möchte, ohne sich darum zu kümmern, wie viel Blut, Mord, Elend und Schande sie über sich und andere bringen. Sie sind die blutigen Jesuiten und die Propagandisten dieses prangenden Bildes der Republik, das inwendig eine Leiche, auswendig mit den schimmerndsten Farben geschmückt ist. Diese tollen Schwärmer rufen dem unglücklichen durch alle seine Leidenschaften und Neigungen nur zu sehr zur Thorheit und zum Tande hingezogenen französischen Volke täglich und stündlich zu, wie großmüthig, edel, tapfer, uneigennützig, menschlich, unvergleichlich es sey, wie sehr der freiesten, menschlichsten, edelsten Verfassung auf Erden würdig. Sie rufen: Frisch vorwärts! Frisch vorwärts! Wir dürfen keinen Augenblick stille stehen; wir müssen die letzte herrliche Umwälzung des verflossenen Julius vollenden. — An diese beiden Brüche des großen Volkes schließen sich die Bösen an. Unter die-

sen meine ich die schlimmen Reste, deren Götze noch immer die Art des großen Napoleonischen Kaiserreichs ist, die schlimmen Reste jener Sklaven und Trabanten, die durch alle Zettelungen und Parteiungen der früheren Umwälzungen frei und listig durchgeschlupft, und dann von Napoleon in die große Schule genommen sind. Diese reden laut und zetteln leise, immer aber mit einer gewissen Kunst und List, wo sie wenigstens ihre Hintergedanken noch ein wenig zurück halten. Die französische Ehre, der Kriegsruhm des Heeres, die Würde und Majestät der großen Nation, die Wiederherstellung der Gränzen, welche ungroßmüthige Sieger ihr geschmälert, kurz, den Aufmarsch der Scheine und Klänge veranstalten diese tagtäglich, wodurch ein hoffährtiges Volk in Wildheit und Waffen zu bringen ist. — Höret, ihr Schüler und Genossen Napoleons, der euch noch immer der Unvergeßliche und Unsterbliche heißt; hört es, ihr Marschälle, Feldherren, Statthalter, ihr Intendanten, Ordonnanten, Lieferanten, und alle ihr andern Anten, deren Erinnerung uns mit Schauder und Grausen erfüllt, hört es, daß wir euch und eure Lehren, die ihr uns und Andern wieder mit Lug und Trug und mit Gewalt bringen wollt, von Herzens Grunde verachten und verabscheuen. — Wider euch erhebt sich zuerst das alte England, das keinen Augenblick still sitzen wird, sobald ihr euch untersteht, gegen Antwerpen, Mainz und Koblenz auslaufen zu wollen. Ihr wisset, was das bedeutet. — Zweitens ist Deutschland da langsames Entschlusses, langsames Rathes, weil es vielen Herren gehorcht; aber ich sage euch vorher, es wird das Deutschland der geschwindesten und gewaltigsten Thaten seyn, wie ihr es vor fünfzehn Jahren erfuhrt, wenn ihr frevelnd seine Gränzen überlaufen wollt. — Drittens hört von Spanien! von Spanien! mit Recht das Land des Schreckens für euch! Ihr lächelt, indem ich dieses edle Volk nenne, das sich in ihm selbst kaum bewegen kann; aber ihr lächelt wie der Fuchs, der in Waldesdickicht den Wolf

heulen hört; ihr wißt recht wohl, was jenseits der Pyrenäen auf euch lauert!"

Unbegreiflich ist es, daß Arndt als den vierten Gegner der Neufranken nicht nennt die Russen. Ohne die Russen hätten die Preußen und die Oestreicher den französischen Adler nicht besiegt; ohne die Russen wäre die Befreiungsschlacht von Leipzig nicht geworden; ohne die Russen wäre die Restauration nicht gelungen; ohne die Russen hätten die Deutschen ihr Niederland und Rheinland nicht wieder erobert. Rußland ist also das Heil von Europa gewesen! Rußland war auch jetzt schon wieder bereit zur Rettung! Oder fürchtet vielleicht Herr Arndt vom Norden die Despotie und die Cholera? Ein wahrer Mann trotzt auch der Knute und dem Bauchweh!

Aber ganz außerordentlich ist die Bescheidenheit, womit der Verfasser sich den Diplomaten gegenüber aufstellt; die Einbildungskraft, womit er vom Deutschmachen der Niederlande spricht; und die Wissenschaftlichkeit, womit er die Stammverwandtschaft der Belgier mit uns Deutschen beweiset. Es heißt: „Was sagten und bekannten wir andern, wir verständigen und hellsichtigen, und für die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes begeisterten Deutschen? Wir sagten: freilich sind die burgundischen Lande uns in mehr als Einer Beziehung etwas fremdartig geworden, sie haben sich schon lange vor der Franzosenzeit nicht mehr in Deutschland, und nur leise an Deutschland gefühlt; aber sie sollen und müssen wieder mehr deutschartig werden, weil in Deutschland sonst nicht sicher gewohnt werden kann, da sie unsere südwestlichen Gränzen gegen Wälschland ewig werden decken müssen. Behalten wir sie bei uns, ziehen wir sie fest an uns, so werden sie wenigstens in zwei Menschenaltern durch den frischen jungen Sinn und Geist unseres Lebens, der in uns erwacht ist, und weiter in uns pulsiren wird, den germanischen Keim und die germanische Sprache, die in ihnen leben, wieder muthig und fröhlich aufleben fühlen; sie werden sich mit uns

fühlen, sich in uns fühlen und empfinden, und endlich in Freuden in und mit uns fühlen und seyn. Und das ist nicht bloß die Meinung des Deutschen, der für die Ehre und Sicherheit seines Vaterlandes heiß fühlt, und heiß spricht und ficht; es ist nicht bloße Ansicht des politischen und patriotischen Deutschen, sondern auch die des Naturkunders, Sprach- und Geschichtforschers. Flandrer, Brabanter, Limburger, und die Deutschen im Luxemburgischen und Lüttichschen, wer wird sich unterfangen, sie Bastarde und Halblinge wälschen Ursprungs oder wälscher Mischung zu nennen? Ich frage Jeden, der unter ihnen lebte nnd verkehrte, sind sie — wahrscheinlich die Urenkel der gemischten Sachsen und Franken — sind sie nicht schwerer, ernster, grüblicher, ungewandter, unbehülflicher als irgend andere Deutsche? Ich möchte fragen: Sind sie nicht fast deutscher als Deutsche?"

Wir verkennen in dieser Stelle keineswegs die Bescheidenheit, Einbildungskraft, Wissenschaft, Gemüthlichkeit und Possierlichkeit. Doch wagen wir eine ganz verschiedene Ansicht auszusprechen. Der Verfasser dieser Anzeige verweilte längere Zeit in Rheinland und Niederland unter solchen Umständen, wodurch er alle Stände, auch die hohen und reichsten kennen lernte. Niemals bemerkte er, daß die Belgier an Holland geschlossen, oder einem kleinen deutschen Fürsten zugetheilt, mit Preußen oder Oestreich verbunden werden möchten. Er hat sich fest überzeugt, daß wenn man alle selbstständigen Menschen, welche über fünf und zwanzig Jahre alt als Familienväter dastehn, und ihren Namen unterzeichnen können, mit geheim gehaltenen Zetteln abstimmen ließe, das entschiedene Stimmenmehr für einen Bund mit Frankreich ausfiele, gerade so wie in Elsaß und Lothringen, in Bourgogne und Franche-Comté, wenn man jetzt auf gleiche Bedingungen die Abstimmung vornähme. Auf diese Volksstimme sollte man bei Freiwesen mehr achten, als geschieht; der Volkswille von Freiwesen entscheidet und scheidet mehr als Berg und Thal,

Strom und Wald. Die Volksstämme am linken Rheinufer, an Maas, Mosel, Schelde wollen nicht Festungen halten, um eine Schutzwehr zu bilden, damit man (nach Arndt) in Deutschland ruhig leben könne; sie fühlen wohl, daß sie dadurch zum mißhandelten und beraubten Waffenplatz für zwei große Völker, die Altdeutschen und Neufranken, herabsinken. Was sich dort mit alterthümlichen Ansichten beim gemeinen Manne beschäftigt, meint, die Franken hätten unter allen Deutschen durch Geist und Kraft die größten Thaten vollbracht und den meisten Ruhm errungen, da sie im Abendlande den Sturm der Saracenen brachen, das Kaiserthum wieder herstellten, unter Karl dem Großen Bildung und Christenthum über den Rhein bis an die Elbe in die alte Heimath zurückbrachten, und sich so sehr auszeichneten, daß im Morgenlande man noch jetzt alle Abendländer Franken heiße.

Die Frage über Rheinland und Niederland haben wir in Rücksicht der Eingeborenen beantwortet. Aber es gibt noch drei andere Standpuncte für die Antwort, die neuzeitlichen Ideen, der deutsche Vortheil, das holländische Verdienst. — Frankreich, verbunden mit diesen Landen, wird erhaben über jeden Angriff des rohen Absolutismus, so daß es dasteht als eine feste Burg der civilisirten Liberalität. Steht in Freiheit die Freiheit des Volkslebens, der Verfassung, der Presse, des Gewissens, so steht sie für ganz Europa; steht dort die Gleichheit vor dem Gesetze und die Gleichheit des Verdienstrechts vor dem Geburtszufall, so steht sie als Vorbild für ganz Europa; fallen in Frankreich die unschätzbaren Kleinode der Menschheit, so sind beide für Europa verloren. — Deutschland, verbunden mit den in Frage gestellten Landen, wird ein Weilchen verschont, doch nicht wesentlich gestärkt; drei oder vier Fürstenhäuser schlagen darin ihre Wohnsitze auf; nichts geschieht mehr als jetzt für freisinnige und neuzeitliche Volkswortführung; nichts geschieht mehr als jetzt für Ausrottung der lehenmäßigen und mittelalterlichen Stand-

schaft; nichts geschieht mehr als jetzt für freien, allgemeinen Verkehr in Handelschaft und Gedankenreich, wenn sogar Herr von Gagern noch einmal am Bundestage für Luxemburg die Stimme führte. — Holland erwarb sich für Deutschland kein Verdienst seit seiner Vergrößerung; es erfüllte nicht für uns seine Vertragspflichten; den Ausdruck jusqu' à la mer deutelte es stets, und bis zu diesem Augenblicke höchster Bedrängniß nur bis an das Meer, nicht bis in das Meer; es schloß Luxemburg selbst an Niederland; und will es nun selbstisch wieder abreißen von Niederland; der König ist allerdings ein freigesinnter, ehrenwerther Mann, aber er selbst sprach zum Thronerben ein Wort, welches wir nicht nachsagen möchten gegen den Prinzen Oranien.

Wäre Deutschland vereint wie Frankreich, genösse es eine volksthümliche Selbstständigkeit, könnte es den Weltkampf für die Ideen wider die Knute führen, könnte es die Lattenkammer und den Prügelstock entbehren, Gott sey unser Zeuge! so würden wir ihm jede Vergrößerung bis zur ersten Rolle in Europa wünschen. Das große Kaiserthum, untergegangen unter einer Reihe mächtiger Königreiche und gewaltiger Fürsten scheint weder von der Schule, noch vom Volke vergessen; doch schwächte sich sichtbar im Ganzen die Nationalität, indeß der Provincialism der Stämme sich offenbar verstärkte. Der deutsche Bundestag in Frankfurt hat eine kaum vernehmbare Stimme in Weltangelegenheiten; er scheint sogar weniger zu bedeuten als der untergegangene Reichstag zu Regensburg, dessen erwähltes Oberhaupt den ersten Rang unter den Mächten einst einnahm, einen Platz, welchen Oestreich, als A in Autriche bezeichnet, jetzt behauptet. Oestreich führt das beständige Präsidium unter beständigem Lob und Dank und Preis; es ist der ehemals lästigen Wahlen, der Wahlbewerbungen und Wahlbedingungen für immer enthoben. Es entscheidet Alles, wenn Brandenburg (die geschichtliche und natürliche Opposition von

Nord gegen Süd, von Protestantism gegen Katholicism, von Neuaufstrebendem gegen Altgeformtes) seinen Widerstand aufgibt. Bei einer Entzweiung Oestreichs und Preußens läßt sich aus Mangel eines Vorgangs nicht bestimmen, wohin die Mehrzahl der 38 Stimmen fallen würde; doch kann Oestreich bei seinem Festhalten am Geschichtrechtlichen, Mittelalterlichen und Hergebrachten auf den Beistand rechnen der Fürstenhäuser, welche durch Geschichtrechtliches, Mittelalterliches und Hergebrachtes bestanden und bestehen. Auch kommen ihm Erinnerungen der römisch-kaiserlichen Vergangenheit so wie die Ueberlegenheit an Menschenzahl und Naturkraft zu statten.

Preußens Politik — hat geistreiche, feuereifrige, beredte Lobredner unter den Schriftstellern. Darunter zählen wir Herrn Arndt; er ist überdem ein wirklicher Biedermann, und beweiset eine unerschütterliche Ausdauer, welche um so löblicher erscheint, da die Welt glaubt, er sey von Preußen mit Undank belohnt und mit Verfolgung bestraft worden. Er sagt in seiner Sprache, welche so gemüthansprechend und hochwiederhallend, und doch wieder gemeinherabtiefversinkend ist: „Die hohe Freude habe ich wenigstens, daß der Staat, der in des Vaterlandes Gränzen mein Stolz und meine Zuversicht noch ist, daß Preußen an der leichtsinnigen, ja unsinnigen Verschleuderung der Länder und Pfänder des Volks und Reichs deutscher Nation nicht schuldig ist; daß es damals, als es galt, daß sie wieder ganz deutsch würden, im großen Sinn nicht nur litt und stritt, sondern auch aufforderte und ermahnte. An Preußen hat es nicht gelegen, daß den Franzosen damals für lange Zeit nicht Zaum und Gebiß, daß Metz und Straßburg mit Elsaß und Lothringen jetzt nicht deutsche Lande sind, und daß das unglückliche Belgien, mit welchem Gaukler und Buben ein unerhörtes politisches Ballspiel spielen dürfen, jetzt nicht ruhig und sicher ist. Hier muß ich ja wieder erinnern an den Neid und Streit der Vergangenheit. Möge die Gegenwart sich bloß die Lehre der

War-

Warnung und das Beispiel daraus nehmen, und alle Bitterkeit in den Abgrund der Hölle versenken! Nicht bloß Großbritannien (ich sollte sagen die Castlereagh's, Stuarts und dergleichen Etcetera) war neidisch, sondern es machte sich aus Kleinen und Großen (vielleicht Oestreichern und Sachsen und Hannoveranern?!) ein häßlicher Neid auf, als wäre es ein entsetzlicher Jammer, daß im Vaterlande irgend eine Macht mit selbstständig erhaltender und gebietender Würde dastände. Deutsche Macher und Zetteler liefen zusammen, und waren gegen Preußen die thätigsten und geschäftigsten, und drängten es nicht allein von der Maas weg, sondern wollten das liebe Niederland mit seinem jungen Königthum sogar bis über die Weser hinaustreiben, so daß Köln, Aachen, Trier, Coblenz, und auch meine Wenigkeit mit diesem Garten, wo ich dieß eben schreibend sitze (aber ich würde dann gewiß anderswo sitzen), das neue Reich außerhalb Deutschland noch hätten mehren sollen. Doch nicht mehr hievon! Es ist aus keinem Hasse gesprochen. Genug; Preußen ward durch die neidischen und dummen Macher und Zettler, die keine Herzen für ihr Vaterland hatten, und weder an Frankreich noch an Deutschland dachten, noch an Verhältnisse und Zustände der Völker, die ewiger sind als papierne Versiegelungen, die man freilich immer im Namen der Ewigkeit schließt, ganz von der Maas weggedrängt, unter dem süßlich schalkischen Titel und Vorwand, es bedürfe gegen das Niederland keiner Wehr; das werde mit ihm immer die gleiche Gesinnung wie den gleichen Vortheil haben. Preußen ward an seinen Gränzen und an der Thätigkeit und Gewerbsamkeit seiner Lande und Unterthanen vielfältig verkürzt und gekränkt; es ward von denselben Holländern, die es mit seinem Blute und seinen Schätzen der Tyrannei der Wälschen entrissen hatte, auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen unnachbarlich gehemmt und gesperrt."

Preußens Politik — wird allerdings gehemmt, gesperrt, verdächtigt, verläumdet, verwünscht von vielen

Kurzsichtigen im Volke, welche immer zum Ekel wiederholen, wie es einst Oestreichs Theresia um sieben Achtel von Schlesien gebracht, wie es dann in Deutschlands Kirchenbeutel für Baseler=Frieden und Demarcationslinie griff, wie es ganz Hannover für Gefälligkeiten von Napoleon sich geben ließ, wie es später Sachsen in Ermanglung des Ganzen wenigstens zur Hälfte bekam, was es vielleicht jetzt wünscht bei der Frage über Rheinland und Niederland. Aber die vorliegende Antwort Herrn Arndts zeigt ihn steif und fest, einst und jetzt ganz, im Dienste für — Preußens Politik.

B. Die zweite Schrift scheint herzurühren von einem Polizeimann. Dieser Mann ist ein Innigvertrauter von Satan, denn er weiß ganz genau, wie alle Teufel zusammenwirkten die Revolutionen des Jahres 1830 auszuschmiedeln. Die kleine Schrift mit den vielen Teufeleien macht gewiß dem Beherztesten bang. Wir Katholiken schlagen drei Kreuze, ✝✝✝, wenn wir den leibhaften Beelzebub gleich Polichinello erblicken in den vielen Gestalten, welche der Verfasser überschreibt als: Demagogen=Jünglingsbund, Männerbund, veränderter Operationsplan, Deutschthum, Jubelfest der Kirchenverbesserung, neue Liturgie, evangelische Rechtgläubigkeit, Hallische (nicht höllische) Denunciation, Aristokratismus, Liberalismus. Um's Himmelswillen! wer sollte glauben, daß man aus so schönen Ingredienzien in Preußen die Hexensalbe für Revolutionsbezauberung bereite!

Die Hauptgedanken des Ungenannten, welcher überall am Kopfe die Hörnchen, am Hintern die Schwänzchen wittert, und wirklich den rechten Teufel doch nicht zu kennen scheint in Deutschland, lauten, wie folgt. — Die Revolutionen des Jahres 1830, obwohl ohne äußeres ostensibles Haupt, und dem äußern Anscheine nach sich von selbst machend, waren doch weder blinder Zufall noch Werk des Augenblicks. Sie waren Nachwehen und Nachkömmlinge einer früheren Zeit, auf mannichfaltige Weise erhalten, genährt

und gesteigert, und ihr Erscheinen war so gleichmäßig und gleichzeitig, und ihr Operationssystem allenthalben so einfach und wohlberechnet, daß eine planmäßige Leitung, eine Abrede, Berathung und Vereinigung unläugbar ist. Weder das Beispiel Frankreichs, noch die Raubsucht des Pöbels, noch die dringende Noth der Zeit, noch endlich die Wünsche nach constitutionellen Verfassungen erklären diese Begebenheiten, welche nicht selten gerade bei völliger Arbeitfülle und bei mäßigen Preisen hervorbrachen. 2. Jene Revolutionen waren längst vorbereitet, und von fremder Hand durch Geld, Rathschlag, Abgeordnete bald offener, bald aus tiefem Dunkel bewirkt. 3. Damit stehen in Verbindung die demagogischen Umtriebe von 1821, welche zu Paris eingeleitet, nach der Schweiz und Italien verbreitet waren. 4. Wirksam war der auf den Universitäten entstandene Jünglingsbund aus der Burschenschaft von 1817 entstanden, und durch die Bundes=Centralcommission von Mainz untersucht. 5. Der Männerbund und das Comité Directeur wurden nie genau ermittelt, weil theils sehr wichtige Rädelsführer entflohen, theils Andere durch beispielloses Abläugnen wenigstens die juristische Ermittelung zu verhindern wußten; er konnte sich und seine Plane um so weniger aufgeben, je höher er stand und je tiefer er griff. 6. Allerdings hatte der Bund eine Erschütterung erlitten, die ihn wenigstens in seinen Wirkungen und Erfolgen vernichten mußte, wenn ihn nicht ein wesentlich veränderter Operationsplan rettete, und, obwohl auf anderem Wege, doch zum längst erstrebten Ziele führte; ich sage es offen und kurz heraus (so spricht der Satans=Socius), die Regierungen hatten nur ein aufmerksames Auge zu behalten, alles Auffallende zu vermeiden, und der Bund mußte innerhalb eines Menschenalters aussterben! 7. Auffallendes wußte der Bund aus möglichstem Dunkel auf möglichst allgemeine Erregung hinzuleiten; die erste Gelegenheit bot das Deutschthum dar; aber sein Enthusiasmus

verrauchte, da es im kurzen Befreiungskriege keine feste Stellung und keine nöthigen Canäle gewann. 8. Das dritthundertjährige Jubelfest der Kirchenverbesserung griff tief ein in Gemüthsaufregung, je weniger sich ein Wachsen an Frömmigkeit und kirchlichem Sinne — eine heilsame Frucht aus der Schule jahrelanger Drangsale — bei den Zeitgenossen verkennen ließ; damit standen die Theses von Harms und die Altonaer glossirte Bibelübersetzung in Verbindung. 9. Mehr als bloßes Vorspiel konnte und sollte vielleicht die neue Liturgie werden, durch welche der fromme König von Preußen das kirchliche Leben seiner protestantischen Unterthanen einerseits gleichförmiger und geregelter, andrerseits erbaulicher zu machen wünschte. Ich lasse das Dunkel, das über ihrem eigentlichen Urheber annoch schwebt, unberührt. Ich mache nur aufmerksam (immer spricht der Satans-Socius oder Polizei-Amtmann) auf die Art ihrer Einführung. Nicht sowohl die Sache, als vielmehr die Form konnte und mußte die nachtheiligsten Folgen haben, wenn nicht das innere richtige Gefühl des gewissenhaften Königs über die Rathschläge so mancher berufener und unberufener Rathgeber die Oberhand behalten hätte. 10. Die erwünschteste Gelegenheit zur Gemüthsaufregung bot dem Geheimbunde die als evangelische Rechtgläubigkeit immer entschiedener, anspruchvoller, und erfolgreicher hervortrende dogmatische Richtung; schon seit längerer Zeit ging sie in der protestantischen Kirche um; bald war sie mehr Scholasticismus, bald mehr Mysticismi, beides in gar verschiedenen Modificationen. Auffallend machten sich Grundvig und seine Schrei- und Leidensgenossen, besonders der jetzige Matator unter ihnen, Adjunct Lindberg. Dazu kamen des preußischen Professors Hengstenberg, Berliner evangelische Kirchenzeitung, und des bayrischen Pfarrers Brandt in Roth homiletisch-liturgisches Correspondenzblatt. So erschien der aus Königsberg nach Leipzig versetzte Professor Hahn,

der Berliner Professor Neander, und der hallische Professor Tholuck. 11. Der Evangelicismus dringt ins tiefste Mark und Bein der irdischen Verhältnisse. Ein neuer Lebensgeist durchströmt seine Anhänger. Gedanke, Wort und That, das innere wie das äußere Leben reißt er unaufhaltbar dahin. Als göttlich, ja als Gott selbst wird er betrachtet und beachtet. Die Evangelicisten werden von einem Geiste beseelt, der überall den Genossen zu finden und zu benutzen weiß. Da findet der Minister den armen Dorfpfarrer in den entferntesten Bergen und Waldungen. Da umarmt der Bischof und Professor den im Conventikel vorbetenden und vorlesenden Schneider und Schuster. Da deckt der Reiche und Mächtige die Veruntreuungen und andere Sünden des Bruders in Christo, um nicht offenbar zu werden an ihren Früchten! Eine Gesellschaft Jesu, der wahrlich nicht viel fehlt, zu einem vollständigen Jesuitenorden zu erwachsen! 12. Seitdem Seine Majestät der König von Preußen ungeachtet der mannichfaltigsten Verwendungen den Professor de Wette seines Amtes entsetzten, denuncirte man die Professoren Wegscheider und Gesenius durch den Landgerichtsdirector Gerlach so, daß Seine Majestät ihre Abweichungen vom kirchlichen Lehrbegriffe empörend nannte. Was war also wahrscheinlicher, als daß Er ernsthaftere Maßregeln gegen ein System ergreifen würde, das Ihm weder christlich noch evangelisch seyn konnte? Doch der Menschen Rath war nicht Gottes Rath. Der Anschlag auf den frommen Schirmherrn der evangelischen Kirche auf Preußens Throne schlug fehl. Der Herr erweckte (Gelobt sey Jesus Christ!) eine Stimme in der Wüste, eine Stimme, die mehr als unerwartet kam, eine Stimme, die bis zum Throne reichte, und diese kam von dem berühmten Professor und Kirchenhistoriker Neander zu Berlin."

Die vorstehenden zwölf Puncte nähern sich immer mehr einer preußischen Richtung. Nun folgen mehrere tiefe Blicke

in die Hauptrichtungen der Zeit. 1. Zuerst erscheint der Aristokratismus nach seiner theils weltlichen, theils geistlichen Richtung. Ich frage vor Allem: Hat sich nicht vielfach mehr Parteilichkeit für den Adel gezeigt, als man nach den Culturfortschritten unserer Tage, und namentlich nach den Anstrengungen in den Befreiungskämpfen vom französischen Joche hätte erwarten sollen? Haben ihn nicht selbst einflußreiche Staatsmänner, ungeachtet jener Erfahrungen als die eigentliche Stütze des Thrones betrachtet und behandelt? Ich sage es offen und kurz heraus, der Kastengeist ist wieder im Zunehmen. Und deßhalb kann ich mir's auch erklären, daß Graf von Moltke (vielleicht verwandt mit Kotzebue's fadem Grafen von der Mulde) noch im Jahre 1830 in seiner Schrift über den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande sogar einen gewissen Adel in den Classen und Individuen der Natur an- und zu Hülfe nimmt, welche man selbst durch künstliche Vorrichtungen zu steigern und zu erhalten suche, und daß er ohne zu erröthen, die Behauptung wagt, die gefeiertsten Namen der Geschichte hätten dem Adel angehört. (Wir fragen, wer erfand das Brodbacken, das Spinnen, den Weinbau, das Münzwesen, die Schrift, den Compaß, die Uhr, das Papier, den Druck; wer entdeckte, wer befreite Amerika? wer war Plato und Aristoteles, Homer und Sophokles? wer waren die größten Geschichtschreiber und Weltweisen alter und neuer Zeit? — und durch welche Vorrichtung entsprang ein Graf von Moltke?) 2. Die Art und Weise der Hierarchie läßt sich am kürzesten bezeichnen als jesuitisch. Und dieser Jesuitism ist die zweite Hauptrichtung, die ich hier nenne; es ist die unbedingte Unterwerfung unter den Willen der Obern. Sie nennen's unbedingte Ergebung in das Gebot Gottes; bei den Gegnern heißt's blinder Glaube und blinder Gehorsam. Die römischen Jesuiten finden die Stimme der Kirche und Gottes im lebendigen Repräsentanten, dem Bischofe zu Rom. Die protestantischen Je-

suiten finden die Stimme der Kirche und Gottes im Offenbarungscodex und in den Bekenntnißschriften. 3. Der **Liberalismus** ist die dritte Hauptrichtung. Es gibt eine wahre und eine falsche Freiheit. Neben dem Liberalism, welcher einer **freisinnigen Gesetzmäßigkeit** das Wort redet, gibt es noch eine Abart, welche für **gesetzlose** Willkür kämpft. In der Gegenwart sind beide Arten demagogisch. Beide wenden sich an das Volk; sie wollen das Volk herrschen machen, um im Volke und durchs Volk selbst zu herrschen. Beide gebrauchen die Stärke der öffentlichen Meinung, und beide benutzen jeden Fehlgriff der öffentlichen Macht. — Nach diesen letzten drei Puncten schließt der Verfasser: „Was im Jahre 1830 geschah, war weder Zufall, noch natürlicher sich selbst ergebender Hergang; es war planmäßige Leitung gewandter, einflußreicher und sicherer Hände.“ Ganz am Ende läßt er Luthern ausrufen: „Laßt uns Einmal das Land fegen und böse Buben austreiben!“ — Recht so! Wer aber sind die bösen Buben und das Auskehricht? — Darf man darunter zählen Polignac, Wellington, Calomarde, Michel und Consorten, Herzog Karl u. s. w. u. s. w.?

Preußens Polizei — kam in arges Gerede durch die frühere Redaction der Staatszeitung, obwohl auch die jetzige den russischen Wladimir-Orden erhielt. Sie erwies sich sehr thätig gegen revolutionäre Ideen. Gott segne sie in ihrer Thätigkeit gegen Cholera Morbus. Möge sie in politischer und polizeilicher Hinsicht die Russen abhalten von einem Zuge an den Rhein. Vielleicht sind die Bande der Innigkeit jetzt lockerer bei den steigenden Gefahren der Gegenwart; vielleicht wird eine kluge Polizei Meister über eine unkluge Politik. Vielleicht bringt man aus Haß gegen die liberalen Institutionen nicht die Brechruhr und den schwarzen Tod der Russen in die Länder der Bildung. Welches Recht hätten die Völker und Männer Deutschlands, um Frau und Kind gegen solches Uebel zu schirmen, sogar wenn Fürsten und Höfe Ruß-

lands Herzug gestatten? Diese stärkste Aufregung der Gemüther, und gewiß diese reichste Quelle zur Empörung behandelte der Verfasser dieser Flugschrift nicht. Er ist nicht Beelzebub, sondern Abbadona; darum wünschen wir ihm eine einträgliche Stelle bei — Preußens Polizei.

C. Die dritte Schrift scheint herzurühren von einem Liberalen. Die Aufsätze, welche hier vereint erscheinen, wird nicht der Augenblick verschlingen, weil sie Folgen eines langen Nachdenkens über Weltereignisse sind. Die Hofphilosophen von Berlin werden darüber die Achsel zucken als über Aufklärerei; aber diese wird eindringen ins Volk, und Licht verbreiten ohne Brand. Die Aufsätze stehen in folgender Ordnung.

Was sollen die Völker, und was sollen die Regierungen? Der Verfasser gehört zu den Anhängern der Reform; er ist wider Revolution und Reaction gestimmt. Die große Frage über Thronveränderung beantwortet er wie Pölitz. In dem Falle, wenn der rechtmäßige Regent selbst die Verfassung des Staates eigenmächtig und völlig umstürzen wollte, kann nicht der Gesammtheit des Volkes, sondern nur dessen rechtmäßigen Stellvertretern, wegen ihrer Theilnahme an der gesetzgebenden Gewalt, das Recht zustehen, den Regenten an die thatsächliche Verletzung der Verfassung und an die Folgen derselben zu erinnern, so wie im äußersten Falle — dafern, aller Vorstellungen und Beschwerden ungeachtet, die Verletzung der Verfassung fortdauerte, und wenn die Verfassung auf keine andere rechtliche Weise gerettet werden könnte — demselben den Gehorsam aufzukündigen, und den zwischen dem Regenten und dem Volke bestehenden Vertrag als aufgelöst zu betrachten. . . Diese Antwort ist gut für constitutionelle Staaten bei gänzlichem Umsturz der Verfassungen. Wie aber, wenn nur ein Haupttheil umgestoßen, oder das Ganze durch List vereitelt, oder die Volks-

wahl durch Hofränke verfälscht wird? Was gilt in despotischen Staaten, wo keine Verfassung besteht, die Forderung derselben mit dem Irrenhause oder Tode bestraft wird, und der Zwingherr etwa ein Wütherich ist, wie Tiberius, Claudius, Caligula, Nero? Wie, wenn ein Fürst unsinnige Gesetze gibt, oder unmenschliche Thaten vollbringt, und fremde Kriegsmacht gegen die eigenen Bürger herbeiruft? Hunderte solcher Fragen über Attila's und Dshengis-Chane, über Schah's Nadir und Sultane aller Art wirft die Welgeschichte auf, und das Völkerrecht gibt keine Antwort.

Die politischen Unruhen in Europa, namentlich in Deutschland im Jahre 1830. Der Herausgeber scheint hoch zu billigen folgende Ansicht Münchs. Die deutsche Nation will Eine Nation seyn, ein großer zusammenhängender, politischer Körper nach Außen mit einem kräftigen Central-Senate, mit einer Achtung gebietenden Bundesmacht. Sie will, daß Deutschland als solches wieder in die Reihe der Großmächte eintrete, aus der man es vertrieben hat. Dazu ist vor Allem nöthig, daß die Bundesacte revidirt, oder vielmehr, daß ein neuer germanischer Bund gestiftet werde. Das Präsidium desselben muß zu einer Art von Dictatur, in allen gemeinsamen, nationalen, völkerrechtlichen Beziehungen, in Folge freiwilliger Uebereinkunft aller übrigen Bundesglieder erhoben, und diese Dictatur an Preußen übertragen werden. Der Dictator oder Director, Protector, des Bundes muß ausgedehnte Vollmacht erhalten, in Zeiten der Noth, um bei Verhandlung europäischer Fragen handeln zu können; er muß eine Art Initiative bei Bestimmung aller Bedürfnisse des Bundes und der Mittel zu ihrer Befriedigung haben, das Organ desselben bei den übrigen Großmächten, und zugleich der Generalissimus der bewaffneten Macht sämmtlicher deutschen Staaten seyn... Was wird Oestreich sagen zu Preußens Dictatur, Organ und Generalat? Sind vielleicht die Kirchenvereinigung, der Handelsverein, und der

Russenbund Vorspiele des Planes, welcher frühere Andeutungen hat im Fürstenbund, im Baseler-Frieden und in der Demarcationslinie?

Katholicismus und Romanismus, oder, was verlangt der Zweck der Staaten und der Kirche? was fordert der Zweck der Menschheit? namentlich im neunzehnten Jahrhunderte? — Der Verfasser betrachtet den Romanismus als ein geistliches Sultanat, aber den Katholicism schildert er wörtlich wie Schneller in der Rede über den Zeitgeist. Der Katholicism ist eine Position von Glaube, Hoffnung und Liebe, welche als allgemein verständlich und allein beseligend für alle Alter und Stände, für alle Zonen und Zeiten, sich zuerst durch Gleichniß und Bildniß der Empfindung kund gibt, dann zu Gefühl und Kunstsinn übergeht, endlich durch Gedanke und Erkenntniß sich befestigt. Aber jeder wahre Anhänger dieses Katholicisms muß in sich ausbilden die Negation gegen den Pharisäism, Papism, Jesuitism u. s. w.; gegen diese muß er ankämpfen mit den Waffen des Wortes und Verstandes und mit dem Ernste der Wissenschaft; er muß sich bekennen zu den Grundsätzen des Protestantism's, insofern dieser geltend macht das Recht des Widerspruchs gegen jede Beeinträchtigung der Glaubens- und Denkfreiheit. Diesen Protestantism (ein Vorbild gesetzlicher Opposition im Staate) darf die evangelische Kirche niemals preisgeben den Feinden des Lichts und der Wahrheit, wenn sie nicht offen schimpflichen Verrath an der Sache des Christenthums und der Menschheit begehen will!

Das constitutionelle Leben, nach seinen Formen und Bedingungen. In unsern Tagen ist es ganz wesentlich den Unterschied festzustellen zwischen mittelalterlichen lehenmäßigen Ständen und neuzeitlichen bürgerlichen Volkswortführern. Die mittelalterlichen Rottenboroughs oder verfallenen Flecken gleichen nach unserer Ansicht auffallend den versunkenen Adelsgeschlechtern; auch sie sind wahre Ei-

devants, und Old-Sarum ist eins mit einem Herren-Von. Auffallend ist, daß Frankreich über den vierzehnten Artikel der Charte in Bewegung gerieth, und Deutschland über den dreizehnten Artikel der Acte in Unruhe sich befindet. Darüber urtheilt der Verfasser wörtlich wie Karl v. Rotteck, dessen Wort in That erscheint. Mit Nichten, sagt er, wurden in diesem Artikel 13 unter den Landständen jene veralteten Feudalstände verstanden, deren Charakter mehr in Unterdrückung oder Verhöhnung, als in getreuer Darstellung der Volkspersönlichkeit besteht, und welche mit dem Geiste der Neuzeit den schneidendsten Contrast bilden. Der Artikel hat das allgemeine Interesse der Völker, d. h. der staatsbürgerlichen Gesammtheiten, nicht aber den einseitigen Vortheil bevorrechteter Kasten und Corporationen zum Zwecke; denn wäre das Letzte, so wäre er eine Drohung, nicht eine Verheißung.

Von Censur und Preßfreiheit. Die Zusammenstellungen geben Denkstoff. Benjamin Constant: Die Presse ist das Wort im größeren Umfange, das Wort ist das Vehikel der Intelligenz, und die Intelligenz ist Herrin der Welt. Klüber: Gewalt, der Wahrheit zur Hülfe, ist unnütz, und wäre Schmähung der Natur und ihres Urhebers; Gewalt, dem Irrthume zur Hülfe, ist verabscheuungswürdiger Druck. Victor Keller, katholischer Pfarrherr bei Freiburg im Breisgau, Verfasser der ächten Stunden der Andacht, welche ein Römling zu katholiciren sich vermaß, um sie in Oestreich einzuschmuggeln, was doch nicht gelingen will: Gott gab uns Vernunft zum Denken, und wollte, daß sich unser Geist frei im Reiche der Gedanken bewege; was die Zunge dem Gedanken, das ist die Druckerei dem Worte; so wenig man dem Geiste verbieten darf, daß er Gedanken erzeuge, eben so wenig darf man die Zunge nöthigen, daß sie um Erlaubniß bitte für das Wort. — Censurvorschriften erscheinen uns wie Polignac'sche Ordonnanzen oder Madenesische

Cabinets-Ordres, oder Michaelische Auto-da-fe's, oder Conciliums-Scheiterhaufen von Constanz.

Vermischtes von Staat und Kirche. Noten und Notaten aus Müller's kanonischem Wächter und Zimmermann's evangelischer Kirchenzeitung. Diese beiden eifrigen Männer gehen auf zwei Wegen zum nämlichen Ziele. Sie wollen dort und da an der Stelle des Pharisäisms das Christenthum; dieß ist der alte Kampf, welcher sich immer erneut. Denn die Pharisäer haben vielerlei Namen seit neunzehn Jahrhunderten.

Lehren des Jahres 1830 für die Regierungen. *De Pradt:* Le genre humain est en marche et rien ne le fera retrograder. *Canning:* Liberty in politic and religion for the whole world. Beide verkündeten das frühere Wort für die spätere That.

Ansichten über die gegenwärtige Politik, und Blicke in die Zukunft. Der gelehrte und geistreiche Verfasser faßt scharf ins Auge den Norden und Süden Deutschlands, die Jahrbücher für Geschichte und Staatskunst von Pölitz, und die allgemeinen politischen Annalen seit ihrer Wiedergeburt durch Karl v. Rotteck. Von Sachsen bemerkt er das Wort des Cabinetsministers von Lindenau: „Nur damit, daß das monarchische Princip geheiligt und verstärkt werde, das aristokratische dagegen verschwinden möge, kann der Sturm einer aufgeregten Zeit beruhigt werden.“ Bei Bayern bemerkt er, daß nicht von Jesuiten die Rede war, als die päpstliche Bulle sagte: „Sua Majestas *aliqua* (wie viele und welche?) monasticorum ordinum utriusque sexus coenobia cum convenienti dotatione instaurari curabit.“ Frankreich und Polen werden beleuchtet. Rußland erwähnt er weder in Rücksicht auf Knute und Cholera, noch in Rücksicht der Allianz und Liberalität von Preußen.

Preußens Liberalität — erregt leider wider sei-

nen Vortheil einige Zweifel, da die Staatszeitung erklärte, die Liberalsten von Berlin hielten eine allgemeine, das ganze Königreich umfassende Verfassungs-Urkunde theils für unnütz bei der ganz unübertrefflichen Weisheit und Güte des Königs, theils für gefährlich in diesen Zeiten der Zerwürfniß und Aufregung. Auch Schleyermacher erklärte offen, er und die Liberalsten in Berlin hegten keinen höhern Wunsch, als unter dem Schutz und Schirme des Königs ein geruhiges Leben zu führen, und dem Ziele christlicher Vollkommenheit allmählich ein wenig näher zu rücken. Trotz dem jetzt bebänderten Zeitungsschreiber und trotz dem jetzt bebänderten Professor, welchem nicht die Regierung, sondern nur sein Arzt einst die öffentlichen Vorträge verbot, wünschen wir, daß diese zu Frankfurt an der Oder erschienene Schrift von Staat und Kirche das ächte Bekenntniß sey — für Preußens Liberalität.

D. Die vierte Schrift ist von Dr. E. Münch. Die Persönlichkeit und Schriftstellerei dieses Mannes bleibt immer anziehend, obwohl man eine große Veränderung in dem Humor der ersten und in der Tendenz der zweiten bemerkt. Münch, welcher zuerst beim Kampfe der Deutschen gegen den Empereur auftrat, scheint nichts zu ahnen von einem Kampfe der Deutschen wider den Czar. So feuereifrig er für den Aufstand der Cortes wider Don Fernando sprach, so verdammend spricht er jetzt wider den Aufstand der Belgier gegen das Oranje boven. Mit tausend Stimmen pries er den Aufstand der Griechen wider Sultan Mahmud; für Polen scheint er nichts zu fühlen bei Verjagung des Czecarowich. Als Professor zu Freiburg im Breisgau hatte er seine gründlichen Studien hingewandt zum Freiesten in Staat und Kirche; als Professor in Lüttich entfaltete er den kühnsten Freimuth wider ein bigottes Volk für einen protestantischen Hof. Als Bibliothekar des Königs und als Correspondent aus dem Haag beweist er die Treue eines Schweizers. An

diesem kraftvollen und geistreichen Manne zeigt sich die Macht der Verhältnisse über Kraft und Geist.

Die vorliegende Schrift beweiset eine große Meisterschaft der Schreibart, einen festen Zusammenhang der Gedanken, einen scharfen Blick in die Wirren der Zeit, und eine feine Umsicht beim Lüpfen des Schleiers. Wir nennen sie ein Meisterstück. Dieß bedeutet sehr viel, denn wir hegen eine andere Grundansicht. Mit dem Verfasser stimmen wir aber überein in der Liebe zu rechtlicher Freiheit und gesetzlicher Gleichheit. Dafür schlägt er drei Hauptpuncte vor. I. Aufrechthaltung des monarchischen Princips in seiner edleren Bedeutung, unterstützt von einem kräftigen demokratischen Elemente, aber in solcher Art, daß das Königthum nicht zur Puppe, zum Spielzeug, zum Spotte herabsinke. II. Entwicklung des constitutionellen Lebens, befreit von den Hemmungen selbstsüchtiger Aristokratie, büreaukratischer Willkür, aber auch befreit von dem Uebergewicht einer regellosen Demokratie, und dem Einflusse bodenloser Theorien, ohne Halt, Würde, Kern und Wurzel; endlich auch befreit von unwürdiger Einmischung der Fremden. III. Emancipation des katholischen Kirchthums vom ultramontanischen Rom, und eine katholische Reformation, vorgenommen im Schoße des Katholicismus, und von den Katholiken selbst; somit Resultat des Ganzen: Gründung einer deutschen Nationalkirche. Diese Tria juncta in Uno, diese Drei in Eins unterordnet er der Nationalintegrität nach Außen. Diese Nationalintegrität sieht er gefährdet, nicht durch Rußland, sondern durch Frankreich.

„Der Feind steht vor den Thoren (sagt der Verfasser von Deutschlands Gegenwart); er steht davor, mit größerer Macht als je einst ausgerüstet; er steht davor mit den Lieblingsneigungen des Jahrhunderts, die er nach seinem Gelüsten und Willen ausprägt und umsetzt, und durch die er locket,

bezaubert und verführt; er nähert sich nicht furchtbar mehr, wie damals, als er den Völkern nur Varianten der Dienstbarkeit für die verheißene Freiheit aufzwang, sondern liebenswürdig. Er bietet statt der Waffen Geschenke; er läßt den Racheruf gegen die Könige, und die süßen Lieder der Freiheit abermals ertönen, und abermals wird er die Völker arglistig täuschen, und die wundervolle Heldin in ihrer Ermüdung gefangen in die Dienstbarkeit schleppen, in die Dienstbarkeit kriegerischen Ruhmes. Ach! die Freiheit kommt nur selten im Gefolge des Kriegsruhms! Also hat mit ahnungsvollem Seufzer einer der Helden des Tages selbst ausgerufen. — Ihr Deutschen, begeht die große Thorheit nicht vor Israel, daß ihr zum zweitenmal dem alten Gegner auf Gerathewohl traut. Wann hat der Franke jemals den andern Stämmen der Deutschen Wort gehalten? Ihn gelüstet nach eurem Besitz; er will eure Freiheit nicht. Eure Freiheit und Selbstständigkeit ist der Untergang oder die Schwäche der seinigen. Mit eurer Größe verdunkelt sich sein eigenes Gestirn. Er schmeichelt euch mit glatten Worten; aber die Worte kosten nichts. Er wiederholt an eure Tribunen, Redner, Patrioten die alten Versprechungen; aber er wird sie so wenig halten, als ehemals. Gedenkt daran, was sie den edlen, glühenden Männern am Rhein gethan, zur Zeit, als ein Forster mit ihnen dachte, ein Klopstock für sie sang, ein Schiller in seinem Carlos mit ihnen sympathisirte. Sie haben die Städte und Festen genommen, und die Freiheit eingesperrt; sie haben die Sache der Könige an die Völker, und die Sache der Völker an die Könige gleich sehr verrathen. Dieselben Satrapen, welche auf der Tribune nun abermals von Recht, Ruhm und Freiheit sprachen, haben eure Brüder und Väter auf die Schlachtbank geführt, die Heiligkeit des Hauses entweiht, und der Tritt ihrer Rosse ist höhnend und trotzig durch eure Fluren gegangen. Aspern, Leipzig und Schönbund (so deutschthümlet nun Belle Alliance) haben gezeigt, daß ein großes

Wollen euch nicht unmöglich. Wollt abermals etwas Großes, und ihr habt es gethan! Die Gebeine der für ein theures Gut, vielleicht für einen großen Irrthum Gefallenen, sie mögen euch wenigstens dazu bestimmen, dermal für etwas Wirkliches einzustehen. Wenn dieser allzugroßmüthige Nachbar schmeichlerisch euch die Herrschaft der Gesetze vorspiegelt, so fragt ihn, warum er sie bei sich selbst noch nicht befestigt hat? Wenn er hochtönend von Bürgerkönigen redet, so fragt ihn, warum er die Wirksamkeit des Seinigen lähmt, die edelsten Anwalte der Freiheit täglich mißhandelt, weil sie die Freiheit nur im Gefolge der Mäßigung wollen? warum er die Unerfahrenheit der Jugend zum Werkzeug der Willkür mißbraucht, den leichtbeweglichen, regellosen Enthusiasmus über die Reife und Erfahrung des Alters und Verstandes setzt? warum er gegen die Theorien und Doctrinen, die er selbst doch bekennt, die rohen Leidenschaften des Pöbels aufhetzt? warum er das Werkzeug zur Sache, das Mittel zum Zweck, die Krisis zum bleibenden Zustande erhebt? warum er bei sich zu Hause Priesterthum und Aristokratie, als Feinde der Cultur und des Königthums, bekämpft, und im Hause des Nachbars gegen beide sie aufreizt? warum er mit zweierlei Sprachen redet und mit zweierlei Gewichten wiegt? . . So laßt uns denn, ihr Deutschen! den Schatten einer großen Frau beschwören, welche einen deutschen Königsthron einst geziert, daß sie abermals hernieder steige auf den Schauplatz, wo sie bereits einmal Großes und Herrliches durch Geisterstimmen bewirkt. Diese große Frau, reiner, kühner, geistiger als jene fränkische Jungfrau von Orleans, entflamme noch einmal den Sinn der Fürsten und der Völker Deutschlands zu Einem Ziel. Sie träumte, als sie noch unter den Sterblichen wandelte, einst einen riesig-schönen Traum; die, welche ihr edles Gemüth erfaßt, träumten ihn noch lange fort. Wann wird der Traum endlich einmal ins Leben treten?"

Diese Stelle, voll wüthenden Hasses gegen die Franken, voll

voll glühenden Eifers für die Preußen, voll feiner Kunst für die Holländer, voll hoher Begeisterung für eine Herrin — zeigt den Verfasser in all seiner Kraft. Für die große Frau, welche er vielleicht noch jungfräulicher findet als die Pucelle, soll ihm nach eigener Wahl werden ein brandenburgischer Geisterkuß, ein österreichisches Busserl, oder ein süddeutsches Schmützli! Was aber wird der Ritterliche thun, wenn der schönen Königin leibhaftige Tochter in Fleisch und Bein erscheint unter kaiserlichem Talar, auf dem edelsten Kosackenrosse, umgeben von Pawlowitsch und Nicolajewitsch, begleitet von Sabalkanski und Erivanski, mit einer Kernkraft von hunderttausend Knuten, und mit einem Strom von Cholera am reinlichen Rhein? — Möglich wäre ein dritter solcher Festzug nach Paris auch ohne den verewigten Feldherrn Vorwärts! Unter hundert Stimmen sagen neunzig: Ohne Rußland ward und wird Frankreich von Preußen und Oestreich nicht besiegt; der Zug des Nordens wider den Süden war bereits beschlossen; Preußen wagte oder vermochte nicht Knute und Cholera von Deutschland abzuhalten; nur Polen bewahrte im Freiheitskampfe unser Vaterland vor diesen scheußlichen Leiden, aber wenn Polens Aufstand ganz für jetzt und immer und ewig zermalmt seyn wird, dann — doch genug für Scherz und Ernst!

Frankreich — beurtheilt der einsichtsvolle Münch überall richtig und treffend, wo ihn sein deutscher Freiheitssinn und sein holländischer Diensteifer nicht irreführt. Folgende sind wörtlich seine Gedanken. — „Die Kraft der Freiheit in Frankreich, das seine Bourbone, wie eine Nationalschmach, abgeschüttelt, entfaltet sich zu einem furchtbaren Reichthum, und mehr oder minder sehen Dynastien und Länder ihr Schicksal an die Wendung geknüpft, welche die Grundsätze und Zwecke der Parteien in diesem Reiche nehmen, unter welchen sich bereits aufrichtige Constitutionelle mit Orleans an der Spitze, Republicaner, Bonapartisten, Karlisten und Bordeauxphilen mit

scharftrennenden Devisen zeigen. Die Feldherren der Cortes von Cadix zogen über die Pyrenäen, von Don Fernando für gebrochene Verträge, unerfüllte Zusagen, siebzehnjährigen Despotismus, ernste Rechenschaft zu fordern. Siegreich für den Moment, oder nicht, es wird diese Bewegung den absoluten Thron zerbrechen; denn alle Parteien, mit Ausnahme der theokratischen, sind mehr oder minder gegen das herrschende System, und einzelne Niederlagen der Patrioten werden nur die Gluth der Rache steigern. Die Gefangenen zu Lisboa und Oporto rütteln mit der Gewißheit naher Rettung an den Ketten, welche laute Ankläger des monarchisch-legitimen Princips sind. Den Dank und die Früchte von der Emancipation dieser Staaten wird einzig Frankreich gewinnen, und seine Revolution daselbst neue mächtige Stützen finden. Aufgemuntert von der Partei, welche dermal über Frankreich und dessen Regierung auf drückende, und für die constitutionelle Freiheit gefährliche, ja schimpfliche Weise herrscht (hier sind der entfernte Lafayette, der entsetzte Dupont, der entlassene Lamarque gemeint), hat das undankbare Volk der Belgier die Wohlthaten einer sechszehnjährigen Wirksamkeit des Hauses Nassau ins Buch der Vergessenheit geschrieben; es hat seine Fabriken zerstört und seinen Handel ruinirt für ein Wahnbild der Freiheit, zu dem es unreif, und aus der Gewalt eines culturfreundlichen Königs in die von Parteien sich begeben, welche alle Vortheile ihrer Stellung entweder eroberungssüchtigen Parteien Frankreichs, oder den lüsternen Händen des längst auf seine Blüthe eifersüchtigen Englands überliefert haben."

Belgien — könnte Herr Münch besser als tausend Andere schildern als Augenzeuge vom Standpuncte des Weltgeschichtforschers; aber er schreibt jetzt immer als Bibliothekar im Haag, und als Biograph der Nassauer. Alle seine Gemälde der Brüsseler werden ihm zu Silhouetten, und jeder Feind der Oranier ist schwarz wie Höllenbraten. Aller-

dings wirkte viel die schlaufrömmelnde Klerisei und die hochmüthige Noblesse; aber die Ursachen des Abfalls lagen tiefer, und griffen weiter. Die National-Antipathie zwischen Belgiern und Holländern bestand seit Menschenaltern; die Zusammenzwängung geschah, um beide Lande durch die Ehe des Prinzen von Oranien mit weiland Charlotte von Wales für England zu gewinnen; die Hauptfestungen entstanden nicht etwa um Belgien zu schirmen, sondern um es in den folgenden Menschenaltern als Kriegsschauplatz wider Frankreich zu brauchen; die Charakterverschiedenheit verstärkte sich durch die verschiedene Sprache als Angelegenheit des Gedankens, und durch die verschiedene Kirche als Angelegenheit des Gemüths; das Staatsgrundgesetz war durch eine sophistisirende Stimmenmehrheit durchgesetzt; der Landtag erhielt die Volkswortführer weder nach Menschenzahl, noch Steuerlast, und das mehr zahlende sowohl als zählende Belgien stand nur scheinbar gleich mit Holland; die Belgier mußten Millionen von Schulden übernehmen, welche sie nicht gemacht hatten; die Staatsdiener aller hohen Aemter in Diplomatie, Militär und Civil wurden in weit überwiegender Anzahl aus dem kleineren Holland genommen; die überall schwer zu behandelnden Liberalen bildeten eine ungestüme Opposition gegen Beschränkung der Preßfreiheit und gegen die ausgesprochene Unverantwortlichkeit der Minister. Dieß waren große und gerechte Klagen; aber die Belgier befanden sich wirklich nicht im Zustande der Nothwehr, nicht im Rechte zum Aufstand. Jeder Unterrichtete muß dieß anerkennen, und jeder Rechtlichgesinnte muß dieß erklären, wie wir es hier feierlich thun. Wilhelm I von Oranien, aus dem Heldenhause der Stadhouder nun zum Königsthrone erhoben, bewies sich als einen selbstdenkenden, aufgeklärten, wohlwollenden, festentschlossenen Mann voll Tugend und Rechtschaffenheit. Das Festhalten an seinem genommenen Entschlusse, und die Rücksichtlosigkeit auf die schwierigsten Umstände gaben ihm eine

Stärke und Zuversicht, welche als Härte und Unklugheit bei einem neugegründeten Reiche erscheinen mochte. Das Verhältniß zum Erstgebornen als Thronfolger, welcher nach der fehlgeschlagenen Hoffnung auf die Prinzessin von Großbritannien mit einer Schwester der Czare Alexander und Nicolaus sich vermählte, war für den trefflichen Vater herzzerreißend. Bei einer Neigung des edelsten Mannes mehr für die Deutschen als für die Franzosen, schloß er sich mehr an die Holländer als an die Belgier nach den ähnlichen Verwandtschaften des Stammes und Gemüthes. Selbstbewußtseyn machte ihn furchtlos, und von einer für das Ganze des Staats als gutgedachten Maßregel entfernten ihn nicht des Belgiers Formen, Wünsche, Bitten, Beschwerden, Vortheile, Andacht, Sprache. Die Art, wie man dem Jahre der zwei Wochen die Rechnung des Staatshaushalts aufzwängte, paßte zu dem Lateinischen: Rex non commovebitur, zu dem Französischen: Le Roi ne cédera pas, zu dem Familienspruche: Ce sera moy Nassau. und zu dem holländischen Freudenrufe: Oranje boven.

Deutschland — muß nach dem Verfasser eine Dictatur erhalten, damit es durch dieselbe wieder eintrete als Deutschland in die Reihe der Großmächte. Eine solche Dictatur könnte nach dem Verfasser nur fallen an Oestreich, an Bayern, an Preußen. Diese Dictatur mit einem Senate, einem Ephorate, einem Tribunate zur Seite führt er mit einer Reihe einzelner Bestimmungen aus. Er spricht davon mit so viel Zuversicht und Selbstvertrauen, als wir einst mit Vergnügen in einer Rede bemerkten, worin er den Verein aller deutschen Geschichtsforscher und eine Jahreszusammenkunft derselben mit allen nöthigen Organismen entwarf. Zuerst bezeichnet er Deutschlands Parteien; sie sind nach ihm als Opposition gegen das Bestehende erstens eine national-germanisch-liberale, zweitens eine französisch-liberale, drittens eine rationalistisch-protestantische, und viertens eine antirömisch-

katholische. Bei diesem Anlasse entwickelt der Verfasser tiefe Einsichten und hohe Ansichten; doch denken wir anders in der Hauptsache, und geben zur Vergleichung unseren Gedanken.

Deutschlands Gauen und Hochschulen — zeigen, nach uns, offenbar vier Hauptansichten, welche sich aber nirgend zur Partei ausbildeten. Wir stellen uns dieselben also vor. Die erste Hauptansicht (die legitime) ist die verbreiteste; ihre Anhänger hängen mit herzinniger Treue an den Fürsten, und behaupten, Deutschland sey in seiner besonnenen Weisheit beinahe der Freiheit in Nordamerika's Staaten gleich gestellt, denn die Stände des Volkes sorgten für die einzelnen Gebiete, und der Bundestag der Fürsten bewahre die äußeren Verhältnisse. Eine zweite Hauptansicht (die mittelalterliche) meint, die Könige und Herzoge müßten zum Wohl von Land und Volk unter einen Wahlkaiser gestellt werden, welcher die Tage der Hohenstaufen mit Minnesang und Ritterthum, mit Städtefreiheit und Weltherrschaft wieder belebte. Die dritte Hauptansicht (die neuzeitliche) will den allgemeinen Verein aller Stämme zum Volksthum unter einem Erbkaiser, welcher mit Waffenmacht die Zerstücklung ende, und Bürgerfreiheit durch eine allgemeingültige Verfassungs-Urkunde begründe. Die vierte Hauptansicht (die politische) erklärt die Einheit Deutschlands für ein Hirngespinnst, höchstens lasse sich eine Zweiheit denken, wenn Preußen über den Norden mit Protestantism bis an den Rhein und die Ardennen herrsche, so wie Oestreich über den Süden mit Katholicism bis an den Rhein und die Vogesen gebiete, damit beide wider Rußlands oder Frankreichs drohenden Einbruch einen undurchdringlichen Damm bilden, welcher sich vom Zusammenbaue vieler Cabinete niemals erwarten lasse; es handle sich ja nur um Ausdehnung des Systems der Mediatisirung, welches Alle für sich anerkannten, also auch gegen sich Jure Talionis anerkennen müßten. Es handle sich also bloß um Eine Sylbe von unmittelbar. Bei den

grundgelehrten Dissertationen, Disquisitionen, Disputationen so vieler hochberühmten Universitäten und Akademien in Deutschland herrscht ein ungeheurer Meinungszwiespalt, welchen die Censur niederhält. Der Meinungszwiespalt mehrte sich durch die Speculationen und Philosophien des ächt deutschen Kant, des bayerischen Schelling, des preußischen Hegel. Anderwärts hält man sich auf Kathedern und Kanzeln, in Kaserne und Cabinet praktisch an den altehrwürdigen Philosophen, Christianus Wolfius, welcher im Ernste China's Verfassung für die beste hielt, weil sie als die älteste sich zeigte und als die dauerndste sich bewies. — Nun kommt Herr Doctor Münch mit der Dictatur von Deutschland. Aber er sagt nicht, ob sie zeitlich, oder lebenslänglich, oder ewig dauernd seyn solle. Er erörtert nicht, wie Brandenburgs oder Oestreichs Hausmacht dieser Dictatur Deutschlands unterstehen solle. Er fragt nicht, was geschehe, wenn Preußens König den brandenburgischen Markgrafen, oder Ungarns König den östreichischen Erzherzog zum Widerstand gegen Deutschlands Dictator zwänge. Fast schien Bayern in Erinnerung an den jetzigen und ehemaligen Ludwig am geeignetsten; aber Herr Münch ist diesem am abgeneigtesten.

Bayern — für dessen König und Volk und Stände wir durch genaue Kenntniß die innigste Achtung fühlen (obwohl wir denselben persönlich nicht angehören) beurtheilt Herr Münch grundfalsch. Er sagt: „Wenn das Nationalgefühl der Deutschen bei einer Dictatur für Oestreich oder Preußen entschiede, mit welcher Rolle soll Bayern, das nach einer größeren Bedeutsamkeit im Süden, ja nach dem Priorate darin trachtende, sich zufrieden stellen? Zu groß für eine untergeordnete, zu klein für eine höhere Stellung, ist dieser Staat, wie in alten Zeiten, ein beständiges Hinderniß der Nationaleinheit; er verschmäht für die gemeinsame Wohlfahrt der Nation seine Stammeitelkeit und seine modernen Entwürfe einer eigenen bojischen Nationalität zum

Opfer zu bringen, und doch hegt er Gelüsten, die übrigen Staaten des Südens nach und nach mit sich zu vereinigen, und die neuesten Ereignisse in Frankreich lassen ihm viele Hoffnung hiezu. Gegen Oestreich, wie gegen Preußen im Grunde gleich gestimmt, und nach selbstständigem Ruhm begierig, hat Bayern bei dem geringen geistigen Einfluß, den es auf den, vor seiner religiös-retrograden Richtung erschreckenden und deßhalb ihm abgeneigten, oder doch wenig ihm zuhorchenden Süden, übt, nur in einem Kriege, in einer Revolution, und im Gewinn einflußreicher Häupter der liberalen Partei einige Hoffnung des Gelingens. Allein die Häupter sind nicht die Nation, wenn sie mit den Gefühlen derselben im Widerspruche stehen, und die deutsche Nation fühlt für Bayern, das einerseits Freiheit proclamirt, und der Kunst Hochtempel errichtet, andrerseits aber Klöster wieder herstellt, mit dem Ultramontanismus buhlt, und eine krasse Aristokratie begünstigt — nichts. Von Oestreich, wie ein entlaufener Vasall, getrennt, mit Preußen durch seinen Ehrgeiz in nebenbuhlerischem Conflicte, hat es die ungünstigste Stellung von allen; es hat die Grundsätze des reinen Monarchismus verläugnet, und doch nicht Muthes genug, der constitutionellen Freiheit sich aufrichtig und ganz in die Arme zu werfen. Es ist mit beiden Verbindnisse eingegangen; aber die eine Geliebte hat es der andern heimlich ausgeplaudert, und die Ringe und die Schwüre mitgetheilt, welche jeder Theil von ihm in gleichen Termen empfangen. Die bayerische Liberalität, d. h. die von Oben, ist eine närrisch gewordene Ophelia, welche mit einer Jacobinermütze auf dem Haupte, in ein Capuzinergewand, oder in den Jesuitentalar sich eingehüllt hat, und welche die Marseillaise, das Omni die dic Mariae, das „Wohl auf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd!“ und das Kyrie Eleison in dithyrambischem Delirium durch einander singt. Es hat die Großmänner- und die Großstaaten-

Sucht, wie gewisse Mädchen die Hysterie, und der Bräutigam will sich doch nicht finden."

Diese Stelle ist ganz unbegreiflich bei Münch's Redlichkeit und Geschichtkunde; wir halten sie für ein wirkliches Lügenblatt in der sogenannten Aletheia. Bayerns Volk erhielt seine Deutschheit in Form, Sprache, Gesinnung mehr rein und unvermischt, wir möchten sagen mehr biederb und mannhaft als irgend ein anderer Stamm. Bayern stritt unter den Thassilonen wider die Frankenherrschaft, unter Kaiser Ludwig wider Roms Anmaßungen, unter Maximilian wider die raubsüchtigen Schweden, unter Emanuel wider die Einfälle der Osmanen mit ungeheuerer Selbstaufopferung, niemals sich lossagend von Deutschlands gemeinsamer Sache, und niemals sich verkaufend an des Auslandes Höfe, wie die Schweizer. Bayerns jetziger König ist an persönlichen Anlagen wie in öffentlichen Grundsätzen ganzen Fürstenreihen weit überlegen; er geht einen festen Schritt vorwärts zwischen Frankreichs Sturmlauf und Oestreichs Rückgang. Münchens Katholicism (obwohl ihn Jesuiten und Congreganisten umstellen mögen) bewahrt seine eigenthümliche Reinheit ohne Verfolgungsgeist; er erbaut auf dem Hauptplatze dem Protestantism einen Tempel, wie noch kein protestantischer Staat ihn dem Katholicism errichtete; neben dem milden Salve Regina ertönt in der Hofburg selbst das starke „Ain veste Burgk ist Unser Gott." Das Ministerium mit Zentner und Armansperg findet an Bürgerfreundlichkeit und Weltansicht nur wenige seines Gleichen in Deutschland; und hat Eduard von Schenk, der Liebling Ludwigs, alle Fehler, deren man ihn beschuldigt, so steht er doch himmelweit über dem geistarmen und herzverknöcherten van Maanen, dem Lieblinge Wilhelms. — Wir gehen weiter! Hätte der Wiener Congreß in seiner Weisheit Belgien mit Rheinbayern verbunden, so wäre etwas Menschlicheres und Naturgemäßeres und Bleibenderes geworden, als durch die Zusammenzwängung Belgiens mit Hol-

land; wir würden den Aufstand in Brüssel entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so gräulich erlebt, und eine Fahrt bis an und bis in das Meer erhalten haben. — Wir wollen sogar noch mehr behaupten! Sollte einst der Gedanke einer Dictatur für Deutschland (was wir nicht glauben) ins Werk treten, so würde Bayern als reindeutscher Staat die reindeutsche Aufgabe am freiesten lösen; seine Macht würde weniger Mißtrauen erregen als Preußens oder Oestreichs Uebermacht; seine Religionshaltung bei fast gleicher Seelenzahl von Katholiken und Protestanten könnte unbefangener sich zeigen, als bei dem überwiegend protestantischen Preußen oder bei dem überwiegend katholischen Oestreich. König Ludwig fühlt und denkt den Katholicism, und seine Königin bekennt den Protestantism nach wie vor der Vermählung.

Oestreich — dessen Einfluß auf Deutschland und Europa vom Anbeginne der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage Herr Dr. Münch vollkommen kennt, beurtheilt er ohne Leidenschaft, mit Tiefblick und Freimuth. Er sagt: Oestreich ist an und für sich schon so mächtig, und durch seine übrigen Verhältnisse Deutschland dermaßen fremd, daß es des Protectorats sich entschlagen, dasselbe an Preußen abtreten, die Hauptthätigkeit aber auf Italien richten könnte. Oestreich müßte jedoch in diesem Falle das monarchische Princip in Italien auf gemäßigterem Fuße, als bisher dort der Fall ist, zu erhalten trachten. Möge es über seine eigene Lage nicht allzusehr sich täuschen; die Grundsätze fliegen, wie die Pest, selbst über Berge und durch Cordons, Inquisitionen und Mauthen; sie würgen oft unversehens in einer Nacht, wie der Rachengel im Lager des Sennacherib. Das Stillschweigen der Unterthanen ist nicht immer auch Billigung des Geschehenen. Noch wuchert fort und fort der Same des Josephinismus auch bei ihm; Tyrol beseufzt seine Lorbeeren; der Zscheche hat sich früherer Tage erinnert; der Ungar seine aristokratischen Farben schon mehr als einmal retouchirt; in

Steiermark weht der Geist der Gebirgvölker; selbst der leichtsinnige Wiener ist ernster nun, seit sein harmloser Uebermuth der Gegenstand allgemeinen Tadels im Auslande geworden, und man seine Fröhlichkeit als gedankenlosen Servilismus ausgelegt hat. Und der Scherz der Leopoldstadt hat durch die unermüdlichen Bemühungen einer allzu unpopulären Polizei zum erstenmal Betonung erhalten, welche der Leichtsinn nicht beachtet, der Parteigeist aber zu seinen Zwecken verwenden kann. Der Italiener klirrt an seinen Ketten; eine Diversion von Seite des revolutionären Frankreichs — und sie können furchtbar springen.“ — In dieser Stelle liegt mehr Triftiges und Treffendes als in einem ganzen Jahrgange des östreichischen Beobachters. Doch müssen wir zwei Dinge bemerken. Der östreichische Hof, höchst herablassend gegen die Unterthanen, ist gegen Fürstenhäuser sehr hoch gestellt; er behauptet hier die erste Rolle, und wird am wenigsten Preußen weichen, welches man einst und jetzt mit innigster Verachtung bloß als Schnapphahn ansah und ansieht. Das östreichische Volk will der Zukunft den Genuß der Gegenwart nicht opfern; Frankreich, Belgien, Polen kauften ihr Glück und ihren Ruhm nach seiner Rechnung viel zu theuer; daher die Sprüche: Lassen wir's beim Alten, und wenn's nur immer so bleibt. Meisterhaft sagte Castelli im Volkston:

Bessa verlong ih's nit, mog mi nit schearn;
Aber vill schlechta soll's halt ah nit wearn.

Preußen — erscheint dem Verfasser von Deutschlands Gegenwart und Zukunft als das gelobte Land und als die rettende Hand. Einige seiner Sätze genügen, seine Gesinnung ganz auszusprechen. „Preußen ist am geeignetsten zum Protectorate oder zur Dictatur, denn die Volksstimmung in Deutschland ist durch manche Seiten der östreichischen Politik allzusehr verletzt oder doch verstimmt. Preußen bietet hinsichtlich seines Inneren vollkommene Sicherheit. Von manchen Irrthümern einer unglücklichen Periode zurückgekommen,

und in eine würdigere Rolle geworfen, mit der es überall vermittelnd und versöhnend auftritt, hat es bereits bei vielen Staaten zweiten und dritten Ranges sich große Verdienste und bei den Völkern zugleich sich Dank erworben. Es hat nach Außen eine imposante Stellung inne, und wenn es im Geiste seines Volkes sich zu bewegen fortfährt, und in dem der deutschen Nation überhaupt sich zu bewegen Entschlossenheit genug hat, so wird die Mehrzahl dieser Nation, in Fällen, welche die Ehre, Erhaltung und Wohlfahrt des Ganzen betreffen, dem Adler Preußens folgen, ja zum Reichsadler ihn erheben, nachdem der alte von dannen geflogen, und ein eigenes Nest sich erbaut hat. Es ist wahr, auch Preußen faßt mancherlei Keime der Opposition in sich, und selbst Elemente des Mißvergnügens; aber diese sind weder gegen den König und die Dynastie, noch gegen die Sicherheit des Staatsgebietes gerichtet, und hangen mit fremden Zwecken und Intriguen durchaus nicht zusammen. Sie beziehen sich vielleicht bloß auf noch unerfüllte Wünsche, zu deren Hegung man selber einst Anlaß gegeben, deren Werth selbst noch verschiedenartiger Beurtheilung unterliegt, und deren Gewährung man von Seite eines so edelherzigen Königs, wie Friedrich Wilhelm, und einer erleuchteten Regierung, wie die seinige, ruhig entgegensehen kann. Die Bürger sind aufgeklärt; die Einflußreichen verschmähen Künste der Volksverführung; die bewaffnete Macht fühlt etwas bei dem Namen des Vaterlandes; deßhalb würde sie auch nie gegen dasselbe, oder auch nur gegen einen Theil sich schlagen, so lange dieser vaterländischem Gefühl nicht selbst sich entfremdet."

Preußens Allianzen — sind allerdings groß, verdienen aber eine schärfere Prüfung, als Herr Hofbibliothekar Münch anstellt. Die Schriftsteller sind Preußen zugethan; dieß ist außer Zweifel; sie würden für Preußen mit ihren Papierballen durchs Feuer gehen, wenn es gar noch dem Königreiche die Gleichheit einer Charte, den Gelehrten die Frei-

heit der Censur und dem schönsprechenden Volke eine Wortführung als Gesammtheit gewährte. Preußen alliirt sich fest mit Rußland. Ist dieß bloß Familiensache? Ist dieß nichts weiter als Vatergefühl? Wie kann Preußen Freiheitliches durchführen im Bunde mit dem Alleinherrschenden? Kann es bei der stets gefährdenden Stellung zwischen Frankreich und Rußland jemals aufhören eine Kaserne zu seyn, um ein Bürgerreich zu werden? Wie wird es sich jetzt oder einst einem russischen Befehl für Marsch oder Halt widersetzen? Würde es bei einem Widerstande nicht schneller und tiefer fallen als einst bei Jena? Wird es nicht früher oder später enden wie Schweden, und so oder so sein schön erworbenes Polen verlieren? Wird es den Pendant zu Basler-Frieden und Demarcationslinie liefern durch einen Staatsvertrag und eine Gränzabmarkung mit Rußland über Norddeutschland? Oestreich denkt wie Maria Theresia über Schlesien, Sachsen denkt an seinen verlornen Flügel, England denkt an sein genommenes Hannover, Hessen (das Land) denkt an seine gar so freie Verfassung; das linke Rheinufer denkt, wie Preußen zu allererst durch den Basler-Frieden es sammt Belgien und Holland dem Reichsfeinde preisgab; das südliche Deutschland denkt, wie Preußen durch die Demarcationslinie die wüthenden Kriegsschaaren nach Baden, Würtemberg, Bayern hinwies. Doch gibt Preußens Feinheit ihm großen Einfluß; der ehemallige Fürstenbund ist nicht weggestrichen von der Tafel des Gedächtnisses; der Protestantismus gewinnt ihm noch immer gläubige Herzen; seines Lützow's Jagd in seines Körners edlem Wort gegen die französischen Schergen wird noch immer gesungen; seine Philosophie, nicht nach Kant, sondern nach Hegel, beherrscht mit dem Absolutism die Absolutisten; sein neuer Handelsverein bringt es mit vielerlei Orten in beständigen Verkehr. Herr Münch als Professor, Bibliothekar, Autor zeigt wie Professoren, Bibliothekaren, Autoren nichts eifriger wünschen, als daß

Deutschlands Fürsten, Stämme, Gauen sich anschließen zu — Preußens Allianz.

Julius Velox.

IV.

Politische Grillen.

Von Wolfgang Menzel.

Der Grund eines Gebäudes ist so wichtig als das Gebäude selbst. Thaten, welche durch die Jahrhunderte glänzen, beruhen auf nicht minder wichtigen Thaten, die im Dunkel der Jahrhunderte begraben liegen.

Das glänzendste Hoffest ist weniger feierlich, als die einfachste Volksversammlung.

Aemter können wohl die Schule des Adels seyn, wie in England, aber nicht der Adel Schule der Aemter, wie ehemals in Frankreich.

Die politischen Erfahrungen, die wir in den letzten fünfzig Jahren gemacht haben, sollten doch wohl die den Adel betreffende Streitfrage entschieden haben, so problematisch auch viele andere politische Fragen geblieben seyn möchten. Gerade das spricht am entschiedensten gegen den Adel, daß die wichtigsten administrativen, juridischen, finanziellen, kirchlichen und militärischen Fragen dieselben bleiben, es mag dabei ein Adel existiren oder nicht; und daß eben so der Adel Adel bleiben kann, er mag eine politische Bedeutung haben oder nicht. Die Sache des Adels ist immer nur eine Pri-

vatsache, und kann nur zum Nachtheil des Staats auch eine Staatssache werden, weil alsdann immer ein besonderes Privatinteresse dem allgemeinen Volksinteresse übergeordnet wird.

Wir bemerken in der Gesellschaft zweierlei sich widerstrebende Richtungen. Die eine, ausdehnende, tendirt nach der Einheit eines Alles umfassenden Staates, indem die Familie zur Gemeinde, die Gemeinde zum Volk, das Volk zur Menschheit sich ausdehnt, und ein allgemeines sie umschlingendes Band sucht. Die andere, beschränkende Richtung, tendirt umgekehrt nach der individuellsten Absonderung, indem die Menschheit sich in Völker, das Volk in Stämmen, der Stamm in Familien, die Familien in Individuen sich trennt, die dann alle von einander verschieden sind und in verschiedenem Interesse sich reiben und befehden. — So fern aber diese natürlichen Gesellschaften in Staaten constituirt sind, bemerken wir wieder in jedem Staate zwei einander widerstrebende Richtungen. Die eine tendirt nach absoluter Einheit eines Willens, die andere nach der Freiheit jedes besondern Willens. Allein weder die Gesellschaft in Bezug auf Vereinigung und Trennung, noch der Staat in Bezug auf Monarchie und Anarchie kann jemals an eins jener Extreme bleibend fixirt werden, sondern muß beständig zwischen beiden sich das Gleichgewicht haltenden Richtungen balanciren. Indeß stehen, was das Wichtigste ist, Gesellschaft und Staat in umgekehrten Verhältnissen, daß, je entschiedener jeder Staat einen Willen befolgt, desto weniger die Vereinigung aller Menschen in eine Gesellschaft unmöglich wird. Jede Haustyrannei stört die Einheit der Gemeinde, jede Municipalmacht stört die Einheit des Staates, jede Monarchie stört die Einheit des gesammten Menschenbundes.

Die Scholastiker machten die Philosophie zu einem Nebengebäude der Kirche, die Rationalisten machen die Religion zu einem Nebengebäude der Philosophie. Beide haben nur etwas sehr Baufälliges zu Stande gebracht. Die politischen Scholastiker unsers Jahrhunderts wollen auf ähnliche Weise die Freiheit zu einem bloßen Hinter- und Gesindehause der Legitimität machen, und die politischen Rationalisten des vorigen Jahrhunderts wollten jede Autorität zu einem Hinterhause der Freiheit machen. Auch diese Gebäude scheinen sehr baufällig.

Die Geschichte wird oft äußerst witzig und sarkastisch. Die meisten Schriften zur Zeit der englischen Revolution und über dieselbe waren ein Amalgama aus der Bibel und — Macchiavelli.

Wir unterscheiden uns von den Alten durch nichts so sehr, als durch die Vorstellung, die wir von ihnen haben.

Je mehr Gegensätze, desto mehr Leben. Wir haben uns nur vor zwei Verirrungen zu hüten, vor dem Vernichten des Gegensatzes im einseitigen Siege einer Partei, und vor dem Föderationskleister, der alle Parteien zusammenkitten und den Gegensatz neutralisiren will. Uebertriebene Stärke und wahnsinnige Leidenschaft führt zu jenem, übertriebene Schwäche und erbärmliche Sentimentalität zu diesem. Leider aber wird, wer Beides vermeidet, von beiden Parteien angegriffen. Die Menschen wollen immer die Grundsätze zu sich herunterzerren, nicht sich zu den Grundsätzen emporheben.

Staaten sterben gewöhnlich eines gewaltsamen und auffallenden Todes. Es gibt aber auch einen unbemerkt gleichsam natürlichen politischen Tod, wo der Staat weg ist, man weiß nicht wie. Auf diese Art ist z. B. Kurland verschieden.

Richelieu sagt in seinem politischen Testament: wenn
auch in einer Monarchie ein braver Mann finden sollte,
müßte der Monarch ihn doch nicht anstellen.

So lange die Geistlichen lehren, daß Gott selbst bei
nem Weltregiment außer den Engeln auch Teufel braucht, ka
es keinem irdischen Regenten verdacht werden, wenn er
sterhafte Menschen zu seinen Dienern macht.

Bauern, die Jahr aus, Jahr ein im Angesicht ei
hohen Berges pflügen, und denen es nie einfällt, einmal h
aufsteigen zu wollen, werden auch niemals eine Revoluti
anfangen.

Mit dreißig Orden behängt kann ein Held zwar wie
Schützenkönig, aber ein Schützenkönig niemals wie ein H
aussehen.

Gibt es mehr Orden ohne Verdienst, oder mehr V
dienst ohne Orden?

Es gibt viele Menschen, die in Republiken nur die v
cante Stelle für einen König sehen, ein leeres Postame
auf welches noch eine Statue fehlt.

Ein König ohne Prunk hat immer etwas Republika
sches, und eine prunkvolle Republik etwas Königliches.

Der Fürst ist Vater des Volks, denn er beherrscht
aber die Nation ist die Mutter des Fürsten, denn sie ernä
ihn.

I.

Die Königreiche der Niederlande und Belgien

in Beziehung auf ihre frühere und gegenwärtige Eintheilung und Bevölkerung.

Von dem kön. bayr. Rittmeister Bickes.

Inhalt.

1. Republik der Niederlande.
   Eintheilung, Provinzen, Bevölkerung 1796.
2. Holland als batavische Republik. 1795.
   Erwerbungen, Abtretungen, Eintheilung in Departementsbestandtheile und Bevölkernng der neuen Departmente.
3. Holland als Königreich, Erwerbungen rc.
4. Mit Frankreich vereinigt bis 1814.
5. Als Bestandtheil des Königreichs der Niederlande 1815. Neue Organisation, Bevölkerung im Jahr 1815.

Belgien und Luxemburg 1795.
Bildeten 9 Departements und werden mit Frankreich vereinigt; aus welchen östreichischen, deutschen und holländischen Ländern diese bestanden haben; — Bevölkerung 1798 und 1811. Die Departements werden 1815 Bestandtheile des Königs der Niederlande; — Veränderungen — neue Benennungen der Departements, — als niederländische Provinzen, Bevölkerung 1815.

Bewegung der Bevölkerung von 1815 bis 1828 in 14 Jahren für jede der 19 Provinzen besonders berechnet; Vergleichung

der 10 Provinzen Hollands mit Belgien und Luxemburg, — Vermehruug dieser drei großen Abtheilungen; Zahl der Einwohner in Städten und auf dem Lande; — Bestimmung der Volksmenge für 1 Januar 1831 und Berechnung, wie viele Menschen auf 1000 Hectaren und auf 1 □Meile in jeder der 19 Provinzen leben 2c.

Mit kurzen Bemerkungen.

Die von der Londoner Conferenz unterm 26 Junius 1831 dem belgischen Congreß vorgelegten und von diesem am 9 Julius d. J. angenommenen Vermittelungs=Vorschläge enthalten in Betreff der Gränzen der Königreiche der Niederlande und Belgien folgende Bestimmungen:

Art. 1. Die Gränzen von Holland begreifen alle diejenigen Gebietstheile, Plätze, Städte und Ortschaften in sich, welche der vormaligen Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande im Jahr 1790 zugehörten.

Art. 2. Belgien wird aus dem ganzen übrigen Theil des Gebiets gebildet, welches in den Tractaten vom Jahr 1815 die Benennung des Königreichs der Niederlande erhielt.

Art. 3. Die fünf Mächte werden ihre guten Dienste anwenden, um den status quo im Großherzogthum Luxemburg während der abgesonderten Unterhandlung aufrecht zu erhalten, die der Monarch Belgiens mit dem Könige der Niederlande und mit dem deutschen Bundestag in Bezug auf erwähntes Großherzogthum eröffnen wird; eine Unterhandlung, welche von der Frage der Gränze zwischen Holland und Belgien ganz abgesondert ist.

Art. 4. Wenn es sich ergibt, daß die vereinigten Provinzen der Niederlande im Jahr 1790 nicht die ausschließliche Oberherrschaft über Maestricht ausübten, so werden die beiden Parteien auf Mittel denken, sich durch eine angemessene Uebereinkunft über diesen Gegenstand zu verständigen.

Art. 5. Da aus den im 2. und 3. Art. festgestellten Grundlagen hervorgehen würde, daß Belgien und Holland

auf ihren respectiven Gebieten gegenseitig Enclaven besäßen, — *) so werden Belgien und Holland auf eine freundschaftliche Weise den Austausch bewerkstelligen.

Die zahlreichen Veränderungen in der Eintheilung des Landes unter ganz von den vormaligen abweichenden Benennungen, welche von 1795 bis 1814 stattfanden, geben nicht allein Veranlassung zu Verwechselungen, sondern machen es auch äußerst schwierig, ohne Hülfsmittel, welche nicht Jedermann zu Gebote stehen, die im Laufe der Zeit vorgegangenen Veränderungen in den Bevölkerungsverhältnissen zu erkennen. Außerdem daß man ohne Kenntniß derselben dem Gange der Unterhandlungen weder gehörig folgen noch die Rechtsansprüche würdigen kann, dürfte auch die genaue Darstellung dieser Bevölkerungsverhältnisse nach Herstellung der neuen Eintheilung interessante Vergleichungen des Standes der Bevölkerung mit dem ehemaligen darbieten.

Zur Verständlichkeit und um den Faden der Veränderung nicht zu verlieren, muß man die drei Hauptbestandtheile des Königreichs der Niederlande — Holland, Belgien und Luxemburg — von einander trennen, und ohne gerade auf die besondern Eintheilungen in Provinzen und Departemente im Einzelnen sich einzulassen, doch untersuchen und festsetzen, welche Theile von den Haupttheilen abgerissen und mit welchen jene dann vereinigt wurden. Wir fangen an mit:

I. Holland.			Bevölkerung im Jahre 1795.
1	Provinz	Geldern	217,828
2	—	Holland	828,542
3	—	Seeland	82,212
4	—	Utrecht	92,964
5	—	Friesland	161,513
6	—	Ober-Yssel	135,060
7	—	Gröningen	114,565
8	Landschaft	Drenthe	39,675
9	Holländisch	Braband	210,723
		Summe	1,883,072

*) Nur Holland besitzt Enclaven, wie aus dem Verfolge hervorgehen wird.

nach Metler Kamp. holländisch Braband nur 208,177, davon in den Städten 810,192, auf dem Lande 1,070,271 Einwohner.

Man unterschied von den vereinigten Provinzen der Niederlande Nr. 1 bis 7 und der unter ihrem Schutze stehenden Landschaft Drenthe die Generalitätslande, welche von Spanien erobert und in Folge des westphälischen Friedensschlusses (1648) an die Republik abgetreten worden waren, nämlich:

1. von Flandern westlich der Schelde: das freie Land Sluys nebst dem Amte Hulst, Staatsflandern genannt;
2. vom Herzogthum Braband: die Herrlichkeit Breda nebst der festen Stadt Steenbergen, die Meierei Herzogenbosch, die Baronie Kuik, die Städte Maestricht, Willemstadt rc.;
3. vom Herzogthum Limburg: aus einem Theil der Grafschaft Falkenberg, der Stadt Daalhem;
4. von Geldern: die Städte Venloo, Stephanswörth und Montfoort.

Diese verschiedenen Landestheile Nr. 1, 2, 3, 4 waren unter der Provinz Nordbraband einbegriffen, die unter der Republik als gemeinschaftliche Unterthanen standen, jedoch ihre bei der Erwerbung zugestandenen Rechte und Freiheiten genossen. Der Erbstatthalter war zugleich Generalgouverneur dieser Provinz.

Sämmtliche Provinzen bildeten ein zusammenhängendes Ganzes mit Ausnahme von vier Enclaven: Maestricht, Falkenberg, Daalhem, Venloo, Stephanswörth und Montfoort.

Nachdem im Jahr 1795 Holland von den Franzosen erobert, und die allgemeine Versammlung im Haag am 26 Januar die Erbstatthalterschaft und die alte Constitution aufgehoben und Holland zur batavischen Republik erklärt

hatte, wurde in dem am 16 Mai 1795 zwischen der französischen und batavischen Republik abgeschlossenen Friedenstractat Art. 12 von dieser an jene abgetreten:

1. holländisch Flandern mit Inbegriff des ganzen Landes an der linken Seite des Hont. Der westliche Arm der Schelde von Sandvliet bis Vließingen.
2. Maestricht, Venloo und deren Zubehörden, so wie die andern Landschaften und Besitzungen der vereinigten Niederlande, die südwärts von Venloo an beiden Seiten der Maas liegen.

Mithin sub 2 die oben erwähnten Enclaven, welche durch ein späteres Decret vom 1 October 1795 zugleich mit Belgien der französischen Republik einverleibt wurden.

Holland als batavische Republik. Von 1795 bis 1806.

Die Provinzial-Eintheilung wurde im Jahr 1798 aufgehoben, und statt dessen Departements gebildet, von denen hier Namen, Hauptorte und Bevölkerung des nämlichen Jahrs folgen:

Departements.	Hauptorte.	Bevölkerung.
1 Ems	Leuwarden	244,495
2 Alte Yssel	Zwoll	237,788
3 Rhein	Arnheim	242,516
4 Amstel	Amsterdam	238,431
5 Texel	Alkmaar	240,384
6 Delft	Delft	239,488
7 Dommel	Bosch (Herzogenbusch)	222,479
8 Schelde und Maas	Middelburg	217,182
		1,882,763

Diese neuen Departements waren gebildet:

1. Depart. Ems aus einem Theil der Provinz Friesland und Gröningen und einem kleinen Theil von Drenthe.
2. Depart. Alte Yssel aus einem Theil von Friesland,

Gröningen und Geldern, dem größten Theil von Drenthe und der ganzen Provinz Yssel.

3. Depart. Rhein aus dem größten Theil von Geldern, einem Theil von Holland, beinahe der ganzen Provinz Utrecht, den Grafschaften Buren und Keulenburg.
4. Depart. Amstel aus einem Theil von Holland mit Inbegriff des Y und des Pampus.
5. Depart. Texel aus einem Theil von Holland, der Insel Texel und aus mehrern andern Inseln.
6. Depart. Delft aus einem Theil von Holland und einem kleinen Theil von Utrecht.
7. Depart. Dommel aus einem großen Theil von batavisch Braband, dem Lande Kuik und einem kleinen Theil von Holland und Geldern.
8. Depart. Schelde und Maas, ganz Seeland und dem übrigen Theil von batavisch Braband.

Im Jahr 1800 erhielt die batavische Republik einen Länderzuwachs, indem ihr von der französischen Republik in Folge des Tractats vom 5 Januar folgende Gebietstheile abgetreten wurden:

a. Alle Güter im Umkreise der batavischen Republik, welche den ausgewanderten französischen und belgischen Adeligen und Geistlichen gehörten;
b. Ravenstein, Meghen und andere Orte, welche dem Kurfürsten von der Pfalz,
c. Bergen op Zoom und die Herrschaft Boxmer, welche dem Hause Sulzbach,
d. ferner alle Güter, welche dem Hause Salm mit Inbegriff der Herrschaft Anholt angehörten; überhaupt alle Güter der Fürsten und Herren des Reichs, welche vor dem Kriege in Holland Besitzungen hatten; endlich die Stadt Huissen auf der Insel Beluwe am linken Rheinufer mit Inbegriff von Malburgen und Hulhuissen, so

wie auch jene Dörfer des im Gebiete der batavischen Republik enclavirten Landes Kuik sind in der gegenwärtigen Abtretung einbegriffen:

Das Königreich Holland. Von 1806 bis 1810.

Durch Decret des Kaisers Napoleon vom 24 Mai 1806 wurde die batavische Republik zu einem Königreich erhoben. In Folge des Friedensschlusses von Tilsit im Jahr 1807 erhielt es:

1stens Ostfriesland mit 116,600 Einwohnern.

2tens die Herrschaft Jever 14,580 Einwohner.

Die Bevölkerung in diesem Jahre wird zu 2,013,180 Seelen angegeben.

Das Königreich Holland war nur dem Namen nach selbstständig, und mußte daher einwilligen durch den Tractat vom 16 März 1810 an Frankreich folgende Abtretungen zu machen: 1) Ganz holländisch Braband, 2) ganz Seeland und die Insel Schouwen und 3) Geldern auf dem linken Waalufer.

Das Königreich Holland mit Frankreich vereinigt. Von 1810 bis 1814.

Bald nach der vorgedachten Länderabtretung entsagte König Ludwig der Krone — (1 Jul. 1810) — und neun Tage später wurde das ganze Königreich Holland mit dem französischen Reiche vereinigt. Von hier bis zum Jahr 1814 sind keine wesentlichen Veränderungen anzumerken. Das Gebiet wurde in Departements neu eingetheilt, nämlich Schelde-, Maas-, Rhein-, Ysselmündungen-, Ost-Ems-, West-Ems-, Friesland-, Ober Yssel- und Zuydersee-, zusammen 9 Departements, und von dem Departement Lippe (dem Münsterischen) wurden mehrere Theile abgerissen und den holländischen Departements Ober-Yssel, Ysselmündungen und West-Ems zugetheilt.

Holland nach dem Jahre 1814.

Fassen wir das Vorhergehende kurz zusammen, so haben die ehemaligen vereinigten Provinzen der Niederlande als selbstständiger Staat bis zum Jahr 1810

erworben:

durch Vertrag vom 5 Januar 1800 alle in batavisch Braband vor dem Jahre 1795 enclavirten fremden Gebietstheile, welche oben namentlich angeführt sind, mit den confiscirten Gütern der französischen und belgischen Emigranten, ferner 1807 Ostfriesland und Jever;

abgetreten:

im Jahr 1795 a) Staatsflandern; b) Maestricht, Venloo mit andern Landschaften. (Siehe oben.)

Die Abtretung vom Jahr 1810 kann wegen sofortiger Vereinigung des Königreichs mit Frankreich nicht gerechnet werden.

Jene Abtretungen wurden den belgischen Departements einverleibt, welche sämmtlich im Jahr 1795 mit der französischen Republik vereinigt wurden.

Nachdem das Haus Oranien zurückgekehrt und am 23 März 1815 von den vier großen Mächten als König der Niederlande anerkannt worden, behielt es von den Erwerbungen jene vom Jahr 1800; Ostfriesland und Jevern aber wurden wieder zurückgegeben. Die abgetretenen Theile mußte Frankreich ebenfalls zurückgeben, davon wurde Staatsflandern mit der Provinz Seeland vereinigt; dagegen blieben Maestricht, Venloo und überhaupt die obenbezeichneten Enclaven den belgischen Provinzen einverleibt.

Bei der neuen Organisation von Holland wurde die bisherige Eintheilung in Departements aufgehoben, und es erfolgte die Herstellung der Provinzen in der Art, wie solche vor dem Jahr 1795 bestanden hatten, mit Ausnahme der Provinz Holland, die in zwei Provinzen, Nord- und Südholland, getheilt worden sind.

Die Bevölkerung der zehn nördlichen Provinzen im Jahr 1815 wird amtlich, wie folgt, angegeben:

	Provinzen.	Hauptorte.	Einwohner		
			in den Städten.	auf dem Lande.	Summe.
1.	Geldern	Arnheim	67,116	196,981	264,097
2.	Nordholland	Amsterdam	248,007	127,250	375,257
3.	Südholland	Haag	205,078	183,427	388,505
4.	Seeland	Middelburg	36,784	74,324	111,108
5.	Utrecht	Utrecht	50,945	57,002	107,947
6.	Friesland	Leuwarden	43,202	133,352	176,554
7.	Ober-Yssel	Zwoll	29,373	117,856	147,229
8.	Gröningen	Gröningen	27,824	107,818	135,642
9.	Drenthe	Assen	7,825	38,634	46,459
10.	Nordbraband	Herzogenbusch	52,526	241,561	294,087
			768,680	1,278,205	2,046,885

II. Die belgischen Departements im Jahr 1795.

Der National-Convent beschloß am 1 October 1795 die Vereinigung mit der französischen Republik von Belgien, dem Bisthum Lüttich, den Abteien Stablo und Malmedy und der Grafschaft Logne, so wie der im Haager Frieden vom 16 Mai 1795 von der batavischen Republik abgetretenen Städte und Bezirke. Aus allen diesen Herzogthümern, Grafschaften, geistlichen Stiftern ꝛc. wurden neun Departements gebildet, noch lange zuvor, ehe solche an die Republik förmlich abgetreten worden waren. Die Verzichtleistung von Seite Oestreichs erfolgte den 17 October 1797 in Folge des Friedens-Tractats von Campo-Formio, welche Abtretung durch den Inhalt des 2ten Artikels des Friedens-Tractats von Lüneville (9 Febr. 1801) Bestätigung erhielt.

Da diese neun Departements vom Jahr 1795 nach ihrer Vereinigung mit Holland im Jahr 1815 andere Namen erhielten, in ihren Hauptbestandtheilen aber unverändert blie-

ben, wird es angemessen seyn, sowohl zur Vermeidung von Wiederholungen, als auch zur Verständlichkeit, beide einander gegenüber zu stellen. Es kommt hier übrigens nicht auf einzelne stattgefundene kleine Veränderungen an, weil die Bestandtheile zuvor keinen selbstständigen Staat bildeten, und auch die Bevölkerung vor 1795 nicht genau zu ermitteln ist.

Bevölkerung der belgischen Departements im Jahre 1797 und im Jahre 1811.

	Namen d. Departements.	Hauptorte.	Bevölkerung.	
			Jahr 1797.	Jahr 1811.
1.	Dyle	Brüssel	389,789	431,969
2.	Schelde	Gent	578,242	636,438
3.	Lys	Brügge	475,118	491,143
4.	Jemmappes	Mons	408,668	472,366
5.	Untere Maas	Maestricht	241,836	267,249
6.	Beide Nethen	Antwerpen	253,981	284,584
7.	Ourthe	Lüttich	310,933	352,264
8.	Sambre u. Maas	Namür	150,754	180,655
9.	Wälder	Luxemburg	213,141	246,333
		Summe	3,022,462	3,363,001

Bevölkerung der belgischen Provinzen und des Großherzogthums Luxemburg den 1 Januar 1815.

	Provinzen.	Hauptorte.	Bevölkerung		
			in den Städten.	auf dem Lande.	Summe.
1.	Südbraband	Brüssel	129,163	312,486	441,649
2.	Ostflandern	Gent	140,370	475,319	615,689
3.	Westflandern	Brügge	136,299	380,025	516,324
4.	Hennegau	Mons	108,959	379,636	488,595
5.	Limburg	Maestricht	52,307	235,306	287,613
6.	Antwerpen	Antwerpen	97,145	194,420	291,565
7.	Lüttich	Lüttich	72,726	285,459	358,185
8.	Namür	Namür	19,998	144,402	164,400
		Summe	756,967	2,407,053	3,164,020
9.	Luxemburg	Luxemburg	30,639	182,958	213,597
		Summe	787,606	2,590,011	3,377,617

Die Hauptorte der Departements sind auch den Provinzen geblieben. Wir wollen nunmehr der Reihe nach die Zusammensetzung der Departements und die stattgefundenen wesentlichen Veränderungen der Provinzen nachweisen.

1. Dept. Dyle, jetzt Südbraband, begreift das vormals östreichische Herzogthum Braband.

2. Depts. Schelde und Lys, Provinzen Ost- und Westflandern. Ganz östreichisch Flandern wurde in drei Departements vertheilt, wovon den südlichen Theil das Dept. Norden erhielt und Frankreich verblieb; aus dem südwestlichen Theil wurde das Schelde-Dept. und aus dem nordöstlichen Theil das Lys-Dept. gebildet. Dem letzteren ward das von der batavischen Republik (1796) abgetretene Staatsflandern zugetheilt, das bei der neuen Organisation im Jahr 1815 der Provinz Seeland einverleibt, mithin mit den Provinzen der vormaligen Republik der Niederlande wieder vereinigt wurde. Daher die vergleichende Populationsverminderung der Provinz Westflandern im Jahr 1815.

4. Dept. Jemmappes, Provinz Hennegau, ist zusammengesetzt aus dem größern Theil der Grafschaft Hennegau (der kleinere Theil kam an das Dept. Norden und blieb Frankreich), aus der Herrschaft Doornik mit beiläufig 190,000 Seelen, und aus einem Theil des ehemaligen Bisthums Lüttich.

5. Dept. Untere Maas, Provinz Limburg, begreift einen Theil des Herzogthums Limburg, die enclavirten Theile von holländisch Geldern, Maestricht, Venloo 2c., welche von der batavischen Republik an Frankreich abgetreten worden; ferner das östreichische Geldern und einen Theil des Bisthums Lüttich, und die vormals zu Deutschland gehörenden Abtei Thorn, die Grafschaften Reckem und Gronsfeld und mehrere kleine Herrschaften. Ein kleiner Theil kam in Folge der Wiener Congreßacte an Preußen, wogegen dieses Königreich an die Niederlande abtrat: einen kleinen Theil des Herzog-

thums Jülich am rechten Maasufer, einen Theil von preußisch Geldern und einige Ortschaften des Herzogthums Cleve, welches Alles mit der Provinz Limburg vereinigt wurde.

6. Dept. Beide Nethen, Provinz Antwerpen, besteht aus dem nördlichen Theil von östreichisch Braband, der Markgrafschaft und der Stadt Antwerpen und der Herrschaft Mecheln.

7. Dept. Ourthe, Provinz Lüttich. Dieses Departement wurde gebildet aus dem südlichen Theil des zum westphälischen Kreise gehörigen Bisthums Lüttich, den Abteien Stablo und Malmedy, und dem größten Theile des östreichischen Herzogthums Limburg, nebst der Stadt Limburg. Die Stadt Malmedy nebst Umgebungen kam 1815 an die Krone Preußen. Ein Theil der Provinz Lüttich wurde vermöge k. Decrets im Jahr 1818 dem Großherzogthum Luxemburg zugetheilt, wovon weiter unten.

8. Dept. Sambre und Maas, Provinz Namür, hatte folgende Bestandtheile: a) die vormals östreichische Grafschaft Namür; b) einen Theil des Bisthums Lüttich und c) den westlichen Theil des östreichischen Herzogthums Luxemburg. Im Jahr 1815 wurden mit der Provinz Namür die zwei Städte Philippeville und Marienburg, welche Frankreich seit dem Jahr 1666 im Besitz gehabt und an die Niederlande abgetreten hatte, vereinigt. Die spätere Trennung mehrerer Gemeinden von dieser Provinz, und deren Vereinigung mit dem Großherzogthum Luxemburg wird weiter unten erwähnt.

9. Dept. Wälder, Luxemburg. Das Departement bestand aus dem vormaligen östreichischen Herzogthum Luxemburg, den westlichen Theil ausgenommen, und aus dem Herzogthum Bouillon, welches dem Hause de Latour d'Auvergne angehörte. Ein kleiner Theil kam nach dem Frieden 1815 an Preußen; der weit größere Theil aber an das Königreich der Niederlande, mit der Bestimmung, als Großherzogthum zum

deutschen Bunde zu gehören, und sind auf dasselbe die Rechte und Erbfolge, welche zwischen der Ottonischen und Wallramischen Linie des Hauses Nassau nach dem Erbverein von 1783 festgesetzt waren, ausdrücklich übertragen. Das Herzogthum Bouillon kam im Jahr 1816 durch schiedsrichterlichen Spruch an den Fürsten C. Alain de Rohan Monbazan, blieb jedoch unter der Souverainetät des Königs der Niederlande bis zum Jahr 1822, wo es von der Regierung angekauft wurde.

Das königl. Decret vom Jahr 1818 verordnete die Vereinigung mehrerer Gemeinden der Provinzen Lüttich und Namür mit dem Großherzogthum Luxemburg. Nach den amtlichen Angaben war dessen Bevölkerung 1819 . . 223,003
Rechnet man hierzu den Ueberschuß der Gebornen . 1,727
sollte sie seyn 1820 224,730
ist aber angegeben zu 270,862
mithin Vermehrung*) 46,132

Bei der Bekanntmachung ihrer Bevölkerungsangaben **)

*) Es kann hier nicht unbemerkt gelassen werden, daß nach eben dieser Berechnung und Vergleichung der Bevölkerung vor und nach diesem Jahre die Provinz Lüttich im Jahre 1820 eine geringere Bevölkerung von 57,023 Seelen hat; dagegen findet sich jene von Namür um mehrere tausend Seelen vermehrt, ein Unterschied, der wahrscheinlich daher rührt, daß die frühere Zählung nicht ganz genau war. Die Regierung hatte nämlich für das Jahr 1821 erneute Rectification der Bevölkerungslisten angeordnet, welche von der statistischen General-Commission, wie sie in der Vorrede ihrer Tableaux sagt, benutzt, und von dem Resultat den Ueberschuß der Gebornen abzog, um die Bevölkerung pro 1820 festzustellen. Dieserhalb läßt sich auch die Abtretungssumme nicht genau ermitteln.)

**) Mouvement de la population dans le royaume des Pays-bas, pendant les années 1815 à 1824 inclus. Recueil des tableaux publiés par la Commission générale de statistique etc. La Haye, Imprimerie de l'État. 31 Tabl. in Folio.

erklärt die Generalcommission, daß sie die Bevölkerungslisten, welche von den Gouverneurs der nördlichen Provinzen im Jahr 1815, und der südlichen Provinzen im Jahr 1816 eingereicht worden seyen, zum Grunde gelegt habe. Diese Listen hätten zur Organisation der Nationalmilizen gedient. Bei einigen Provinzen wären die vorhandenen Listen vom Jahr 1814 benutzt, bei den übrigen Provinzen aber neue Zählungen vollzogen worden. Wie aus dem Verfolge hervorgeht, war diese Grundlage auch ziemlich richtig, da der ganze Unterschied der Bevölkerung vom Jahr 1815 mit Hinzurechnung des Ueberschusses der Gebornen über die Gestorbenen, und nach Abzug der Ausgewanderten im Jahr 1824, mithin in zehn Jahren nur 2298 Seelen betragen hat.

Jenen amtlichen Angaben zufolge war die Bevölkerung im Jahr 1815

	in den Städten,	auf dem Lande,	Summe.
Nördliche Provinzen	768,680	1,278,205	2,046,885
Belgien	756,967	2,407,053	3,164,020
Großh. Luxemburg	30,639	182,958	213,597
	1,556,286	3,868,216	5,424,502

Dieses wäre also die Bevölkerung zur Zeit der Gründung des Königreichs der Niederlande gewesen.

Bewegung der Bevölkerung vom Jahr 1815 bis 1829.

Wir wollen jetzt kurz die Bewegung der Bevölkerung untersuchen, nicht allein, weil sich daraus der glückliche oder ungünstige Zustand, in welchem sich das Volk befand, entnehmen läßt, sondern auch um die Veränderungen, welche während der Friedensjahre stattgefunden haben, kennen zu lernen. Zugleich ergeben sich daraus die den nördlichen und südlichen Provinzen des Königreichs eigenthümlichen Lebensverhältnisse.

In der nachfolgenden Tabelle sind die Durchschnittssummen von vierzehn Jahren, von 1815 bis 1828 eingeschlossen, eingetragen. Zuerst jene der Bevölkerung, so wie sie für jedes der 14 Jahre am 1 Januar angegeben ist, dann jene der Gebornen, der Gestorbenen und getrauten Paare. Zuletzt ist die eheliche Fruchtbarkeit für jede Provinz beigefügt.

	A. Nördliche Provinzen.	Durchschnitts-Bevölkerung.	Im jährlichen Durchschnitt. Geborne.	Gestorbene.	getraute Paare.	Kinder auf 1000 Ehen.
1.	Geldern	276,960	9,361	6,019	2,032	4,606
2.	Nordholland	384,638	14,752	12,875	3,532	4,176
3.	Südholland	420,074	17,204	12,759	3,571	4,811
4.	Seeland	123,545	5,574	4,489	1,063	5,243
5.	Utrecht	114,101	4,314	3,066	965	4,481
6.	Friesland	191,498	6,553	4,685	1,557	4,209
7.	Ober-Yssel	155,674	5,401	3,947	1,205	4,483
8.	Gröningen	147,645	5,112	3,654	1,167	4,380
9.	Drenthe	51,835	1,758	1,070	409	4,298
10.	Nordbraband	314,386	10,262	6,994	2,108	4,868
	Summe	2,180,356	80,291	59,528	17,609	4,559
B.	Belgien.					
1.	Südbraband	472,558	17,451	12,209	3,754	4,649
2.	Ostflandern	662,814	22,521	16,327	4,392	5,127
3.	Westflandern	547,306	19,459	14,488	3,909	4,978
4.	Hennegau	525,954	18,818	11,929	4,087	4,604
5.	Limburg	309,175	10,253	7,203	2,300	4,457
6.	Antwerpen	313,894	10,394	7,090	2,328	4,465
7.	Lüttich	342,525	11,469	8,100	2,489	4,608
8.	Namür	180,786	6,058	3,490	1,318	4,596
	Summe	3,355,012	116,423	80,836	24,577	4,737
C.	Luxemburg	262,727	9,575	5,954	1,987	4,819
	Das ganze Königreich	5,798,095	206,289	146,318	44,173	4,670

Resultat.	Nördliche Provinzen.	Belgien.	Großh. Luxemburg.	D. ganze Königr.
Eheliche Fruchtbarkeit, Kinder auf 1000 Ehen	4,559	4,757	4,819	4,670
Es kommt 1 Geburt auf Indiv. der Bevölkerung	27,15	28,82	27,44	28,11
Es kommt 1 Todesfall auf deßgl.	36,63	41,50	44,15	39,63
Es kommt 1 getr. Paar auf deßgl.	123,82	136,51	132,22	131,26
Jährl. Vermehrung per 100 der Bevölkerung	0,952	1,061	1,378	1,035

Die Ehe ist das Erste und Wichtigste, was in Betrachtung gezogen werden muß; denn sie ist nicht allein die Grundlage der Moralität eines Volkes, sondern auch die Grundlage seiner Vermehrung. Obgleich Bedingung der Erhaltung des menschlichen Geschlechtes, bleibt die Verehelichung dennoch der Willensfreiheit des Menschen überlassen, wovon er auch, wie die Erfahrung lehrt, oft und zu allen Zeiten Gebrauch macht. Jedes Mitglied der Gesellschaft sieht sich in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Stand oder einen Erwerbszweig zu wählen, denn hiervon hängt sein Forkkommen und gewissermaßen sein Daseyn ab. Ein Staat, bestehend aus Müßiggängern oder Räubern, ist nicht denkbar. Dagegen fällt die allgemeine Nothwendigkeit zur Verehelichung hinweg, und Niemand kann dazu gezwungen werden. Man muß überzeugt seyn, Frau und Kinder ernähren zu können, um sich dazu zu entschließen. Die Ehe ist daher durch äußere Umstände bedingt; sind diese günstig, so werden viele, sind sie dagegen ungünstig, so werden wenige Ehen geschlossen, je nach dem Verhältniß mehr oder weniger als gewöhnlich, je höher oder tiefer das Volk auf der Stufe der Cultur steht.

Das Fortkommen einer Familie ist aber weit schwieriger bei einer dichten Bevölkerung, als in Ländern, wo die Menschen noch zerstreut leben. Jene kann bloß durch die Manufactur-Industrie und den Handel entstehen, und durch den

Flor

Flor derselben Dauer erhalten; aber auch bei dem blühendsten Zustande der Fabriken und des Verkehrs ist dennoch die Concurrenz zu groß, als daß Viele und noch weniger Alle an den Vortheilen Antheil haben könnten. Dieserhalb verheirathen sich hier weit weniger Personen, als bei einem Ackerbau und Viehzucht betreibenden Volke, das wenigstens durch die Erzeugnisse seines Fleißes über die Mittel zur Lebenserhaltung nicht besorgt zu seyn braucht. Von diesem verehelicht sich jährlich in der Regel ein Paar von 105 bis 120 Individuen der Bevölkerung, von dem ersteren hingegen selten unter 120, meistens von 125 bis 140.

Hat man einen mehrjährigen Durchschnitt der Trauungen, und findet dann Jahre, wo das numerische Verhältniß merklich wechselt, so kann man mit voller Ueberzeugung den Schluß ziehen, daß bei der größern Zahl der Trauungen entweder günstige Aussichten sich eröffneten, oder besonders glückliche Umstände eintraten; hingegen bei der Abnahme der Zahl der getrauten Paare, daß das Gegentheil statt findet. Die Regierungen können folglich nur mittelbar auf die Vermehrung der Ehen wirken, indem sie durch Freiheit des Verkehrs dem Volke neue oder ergiebigere Nahrungsquellen eröffnen. Alle Aufmunterungen, selbst Hinwegräumung gesetzlicher Hindernisse haben bloß einen schwachen, bald vorübergehenden Erfolg, wenn nicht zugleich Gelegenheit zur lohnenden Ausdehnung des Gewerbfleißes gegeben wird, wovon die Unterthanen um so gewisser Gebrauch machen, da sie sich in der absoluten Nothwendigkeit befinden, zu arbeiten, um leben zu können.

Wenn wir also aus der vorstehenden Berechnung der Bevölkerungsverhältnisse der Niederlande ersehen, daß in den nördl. Provinzen ein Paar von 123 Individuen der Bevölkerung, dagegen in Belgien nur ein Paar von 136 Individuen getraut worden, und dabei in Betracht ziehen, daß Alle unter gleichen constitutionellen Gesetzen leben, so unterliegt es keinem

Zweifel, daß durch andere und besondere Umstände das Volk hier von der Verheirathung zurückgehalten, dort dagegen dazu aufgemuntert wurde. Nun ist zwar die Bevölkerung, welche auf einem Raume zusammengedrängt ist, in Belgien beträchtlich stärker, als in den nördlichen Provinzen; indeß kann dieses die Ursache des großen Unterschieds nicht allein seyn, weil in den letztern der Flächenraum wohl ausgedehnter, aber bei weitem weniger fruchtbar und getreidergiebig als Belgien ist, wo außerdem in einigen Provinzen der weltberühmte niederländische Kunstfleiß zahllose Hände beschäftigte. Es muß daher die Concurrenz nach Arbeit größer gewesen seyn, als die Gelegenheit, sich solche nutzbringend zu verschaffen, oder mit andern Worten der Absatz der Erzeugnisse der Gewerbs-Industrie und des Landbaues zwar geringer als die Production, und es mußten Kräfte ungenutzt gelassen werden.

Hier folgt die Rangordnung der Provinzen:

Nach der Bevölkerung.		Nach den Trauungen.	Nach der Bevölkerung.		Nach den Trauungen.
1. Nordholland	108,90	2	1. Ostflandern	156,91	7
2. Südholland	117,63	3	2. Westflandern	140,—	8
3. Utrecht	118,24	4	3. Hennegau	128,69	2
4. Seeland	106,22	1	4. Südbraband	125,85	1
5. Friesland	122,99	5	5. Antwerpen	134,83	4
6. Gröningen	126,51	6	6. Lüttich	137,61	6
7. Nordbraband	141,39	10	7. Limburg	134,42	3
8. Geldern	136,30	9	8. Namür	137,17	5
9. Yssel	129,19	7	9. Luxemburg	132,22	
10. Drenthe	132,22	8			

Man ersieht aus obiger Zusammenstellung, daß Handel und Schifffahrt den Einwohnern der nördlichen Provinzen 1, 2, 3 und 4 reichliche Erwerbsquellen öffneten, da sich von 106 bis 118 Personen ein Paar verehelichte; welchen Gegensatz bilden die gewerbfleißigen südlichen Provinzen Ost- und Westflandern, wo im Vergleich zu jenen die Hälfte mehr unverheirathet blieb. Wenn Hennegau und Südbraband, wie Grö-

ningen und Yssel, bei sehr ungleicher Bevölkerung eine wenig verschiedene Proportion der vollzogenen Trauungen zeigen, so widerspricht dieß freilich dem aufgestellten Satz, von dem Einfluß der geringen und starken Bevölkerung, indeß doch nur dem Anscheine nach, da man erstlich die niederländischen Provinzen nicht mit Ländern vergleichen kann, wo noch der Cultur Boden zu gewinnen ist; vielmehr leben hier schon mehr Menschen, als der vervollkommnete Ackerbau zu ernähren vermag; zum andern sind jene ersten Provinzen die fruchtbarsten von ganz Belgien; begünstigt im Absatz ihrer Producte durch ihre geographische Lage, durch erleichterte Versendungen nach den getreidearmen nördlichen Provinzen, durch Ergiebigkeit der Steinkohlenminen, die bei den vielen Dampfmaschinen des Königreichs und des angränzenden französischen Reichs kaum die Nachfrage befriedigen konnten, so wie endlich auch durch den Aufschwung, den Brüssel als zweite Residenz des Königs in neuerer Zeit erhielt. Indem man diese Umstände erwägt, wird man sich von der Nothwendigkeit überzeugen, nur solche Thatsachen und Resultate zu vergleichen, die beziehungsweise auf Localverhältnisse einander ähnlich sind. Uebrigens bedarf es kaum der Erinnerung, daß sich bei einer geringen Bevölkerung von einigen 100,000 Seelen die Wechselfälle nicht gehörig ausgleichen können, und daß mithin die Resultate nur in gegenseitiger Beziehung der Provinzen zu vergleichen sind, welche Vergleichung jedoch, zur Vermeidung von Weitläuftigkeiten, dem Leser überlassen werden muß.

Der Einfluß der Stärke der Bevölkerung auf die mehr oder weniger große Zahl der ehelichen Verbindungen wird durch viele Thatsachen bestätigt, und kann gar nicht in Zweifel gezogen werden; aber abgesehen davon scheint es ein Charakterzug der Völker, welche den nördlichen, also den am wenigsten bevölkerten Theil von Europa bewohnen, daß sie mehr Neigung zum häuslichen und Familienleben besitzen, und wenn es nur irgend ihre Lage zuläßt, durch Verehelichung ein dem

Herzen zusagendes Bedürfniß befriedigen; ein Bedürfniß, das bei den südlichen Völkern, die weniger Sinn für das Stillleben und mehr Vorliebe für den gesellschaftlichen Umgang und die öffentlichen Angelegenheiten besitzen, sich weit weniger fühlbar macht.

Wir haben gesehen, daß die Menschen, indem sie eheliche Verbindungen eingehen, mit Ueberlegung handeln und die Vernunft zu Rathe ziehen; die Macht der Vernunft reicht aber nicht weiter und nach vollzogener Handlung tritt die Natur in ihre Rechte. Allerdings mag es befremden, wenn der Zweck der Ehe erfüllt wird, sowohl unter dem Druck des Kriegs als während der Ruhe des Friedens, sowohl beim Nothgeschrei des Hungers und der Entbehrungen, als beim größten Ueberfluß, und doch ist dieses durchgehends der Fall; das Naturgesetz waltet vor, und unter allen Umständen wird eine gleiche Zahl Kinder im Verhältniß zu den vollzogenen Verbindungen geboren. Die vollkommene Richtigkeit dieser Erscheinung wird durch die Geburts- und Trauungslisten aller Staaten bestätigt.

Das Resultat der Ehen, zwar sehr verschieden so bei den einzelnen Familien als bei den Völkern, ist dennoch unveränderlich bei jedem Volke, und sollte auch in einem oder dem andern Jahre ein kleiner Unterschied vorkommen, so wird er nur unbedeutend seyn und sich in der Summe mehrerer Jahre völlig ausgleichen. Diese eheliche Fruchtbarkeit steigt von 3,500 bis auf 5,600 Kinder auf 1000 Ehen; *) sie ist am stärksten in gebirgigen, jedoch fruchtbaren Ländern und im

*) Der Verfasser hat dieses Naturgesetz der ehelichen Fruchtbarkeit in einer kleinen Abhandlung nachgewiesen: da solche in einer medizinischen Zeitschrift erschienen, dürfte sie wohl wenigen Lesern der politischen Annalen bekannt geworden und es vielleicht für Manche von Interesse seyn, dieses Gesetz im Allgemeinen kennen zu lernen.

Süden, sie nimmt ab mit der Abnahme der Gebirge und gegen Norden, und ist am schwächsten in ebenen flachen Gegenden und Niederungen. Jeder Volksstamm hat seine eigenthümliche höchste und niedrigste Fruchtbarkeit, die von jener anderer Volksstämme mehr oder weniger abweicht, je nach der verschiedenen Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes. Die gemischten Volksstämme stehen den reinen in der Fruchtbarkeit der Ehe nach, von welchen der slavische Volksstamm den ersten Rang einnimmt. *)

Hier folgt eine Uebersicht der Fruchtbarkeit der Ehe nach **Volksstämmen geordnet.**

I. Italien. (Gehört eigentlich zu den gemischten Volksstämmen.)

Königreich beider Sicilien	5,546
Gouvernement Venedig	5,454
Provinz Bergamo	5,234
Gouvernement Mailand	5,007

II. Deutscher Volksstamm.

Königreich Würtemberg	5,428
Königreich Bayern, Isar- und Obermainkreis	folgt nach Würtemberg, die unehelichen Kinder abgerechnet.
Großherzogthum Luxemburg	4,818
Königr. Preußen; Provinz Schlesien	4,767
Königr. der Niederlande – Belgien	4,737
Königr. der Niederlande – im Ganzen	4,670
Königr. der Niederlande – nördliche Provinzen	4,559

---

*) **Von Italien muß wegen Mangel vollständiger Listen der sämmtlichen italienischen Staaten Umgang genommen werden.**

Königr. Preußen	Rheinprovinzen	4,593
	Provinz Sachsen	4,368
	Prov. Brandenburg und Pommern	4,367
Großherzogthum Mecklenburg		4,639
Königr. Hannover	im Ganzen	4,121
	Herz. Bremen u. Verden	3,884
Herzogth. Schleswig und Holstein		3,739

III. Gemischte Volksstämmme.

Königreich Portugal		5,184
Königr. Frankreich	südliche Departements	4,350
	nordwestliche Depart.	4,140
	nordöstliche Depart.	4,090
Königr. England		3,645
Oestr. Monarchie, Siebenbürgen		3,400

IV. Normänner, Nordländer.

Königreich Schweden		4,112
Königreich Norwegen		3,965
Königr. Dänemark ohne die Herzogthümer	Fühnen	3,621
	Jütland	3,618
	im Ganzen	3,576
	Seeland	3,469

V. Slavischer Volksstamm.

Oestreichische Monarchie, Königr. Böhmen	5,296
Königr. Preußen, Prov. Posen, Ost- und Westpreußen	5,219
Oestr. Monarchie, Schlesien	5,197
Deßgleichen Mähren	5,037
Russisches Reich	4,589
Oestr. Monarchie, Ost- und Westgallizien	4,543

Recapitulation.		höchste	niedrigste Fruchtbarkeit.
I. Italien	beide Sicilien	5,546	— —
	Mailand	— —	5,007
II. Deutscher Volksstamm	Würtemberg .	5,428	— —
	Schleswig, Holstein . . .	— —	3,739
III. Gemischte Volksstämme	Portugal . .	5,184	— —
	Siebenbürgen	— —	3,400
IV. Nordländer	Schweden	4,112	— —
	Dänische Insel Seeland	— —	3,469
V. Slavischer Volksstamm	Böhmen . .	5,296	— —
	Ost= u. Westgallizien .	— —	4,543

Die Beschaffenheit der Oberfläche des Bodens der vorerwähnten Provinzen und Staaten, ihre geographische Lage, die Fruchtbarkeit des Bodens, das Klima, endlich die Abstammung der Völkerschaften und die Vermischung durch Einwanderer und Eroberer ꝛc. sind zu bekannte Dinge, als daß eine weitere Erklärung nöthig wäre; wir wollen daher nur Einiges über scheinbare Abweichungen von der Regel beifügen.

In der Zahl der Gebornen sind die außer der Ehe erzeugten Kinder einbegriffen, da solche nicht in allen Geburtslisten besonders angegeben werden, mithin auch nicht abgezogen werden konnten, um die eheliche Fruchtbarkeit ganz rein und unvermischt darzustellen. Zwar ist das numerische Verhältniß der natürlichen Kinder zu den ehelichen in den meisten großen Staaten nicht sehr verschieden, mehr aber ist dieses der Fall bei einigen kleinen Staaten, und besonders bei einzelnen Provinzen, wo bei starker Bevölkerung die Ehen erschwert sind, wie z. B. in den nördlichen Provinzen der Niederlande, wo verhältnißmäßig mehr uneheliche Kinder als auf dem platten Lande im Königreich Preußen geboren werden. Auch für östreichisch Schlesien und Mähren einerseits, und

Posen, Ost- und Westpreußen andrerseits, tritt der nämliche Fall ein; in diesen Provinzen kommt eine uneheliche Geburt schon auf 14 ehelich Geborne, in jenen nur eine auf 22. Durchgeht man die einzelnen Provinzen des Königreichs der Niederlande, so sind unter den zehn nördlichen Provinzen sieben, wo 4,176 bis 4,483 Kinder auf 1000 Ehen kommen, und unter den südlichen Provinzen befinden sich nur zwei, Limburg und Antwerpen, welche nicht über 4,500 haben; die Proportion aller übrigen Provinzen ist höher, wie diese denn auch bekanntlich gebirgiger als die nördlichen und als Limburg und Antwerpen sind.

Diese höchst verschiedene eheliche Fruchtbarkeit der Völker ist von einem wichtigen Einfluß auf die Vermehrung derselben. Setzen wir zwei Nationen, die unter gleichen bürgerlichen Verhältnissen stehen, so werden auch, wie oben gezeigt wurde, eine gleiche Zahl Ehen geschlossen, und durch gleiche Kräfte sehr verschiedene Wirkung erfolgen. Halten wir uns an Thatsachen, da diese keine Einwendungen gestatten.

In Frankreich wurden vom Jahr 1817 bis 1828, also in 12 Jahren, 11,613,078 Kinder geboren, es starben 9,352,548 Personen, und 2,798,712 Paare wurden getraut. Diese zur Durchschnittsbevölkerung berechnet, geben folgendes Resultat, welches beinahe ganz mit demjenigen der Niederlande übereinstimmt: es kommen

	auf 1 Todesfall	auf 1 getrautes Paar	
Frankreich .	39,82	133,06	Individuen der Bevölkerung.
Niederlande .	39,63	131,26	

Die eheliche Fruchtbarkeit ist aber in den Niederlanden $4,_{670}$, und in Frankreich nur $4,_{149}$. Da in diesen beiden Königreichen kein Unterschied in der Sterblichkeit statt fand, und eine gleiche Zahl Personen an der Fortpflanzung Theil nahmen, so würde die Volksvermehrung in beiden Ländern

gleichen Schritt halten, wenn die Fruchtbarkeit der Ehe nicht so äußerst verschieden wäre; durch diese Verschiedenheit ist aber die Volkszunahme der Niederlande und Frankreich wie 5:3, nämlich jährlich per 100 der Bevölkerung für jenes Königreich 1,035 und für dieses nur 0,607.

Wären die Ehen in Frankreich eben so fruchtbar wie in den Niederlanden, so würden von jenen in zwölf Jahren getrauten Paaren 13,069,985 Kinder geboren worden seyn, und anstatt daß die Bevölkerung um 2,250,530 Individuen zunahm, hätte solche in dem gleichen Zeitraum einen Zuwachs von 3,717,437 Individuen erhalten, also einen Unterschied in 12 Jahren von 1½ Millionen Köpfe, wovon indeß die größere Sterblichkeit der Kinder in Abrechnung gebracht werden muß. Dieses Beispiel wird genügend den wichtigen Einfluß der ehelichen Fruchtbarkeit auf die Volksvermehrung, und überhaupt auf die Lebensverhältnisse darthun.

Die Sterblichkeit ist ihrer Größe nach bedingt, entweder durch den Culturzustand des Volks oder durch Localverhältnisse. So erreichen die Menschen ein weit höheres Alter wenn sie aufgeklärt und gesittet sind, als im Zustande der Rohheit und Unwissenheit; wenn hier die Hälfte der Gebornen schon nach wenigen Jahren durch nachlässige und zweckwidrige Behandlung hinweggerafft wird, so werden bei cultivirten Völkern durch Sorgfalt und richtige Verfahrungsweise viele Tausende am Leben erhalten. *) Da nun in Beziehung auf wahre Aufklärung und Civilisation die nördlichen Provinzen der Niederlande den südlichen nicht nur gleichstehen,

*) Es gibt Länder, wo die Regierung mit wahrer väterlicher Sorgfalt auf das materielle Wohl ihrer Unterthanen Bedacht nimmt, dabei aber alles geistige Bestreben unterdrückt, und dadurch bewirkt, daß zwar viele Kinder geboren werden, aber nicht zur Entwicklung gelangen, und überhaupt das menschliche Leben nicht die von der Natur bestimmte Ausdehnung gewinnt.

sondern auch den Vorrang behaupten, so trägt unstreitig die niedrige feuchte Lage des Landes die Schuld, wenn jene eine größere Sterblichkeit haben und von 36,63 Individuen der Bevölkerung jährlich eines stirbt. In Belgien ist dieses numerische Verhältniß weit günstiger, nämlich für Belgien 1 Todesfall auf 41,5 Individuen und für Luxemburg 1 Todesfall auf 44,13. In doppelter Beziehung, größere Fruchtbarkeit und geringere Sterblichkeit, muß auch in Belgien die Volkszunahme stärker seyn, als in den nördlichen Provinzen. Diese beträgt jährlich für Belgien per 100 der Bevölkerung $1_{,061}$, für Luxemburg $1_{,7578}$, und für den nördlichen Theil der Niederlande $0_{,952}$; im Durchschnitt für das ganze Königreich $1_{,035}$.

Die am Schlusse beigefügte Tabelle gibt eine detaillirte Uebersicht der in der Volkszahl jeder Provinz während vierzehn Jahren eingetretenen Veränderungen, wobei die Gränzberichtigungen und die Zutheilung von Gemeinden von einer Provinz an die andere in Rechnung gebracht werden müssen.

Indem man die Bevölkerung bis zum 1 Januar 1829 und die jährliche Zunahme seit 14 Jahren kennt, läßt sich mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewißheit gränzt, die Bevölkerung berechnen, wie solche am 1 Januar 1831 gewesen ist. Diese sowohl, als auch die Dichtigkeit der Bevölkerung ersieht man aus den nachstehenden zwei Tabellen, die besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo es sich um Errichtung eines neuen Königreichs und um Theilung und Abgränzung handelt, nicht ohne Interesse seyn dürfte. Es ließe sich zwar der Einwurf machen, daß durch die letzten Unruhen eine Störung in dem gewöhnlichen Gange der Bevölkerung statt gefunden habe; diese ist aber gewiß nicht von Bedeutung, da die Ruhe erst gegen den Ausgang des Jahres unterbrochen wurde, mithin auf die Resultate der vorher geschlossenen Ehen keinen Einfluß äußern konnte; und was die größere Sterblichkeit betrifft, so weiß man, daß der Kampf für Unabhängig-

Digitized by Google

keit wenig Blut gekostet hat, und daß der große Streit mehr mit Worten und Demonstrationen geführt, als durch die Waffen entschieden wurde.

Berechnung der Bevölkerung für den 1 Januar 1831.

	Provinzen.	Bevölkerung vom 1 Januar 1829.	Vermehrung jährl. per 100.	Zunahme in 2 Jahren an Seelenzahl.	Bevölkerung für den 1 Jan. 1831.	
Nördliche Provinzen.	Geldern	297,533	1,207	7,184	304,717	
	Nordholland	393,572	0,488	3,843	397,415	
	Südholland	459,035	1,058	9,714	468,749	
	Seeland	134,184	0,878	2,357	136,541	
	Utrecht	123,868	1,094	2,713	126,581	
	Friesland	201,694	0,907	3,663	205,357	
	Ober-Yssel	167,892	0,957	3,214	171,106	
	Grönine	155,183	0,988	3,069	158,252	
	Drenthe	61,119	1,327	1,623	62,742	
	Nordbraband	335,854	1,039	6,980	342,834	
	Summe	2,329.934	0,952	44,360	2.374,294	
Belgien.	Südbraband	506,930	1,109	114,44	518,374	Die kleine Rechnungsdifferenz bei Hennegau ausgeglichen.
	Ostflandern	717,057	0,935	13,410	730,467	
	Westflandern	580,597	0,909	10,556	591,153	
	Hennegau	574,750	0,309	14,808	589,558	
	Limburg	330,188	0,986	6,472	336,660	
	Antwerpen	343,214	1,052	7,222	350,436	
	Lüttich	352,230	0,983	6,924	359,154	
	Namür	197,615	1,420	5,612	203,227	
	Summe	3.602,581	1,061	76,448	3.679,029	
Luxemburg		302,654	1,378	8,341	310,995	
	Hauptsumme	6,235,169	1,055	129,149	6,364,318	

Vergleicht man die Bevölkerung vom Jahr 1815 mit derjenigen vom Jahr 1831, so hat seit 16 Jahren eine Zunahme statt gefunden:

1) in den nördlichen Provinzen 327,409 S.
2) in Belgien 515,009 „
3) im Großh. Luxemburg 97,398 „

im Ganzen 939,816 S.

jedoch ist dabei zu bemerken, daß Luxemburg seine Vermehrung nicht allein dem Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen, sondern auch mehr als zur Hälfte dem Umstand verdankt, daß damit mehrere Gemeinden anderer belgischen Provinzen vereinigt worden sind. Im Allgemeinen ist die Volkszunahme zum Erstaunen, besonders wenn man die bereits ungemein starke Bevölkerung in Betracht zieht. Sie liefert den sichersten Beweis des Wohlseyns der Bevölkerung, und zeugt zugleich für ihre Arbeitsamkeit und Industrie, wodurch sie sich unter dem Schutze einer freisinnigen Verwaltung in diesen glücklichen Zustand versetzte.

Vergleichung des Flächeninhalts mit der Volkszahl.

(In der Tabelle ist die Bevölkerung vom Jahr 1831 aus dem Grunde nicht eingetragen, weil solche bereits in der vorstehenden Berechnung S. 123 enthalten ist. Die Angaben der Hectaren nach dem Cataster vom 1 Oct. 1829 sind aus dem Jaarboekje over 1830 entlehnt und in geogr. □ Meilen verwandelt.)

	Provinzen.	Areal		Es leben Menschen auf		Es leben von 100	
		Hectaren.	geog. □ M.	1000 Hect.	1 □ Meile.	in Städten.	a. d. Lande.
Nördliche Provinzen.	Geldern	517,178	94,25	589	3,233	252	748
	Nordholland	235.464	42,91	1,687	9,261	661	339
	Südholland	287,527	52,40	1,630	8,946	513	487
	Seeland	166,918	30,42	818	4,488	312	688
	Utrecht	137,145	24,99	923	5,065	463	537
	Friesland	268,503	48,93	764	4,197	256	744
	Ober-Yssel	333,600	60,80	513	2,814	268	732
	Gröningen	233,871	42,62	677	3,713	193	807
	Drenthe	247,403	45,09	254	1,391	169	831
	Nordbraband	507,211	92,44	676	3,709	182	818
	Summe	2.934,820	534,85	809	4,439	374	626
Belgien.	Südbraband	327,577	59,70	1,582	8,683	283	717
	Ostflandern	299,285	54,54	2,440	13,393	228	772
	Westflandern	320,434	58,40	1,845	10,122	264	736
	Hennegau	372,068	67,81	2,584	8,694	215	785
	Limburg	471,990	86,02	715	3,914	200	800
	Antwerpen	282,293	51,45	1,241	6,811	338	663
	Lüttich	291,079	53,06	1,233	6,769	235	765
	Namür	366,362	66,77	551	3,044	159	841
	Summe	2.731,088	497,75	1,347	7,391	244	756
	Luxemburg	692,553	126,22	449	2,464	150	850
	Hauptsumme	6.358,461	1,158,82	1,001	5,492	288	712

Mit Ausnahme der wenigen Freistaaten und freien Städte, deren Bevölkerung durchgehends in dem Hauptorte zusammengedrängt ist, leben in keinen der übrigen europäischen Staaten so viele Menschen auf einem kleinen Raume vereinigt als im Königreiche der Niederlande; Belgien besonders ist außer allem Vergleich stark bevölkert, da allein in den vier Provinzen Ost- und Westflandern, Südbraband und Hennegau auf 240 □Meilen 55,000 Seelen mehr als in den sämmtlichen Nordprovinzen auf 534 □Meilen leben. Bemerkenswerth ist die verschiedene Vertheilung der Volksmasse auf Städte und Land; es wohnen nämlich in den drei nördlichen Provinzen Holland, Seeland und Utrecht mit 1,110,000 Einwohnern die größere Hälfte in den Städten; die Bevölkerung der übrigen Provinzen ist verhältnißmäßig gering und auch besser zwischen Städte und Land vertheilt. Handel, Schifffahrt und Viehzucht bilden die hauptsächlichsten Erwerbsquellen. Wie das Land, das dem Meere abgewonnen, ist Alles ein künstliches Gebäude ohne sichernde feste Grundlage. Dieses lehrt auch die Erfahrung, denn während zwanzig Jahren, von 1795 bis 1815 hatte die Bevölkerung nicht zugenommen, und der ehemalige Wohlstand war größtentheils verschwunden.

Man vergleiche dagegen Belgien. Obgleich dieses Land ebenso wie Holland unter der französischen Herrschaft stand, stieg dessen Bevölkerung von 1797 bis 1811 um 341,000 Seelen, und wußte sich in seinem Wohlstande nicht allein zu erhalten, sondern ihn auch zu verbessern. Die Volksmenge der Städte steht auch mit derjenigen auf dem Lande in einem bessern Verhältniß. Es läßt sich zwar das richtige Verhältniß für das gemeinschaftliche Wohl nicht im Allgemeinen und durch Zahlen bestimmen, jedoch ist so viel gewiß, daß wenn in einem Lande nur wenige Städte bestehen, die Einwohner ohne Industrie, ohne hinlänglichen Absatz ihrer ländlichen Erzeugnisse, mithin ohne Handel und arm sind. In

manchen Staaten ist die Unfruchtbarkeit des Bodens daran Schuld; der Landmann hat selten in einem Jahr unter drei einen kleinen Ueberschuß, und vermag daher nicht die Gewerbsamkeit der Städtebewohner auf eine fortwährend gleichförmige Art zu unterhalten. In Rußland ist zwar die Fruchtbarkeit des Bodens größer, indeß kein Bedürfniß nach Erzeugnissen der städtischen Gewerbsindustrie vorhanden, weil der Bauer noch auf einer tiefen Stufe der geistigen Ausbildung steht, und gleichsam einen sechsten Sinn — den einer angebornen Kunstfertigkeit — besitzt. Italien und England, beide mit vielen und großen Städten, bilden einen auffallenden Gegensatz; in jenem Lande wird in den meisten Städten Landwirthschaft betrieben, in England aber mehr noch als bei uns in Deutschland, ist der Ackerbau auf das offene Land, die Gewerbe hingegen, wenn man die gewöhnlichen einfachen Handwerke ausnimmt, ausschließlich auf die Städte beschränkt.

Diese Vertheilung der Bevölkerung, die allmählich entstanden ist, gibt so ziemlich genau den Maßstab der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit und des Culturzustandes der bürgerlichen Gesellschaft. Mit der Cultur nämlich vervielfältigen sich die eingebildeten und wahren Bedürfnisse der Menschen, und der Trieb sie zu befriedigen ist der hauptsächlichste Hebel zu Anstrengungen, Verbesserungen und Erfindungen zu ermuthigen. Der Reichthum eines Staats besteht aber nicht in einer ausgedehnten Bodenfläche, seine Kräfte nicht in einer rohen Menschenmasse, sondern der Reichthum in der Production — die Kraft in dem Geiste, wovon die Unterthanen beseelt sind. Um beides von Seite der Regierung zu befördern, sind alle Ermunterungen und Belohnungen vergebens ohne Freiheit des Verkehrs, und der durch Unterricht geweckte Sinn für Bedürfnisse ist folglich auch schädlich, wenn diese nicht befriedigt werden können. Daher bedingt Freiheit und erweiterte Gränzen nicht volle Ausschließung fremder Er=

zeugnisse, sondern Reciprocität, und es werden sich die Städte beleben, und der Boden wird den Fleiß belohnen.

Mit Recht hat man den Ackerbau der Niederländer als Muster der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit aufgestellt; das Land in Belgien ist gleichsam eine Art Gartenanlage im großen Maßstabe und jedes Fleckchen Boden benutzt. Daher ist es möglich, daß eine so außerordentlich starke Bevölkerung — mit der einzigen Ausnahme von dem handeltreibenden Antwerpen — auf dem offenen Lande wohnen, und hier auf beschränktem Raume dasjenige, was die gewerbreichen vielen Städte zum Lebensunterhalt bedürfen, produciren, und überdieß noch eine beträchtliche Menge Getreide ausführen kann. Die Städte ihrerseits, durch die stets gleiche und fortwährende Abnahme und Consumtion der Bodenerzeugnisse, ermuntern die Landleute zu größerer Thätigkeit, und so wird durch Wechselwirkung die Production, und zugleich mit dieser die Bevölkerung vermehrt.

Man ist noch nicht hinlänglich von der Nützlichkeit der Statistik überzeugt, sonst würde man häufiger als es geschieht, durch Zusammenstellung und Vergleichung von mehreren statistischen Angaben ein Resultat zu gewinnen streben, das — als auf Thatsachen gegründet — ein getreues Bild der Wirklichkeit ist, und das namentlich wohl am siegreichsten die Behauptung einer statt findenden Uebervölkerung widerlegen könnte. Wie oft hörte man schon, und vernimmt sie noch die Klage über Uebervölkerung, und doch ist bis jetzt noch von keinem Gelehrten aufgefunden und festgesetzt, in welcher Beziehung ein Staat übervölkert sey; dieses ist auch ganz natürlich, weil es rein unmöglich ist, daß ein Land mehr Menschen erziehe — denn sie vermehren sich nicht auf Einmal und bedürfen viele Jahre lang nur wenig Nahrung — als es ernähren kann. Es wäre dieses ungefähr das Nämliche, als wenn man verlangen und hoffen wollte, der Acker würde über seine Kräfte

Ge=

Getreide erzeugen; man säe noch so viel, es wird nicht mehr erstarken, als was Nahrung findet.

Auf einem Raume, wo vor einem Jahrhundert zwanzig, vor tausend Jahren vielleicht nur drei bis vier Menschen lebten, ernähren sich jetzt deren hundert und erziehen noch Kunst- und Handelsgewächse, und gerade in jener Vorzeit war die Hungersnoth so häufig, als sie jetzt selten ist. Die Ursache kennt man allgemein, warum will man aber verkennen, daß die Menschen auch noch größere Fortschritte als bisher in der Cultur des Bodens machen können? Uebrigens ist der Mangel an Getreide Folge von Naturereignissen, und die Bevölkerung nimmt bloß insofern daran Theil, daß eine starke Bevölkerung verhältnißmäßig mehr darunter leidet als eine schwache; in der Hauptsache wird dadurch nichts geändert, denn 10:100 verhält sich wie 1:10. Die schwache oder geringe Bevölkerung hätte nämlich verhältnißmäßig nicht mehr geerntet als eine drei- bis viermal stärkere, und den Decimirten ist am Ende die kleine oder große Zahl der Mitopfer höchst gleichgültig, dem Staat aber keineswegs, denn wer 100,000 von einer Million verliert, ist weit mehr geschwächt, als wer von fünf Millionen im gleichen numerischen Verhältniß einbüßt. Was sich im Großen vertheilt, ist fühlbar und oft unersetzlich im Kleinen.

Allein ist es denn die Dichtigkeit der Bevölkerung, oder sind es nicht vielmehr fehlerhafte Staatseinrichtungen, wo Volksnoth herrscht? In England und Irland sind es das selbstsüchtige und rücksichtslose Interesse der großen Gutsbesitzer und ihr Einfluß auf die Gesetzgebung, welche die Häfen des Reichs der freien Korneinfuhr verschließen und den Preis des Brodes dermaßen steigeren, daß die Manufactur- und Gewerbe-Industrie, will sie anders mit derjenigen anderer Völker concurriren, den Arbeitslohn nicht gleichmäßig erhöhen kann, der in der Regel mit dem Preise des Korns steigt und fällt. In diesem Lande, wo alle Stände kaufmännisch rechnen, haben

die Landeigenthümer berechnet, daß fremde Wolle mit Eingangszoll belegt den Preis der ihrigen so hochstellt, daß es vortheilhafter ist, viele Schafe und gar keine Pächter zu besitzen, und so mußten Tausende von fleißigen Landleuten ihre gepachteten Felder verlassen, die in Schaftriften umgewandelt wurden. Kann man sich nach diesen Thatsachen darüber wundern, wenn das Volk Mangel leidet? Die Volkszahl ist nicht zu groß für den Boden, aber zu groß für denjenigen Boden, der ihr vergönnt wird. —

Nicht Uebervölkerung, sondern durch Gesetze sanctionirte Mißbräuche oder auch andere Mißgriffe der Verwaltung sind die Ursache des Nothstandes, wo dieser wirklich stattfindet. Das sicherste Beförderungsmittel den Wohlstand und mithin auch die Bevölkerung zu vermehren, und dem Mangel, so weit es in der menschlichen Macht steht, vorzubeugen, besteht darin, den natürlichen Gang der Entwicklung und Vervollkommnung der Industrie nicht zu stören; sich selbst überlassen, bedarf diese bloß den Schutz der Gesetze, wie jedes andere Eigenthum ihn in Anspruch nimmt. Nicht die Gesetze haben Ackerbau und Manufacturen hervorgerufen, sondern das höchste aller Gesetze — die Noth, und diesem großen und mächtigsten Hebel aller menschlichen Thätigkeit überlasse man auch allein sich Bahn zu brechen und seinen Weg unbehindert zu verfolgen. Es gibt kein Volk, das bei freiem Verkehr verarmt; wohl aber vom Gegentheil.

Wenn aus der Tabelle Seite 123 hervorgeht, daß in Belgien 7395 Menschen auf einer □Meile leben, und wenn man weiß, daß jährlich noch Getreide ausgeführt wird, so ist der höchste Maßstab der Bevölkerung noch nicht gefunden, weil von dem ausgeführten Getreide noch viele Menschen ernährt werden konnten. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist aber in den übrigen europäischen Staaten weit geringer, und wenn auch in einigen Gegenden die Beschaffenheit des Bodens und andere Localverhältnisse einen ausreichenden Ertrag zur

Ernährung einer gleichen Menschenzahl physisch unmöglich machen, so findet man doch auch andere Gegenden, wo der Landbau noch großer Verbesserungen fähig ist, welche mit der steigenden Bevölkerung auch erwartet werden können. Indem stets die Mittel mit dem gewöhnlichen Bedürfniß sich ins Gleichgewicht zu setzen streben, kann nie und nirgends eine dauernde Uebervölkerung statt finden; mithin ist jede Klage hierüber nicht allein ungegründet, sondern auch tadelnswerth, weil dadurch die Verwaltung zu falschen Maßregeln verleitet werden kann.

Vergleicht man die nördlichen und südlichen Provinzen der Niederlande, so sollte man bei der Verschiedenheit der Producte, welche der menschliche Fleiß in den beiden großen Abtheiluugen hervorbringt, den Schluß ziehen, daß eine fortdauernde Verbindung dem allseitigen Interesse zusagen würde. Es scheint auch nicht Unzufriedenheit mit dem materiellen Wohl das Verlangen nach Trennung erzeugt zu haben. Diese ist nunmehr erfolgt, und Belgien hat einen König der eigenen Wahl. Eine Wiedervereinigung wird von beiden Seiten nicht gewünscht, und es würde auch ein solches Verlangen unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen keine Unterstützung finden. Es handelt sich also jetzt nur noch um die näheren Bedingungen der Trennung, die, nachdem das Princip anerkannt ist, aufgehört haben eine europäische Frage zu seyn, und hoffentlich den Weltfrieden — das dringendste Bedürfniß aller Völker — nicht stören werden. Möchte man daher mit Ernst alle Hindernisse beseitigen, die eine Störung der Ruhe veranlassen könnten, und in diesem Betreff alle Ansprüche verwerfen, die nicht dem wohlverstandenen Vortheil des Volks entsprechen.

Uebersicht der Bevölkerung von 1815 bis 1829. — 14 Jahre.

	Provinzen.	Summe der Gebornen.	Summe der Gestorbenen.	Ueberschuß d. Geb. über d. Gest.	Bevölkerung: Zählung im Jahr 1815.	Bevölkerung: Sollte i. J. 1829 seyn mit d. Ueberschuß	Bevölkerung: Ist gewesen in Folge der Zählung.
Nördliche Provinzen.	Geldern	131,065	84 274	46,791	264,097	310,888	297,533
	Nordholland	206,530	180,259	26,271	375,257	401,528	393,572
	Südholland	240,867	178,625	62,242	388,505	450,747	459,035
	Seeland	78,033	62,842	15,191	111,108	126,299	134,184
	Utrecht	60,395	42,918	17,477	107,947	125,424	123,868
	Friesland	91,735	65,588	26,147	176,554	202,701	201,694
	Ober-Yssel	75,615	54,840	20,775	147,229	168,004	167,892
	Gröningen	71,576	51,164	20,412	135,642	156,054	155,183
	Drenthe	24,607	14,974	9,633	46,459	56,092	61,119
	Nordbraband	143,662	97,918	45.744	294,087	339,831	335,854
	Summe	1,124,085	833,402	290,683	2,046,885	2. 337,568	2,329,934
Belgien.	Südbraband	244,323	170,926	73,397	441,649	515,046	506,930
	Ostflandern	315,298	228,582	86,716	615,689	702,405	717,057
	Westflandern	272,426	202,834	69,592	516,324	585,916	580,597
	Hennegau	263,448	166,999	96,449	488,595	585,044	574,750
	Limburg	145,537	100,845	42,692	287,613	330,305	330,188
	Antwerpen	145,515	99,267	46.248	291,565	337,813	345,214
	Lüttich	160,561	113,390	47,171	358,185	405,356	352,230
	Namür	84,802	48,853	35,949	164,400	200,349	197,615
	Summe	1,629,910	1,131,696	498,214	3,164,020	3,662,234	3,602,581
	Luxemburg	134,047	83,357	50,690	213,597	264,287	302,654
	Hauptsumme	2,888,042	2,048,455	839,587	5,424,502	6,264,089	6,235,169

Vergleicht man die Bevölkerung vom Jahr 1829, wie sie seyn sollte nach dem Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen, so ergibt sich, daß solche seyn sollte: für die nördl. Provinzen 2,337,568, ist gewesen 2,329,934, also weniger 7,634; für Belgien 3,662,234, ist gewesen 3,602,581, also weniger 59,653; für Luxemburg 264,287, ist gewesen 302,654, also mehr 38,367, welcher Unterschied theils seinen Grund in den Auswanderungen in andere Provinzen, theils in Gränzberichtigungen und Zutheilung von Gemeinden hat. Der zweite Unterschied im Ganzen, zwischen dem Ueberschuß und der Zählung von 1829, macht 28,920, eine gewiß unbedeutende Differenz in 14 Jahren, der wahrscheinlich durch rectificirte Zählungslisten sich ergeben hat.

II.

Reisen in Griechenland.

Aus meinem Tagebuche.

Von dem k. k. österreichischen Major A. Prokesch, Ritter von Osten.

(Fortsetzung. S. oben Heft 2 des IV. Bandes S. 156.)

---

3. Paros.

Paros ist dem Seemann eine wichtige und verehrte Insel. Während der Winterstürme des Archipels, wo in diesem klippenvollen Meere die Fahrt ungemein gefährlich wird, öffnet Paros drei vortreffliche Häfen und einen vierten, der, obgleich mit beschwerlicher Einfahrt, im Nothfalle dennoch Schutz gewährt. Jeder dieser vier Häfen, Naussa, S. Maria, Drio und Parecchia, ist hinlänglich mit Wasser versehen. In dem von Drio, im Südost der Insel (wie Naussa im N., S. Maria im O., und Parecchia im W.) schnitten die Be-

wohner von Paros 1824 die Quellen durch, um dem Kapudan Pascha, der mit seiner ganzen Flotte dort vor Anker lag, die Lust zu nehmen, lange zu verweilen.

Das Städtchen Naussa, nach Parechia das vorzüglichste der Insel, die außerdem fünf Ortschaften, Leftó, Marmara, Zipido, Dragala und Cósto, und bei 36 Seemeilen Umfang 5200 Einwohner hat, ist, der Hafeneinfahrt gerade gegenüber, auf einem Marmorhügel gebaut und ein schlechtes, schmutziges Häusergedränge, wie, Hydra ausgenommen, alle griechischen Inselstädte. Ein hoher Thurm, in dessen Außenwand der fast unkenntliche Rumpf einer antiken Statue eingemauert ist, bildete einst die Vertheidigung der Lände. Er ward von den Venetianern erbaut und liegt in Ruinen. Ueber der Stadt steht das geräumige Kloster S. Georg; am gegenüberliegenden Ende des Hafens aber sieht man noch die Trümmer der Gebäude, welche die russische Flotte unter Orlow für ihren Bedarf dort erbaut hatte. —

Von Naussa nach Parechia ist nicht über eine Stunde Weges. Man steigt eine sanfte gutbebaute Verbindungshöhe hinauf und jenseits eben so sanft zur Bucht hinab, in welcher auf einer Landspitze die Stadt liegt. Zur Linken bleiben kahle Berge, von denen das Kloster Agioi Strati hernieder sieht. Ein anderes Kloster zu den h. Aposteln, von hohen geböschten, mit Schießscharten durchzogenen Mauern, wie eine feste Burg umschlossen, steht hart am Wege. Rechts auf der Bergeinsenkung zeigt sich ein drittes den Erzengeln geweiht.

Nur selten schmückt eine Palme, ihre Familie mütterlich um sich gereiht, ein Oliven- oder ein Feigenbaum die kahle Landschaft. Die Armuth an Bäumen auf dieser Insel, die einst daran so reich war, schreibt sich von den Venetianern her. Diese vertilgten während des Krieges um Kandia alle Oliven- und überhaupt alle Baumpflanzungen auf Paros.

Die Felder, so wie die Wege, sind durch gesammelte

Steine geschieden. Ueberall blicken behauene Trümmer des glänzenden Marmors, welcher hier heimisch ist, aus diesen Ruinen hervor. Kaum ein einziges Häuschen findet sich, das nicht ein Paar antike Gesimstheile, ein Paar Säulenstücke u. s. w. enthalte. Dieß mehrt sich im Verhältniß, als man Parechia näher kommt. Die Kirche zur Himmelfahrt der h. Jungfrau, ein ansehnliches Gebäude, das seinen Ursprung der h. Helena verdanken soll, ist das erste, was man von der Stadt erblickt. Diese Kirche wird für die schönste des Archipels gehalten, was freilich wenig sagen will. Auch ist sie voll geschmackloser Verhältnisse; im Innern, wie gewöhnlich, mit schwarzen Heiligenbildern auf Goldgrund mit einer Menge Lampen und anderem Zierrath ausgeschmückt, überdieß, wie ebenfalls gewöhnlich, von Innen und Außen so sorgfältig überweißt, daß das Auge davon leidet. Diese übertriebene Reinlichkeit, aus dem Gesichtspuncte des Geschmacks ein wahrer Schmutz, ist eine Mitursache der Verstümmelung so vieler Alterthümer. Unbarmherzig übertüncht und abgekratzt vor neuer Uebertünchung, sind die schönsten Knäufe, Friese, Basreliefs und Statuen den rohen Händen der Säuberer überlassen. Auch in dieser Kirche sind, mit Ausnahme von vier, alle Marmorsäulen auf diese Weise entstellt. Die vier Säulen, welche der Verheerung entgangen sind, stehen in der Hinterkirche und tragen die Kuppel über dem Einsegnungsaltar. Sie sind von grauadrigem, durchscheinendem, sehr feinem und glänzendem Marmor, der auf Paros nicht gefunden wird. Ihre Verhältnisse und die Knäufe weisen auf hohes Alterthum.

Alle Häuser in Parechia sind voll bearbeiteten antiken Marmors. Ich bemerkte in den Gassen, durch die ich ritt, mehrere auf dem oben beschriebenen Wege meist sehr beschädigte Basreliefs, darunter einen sitzenden Ares, Helm und Speer neben sich; einen schlummernden Greis, das bärtige Haupt in der Linken gestützt, den Körper im Mantel verhüllt und auf ein Ruhebette hingestreckt; mehrere Masken, Faunen

Digitized by Google

und Bacchusgestalten, wohl auch hie und da einen Abschied vom Leben u. s. w.

Die größte Aufhäufung antiker Marmorreste bieten die Trümmer des festen Schlosses dar, welches zur Zeit der Herrschaft abendländischer Barone auf dem Hügelvorsprunge nach dem Hafen erbaut worden ist. Es besteht ganz und gar aus alten Stücken, aus Tempeln und Palästen genommen, und da, ohne Mörtel, zu Thurm und Mauer aufgeschichtet. Säulen in großer Zahl, meist nach ihrer Länge eingebaut und deßhalb auf Stücke von 72 Zoll, welches die Dicke der Mauer ist, geschnitten; — Architrave, Fußgestelle, Kolossale, Cornischen, andere bearbeitete Stücke von außergewöhnlicher Größe zeigen sich da, alle von demselben glänzenden einheimischen Marmor. Die Säulen, wie Rohrwerk aneinander gereiht, haben zwei, auch drei Fuß Durchmesser.

Aermliche Häuser kleben sich an diese majestätischen Trümmer. Links an denselben, hart am Absturz des Felsens in den Hafen, ist eine Capelle aus gleichen Resten erbaut. Von dort aus erblickt man aus den Schloßmauern einen Löwen halbleibes vorreichen; er dürfte eine Arbeit der Venetianer seyn. Daß diese es waren, die ihn dort aufstellten, ist gewiß.

Ich fand einige dreißig Inschriftsteine und schrieb sie mir ab; die meisten in den Flurcapellen, z. B. S. Elefteria am Wege von Naussa, dessen Thürstock nur aus zerschlagenen Inschriftsteinen besteht; im Capellchen S. Dimitri, das näher dem Gebirge liegt; S. Georg im Westsüdwest der Stadt u. s. w. andere im Schlosse am Gestade und in der Stadt selbst, wo sie bald als Fensterstöcke, bald als Stufen von Stiegen, ja sogar als Straßenpflaster vorkommen.

Im Südwest der Stadt steht ein Hügel, an dem der Weg nach Antiparos vorüberführt. An diesem Hügel befindet sich ein einzelnes Haus an einen niederen Felsbruch gelehnt, das vor sich, am Abhange, einen Garten hat. Unter den Steinen, die den Garten umfangen, liegt der Rumpf eines Rosses aus

weißem Marmor; Kopf, Arme, Beine sind abgeschlagen; der Rest, herrlich gearbeitet, macht diese Verstümmelung nicht wenig beklagen. Im Garten liegen mehrere Säulen herum und schöngezierte Fußgestelle, worauf Statuen gestanden haben dürften. Am Thore des Hauses ist ein Lamm in halb erhobener Arbeit eingemauert. Grundfesten führen zu einem vor Kurzem wieder aufgefundenen alten Brunnen, der mit Marmor ausgepflastert ist. Die Menge und Art der Reste, welche man eben jetzt dort ausgräbt, lassen keinen Zweifel, daß diese Stelle einen Tempel trug. Der Eigenthümer versicherte mich, vor wenigen Wochen die ganz unbeschädigte Statue eines Kindes ausgegraben und einem maltesischen Kauffahrer für 300 Piaster überlassen zu haben. Noch da ich mich bemühte, um irgend etwas aufzufinden, was Licht über diese Stelle gebe, bemerkte ich eine Inschrift in ziemlich abgenutzten Lettern, auf zwei Seiten eines Fußgestelles angebracht, welche das Räthsel beinahe löset. Eine Mutter weihet die ersten Haare ihres Kindes der Hygeia und dem Asklepios. — Das Wasser der Quelle ist ein gewöhnliches, ohne mineralischen Geschmack. —

Es ist unglaublich, wie viele der Sammlung und Aufstellung werthe antike Reste Paros in seinen Ruinen bewahrt, obwohl Franzosen und Engländer seit mehr als einem Jahrhundert sich die Hände geben, um diese Insel, die bereits durch das Sieb der Venetianer gegangen ist, ihrer Erinnnerungszeichen zu berauben. Nachgrabungen in der Umgegend von Parecchia würden sich gewiß lohnen, indem fast kein einziger Versuch unbelohnt blieb. Viele der Einwohner besaßen solchen Erwerb und schonten desselben, bis vor acht oder neun Jahren der Dolmetsch des Kapudan Pascha, ein Grieche mit Namen Michael Monas, auch diese Insel räuberisch durchzog und alles Eigenthum dieser Art nach Konstantinopel schleppte. Was weiter damit geschehen, ist unbekannt. Auch aus Milo nahm er die Statue eines Jünglings, der, wie die Aufschrift sagte,

aus Thera geboren, von Senat und Volk zu Melos mit dem Bürgerrechte beehrt wurde.

Es ist eine eigene Empfindung über den Trümmern berühmter, langverfallener Städte zu wandeln. Zerstreutes, von der Sonne gebleichtes Gebein, zu dem die Geschichte die Leichenrede bewahrt! — Diese gestürzten Säulen, welche von ihren Gestellen entfernt liegen, — hier die Schäfte ohne Knauf, dort die Knäufe ohne Schaft, Alles in Stücken, längst verbraucht von den Geschlechtern jüngerer Zeiten, wie eben das Bedürfniß es gebot, jetzt mit Schmutz überworfen, jetzt mit Kalk übertüncht, dort der Rumpf einer Statue als Feldstein, da eine zertrümmerte Inschrifttafel als Stufe, hier ein zerstümmeltes Basrelief, verkehrt und schief eingemauert als Steinblock, dort schlanke Säulen mit blühenden Knäufen als Thürstöcke an Schweinställen. Das ist die alte und neue Zeit an einander. Der Glanz der Trümmer kündigt noch jene Tage an, da die größten Künstler, die Lehrer und Meister für alle kommenden Jahrtausende, hier ihre Versammlung hielten, da Parier nach fernen Küsten ihre Colonien sandten; da zu ihnen freie Staaten flehend um Schutz und Urtheil kamen. Der Schmutz, der nun diese Trümmer befleckt, — ihre Verstümmlung, ihre Verwendung, — diese geschmacklosen Häuser, — diese rohen Kirchen, deuten auf den Tod, der über diesem Boden brütet. 't is Greece; but living Greece no more! —

Paros war im Alterthume die glänzendste Stadt der Cykladen. Sesostris, der König der Könige, beherrschte sie (Diod. v. S. B. I.); dann breiteten Phönicier ihren Dreizack darüber aus, und zur Zeit der Oberherrschaft der Kreter im ägeischen Meere, unter Minos, machte sie einen Theil seines Reichs. — Wo sind die Altäre der Grazien, denen die schöpferische Paros nicht vergeblich huldigte? Apollodorus schildert die Scene, als dem Könige von Kreta, den man den glücklichsten Vater wie den weisesten Herrscher nannte, die Todes-

botschaft seines geliebten Sohnes Androgas kam, da er eben den Grazien opferte. Die Lorbeerkrone riß sich der Vater vom Haupte und gebot den Flöten Schweigen. Seit jenem Augenblicke tönte keine Musik im Tempel der Grazien mehr, und kein Kranz umflocht das Haupt der Priester. — Nach Paros kamen auch die übrigen Söhne des Minos Eurydemon, Chryses, Nephalion und Philolaus, da Hercules den Gürtel der Amazonenkönigin zu suchen ging. (Apoll. B. II.) —

Erschrocken vor dem Kolosse der persischen Macht, versagte Paros dem Darius Wasser und Erde nicht, und, sich vereinigend mit den Persern zur Unterjochung Griechenlands, theilte es die Schmach der Niederlage und erfuhr die rächende Vergeltung. Dennoch hatte es die traurige Auszeichnung, Athen zum Undank gegen seinen Retter Gelegenheit zu geben. In dieser sanftgerundeten Bucht, von Hügeln und Thälern wechselnd umfangen, von wehrenden Klippen außen umstellt, lag die Flotte des Siegers von Marathon, und seine Sturmwerke schlugen an die erschütterten Mauern. Schon beugten sich vor ihm die Abgeordneten der bedrängten Stadt und flehten um Schonung, als auf der kahlen Spitzhöhe von Mykone (einer Cyklade zwischen Tenos und Naxos) Flammen und Rauch emporstiegen, und diese wurden den durch Wort und Verpflichtung schon Verlornen unschuldige Retter. Die Belagerer wie die Belagerten sehen hierin ein Zeichen von dem Herannahen der persischen Flotte. Diese sprechen sich wortbrüchig von den eingegangenen Verbindlichkeiten los. Miltiades eilt in den Tempel der Ceres, der nahe der Stadt, vielleicht am Gestade des reichen Thales stand, das von dem Hintergrunde der Bucht ausgeht. Er will die Priesterin nach dem Willen der Götter fragen, und — die Stufen zum Tempel hinaufsteigend, fällt er. Dieß scheint ihm ein Wink der Götter. Er gibt die Belagerung auf, opfert das Sturmgeräthe den Flammen und führt die Flotte nach Athen zurück.

Dort erwartet ihn das Verhängniß. Die durch ihn geretteten Bürger sitzen über ihn zu Gericht; er wird schuldig befunden, und da er 50 Talente Strafe nicht zahlen kann, in den Kerker geworfen. Der Sieger von Marathon stirbt als ein Bettler im Schuldthurm zu Athen. (Herodot 6.)

Die öffentliche Meinung rächte sich an Paros durch ein Sprüchwort, womit sie einen Wortbrüchigen bezeichnete. Themistokles rächte Athen, indem er das triumphirende Paros, noch da er Andros (die nördlichste der Cykladen) belagerte, der Herrschaft seines Vaterlandes unterwarf. Er ahnete damals nicht, wie bald auch ihn der Undank dieses Vaterlandes treffen werde. Welch eine harte Anklage gegen die berühmteste der Städte, wenn der verbannte Aeschines ausrufen kann: „Ich bin nicht Thor genug zu glauben, daß Aeschines, Atrometes Sohn, der verbannt ist, der eine in Athen alltägliche Behandlung erfährt, gegen eine Stadt zürnen dürfe, welche Themistokles, den Retter Griechenlands, verbannt hat; gegen eine Stadt, wo Miltiades, unter der Last der Jahre sinkend, im Kerker starb, weil er dem Schatze eine leichte Summe schuldete. Ich glaube vielmehr, es müsse mir bei der Nachwelt nicht wenig Ehre bringen, dasselbe Unrecht, wie diese großen Männer, erlitten zu haben, desselben Schicksales würdig befunden worden zu seyn.“ (Briefe. 3.)

Paros scheint das Schicksal aller Cykladen in den späteren Zeiten getheilt zu haben. Es kam unter die Herrschaft der Ptolemäer, fiel zurück unter die Athens, ward auf kurze Zeit dem Mithridates zinsbar, ging von diesem an Rom über, — ward Theil einer römischen, dann einer byzantinischen Provinz, und fiel endlich, da Mark Sanudo von (dem Fränkisch-Byzantinischen) Kaiser Heinrich zum Herzog v. Naxos ernannt wurde, zu diesem Herzogthume. Als Brautgabe ward es durch Florentina Sanudo, Herzogin des Archipels, ihrer Tochter gegeben,

die sich mit Kaspar von Sommariva vermählte und kam bald darauf durch Florentia v. Sommariva, wieder als Brautgabe, an das Haus Venier, welches die Insel nach heldenmüthiger Vertheidigung an Barbarussa, den furchtbaren Feldherrn des furchtbaren Soleiman, verlor.

Paros ist die Geburtsstadt des eben so verrufenen als berühmten Archilochos, dessen Geburt vom Delphischen Dreifuß herab verkündigt, und dessen Ermordung von dieser geheiligten Weissagung für alles Land, so weit griechische Sprache gesprochen wurde, als ein Unglück dargestellt ward. Archilochos war ein Zeitgenosse des Romulus und des lydischen Gyges, und wie Homer, unerreichbar in seiner Weise, galt er für das Muster der lyrischen Dichtkunst. Mit öffentlichen Festen feierte das dankbare oder vielmehr das hingerissene Griechenland des Dichters Geburtstag. Es las dessen Werke bei öffentlichen Spielen ab, und wenn es seine großen Dichter nannte, so ward nur Homer vor Archilochos genannt. Und doch ist Archilochos derselbe Dichter, dessen Farben selbst dem Laster zauberische Schönheit anhauchten und der im Rausche der Leidenschaft nur den Umfang der Empfindung, nicht aber ihre Richtung erwog. Welch eine fürchterliche Waffe die Geißel der Worte in seinen Händen war, ergibt sich aus dem Einen Beispiele, daß er, die Untreue einer Geliebten zu rächen, sie selbst, ihre Verwandten, den ihm vorgezogenen Mann, durch die Blitze, die er in seinen Gesängen gegen sie schleuderte, zur Flucht bis ins Grab, zum Selbstmorde, zwang. Was Wunder, daß Lacedämon, die einfache, welche Bewunderung und Achtung nicht zu trennen verstand, dem Dichter sowohl als dessen Versen den Zutritt versagte; daß sein Vaterland ihn ausstieß, und fremde Erde ihn mit Schaudern empfing? Aber wie riesengroß mußten Kraft und Zuversicht in ihm seyn, da er, gebrandmarkt gleichsam, dennoch nach Olympia zu kommen wagte, dort seine Ode auf Hercules vortrug und der Griechen Völker in Huldigung vor ihm nie-

derzusinken zwang. Diese Ode ist dieselbe, die seit jener Zeit allen Triumphfesten griechischer Sieger vorausklang. Aus Naxos, das, eine hohe Bergkette, stolz neben Paros hinzieht und mit Palästen und Tempeln einst, jetzt mit Hütten und Kirchlein, auf breitem Vorgebirge thront, kam Archilochos Mörder, Kallondas. „Weich' aus diesem Tempel" — rief Pythia dem Mörder zu, — „weiche, der du die verbrecherische Hand an den Liebling der Musen legtest!" — Und nur mit reichen Opferspenden und mit dem Beweise, daß der Mord Selbstvertheidigung war, konnte sich der Naxier die öffentliche Duldung erkaufen.

Viele Künstler gebar die berühmte Paros. Hier sey nur Agorakritos genannt, der ein Beispiel inniger Liebe eines großen Meisters dasteht, einer Liebe, die den eigenen Ruhm zum Opfer hinlegte, ob ihn gleich die Nachwelt nicht dafür aufnahm. Phidias grub in seine eigenen Werke den Namen dieses geliebten Schülers, auf daß er ihm Bedeutung und Ruhm erwerbe. Die Mitwelt schwieg, aber Phidias Geist und Hand schwebten über jedem Vergleich, wie der Adler über dem Falken, und die Vortrefflichkeit selbst, womit er seines Lieblings Namen zieren wollte, verrieth ihn.

Was ist noch übrig von jenen Griechen? Selbst ihre Werke und ihre Beispiele sind ihren Nachkommen eine unverständliche Hieroglyphe. Seit Jahrhunderten wohnen diese unter den Trümmern, in welchen der edelste Geschmack sich bewahrt; und unfähig Aehnliches hervorzubringen, haben sie nicht einmal von den Trümmern Achtung für dieselben, nicht die Art sie zu gebrauchen gelernt. Ein herrliches Gesimse über die Thüre des Bettlers gestellt, der sich zu seinem ärmlichen Baue Material, das Tempeln und Palästen angehörte, so viel er will, sammeln kann; Götterbilder in Stein, in seiner Kammer aufgeschichtet, daß sein Auge sich an den reinen Formeu erfreue; schon bearbeitete Stücke, die ein Ganzes der Behausung bilden, zu einem solchen zusammen-

gestellt: das zum wenigsten erwartet man zu finden bei dem Geschlechte, das griechischer Sprache Erbe ist und auf griechischem Boden wohnt. Nichts von allem dem. Man sieht das Gesimse zum Pflasterstein entwürdigt, — die Säulen als Steinklötze eingemörtelt, — das Götterbild zur Mühlenplatte verbraucht und alles und jedes schief, unzweckmäßig geschmacklos angewendet. Die Denkmale der großen Zeit der Griechen haben keinen schlimmeren Feind als die heutigen Griechen, die verachtend auf sie blicken und die Franken belächeln, die da kommen, um Einiges aus der reichen Schatzkammer zu rauben. Wohl hat die Regierung zu Nauplia einige flüchtige Blicke auf die Bewahrung der vaterländischen Denkmale geworfen; es wäre auch in Beziehung auf die philhellenische Mitwelt gar zu unklug gewesen, das nicht zu thun; aber das Volk steht weit von der Höhe, die Vorfahren aus ihren Werken zu beurtheilen. „Bringt mir einen Sack voll Metall,“ — sagte mir einst ein vornehmer Grieche zu Sira, — „und fordert dafür zehn Piaster, so werde ich sie darau wagen. Stecken aber alle Pythagoras und Pherekides im Sacke mit allen Inschriften und allen Steinblöcken, so gebe ich nicht zehn Paros dafür.

Die berühmten Marmorgruben, wo die Meisterwerke des Phidias und Praxiteles in ungeschiedenen Massen schlummerten, liegen am nördlichen Fuße des höchsten Berges der Insel, der heut zu Tage St. Elias heißt, und wahrscheinlich der Marpessos der Alten ist. Man folgt außer der Stadt dem Wege nach Naussa etwa eine Viertelstunde weit, wendet sich dann südöstlich, übersteigt einen Hügelzug, kommt in ein wohlangebautes Thal und steigt weiter den kahlen, steinigen Berg hinauf, bis man, nicht über eine Stunde von Parecchia, das ganz einsame und hochliegende Kloster zum h. Minas erreicht. Dort nimmt man Führer und Kerzen und steigt zum größten dieser Marmorbrüche nieder, der nur einige hundert Schritte, am nordöstlichen Abhange, nahe unter der ein=

zigen Windmühle, die da zu sehen ist, liegt. Man gewahrt zuerst hochaufgehäufte Marmorstücke, wie taubes Gestein vor den Schachten zu liegen pflegt. Dann thut sich ein Felsenbruch, im Bogen von etwa 200 Schritten Ausdehnung auf, und darin zeigt sich eine Oeffnung, nicht über 20 Schritte breit. Diese macht den Eingang. Ein hohes Gewölbe thürmt sich über die Eintrittshöhle. Die Schläge des Meißels sind an der ganzen Fläche der Wand sichtbar; den Boden überdeckt Unrath, da diese Höhle seit Jahrhunderten zur Schafhürde des Klosters dient. Wenigstens war dieß der Fall zu Tourneforts Zeiten und ist es noch. Links ist ein halbverrammelter Ausgang. Rechts, d. i. südöstlich, führt der Pfad in das Innere des Berges. Der Gang verengt sich zu einer Breite von etwa 2 Klaftern, ihre Höhe ist die einer majestätischen Kirche. Sechzig Schritte steigt man hinab und hinauf über sanfte Hänge; dann folgt man derselben Richtung, immer sanft abwärts gehend noch 25 Schritte und endlich abermals 60. Nun befindet man sich in einem ausgerundeten, aber wenig hohen Raum, so daß man eben aufrecht stehen kann. Rechts geht ein Gang nur wenige Schritte tief ein; links sind zwei andere; der eine sieht nach N. und reicht ebenfalls nur auf wenige Schritte; der andere nach NO. Diesem folgt man. Er hat kaum über 2 Fuß Höhe; man kriecht also, wie man eben kann, eine Strecke von etwa 80 Schritten hindurch, indem man unmerklich erst nach SO, dann nach N. beugt. Marmorschiefer, so glänzend, daß sie eben abgeschlagen scheinen, bilden den Grund. Die Breite dieses Geschleifes ist von 8 bis 12 Fuß. — Hat man sich durchgewunden, so kommt man in einen Saal, nicht über drei Mannslängen hoch, doch an 100 Schritte breit. Eine Marmormasse, zum Pfeiler übrig gelassen, dient als Stütze der Decke. Nördlich und östlich gehen in die Wände Kammern ein, und damit endet die Grube.

Wenn kein Erdbeben die Decke über der niedern Stelle

des

des Schachtes gesenkt hat (wovon keine Spuren sich zeigen), so kann man aus der innern Grotte nur sehr dünne Massen gebracht haben. Doch scheinen sie da edler als außen; der Marmor ist dort durchsichtig und glänzend wie Alabaster, während er außen etwas trüber scheint. Es ist, als wenn gestern die Stücke weggeschlagen worden wären, die zu Haufen herumliegen; so frisch sind die Meißelschläge, und doch hat seit länger als einem Jahrtausend keine Hand mehr daran gerührt.

Etwa 600 Schritte unter dieser Marmorgrube ist eine andere, weniger tief eingehende, und wie mir schien, weniger edle. Was sie Reisenden vorzüglich merkwürdig macht, ist ein Basrelief, links am Eingange, in den Felsen gehauen, von welchem es abzunehmen Engländer vergeblich bemüht waren. Dieses Basrelief hat auf 34 Zoll Höhe 54 Zoll Breite. Es ist eingerahmt und in 3 Theile geschieden, die zusammen irgend ein Bacchusfest vorstellen. Der obere Theil enthält ein Nachbild des Pan, ein Stierhaupt, dem Füße angesetzt sind und das, wie ein Moloch, den Hauptplatz einnimmt. Ihm zur Linken sitzt, faul hingestreckt, ein Silen oder Satyr, mit Eselohren geziert. Daneben befinden sich drei unausgeführte Halbfiguren. Zur Rechten stehen drei Figuren, eine Nymphe und zwei Jünglinge, die sich die Hände reichen und so verschlungen sind, als wenn sie einen Tanz um den Götzen ausführten. Dann folgt ein sitzender Mann; in der Ecke aber zeigt sich noch ein Kopf.

Im unteren Theile, welcher der größere und besser ausgeführte ist, erscheint zur Rechten eine Cybele, neben ihr eine andere Göttin; beide sitzend. Ueber diese schauen zwei Männer und eine andere Frauengestalt; zuvorderst aber steht ein Mädchen. Alle diese Figuren sind als Zuschauer dargestellt. Vor ihnen führen vier Mädchen und ein bewaffneter Jüngling einen Tanz aus.

Im dritten Theile, der sich dem früheren links anreiht

und zur Hälfte niederer ist, drängen sich eilf Figuren heran, wovon sechs Frauen und die übrigen Kinder. Auch diese kommen wie Zuschauer zu dem Feste, oder sie führen eine Braut ein.

Auf dem Rande unter der Mitte steht in alten, aber leicht hingeworfenen Buchstaben eine Inschrift, welche Adamas als den Meister nennt, und sagt, daß er dieß Bild den Mädchen widme. Es scheint mehr im Scherze als in der Absicht, etwas Vorzügliches zu leisten, ausgeführt. Die Köpfe sind meist halb vollendet. Die Zeichnung ist flüchtig und die Anordnung weniger gedacht als glücklich getroffen. Die tanzenden Figuren, 17 Zoll hoch, sind nicht ohne Schönheit. Zeit und Menschen haben wie natürlich auch an diesem Werke Verstümmelungen geübt. Das Gestein ist rothfärbig und hart.

Es gibt noch einige andere Marmorgruben im Süden des Klosters. Sie sind kleiner, und nur aus der zuerst beschriebenen scheint der eigentlich schöne, der edelste Marmor gewonnen worden zu seyn, dessen Glanz die Alten den Göttern lieb voraussetzten, und dessen Weiße vereint mit dem Roth der Rose, dem Sänger von Teos zum Bilde dient, wenn er die Farbe der Geliebten malt. Unter der Grube, wo sich das Basrelief befindet, zieht das Bett eines Gießbaches vorüber. Diesem folgend gelangt man in einer starken Stunde nach Naussa. Marmorlagen, deren makellose Weiße durch die Fluth an Milde gewonnen hat, bilden dieß Bett.

Naussa ist dermalen der Aufenthalt vieler Seeräuber, deren Geschäfte mißlangen, und die, ihrer Schiffe durch Gewalt oder Ungewitter beraubt, sich irgendwo auf dem Lande ernähren müssen. Sie haben da Buden aufgeschlagen und sich des Handels, den die Verhältnisse erlauben, bemächtiget. In ihren Zügen ist scharf das Unheimliche ausgedrückt, was überhaupt in den Zügen der Griechen bemerkt ist, —

so wie in ihren Worten das Anmaßende und in ihrem Handeln das Unsichere, was gleichfalls unter die Hauptmerkmale der heutigen Griechen gehört.

Die Parier nahmen, wie schon aus dem Früheren hervorgeht, Theil am Aufstande gegen die Pforte. Nicht als ob sie durch eignen Entschluß hiezu gebracht worden wären, sondern sie wagten nicht der Aufforderung der Regierung zu widerstehen, und nahmen den ihnen gesandten Eparchen an. Anfänglich waren sie sehr wenig zufrieden mit diesen Stellvertretern der Regierung, welche kein anderes Geschäft zu kennen schienen, als sich zu bereichern. Paros hat dermalen wirklich eine Schuldenlast von 400,000 Piastern, für diese Insel sehr viel, wenn man ihren Zustand berücksichtigt. Sie kann außer Wein nichts von ihren Erzeugnissen verkaufen, und sich der häufigen Räubereien ihrer Mitgriechen nicht erwehren, die ihre Heerden und Früchte wegführen. Die Ausfuhr an Wein beträgt nicht über 12,000 Barils. Sie betrug vormals oft deren 30,000, aber die Weingärten wurden verwüstet, verlassen und durch Gewürme mitgenommen. Die Insel zahlte im Jahr 1825 an die Regierung 40,000 Piaster, die außerordentlichen Steuern nicht eingerechnet. Sie zahlte den Türken nur 12,000; aber die Erpressungen der Dragomane u. s. w. soll die jährliche Abgabe auf 100,000 Piaster gebracht haben.

4. Antiparos.

Eine Nacht unter Seeräubern.

Februar 1825.

Antiparos, die Olearos des Strabo, ist im Norden ganz flach und hebt sich stufenweise gegen Süden. Ihr Umfang wird auf 16 Seemeilen angegeben. Der einzige Ort, der sich darauf befindet, trägt gleichen Namen mit der Insel. Er ist ein paar hundert Schritte vom Hafen.

Kaum fünfzig Familien leben da; sie bebauen jedoch fleißig das Feld, und man rühmt sie im erträglichen Wohlstande. Die Insel ist dermalen dem Eparchen von Paro's untergeordnet.

Wir waren von diesem an den Primaten des Oertchens, einen Mönch, empfohlen, der die sonderbarste Wirthschaft von der Welt hielt. Schon der erste Anblick, da wir ins Zimmer traten, überraschte uns nicht wenig. Gesindel aller Art lag in einem großen Zimmer, das mit seinen Fenstern nach den Inseln Nio und Heraklea sah, auf dem Boden herum, oder saß um einen runden Tisch, wo eben Mahlzeit gehalten wurde. Der Mönch, ein junger, langer Mann stand daneben wie eine Säule aufgerichtet und schien sich seiner Gäste zu freuen. Auf dem Divan schliefen zwei Männer in Cephaloniotischer Kleidung, schwarz mit eben solcher hellroth umgeschlagener Wollenmütze. Ein dritter, von kleiner, gedrungener Gestalt, mit Pistolen und Messer im Gürtel, schien den Vorsitzer am Tische zu machen. Kaum waren wir in die Thüre getreten, sprang dieser auf, grüßte meinen Gefährten und mich, lud uns ein mit ihnen zu essen, verlangte dringend, daß wir ein Backwerk mit ihm brachen, — weckte eben so ungestüm die Schlafenden, die gleiche Freundlichkeit bewiesen und mit uns thaten, als ob wir seit Jahren Bekannte seyen. Es wurden gesulzte Fische, Käse, warme Ziegenmilch mit Honig vermengt, Eier und Wein gebracht, und auf das lustigste ein paar Stunden geschwatzt. Die Unterhaltung lief im Italienischen, was die Bewohner der jonischen Inseln alle und die der Cykladen in Mehrzahl sprechen. Man fragte, was uns auf diese verschriene Insel brächte. — Wir erklärten unsere Absicht die Grotte zu besuchen. Man sprach über den Krieg, prahlte mit Heldenthaten, schimpfte auf die Türken und machte sich in vorhinein über die Aegypter lustig.

Unsere Führer hatten einstweilen Piloten herbeigebracht, so nennt man die Leute, welche die Reisenden in die Grotte

von Antiparos führen. Man band eine morsche Strickleiter zusammen und legte Seile und Kerzen bereit. Die Gesellschaft erklärte einmüthig, uns nach der berühmten Grotte begleiten zu wollen.

Ich hatte die Griechen bis jetzt überall gegen Fremde zurückhaltend, fast unheimlich still gefunden. Schon die laute Lustigkeit der Leute, in deren Mitte wir uns befanden, ließ mich begreifen, welch ein Handwerk die Hauptpersonen derselben trieben. Es lag etwas so Wüstes in ihren Zügen; — es war so viel Leichtfertiges und Gelenkiges in ihren Gebärden, so viel Keckes in ihrer Haltung; — die Leute waren, wenn ich so sagen darf, so ganz Aug und Ohr in jedem Augenblicke, und bewahrten in dem Taumel, den sie zu lieben und zu beeilen schienen, so sehr ihre Besonnenheit, daß ich sie nicht einmal für Anfänger in dem gefährlichen Gewerbe nehmen konnte. Schon als wir in den Hafen gefahren kamen, hatte ich zwei Mistiks daselbst gesehen, und diese waren so weit zurückgezogen, daß man derselben nicht früher ansichtig werden konnte, bis es für uns auf dem Ruderboote zu spät war umzukehren. Die beiden Hauptpersonen waren die Eigenthümer dieser Raubschiffe. Der dritte nannte sich den Capitän einer Tartane, die ebenfalls im Hafen stand und mir keine andere Bestimmung zu haben geschienen hatte. Die übrigen Leute gehörten theils zu ihrem Gefolge, theils waren es geflüchtete Mönche aus Kreta, theils Leute aus dem Dorfe, zwei andere aber durchreisende Apostel, d. h. Abgesandte der Regierung zu Nauplia und der Eparchen, um das Volk durch Gespräche über die Nothwendigkeit und den sichern Erfolg des dermaligen Kampfes zu unterhalten, zu bestärken oder aufzuregen.

Die Leute schienen sämmtlich unter sich im besten Einverständnisse, — und wirklich ist man im Archipel, unter den dermaligen Verhältnissen, weit entfernt, den Seeraub als ein Verbrechen anzusehen, so lange er nämlich nicht gegen

Griechen selbst getrieben wird. Man sieht hierin nur ein Gewerbe, etwa so wie in den Zeiten, wo man sich, wie Thucydides sagt (I. 4) zum Ruhme anrechnete, Seeräuber zu seyn.

Als die Nacht schon ziemlich vorgerückt war, ging die Thüre auf und ein Kerl, schwarz und groß, in brauner Filzjacke, den Leib mit rother Binde, worin eine Menge Waffen steckten, gegürtet, trat ein. Er schoß einen Blick nach mir, als wollt' er mich aufzehren, — und sprach dann insgeheim mit dem Lustigsten aus der Gesellschaft, der, schon entgegengekommen, ihn auf die Seite genommen hatte. Es konnte uns nicht entgehen, daß das Gespräch uns beträfe; aber wie sehr auch mein Gefährte, der das Griechische vollkommen inne hatte, die Ohren spitzte, es blieb unmöglich, eine Sylbe zu vernehmen.

„Was, wollt Ihr den ehrlichen Mann in die Kälte hinausstoßen, ohne durch ein Glas Wein ihm den Magen zu wärmen?" sagt' ich, da der Cephaloniote dem Matrosen den Wink gegeben hatte zu gehen. Dabei schenkte ich mein Glas voll und reichte es dem schmutzigen Kerl hin, der es unter einer Menge ausgestoßener Flüche gegen die Jahreszeit nahm und leerte. „Was bringt Ihr uns Neues?" fuhr ich fort; aber der Cephaloniote ließ ihn nicht antworten, sondern trug ihm Eile auf, indem er ihn zur Thüre hinausschob. Das Gesicht dieses Menschen hatte sich geändert. Es herrschte ein finsterer Zug darin vor, der von allen Anwesenden bemerkt wurde und schnell die frühere Lustigkeit erstickte. „Es liegt ein Kriegsschiff im Hafen von Naussa" sagt' er mir jetzt, „und Ihr seyd vom Bord." — „Ja," antwortete ich; „was weiter?" — „Ihr habt mir das noch nicht gesagt," fuhr er fort. „Was kann Euch daran liegen?" erwiderte ich. „Scherzt nicht," sagte er, indem er mich ernster anblickte, — „Ihr wißt ganz wohl, was uns daran liegen kann. Sagt mir aufrichtig, wer seyd Ihr, und was will Euer Schiff in Naussa?" — „Wir sind Reisende an Bord dieses Schiffes.

Habt Ihr den letzten Sturm vergessen, daß Ihr fragt, was wir in Naussa machen? — Wir waren auf der Höhe von Scio, als es losbrach im Norden, konnten im Dunkel der Nacht das große Bugaß nicht finden, steuerten daher WNW.; was war uns der nächste Hafen unter dem Winde, wenn nicht Naussa? — Wir gehen unter Segel, sobald der Wind es zuläßt. Daher unsere Eile, Antiparos noch heute zu besuchen. Mehrere Gefährten bringen die Nacht in Parechia zu und erwarten uns Morgen daselbst."

„Eure Kriegsschiffe," unterbrach mich der Capitän der Tartane, „machen Jagd auf uns, aber in diesem Hafen lachen wir sie aus. Sie glauben Herren zu seyn in diesen Gewässern und möchten uns wie Hunde in den Grund schießen; aber wir haben bessere Augen."

„Was sagt Ihr das mir?" antwortete ich dem Manne. „Ihr macht Jagd auf die Kauffahrer; die Kriegsschiffe machen Jagd auf euch; das ist so der Gang. Ist's anders gewesen, seitdem die Welt steht? Was haltet Ihr euch darüber auf, — und was geht das im Ganzen mich an?"

Die Gesellschaft brach in einen großen Lärm über die Ungerechtigkeiten der Kriegsschiffe, über die Grausamkeit der christlichen Regierungen, über die Beschwerden der Zeit aus, — und der Eine oder Andere mischte nicht ganz angenehme Drohungen ein, die ich mir Mühe gab zu überhören. Alles schrie durch einander im Italienischen und Griechischen; der Wein erhitzte noch mehr, und ich glaubte einen Augenblick, man würde mich und meinen Gefährten in Stücke hauen; — aber in dem Schweigen meines lustigen Cephalonioten und in der Neutralität, welche die Apostel behaupteten, fand ich Beruhigung und Hoffnung. Mitten in den Lärm hinein schrie auch ich, so stark ich konnte: „Was wollt ihr? — Schlagt uns todt. Was wird's euch fruchten? Ihr werdet wie feige Kerls davon fahren, und euch wird Niemand etwas anhaben können, das weiß ich wohl; aber das Kriegsschiff

wird, sobald ich bis Morgen Abend nicht in Parecchia bin, vor der Insel erscheinen, bewaffnete Boote werden kommen, — die Soldaten werden in ihrer Wuth die Häuser eurer ehrlichen Freunde, die euch dermalen beherbergen, und das unseres trefflichen Wirthes niederbrennen. Diese braven Leute, die so viel für euch thun, werden dafür leiden, ihr freilich nicht. Ich habe euch für besonnene Leute gehalten, die ihren Freunden nichts Uebles wollen, und für ehrlich genug, um denen, welche mit euch im Vertrauen zehrten, welche ihr selbst zu Tische ludet, nichts anzuhaben. Glaubt ihr, ich wußte nicht, daß ich eures Gleichen hier finden würde? Wer kennt Antiparos nicht? — Zum Ueberflusse nahm ich das Schreiben von dem tapferen Kassiopulo an unseren braven Wirth. Das schützt mich gegen Alles, sagte ich, denn es stellt mich in des Wirthes Schutz. Das kann auch ein Blinder sehen, daß der Eparch Niemanden ein solches Schreiben geben wird, der nicht bei der hohen Regierung zu Nauplia seine Freunde hat, — ihr habt es gehört. Leset es den Leuten nochmal vor, Kaloyeros. Die beiden Herren da (ich deutete auf die Apostel, in deren Mienen mir der Wille sich auszusprechen schien, sich als Sachwalter der Regierung geltend zu machen) sollen euch ihre Meinung sagen. Das sind Herren, die wissen, was das sagen will, Regierung, — Eparch, — und Schreiben eines Eparchen."

Die Rede hatte Eindruck gemacht. Anfangs wollten sie mich unterbrechen; nach und nach, da ich nicht schwieg, schwiegen sie; und zuletzt hörten sie mich ziemlich aufmerksam an. „Er hat Recht;" — sagte jetzt einer der Apostel; — er hat ein Schreiben vom Eparchen, und somit gehört er uns. Sorgt euch nicht. Capitän Antonio, die Fremden sind unser."

„Wer nimmt euch dieselben?" sagte der Cephaloniote. „Glaubt ihr, wir sehen den Mond für eine Laterne an? — Fürchtet euch nicht," wendete er sich an uns. —

„Was sollen wir fürchten?" antwortete ich ihm. Ihr

seyd bei Vernunft, und Euer Kamerad ist's auch. Viele ehrliche Leute hier im Kreise sind es. Ihr seyd überdieß Cephalonioten, d. h. ihr seyd Männer, eben so klug und weitsehend, was euch eine Sache nutzen kann, als unerschrocken und tapfer in Gefahr. Aber mich ärgert, daß uns die Anderen die lustige Nacht verderben. — Schafft Wein her! — Da sind zwei Thaler. Ein Türke, der schlafen geht, bis sie vertrunken sind."

Und nun war das Ungewitter beschworen. Man zechte und lachte bis gegen zwei Uhr Morgens. Es wurden eine Menge Späße und Geschichten erzählt. Dann warf sich Jeder, wie es eben kam, auf die Divans hin. Mich und meinen Gefährten brachte man in ein Nebenzimmer, wo ein Bett bereitet war, — und ich überzeugte mich, daß es sich unter Seeräubern recht gut schlafen lasse. —

Um sieben Uhr Morgens machten wir uns zum Besuche der Grotte auf. Einige, die sich gestern hiezu anheischig gemacht hatten, waren nicht zu erwecken. Das Zimmer sah wie ein Schlachtfeld aus. Wir Anderen zogen aus. Man geht fast zwei Stunden immer südlich; durch Ackerland zuerst, dann über eine Höhe, die steil abfällt und an deren unterem Ende der Hauptrücken der Insel sich hebt — kahlsteinig, nur hie und da ein Häuschen oder eine Hürde. Diesen Rücken hinaufgekommen, hat man jenseits, fast am Gipfel, vor sich den gewünschten Eingang. Der Anblick ist überraschend und weit majestätischer, als die Zeichnung errathen läßt, die Tournefort seinem Werke beifügt. Ein Felsenbruch im Halbrund von 74 Fuß Durchmesser thut sich auf, überhängend und schwarz gebrannt, von einem mächtigen Pfeiler fast in der Mitte scheinbar getragen, denn obwohl er bis ganz zunächst an die Felsendecke ragt, so berührt er sie doch nicht. Zur Linken steht ein kleinerer Pfeiler, zur Rechten ebenfalls einer, weit dünner und von Molochgestalt. Von beiden Seiten greift dann das Gewölbe sich immer neigend vor, so daß außerhalb

diesem natürlichen Theater ein geräumiger ebener Platz bleibt. Da drängt sich zur Rechten an die Bergmasse ein Capellchen an, das ein Kaloyeros sich zur Wohnung gewählt hat, und wo das auf einer Tropfsteinsäule aufgerichtete Madonnabild mit zwei Lampen an der Seite den Altar bildet.

Wendet man sich auf dieser ebenen Bühne, so hat man einen kahlen Spitzberg auf eine halbe Stunde Ferne unter sich. Das Gestade wendet sich nach Südwest, — das Meer ist aufgethan, — der Ausgang des Canals von Antiparos mit der Klippe Banderonisi, — die Südspitze des erhabenen Paros, von Naxos weithinaus überragt, — die verlassenen Klippen von Heraklea, Skinosa, Gufinosa und Karos, welche den Blick zur dunkelblauen Nio führen, die Homers Mutter Klymenen Geburt und Grab, und dem unsterblichen Sänger selbst das letzte schenkte; Sikino dann und Polikandros, die beide dem Seemann keine Aufnahme bieten; zwischen der einen und Nio aber im milderen Blau der erweiterten Ferne Santorin, die den alten Thera und auch Kalliste, die Schönste, hieß: diesen Kreis umfaßt das Auge von der Bühne selbst, die, so wie der Ausgang der Grotte, nach WSW. sieht, und dermalen dem Einsiedler zur Schweinhürde dient.

Hinter dem Mittelpfeiler stürzt es steil einige Klafter tief ab. Ein rauher Abhang zeigt sich; die Wölbung, die ihn deckt, ist dieselbe, die zur oberen Höhle aufsteigt, beide zusammen machen also eigentlich nur eine Höhle, mit ebenem Vorder- und tief eingesenktem Hintergrunde. In dieser zweiten Abtheilung der Eingangshöhle, rechts wo man hinabsteigt, sieht man, im Felsen wenig bemerkbar eingehauen, die Inschrift, wodurch der Marquis de Nointel, Botschafter des Königs von Frankreich an der hohen Pforte, seinen Besuch im Jahre 1673 da der Nachwelt mittheilt. In der Mitte der Höhle, wo sie zugleich am gesenktesten ist, zeigt sich ein Loch etwa zehn Fuß tief und zwischen drei und vier breit. Dieß

ist der weitere Eingang, oder besser gesagt Niedergang in diese vielgerühmte und schöne Grotte, die aber an Umfang und Mannichfaltigkeit der Gestaltung des Tropfsteins weit hinter der Höhle von Adelsberg und also um so viel mehr hinter jener von Agvleck in Ober=Ungarn zurückbleibt.

Die Gefahr des Niedersteigens in die Grotte von Antiparos ist viel besprochen worden. Alle Reisenden überboten sich an Schilderungen des Entsetzlichen der Abstürze, an denen man sich hinunter läßt, — der endlosen Schlünde zur Rechten und Linken, — des gräulichen Todes, der bei jedem Schritte entgegenstarre. Man muß davon recht, recht viel wegnehmen, und es bleibt noch immer genug, um die Wirklichkeit gehörig auszustatten. Ohne Zweifel beugen die Vorbereitungen mit Strick und Leitern den Muth mehr als die Sache selbst, und der Reisende kommt an den ersten Abhang wie ein Verurtheilter. Nachdem man durch das Loch gekrochen, läßt man sich zuerst, den Strick, der in der Eingangshöhle festgebunden ist, mit beiden Händen fassend und die Füße gegen die steil abstürzende Felswand gestemmt, etwa 60 Fuß tief hinab. Leute mit Lichtern hängen vor am Stricke; Leute mit Lichtern folgen auf gleiche Weise. Man kommt in eine Kammer, die sich zur Rechten von der Felswand löset, und da, auf Entfernung von 14 Fuß, eine tiefe, breite Spalte läßt, in die es freilich nicht rathsam wäre, hinabzustürzen. Eine weißglänzende Tropfsteinsäule, wie eine mächtige Steinblume gebildet, hebt sich kurz vor der Spalte.

Von diesem Ruheplätzchen, wo man das Seil um einen Steinstumpf windet, läßt man sich auf dieselbe Weise noch etwa 90 Fuß hinab und steht dann an einem ganz senkrechten Absturz, für den eine Strickleiter von 24 Fuß Länge, die sich auf 36 Fuß schiebt, genüget. Nun hat man abermals ein Ruhepältzchen und kriecht dann zunächst an der Steinwand und dann über Gerölle, etwa 48 Fuß tief, in den eigentlichen Saal. Zur Linken bleibt dabei ziemlich nahe, zur Rechten

ferner, und nach Vornen auf mehr als 90 Fuß weiterer Abgrund. Der Saal selbst ist durch Schlünde unterbrochen und bietet nicht über hundert Schritte Breite dar. Die in Tropfsteinhöhlen üblichen Erscheinungen zeigen sich auch hier; riesige Zapfen, die von der Decke hängen; — andere, die ihnen vom Boden auf begegnen; — Vorhänge, durchsichtig und tönend, vielfach gefaltet und über einander gelegt an den Wänden; Pflanzenformen z. B. wie Blumenkohl, der auf Palmenstämmen säße u. s. w. Alle diese Steinerzeugnisse sind glänzend weiß, durchscheinend und mannichfaltig.

Nointel brachte mit einem großen Gefolge die Weihnachtstage in dieser Grotte zu und ließ in der Christnacht darin Gottesdienst halten. An einer ganz frei stehenden, aus einer Menge verschlungener Säulen zusammengesetzten natürlichen Pyramide von 24 Fuß Höhe wurde der Altar errichtet. Noch liest man auf dem mit Schwarz überlaufenen Steine, vornen zwischen zwei abgestumpften Säulen, die Worte eingegraben:

Hic ipse Christus
Adfuit ejus natali
Die media nocte
Celebrato.
MDCLXXIII.

Mehr als fünfhundert Personen waren bei diesem Feste zugegen. Hundert große Wachsfackeln und 400 Lampen erhellten die Grotte, und bei den Haupttheilen der Messe ertönte innen Musik und außen der Donner der Geschosse.

Nahe an diesem Altare gelangt man durch ein natürliches Zelt, woran glänzende Franzen malerisch aufgereihet hängen, in eine Seitengrotte, die Schlafkammer des Ministers. Von dort aus geht ein Schlund voll über einander geworfenen Gerölles hinab, der jedoch nicht über hundert Fuß Tiefe hat. Die eigentliche Fortsetzung der Grotte ist in der dem Eingange entgegengesetzten Richtung ganz im Hintergrunde der Mitte. Diese Tiefe scheint kein Reisender besucht zu haben, denn

Digitized by Google

keiner spricht davon. Der Cephaloniote und ich wir stiegen 364 Fuß tief über Felsenblöcke und Gerölle ohne Gefahr hinab, da der rauhe Boden dem Fuße sicheren Halt gibt. Dann verengte sich der Schlund, der die Form einer Spalte hat, so daß wir bei dem Versuche stecken blieben. Es scheint sich aber unten wieder zu erweitern. Steine, die wir hinabrollten, vernahmen wir durch 37 Secunden mehreremale aufschlagend. Bei dem letzten Falle, den sie machten, glaubten wir nicht zu bemerken, daß am Grunde Wasser sey, wie unsere Führer behaupteten. Die Grotte zeigt in dieser Tiefe nichts Anziehendes mehr. Die Tropfsteinansätze haben aufgehört oder kriechen nur, wie Moose, hin. Das Wandgestein wird grau, dann schwärzlich; hie und da sind Krystalle sichtbar. Wir krochen also wieder nach dem Saale herauf, und verließen mit denselben Mitteln, die uns herabgeholfen hatten, die Grotte. Das Heraufsteigen ist etwas anstrengender und gefährlicher als die Hinabfahrt. Die Füße glitschen leicht, und man wird dann durch das Seil an die rauhen Wände geschnellt, und ginge zu Grunde, wenn man es im ersten Schreck fallen ließe. Seil und Leitern der Piloten waren im erbärmlichsten Zustande, — morsch, abgenützt und an vielen Orten zusammengestückt.

Da das Seil in seiner ganzen Länge 300 Fuß maß; da die Leiter zu 36 Fuß und die Tiefe von dem Endpunkte derselben bis zum Altar auf 60 Fuß angenommen werden darf; da endlich von dem Puncte, wo das Seil angebunden wird, bis zum obersten Eingange in die Höhle wieder etwa 60 Fuß seyn mögen: so ist die Gesammthöhe von der Bühne bis zum Altar 420 Fuß, nicht aber, wie Tournefort sagt, 900 Fuß. Die tiefste Tiefe, in welche wir stiegen, liegt nicht über 780 Fuß unter der Bühne.

Die Wände der Höhle sind voll Namen, meist von Franzosen und Engländern. Auch einige Frauen haben sich da aufgezeichnet. Dieß ginge hin, denn „die Unsterblich-

keit ist ein großer Gedanke;" — aber nur nicht auf Kosten Anderer! — Zur Linken des linksstehenden Pfeilers, nur ein Paar Fuß über dem Boden, da wo der Fels sich sanft einwärts neigt, befindet sich, dem Auge kaum erkennbar, eine uralte griechische Inschrift. Mitten in dieselbe hinein hat, mit großen Lettern, ein Reisender seinen Namen gehauen, und dieß merkwürdige Mal dadurch nicht wenig verstümmelt.

Wahrscheinlich ist diese Inschrift dieselbe, die schon Tournefort anführt. Nur setzt er sie auf den mittleren Pfeiler, was unrichtig ist und irre führt. An diesem Pfeiler war eine Marmortafel angebracht, die jetzt fehlt; nur das vertiefte Viereck, worin sie festsaß, besteht noch. Jene Inschrift enthält eilf Namen, und vormals lief im Volke die nun erloschene Sage, es seyen die Namen von Männern, die sich gegen Alexander den Großen verschworen und nach mißlungenem Anschlage diese Grotte zu ihrem Verstecke gewählt hatten. — Wie sehr ich mir Mühe gab, ich konnte nichts Genügendes entziffern. Die Buchstaben sind nicht einwärts gearbeitet, sondern treten vor, und es ist, als habe die Zeit die Züge verzerrt, — als sey ein Steinschleier über sie gewachsen, — als sey nur ihr Schatten noch da. Tournefort erwähnt aber auch einer zweiten Inschrift, die er jedoch nicht abschrieb. Sollte es diese seyn? — Ich unterschied zwölf Zeilen mit Sicherheit, und zwei schienen mir vorauszugehen. Die wenigen Lettern, die ich deutlich ausnahm, sind aus der besten griechischen Zeit.

Der Nordsturm hatte eine Kälte mitgebracht, der man sich keiner ähnlichen seit dem Jahre 1812 hier erinnert. Es schnie fast den ganzen Tag (17 Febr. 1825), doch blieb der Schnee nur auf den Spitzen der Berge von Tino und Naxos liegen. Die Führer heulten vor Kälte.

Dieser ganze Ausflug war ohne Gefahr vorübergegangen. Die Leute dieses Morgens schienen gar nicht mehr die der vergangenen Nacht. Manche derselben hatten die Nie-

derfahrt in die Grotte nicht gewagt, und wir ihnen ohne Umstände das Seil vertraut, das uns wieder heraufbringen sollte. Der schlimmste der Cephaloniotischen Capitäne, der gestern am drohendsten gelärmt hatte, sah als einen Ehrenpunct an, mir, als ich hinabstieg, das Seil zu halten. Er drängte sich vor, und ich legte es ihm selbst in die Hand, eben weil ich wußte, wie viel Vertrauen sichere.

In Antiparos empfing uns der Rest der lustigen Gesellschaft mit Glückwünschen und begleitete uns insgesammt an Bord unserer kleinen griechischen Barke. Da schüttelten sie mir und meinem Gefährten die Hände, als wenn wir alte und unzertrennbare Freunde wären.

Pfeilschnell, in weniger denn 10 Minuten, überflogen wir die Meerenge, stiegen bei dem Capellchen der Madonna, dem Hafen von Antiparos gerade gegenüber, ans Land und wandelten neben bebauten Feldern längs dem Ufer nach Parechia, dem Hauptorte der Insel Paros, zurück, das wir nach einer starken Stunde erreichten.

III.

Wünsche für Deutschland.

Von Ephorus J. Fr. Reuß in Blaubeuren.

Man will wissen, daß mehrere edle und verdienstvolle Regenten deutscher Staaten die mit ihren nächsten Nachbarn geschlossenen Handelsverbindungen weiter auszudehnen, ja ganz Deutschland in Handelssachen zu einem Ganzen zu machen sich bemühen. Daß diese Weisheit und Volksliebe viel vermöge, und nicht auf die eigenen Gränzen beschränkt sey, lehrt schon die frühere, noch mehr die neueste Zeit. Es ist also wohl keine überspannte Hoffnung, daß

eine nicht entfernte Zukunft uns Deutschen, was so sehr gewünscht wird, freien Handel im Innern und Schutz unsers Handels nach Außen geben werde, zum Heil der Regierten und Regierenden, zur Hebung vielen Unwohlseyns und des darin liegenden Gährungsstoffes.

Aber sollte nicht diese Zukunft Weiteres bereiten und geben? Sollte nicht zu hoffen seyn, daß dieselben Regierungen einen Schritt weiter thun, daß sie die deutschen Staaten auch außermercantilisch zu verbinden trachten und wissen werden? Und zwar in Bälde, in jetziger Zeit, die nach langer Ruhe und Bewegung naturgemäße und haltbare Verbindungen mit Ernst fordert und zuletzt mit unwiderstehlicher Kraft selbst schafft. Sollte es nicht eine der würdigsten und segensvollsten Aufgaben der besten deutschen Regierungen seyn, die sämmtlichen deutschen Staaten unter sich und gegen das Ausland so zu verbinden, daß mit der Erhaltung und Sicherung des Bestandes zugleich das dringende Bedürfniß befriedigt, Entwicklung und Fortschritt begründet und gefördert wird? Und weiset darauf nicht der Stand und die Folge der Dinge selbst hin?

Ein Anfang ist gemacht. Der Wiener Congreß hat ein neues Band geknüpft, das die mehreren, nun unabhängigen und einander beigeordneten Staaten der Deutschen umfaßt. Es ist in Wien ein deutscher Staatenkörper, ein deutscher Staatenbund gemacht und von Europa anerkannt worden. Es ist so Deutschland seit 1817 wieder in die Reihe der europäischen Mächte eingetreten. Die Nation sieht wieder einen Schritt gethan zur Herstellung der politischen Nationalität: und die deutschen Regierungen haben seit dem 5 November 1816 ein Organ und eine Art von Vertretung an der Bundesversammlung in Frankfurt.

Aber es fehlt den zu diesem Staatenbunde vereinigten deutschen Völkern ein Föderativ-Organ und eine Föderativ-Vertretung. Es fehlt alle Theilnahme dieser Völker.

Und

Und Leben muß wie nicht bloß im Haupte des einzelnen Staates (deu Regierung), sondern auch in den Gliedern (dem Volke), so auch in den verbundenen Häuptern und Gliedern (den Regierungen und Völkern) eines Föderativ-Staates seyn, — und zwar zusammenstimmendes Leben. Es muß jeder Theil für das, was dem Ganzen und dem Theile noth und heilsam ist, reg und thätig seyn; es muß durch Wollen und Gegenwollen, durch Urtheil und Gegenurtheil ein solches gemeinschaftliches Wollen und Urtheilen gewonnen werden, das die Einsichtigeren, Edleren und Kräftigeren, und durch diese wenigstens die Mehrheit der Uebrigen befriedigt. Es können die bei dem Bundestage zusammenwirkenden Regierungen auf Manches, so lang ihre Völker nicht auch zusammen sprechen und zusammen wirken, sich gar nicht einlassen; und über Anderes können die Bundestags-Gesandten im Namen ihrer Regierungen formgültige Verhandlungen und Beschlüsse vornehmen. Aber mangelhaft oder ganz verfehlt wird die Ausführung und der Erfolg werden, wenn das Beschlossene der Zustimmung der Völker, d. h. der Geistigsten und Edelsten in jedem Volke, ermangelt. Es ist ja nicht mehr die Zeit, wo nur die physische Kraft gilt und entscheidet. Und eigentlich war nie eine etwas cultivirte Zeit, wo die geistige und sittliche neben der physischen und gegen die physische nichts vermochte. Es ist aber nunmehr durch glücklichen Fortschritt dahin gekommen, daß die physische Kraft durch die geistige und sittliche unberechenbar gesteigert, daß jene von dieser, wie der Körper von der Seele, beherrscht wird.

Aber wie sollen die deutschen Völker Theil nehmen an den Föderativ-Verhandlungen und Beschlüssen? Ungefähr so, wie das deutsche und außerdeutsche, größere oder kleinere Volk eines einzelnen Staates an den Verhandlungen und Beschlüssen dieses Staates in unsern Tagen Theil nimmt. Man hat längst in England, man hat nicht erst seit gestern in Frankreich, man hat in den meisten deutschen Staaten neben der

Adelskammer eine Kammer der Volksabgeordneten, neben einer Versammlung Nichtgewählter auch eine Versammlung von Volksgewählten, — und beide Versammlungen so neben einander gestellt, daß beide unabhängig von einander über Gesetzesvorschläge berathen und beschließen, und daß der einstimmige Beschluß beider, angenommen auch von dem constitutionellen Staatsoberhaupte, dem Erbregenten, durch diesen als Gesetz bekannt gemacht wird, und daß jedes so aufgestellte Gesetz als der ausgesprochene Wille des Ganzen gilt, so lang es nicht durch einen andern Beschluß der dreien geändert oder aufgehoben wird, — ferner, daß die eine oder andere Versammlung der Regierung Wünsche, Bitten und Beschwerden im Namen der Regierten vortragen kann und soll, — außerdem, daß Abgabensachen zuerst an die Volksabgeordneten zu bringen sind, — endlich, daß auf die Anklage der Volksabgeordneten die verantwortlichen Minister und andere Hochgestellte von der Versammlung der Nichtgewählten nach den bestehenden Gesetzen gerichtet werden.

Ein Oberhaus des deutschen Reichsbundes hätte man bereits an der Bundesversammlung in Frankfurt a. M., welche die deutschen Regierungen mit größerer oder kleinerer Stimmenzahl je nach dem Machtverhältniß jeder einzelnen zu dem Ganzen vertritt. Aufzustellen wäre noch ein Unterhaus, oder eine zweite Kammer von Abgeordneten der deutschen Völker, vertretend diese Völker. Es wären also diese Abgeordneten zu wählen und abzuordnen von jedem einzelnen Volke, d. h. von der ständischen Deputirtenkammer (oder, wo diese noch fehlt, einstweilen von den Provincialständen des Staates) jedes einzelnen Staates, — je mit so vielen Stimmen, als der Bundestagsgesandte desselben Staates in der Bundesversammlung (im Oberhause) führt, — zu wählen auf eine bestimmte, nicht große Anzahl von Jahren, aber nach dieser Zeit wieder wählbar, — abzuordnen wohl ohne Instruction, aber desto mehr widerruflich und ersetzbar durch Nachfolger, denen mehr

Vertrauen von der ständischen Deputirtenkammer gewidmet würde. Und dieses deutsche Unterhaus müßte, besondere Fälle ausgenommen, öffentlich verhandeln, und seine Verhandlungen sogleich drucken lassen.

Das Verhältniß und die Wirksamkeit der beiden deutschen Häuser würde nach dem sonst geltenden Repräsentativsystem der größeren europäischen Staaten bestimmt. Beide Häuser würden mit einander die gesetzgebende Gewalt im Namen des ganzen deutschen Reichsbundes für gemeinschaftliche Angelegenheiten üben. Was beide einstimmig beschlossen hätten, würde Bundesgesetz, wäre als solches geltend und verbindend für die sämmtlichen Regierungen und Völker. — Motionen könnten von jedem Gliede des einen und andern Hauses gemacht werden, mit der Wirkung, daß darüber nach Vorberathung durch eine Commission verhandelt und abgestimmt werden müßte. — Die Richtergewalt, die bisher von der einen Versammlung durch Austrägalinstanzen geübt wurde, möchte nun von beiden Häusern durch einen von beiden zu gleichen Theilen gewählten Ausschuß geübt werden, der öffentlich verhandelte. — Und mit Vollstreckung der legislativen und richtenden Beschlüsse möchte, wie bisher, einstweilen diese oder jene Regierung eines deutschen Staates beauftragt werden.

Weitere Bestimmungen würden sich aus dem Besondern, das die beiden Häuser hätten, leicht ergeben. Da z. B. die Glieder des Unterhauses statt aller Instruction an ihr Wissen und Gewissen gewiesen wären, und bei ihrer Ansicht oder Ueberzeugung nur die Meinung der achtungswerthesten Deutschen zu berücksichtigen hätten, aber durch die Behörde, die sie gewählt hat (der Deputirtenkammer eines einzelnen Bundesstaates) mit einem Nachfolger zu jeder Zeit ersetzt werden könnten, — da also das deutsche Unterhaus aus sehr wandelbaren Elementen bestände, während das deutsche Oberhaus, von geübten und dem Wechsel weniger ausgesetzten Cabineten

geleitet und instruirt würde: so möchte dem Unterhause etwas zugegeben werden, das demselben Stetigkeit und ein intellectuelles Gleichgewicht versicherte, nämlich eine verhältnißmäßige Anzahl von Rathgebern zu wählen aus der Gesammtheit der Deutschen von dem Unterhause auf eine bestimmte und nicht zu lange Reihe von Jahren, und nach dieser Zeit wieder wählbar — welche Rathgeber nur eine berathende Stimme hätten, aber mit ihrem Für und Wider in der Verhandlung gehört werden müßten.

Und da in den beiden deutschen Häusern keine Minister und Regierungsbevollmächtigten, wie in den sonstigen Kammern des einzelnen Repräsentativstaates, auftreten würden, so möchte, damit jedes der beiden deutschen Häuser für die gute Sache und allerwenigstens zur Illustrirung seiner Meinung und Absicht genugsam auf das andere wirken könnte, bestimmt werden, daß jedes der beiden deutschen Häuser, wenn es etwas beschlossen hätte, zur Verhandlung des von ihm Beschlossenen in dem andern Hause einige seiner Glieder (das Unterhaus außer seinen Stimmführern auch einige der oben genannten Rathgeber oder Consulenten) abzuordnen befugt sey, welche jedoch dort nur mitzusprechen, aber nicht mitzustimmen hätten, — ferner daß diejenigen Sitzungen des Oberhauses, zu welchen Mitglieder und Consulenten des Unterhauses als Mitverhandelnde zuzulassen sind, in der Regel öffentlich gehalten würden.

Sollte sich der Gedanke nicht den Fürsten und Regierungen der deutschen Bundesstaaten empfehlen? Würde nicht die „Heiligkeit des für rechtmäßig erkannten Besitzstandes," für welchen die deutschen Fürsten ihren Bund geschlossen und die Bundesversammlung eingesetzt haben, neue Garantie gewinnen durch die (in dem Unterhause mitverhandelnden) Völker? Der einzelne Fürst und Staat in dem Bunde hätte alsdann seine Unabhängigkeit und Fortdauer nicht bloß von dem Worte der verbundenen Fürsten, die

doch zuweilen um ihres eigenen Staates und Interesse's willen des andern Versprochene zu übersehen versucht, oder bei Seite zu setzen, durch Uebermacht der Umstände bewogen werden, zu hoffen, sondern zugleich von dem Willen der verbundenen Völker, die am Bestehenden hangen, und Oestreicher, Preußen, Bayer, Sachsen, Würtemberger, Hanoveraner, Badener, Hessen ꝛc. bleiben wollen.

Wie würde ferner die Kraft und Sicherheit des Ganzen nach Außen gesteigert, wie der einzelne deutsche Staat, auch der kleine, mit seiner Regierung durch die Verbindung mit den übrigen gehoben und gestärkt! Man denke sich die Fürsten, Regierungen und Völker Deutschlands durch einen Fürsten- und Völkerbund, der beide befriedigt, verbunden, und in den beiden genannten Häusern über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten mit deutscher Eigenthümlichkeit (Ruhe, Gründlichkeit, Mäßigung, Treue, Beharrlichkeit, Kenntniß und Bildung) durch ausgezeichnete, von den Regierungen und Völkern auserwählte Deutsche verhandeln und beschließen, — welche äußere Macht würde diesen Bund oder die Glieder desselben anzugreifen oder unwürdig zu behandeln wagen? Und wie würden diese Eigenthümlichkeiten im Angesichte der übrigen Nationen für die Ehre und das Heil des deutschen Bundes sich heben, um wie viel mehr würden die in Europa und America bereits hoch geachteten Deutschen geehrt und ausgezeichnet werden, wenn man ihren bisherigen Mangel, den Schatten neben dem Licht, ihre politische Nichtnationalität, gehoben sähe! Welch ein neuer, für Alle höchst wohlthätiger Wetteifer würde nicht bloß die Franzosen und Britten, sondern auch die Deutschen beleben, wenn die Deutschen als Nation sich zu fühlen und zu behaupten das rechte Institut hätten!

Die Bedingung von dem Genannten wäre die innere Befriedigung der deutschen Völker. Sie müßten vermittelst dessen, was von Seite des deutschen Ober- und Unter-

hauses und in jedem einzelnen deutschen Staate geschieht, Unwohlseyn gehoben und Fortschritt gegeben sehen, oder sich wenigstens auf dem Wege zu Beidem finden. Ist das aber nicht der Wille und das Streben der mächtigsten, wie mehrerer kleineren Fürsten des jetzigen Deutschlands? Ist denselben nicht früher schon, als gestern und ehegestern, klar geworden, daß sie in vorgerückter Zeit, wie die jetzige, durch das Fortschreiten und durch die Befriedigung ihrer Völker nicht nur ihre Fürstenaufgabe lösen, ondern auch ihre Fürsten- und Dynastie-Interessen am besten sichern und besorgen?

IV.

Italien im Jahre 1830.

Von ....z.

Ueber kein Land ist so viel geschrieben worden, als über Italien, und dennoch ist es in seiner Wesenheit minder gekannt, als die meisten andern. Selten halten Reisebeschreiber sich lange genug auf, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, noch seltener lernen sie den Kern des Volks kennen, und beinahe keiner vermochte den jetzigen Zustand Italiens aus der Vergangenheit richtig zu erfassen. Die Aufmerksamkeit der zahllosen Reisenden ist gewöhnlich mehr der Kunst, der Natur, den Alterthümern zugewendet, als den Menschen, und es drängen sich an sie nur der Verzweifelte und der Gierigste. Wer das Italienische nicht fertig spricht, wird nie in die Eigenthümlichkeiten des Volks eindringen, denn dieses hält die Weltsprache für eine Art verdorbenen Lombardisch-italienischem, und spricht sie selten und ungern.

Wenige Italiener haben über die neuere Geschichte ihres

Vaterlands mehr geschrieben als chronikenartige Zusammenstellungen, oder leidenschaftliche Declamationen. Wer eigentlich berufen war, die flüchtigen Ereignisse in bleibendem Bilde aufzufassen, getraute sich selten zu schreiben, noch weniger das Geschriebene drucken zu lassen. In- und ausländische Zeitschriften geben nur ärmliche Bruchstücke. Auch fehlt dem Italiener, wenn er über den Zustand seines Volks urtheilen soll, eine freiere, vergleichende Uebersicht, wenn er nicht längere Zeit im Auslande war. Es ist immer schwer über ein Volk im Ganzen richtig zu urtheilen, am schwersten über eines, welches bei den größten geschichtlichen Erinnerungen eine trostlose Gegenwart hat, sich zu etwas Besserem berufen fühlt, und doch weder von Innen noch von Außen Hülfe findet.

Um die falschen Ansichten zu berichtigen, wird wohl am räthlichsten seyn, zu unterscheiden, was Italien mit dem übrigen katholischen Süden gemein hat, was Folge seiner halbinselförmigen Lage, und was als Ergebniß der schroffen Theilung in einzelne Becken und Inseln anzusehen ist.

Spanien, Portugal und Italien haben das mit einander gemein, daß man in ihnen arm seyn kann, ohne elend zu seyn, daß die verschiedenen Stände der Gesellschaft von der Geistlichkeit, diese aber von sich selbst erzogen wird, und daß jede freie organische Entwicklung des Volks von den Regierungen seit Jahrhunderten systematisch niedergehalten worden ist.

Da, wo man für Wohnung, Kleidung, Feuerung nur wenig zu sorgen braucht, wo nicht nur die ersten Lebensbedürfnisse wohlfeil sind, sondern auch die Leckerbissen, welche der Kunstgärtner des Nordens vom Treibhause auf die Fürstentafel liefert; da wo man nicht nöthig hat, im Herbste Vorrath für viele Monate zu sammeln, da gewöhnt sich der Mensch um so leichter zum Müßiggange, als er wirklich durch anhaltende Arbeit früher erschöpft wurde, als anderwärts. Sogar bei den Thieren des Südens bemerken wir mehr stoß-

Digitized by Google

weise Bewegungen als anhaltend. Nicht nur bedarf der Körper weniger Nahrung als im Norden, sondern er erträgt deren weniger während der Hitze. Das Leben auf der Straße muß natürlich die Familienbande lockerer machen, und die wirksamste aller Schulen, das Wohnzimmer, fehlt der Hütte des Armen beinahe durchgängig. Er ist mit seinem Leben an die Schatten- oder Sonnenseite der Straße gewiesen, seine Wohnung dient ihm bloß zur Ruhe oder vorübergehendem Schutze. Frühe erfahrene Noth treibt nicht zu gemeinschaftlicher Rettung, zum Entbehren, Handeln und Dulden für Andere. Der Südländer ist von Kindheit an sich selbst genug, bildet sein Einzelwesen rein aus, aber das freiwillige Bei- und Unterordnen des Nordländers bleiben ihm fremd. Als Livree-Diener behauptet er mehr Selbstständigkeit gegen seinen Herrn, als mancher begüterte Kammerherr gegen einen deutschen Fürsten, er ist sogar in Sang und Klang für das Solo geeigneter als für den Chor oder das Orchester.

Goethe sagt trefflich, er habe die köstlichste Industrie in Neapel gefunden, nicht um reich zu werden, sondern um bequem zu leben. Dieses ist im ganzen Süden so wahr, daß, was kein Reisebeschreiber bemerkt zu haben scheint, die Taglöhne in demselben Verhältnisse im Preise steigen, in welchem die Lebensmittel wohlfeiler werden. Dieses gilt jedoch nur von den Taglöhnern der harten Arbeit. Was sich im Schatten, sitzend oder doch ohne Schweiß verrichten läßt, ist gewöhnlich in den fruchtbaren Gauen des Südens spottwohlfeil. Stoßweise arbeitet der Südländer unglaublich, nur darf nicht die täglich wiederkehrende Ordnung der Arbeit von ihm gefordert werden. Er weiß sich in jeder Lage so bequem als immer möglich zu betten, daher bei jedem Geschäfte, das sein Herr nicht persönlich beaufsichtigen kann, gewöhnlich sehr latitudinarisch gehandelt wird. Der Verabschiedete scheidet ohne Murren, bei einiger Arbeit fehlt ihm das Brod nirgends. Bei allen Talenten um reich zu werden, hat er keines um

reich zu bleiben. Im Norden erwirbt er gewöhnlich ein bedeutendes Vermögen, erhält es aber nur, wenn er dem Drange nach Hause zurückzukehren widerstehen kann. Alte Besitze von Handelshäusern und Gewerben in Einem Geschlechte sind eine Seltenheit, und mit aller Unterstützung der Gesetzgebung durch Majorate und Commenden ist auch im Besitzthume des Adels Ebbe und Fluth sehr bemerklich. So werden ausgezeichnete Geisteskraft durch Alleinstehen, körperliche Anlagen durch Müßiggang, die fruchtbarsten Länder durch ihre Herrscher gelähmt. Der Norden ist frei, weil er der Norden ist. Der Südländer dient, weil er zu viele Zeit übrig behalten würde, nach Erwerbung des täglichen Brods, um nicht tolles Zeug zu treiben. Er erträgt das Unglück mit mehr Würde, als das Glück. Napoleon wurde in diesem Puncte allein seiner Volksthümlichkeit untreu.

Diese äußere Unabhängigkeit, dieses Alleinaufsichstehen äußert sich in einer unglaublichen Gabe von Stolz, welcher von Hochmuth und Eitelkeit wohl unterschieden seyn will. Man lasse sich vom Unbedeutendscheinen, vom Kleinthun, Bücken und Schmiegen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, nicht täuschen. Es besteht dahinter eine innere Abscheidung, ein reges Selbstgefühl, das bei der leichtesten Berührung in Flammen auflodern wird. Jeder Südländer, auch der Bettler, will daher wie ein verarmter Edelmann behandelt seyn. Er fühlt es schmerzlich, wie wenig seine Gegenwart der Vorzeit gleiche, er erkennt, wenn auch dunkel, den Grund der Hoffnungslosigkeit seiner Lage und fühlt dennoch sich verletzt, wenn eine fremde Hand, wenn auch nur leise, diese Saite berührt. Dante, mit seiner Schilderung der alten Zerklüftung Italiens, ist daher die politische Bibel der Italiener geworden, und ihr Vaterunser Filicaja's treffliches Sonnet:

O se fosse men bella o almen più forte!

Bei Beurtheilung des katholischen Südens darf man nicht vergessen, daß die Erziehung durch die Geistlichkeit den

verschiedenen Abtheilungen der Gesellschaft in divergirenden Richtungen gegeben wird, und darin der Hauptunterschied zwischen protestantischen und katholischen Ländern liegt, daß in jenen Alle für Einen Zweck, in diesen Jeder für die Zwecke eines Standes erzogen wird. Wie kann ein Volk moralisch erstarken, dessen Adel zu angenehmen Formen und unfruchtbarem Wissen, dessen Bürger zu äußerem Glanze und Genusse, dessen Armee zu blindem Gehorsam erzogen wird? Der Stand welcher erzieht, ist zugleich Beichtiger, Censor und Verwalter der wichtigsten und verschiedensten Geldinteressen, alle Gabe kommt von ihm oder durch ihn. Seine Ehelosigkeit ist der Grund seiner Macht. Er herrscht durch die Frauen und begünstigt diese vorzugsweise. Die Unauflöslichkeit der Ehe lockert die sittlichen Bande, statt sie fester zu ziehen, und das Cicisbeat ist eine Art Armentaxe, welche die Ehemänner bezahlen. Es liegt im Systeme der Geistlichkeit, denselben Fall jedesmal nach den Personen, nie nach einem allgemeinen Principe zu beurtheilen, überall die Hand im Spiele, nirgends die materielle Verantwortlichkeit zu haben. Ihr genügt, wenn man sie äußerlich ehrt, daher wird ihre Religion Cultus, ihr Cultus Schauspiel. Sie kennt ihre geheimsten Gegner und hat ein treffliches Gedächtniß für sie. Wer seinen Haß nicht in Thaten übergehen läßt, wird von ihr schonend, wer sich unterwirft, mit den feinsten Rücksichten behandelt, aber unterwerfen muß man sich ihr, oder sich auf jedes Angriffsmittel gefaßt machen. Sittlichen Ernst und Pflichterfüllung, es mag auf dem Spiele stehen, was da wolle, — prägt sie ihren Zöglingen gewiß nicht ein. So wenig ihre Censur die Einfuhr verbotener Bücher ganz verhindern kann, so erreicht sie doch, daß ihre Gegner nur zu fragmentarischen Notizen gelangen können. Alterthümer und Poesie sieht sie am liebsten bearbeiten, und die schönen Künste, seit der Baum der Wissenschaften ihr so bittere Früchte trug. Sogar die Aerzte werden für halb verdächtig angesehen, und wäre es nicht wegen

der Heilkunde, so würden die Naturwissenschaften noch schwereren Stand haben. Was die Zeit des Erlernens abkürzt, und mehr als die nothwendigsten Kenntnisse verbreiten kann, ist ihr unwillkommen, der Schüler soll müde seyn, wenn er eine kleine Strecke zurückgelegt hat. Allen Wissenschaften wird das katholische, oder vielmehr römische Princip: Glauben und beim Alten bleiben aufgeprägt. Wenn es schlechterdings nicht anders seyn kann, so nimmt man — nach langer Zeit — das Ergebniß protestantischer Forschungen bereits fertig in die Lehrbücher auf, und reiht es in das Alte ein, so gut es gehen mag.

Um die Mängel zu bedecken, welche das Princip des Stehenbleibens nothwendig herbeiführt, wird der Tadler der Theorie auf mildernde Praxis, der Tadler der Praxis aber auf treffliche Theorie verwiesen. Alle Institute, die der Piaristen vielleicht ausgenommen, sind auf diesem Wege ausgeartet und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, was schon die zahlreichen rückgreifenden Verbesserungen, die sogenannten Reformen der Mönchsorden zur Genüge beweisen. Jeder Orden hat seine eigene Polizei, seine Politik für sich, seine Affiliirten und Clienten. Uneinig in sich, steht die Geistlichkeit dennoch wider äußere Feinde für Einen Mann. Wechselseitiges Heben und Halten haben ihr die Zeiten aufgedrungen. Sie ist vorsichtiger, aber auch geiziger und argwöhnischer durch die Revolution geworden. Trotz der vielen Verluste und Lücken, welche sie durch diese erlitten hat, besitzt sie noch immer die triftigsten Mittel zu nützen und zu schaden, und jedes ihrer Glieder ist noch immer weder dem Staate noch selbst seiner Familie weiter angehörig, als es ihm frommt, oder die Regierung es zwingt, sich herbeizulassen.

Als der Katholicismus nach der Reformation sich neu bilden mußte, äußerte sein, nun erst klar erkanntes Grundprincip natürlich seine Wirkung auf alle südeuropäischen Staaten. Er machte das Beharren auf dem einmal Beste-

henden zum Losungsworte. Daher sind Revolutionen ganz eigentlich endemische Krankheiten katholischer Länder. Vereinigung der Länder, Ortschaften, Stände und Individuen war das sicherste Mittel sich zu erhalten. Die Gesetzgebungen wurden so verwickelt, daß der Willkür weites Feld blieb, und der fleißigste Arbeiter im längsten Menschenleben schwerlich aufs Klare kommen würde. Was die Oeffentlichkeit befördern konnte, wurde sorgfältig beseitigt. Allen sollten die römischen Rechte, römische Sprache, römischer Glaube gelten. Jede volksmäßige Institution, ja Bauwerke, Sagen, kurz das innere Leben der Völker wurde planmäßig zerstört, jedes Verbindungsmittel möglichst verhindert, Stand wider Stand, Ortschaft wider Ortschaft, ja in jedem Hause der Erstgeborne wider die Nachgebornen gestellt. Um die Grundzüge des ächten Volkscharakters noch zu errathen, muß man sich im katholischen Süden an die Frauen des gemeinen Volks und an Kinder wenden. Sie zeigen die herrlichsten Anlagen, ehe Schulen und Kirche sie übernehmen, und sie lehren, daß Betteln keine Schande und Aufopferung für abstracte Ideen eine Thorheit sey. So zerstörte man, um keine unabhängigen Kräfte fürchten zu müssen, auch die abhängigen, ließ eher verfallen, als man Erneuerung erlauben wollte, und entbehrte eher das Nöthige, als man sich Mühe gab, das Bessere zu erlangen.

Die geographische Gestaltung Italiens hat viele Eigenthümlichkeiten erzeugt, welche neben Obigem wohl berücksichtigt werden müssen, wenn man sein Volk richtig und billig beurtheilen will. Seit es aufgehört hat, über seine westlichen und nördlichen Nachbarn zu herrschen, wird es von diesen strategisch beherrscht, weil ihm die Alpen keine schützende Linie mehr darbieten. Sein Schicksal wird seit Jahrhunderten in Cabineten und auf Schlachtfeldern entschieden, welche oft sehr weit von seinen Gränzmarken entlegen sind. Bei der jetzigen Gestaltung der politischen Welt, bei dem Vorherr=

Digitized by Google

schen der Massen ist es ihm doppelt nachtheilig, daß es Alles nur aus zweiter Hand bezieht, daß ein Handel mit vereinigten Kräften seinen Vereinzelungen gegenüber gewonnenes Spiel hat, und daß der allgemeine Weltverkehr die Lücken nicht mehr ausfüllt, welche zwischen alten Ansprüchen und neuen Bedürfnissen entstehen. Sein Zurückbleiben ändert fortwährend dieses Verhältniß zu seinem Nachtheile. Früher konnte der gewohnte Luxus sich noch durchschlagen, weil er sich auf weniger Gegenstände und nicht auf alle Classen der Gesellschaft erstreckte. Die Meere, welche Italien bespülen, haben ihre frühere Wichtigkeit großentheils verloren, die Verfertigung mehrerer der nothwendigsten Waaren, womit einst Florenz, Venedig und Genova die halbe Welt versorgten, ist besser verwalteten, freieren Ländern anheim gefallen. Die Italiener haben beinahe überall den ersten Samen ausgestreut, aber Andere haben die Früchte geerntet, weil es ihnen vergönnt war, zu vervollkommnen und ins Große zu treiben.

Dieses Auslaufen in eine schmale Zunge zwischen zwei Meeren gab Italien seine Wichtigkeit, so lange der Verkehr sich in kleineren Kreisen bewegte, und die Erfinder des Compasses, Vespucci und Colombo, leisteten zwar der Welt sehr große, ihrem Vaterlande aber desto schlechtere Dienste.

Zu seiner langgestreckten Lage hat Italien noch den Nachtheil, daß es durch den Apennin und dessen Verästungen in mehrere Becken gesondert wird, welche unter sich nur durch wenige, sehr schroffe Pässe verbunden werden, und daß diese Becken nicht lang genug sind, um schiffbare Flüsse zahlreich dem Meere zuzusenden. Diesen Vortheil hat nur die Lombardei; und sie ist daher dem Weltverkehre schon ungleich näher als das übrige Italien. Genova wird durch die Felsen in seinem Rücken ganz an die See, Toscana durch seine Umgürtung an innere Abschließung, Venedig durch seine Lage vor der Mündung vieler Flüsse an den Verkehr mit Dalmatien gewiesen. Die Inseln und eine lange Strecke der Kü-

sten des Festlandes hindert die Fieberluft des Strandes das zu werden, wozu sie von der Natur bestimmt scheinen. Dieser ist auch zuzuschreiben, daß die meisten Ortschaften auf oder an Bergen entfernt von den natürlichen Straßenzügen angelegt sind.

Die Volkstracht, die Sitten und besonders die Volkssprache sind nach diesen Abgränzungen auffallend verschieden. Die Büchersprache ist minder verbreiter als in Deutschland. Zu Neapel, Mailand, Venedig, ja zu Bologna, welches so nahe bei Florenz liegt, zieht man die Volkssprache mit Affectation vor, sobald das Gespräch anfängt, sich zu beleben.

Die französische Revolution mußte furchtbar auf ein Land wirken, dessen Landvolk großentheils ohne Grundeigenthum war, dessen Bürger ohne ausgebreiteten Kunstfleiß viele Genußsucht, aber wenig bewegliche Capitalien besaßen, dessen Adel meist müßig in Städten lebte, und dessen Beherrscher bei allen Anwandlungen von Philanthropie doch den Hauptübeln nicht an die Wurzel schneiden konnten oder wollten, und wenn sie auch dieses versuchten, wie Joseph und Leopold, es verkehrt angriffen. In der ganzen Welt begrüßten die Besseren den Anfang der französischen Revolution als die Morgenröthe eines schönen Tags. Mehr als irgendwo war dieses in Italien der Fall. Was Frankreich abschüttelte, lastete mit doppelter Schwere auf Italien. Hiezu kam noch das Gefühl nationeller Nichtigkeit und ein noch auffallenderes Zurückbleiben der Regierungen hinter dem Geiste der Zeit, und den gerechtesten Wünschen aller Gutdenkenden, als dieses selbst in Frankreich 1787 der Fall war. Wer in Italien nicht gerade von der Geistlichkeit lebte, war dieser vielleicht noch weniger ergeben, als es in Frankreich der Fall war, haßte sie jedoch nicht so heiß, weil sie weniger Anmaßung im gesellschaftlichen Leben zeigte. Der große Hofadel mit seinen Feudalansprüchen bestand nicht in Italien wie in Paris. Auch die stürmischsten Zeiten der Revolution riefen weder eine Adels- noch

eine Priesterverfolgung hervor. Besonders waren natürlich die Nachgebornen, welche nicht den geistlichen Stand ergriffen hatten, der neuen Gestaltung gewogen. Bürger und Adel waren weit mehr vermischt und verwandt als im nördlichen Europa. Der piemontesische Adel allein war kriegerisch, der lombardische in angenehmem Wohlleben, der venetianische voll aristokratischer Feinheit, der Genueser reich und dem Handel, der Toscaner arm und sorgfältiger Verwaltung getheilter Güter ergeben. Rom, Neapel, Sicilien und Sardinien zeigten noch leise Anklänge alter Baronalpracht, aber Vicekönige und Päpste hatten die alte Kraft gebrochen, und die Erziehung durch Priester war nicht geeignet, für den Fall einer Umwälzung die Kräfte bereit zu halten, welche in bewegten Zeiten politisches Uebergewicht zurück erobern oder behaupten. Jeder lebte für sich, ziemlich bequem, wie immer unter schwachen Regierungen, geschont, wenn man ihn fürchtete, gehorchend ohne Liebe, sich bekreuzend ohne Glauben, vom verbotenen Buche zum Castratengesang, von verbotener Liebe zum Spieltische überspringend, voll Eifers für kleine Ansprüche und Parteiungen, übrigens bereit, das Bessere aufzunehmen, wenn es ihm geboten wurde, ohne sein bequemes tägliches Leben zu stören. Das unheimliche Gefühl, welches gewöhnlich durch den Zustand von Willkür hervorgebracht wird, war bei der Mehrzahl noch nicht zur Klarheit durchgedrungen, Herrscher und Beherrschte befanden sich in einem sonderbaren Zustande politischer Unschuld, bei aller Verdorbenheit; politische Kenntnisse waren selten, Loyalität noch seltener, wenn man unter ihr Gehorchen aus innerem Antriebe versteht. Das treueste Bild des damaligen Lebens in Italien dürften noch die Schauspiele Goldoni's aufbewahren. Gereist wurde wenig, und Zeitschriften und Zeitungen gaben das Bild des Auslandes nur sehr getrübt wieder. Von diesem war, seit Spanien in literarische Unthätigkeit verfallen war, Frankreich das einzige Land, aus welchem Neues aller Art einströmte, denn

England war zu sehr, und beinahe in allen Beziehungen der Gegenpol Italiens, und Deutschland war auf seine Weise in einem nicht viel klareren Zustande als Italien selbst.

Die Schreckenszeit war bereits vorüber, als die Franzosen anfingen Italien umzugestalten. Es bekam durch sie eine klarere Gesetzgebung, eine geregeltere Verwaltung, viele Talente, welche bis jetzt geschlummert hatten, fanden ehrenvolle Thätigkeit. Im Wesentlichen wurden die Formen der Rechtspflege und Verwaltung auch vom Kaiserthume erhalten. Dieses hatte weniger Gutes zu zerstören, mehr Gutes zu geben als anderwärts. Die Jugend wurde durch Kriege beschäftigt, und so verhaßt die Conscription auch war, so geschmeichelt fand sich doch der Italiener, seine Waffen in Wien und in Madrid, ja im fernen Moskau glänzen zu sehen. Der Verkauf der Nationalgüter, die Aufhebung der Fideicommisse vermehrte die Zahl der Eigenthümer, die eiserne Bestimmtheit der neuen Formen war erträglich, weil sie Einen traf wie den Andern. Es kam eine Gestalt ins Leben, ein Zweck für die Zukunft war gesetzt, und der Italiener sah sogar die sonderbare Zerstücklung der Halbinsel ohne Besorgnisse an. Er war sich bewußt, dem Franzosen so vielfach überlegen zu seyn, daß er wegen Erlangung seiner Mündigkeit unbesorgt seyn dürfte. Man kann kein sichereres Zeichen der Zweckmäßigkeit der französischen Einrichtungen für Italien anführen, als die Einführung des Codex Napoleon in Sicilien, nachdem der französische Anstoß längst aufgehört, ja in vielen Rücksichten eine Gegenwirkung statt gefunden hatte.

Die Entwicklung durch jene Erneuerung war aber nur erst theilweise zu Stande gekommen, es war noch keine neue Generation in Thätigkeit, als die alten Regierungen wieder zurückkehrten, und alles Neue, was kein Geld einbrachte, oder sonst ihre Macht nicht vermehrte, mit Leidenschaftlichkeit — welche nach den Denkweisen der Herrscher sich vielfach abstuf-

Digitized by Google

stufte, immer aber mit Leidenschaftlichkeit zu vernichten strebten.

Die Jugend sah sich um ihre Laufbahn, der Mann von Talent um seine Stelle, der Patriot um seine Hoffnungen für Italiens Einheit, der Capitalist um zahlreiche neue Unternehmungen verkürzt. Die Wiedererweckung der Jesuiten sprach deutlicher als Alles die Gesinnungen der meisten italienischen Regierungen aus. In geheimen Gesellschaften zuckten die letzten nationellen Strebungen auf eine Weise aus, welche mehr Mitleid als Verfolgung verdient hätten, wenn die Regierungen es vermöchten, sich auf die Höhe ihrer Zeit zu erheben.

Wer aus Obigem sich ein deutliches Bild der wahrhaft tragischen Hülfs- und Trostlosigkeit des politischen Zustands von Italien entwerfen kann, der wird auch leicht die Rolle errathen, welche Italien bestimmt ist, falls, wie beinahe zu fürchten, der fünfte Aufzug des stockenden Drama's auf die Weltbühne gebracht werden wird.

Italiens Blicke sind auf Frankreich geheftet. Zu Neapel hat man sich von Alters her gewöhnt, auch Madrids Vorgang für entscheidend zu halten. Jeder Vor- und Rückschritt der Freiheit in Frankreich wird in Italien mit größerer Aufmerksamkeit beachtet, als man den Maßregeln der eigenen Regierung schenkt, wenn diese nicht die Habe oder das tägliche Leben unbequem behelligen. Bei Weitem die Mehrzahl scheint einen vernünftigen Despotismus als das beste Mittel einer Wiedergeburt anzusehen, und liebt die politische Freiheit mehr als Verbündeten wider die jetzigen Regierungen, denn als nächsten Zweck.

Daß politische Bildung überhaupt auch jetzt noch selten, und das Volk zu einer Selbstadministration noch nicht reif sey, mögen das freieste Land, der Kanton Ticino, und das am besten verwaltete Toscana beweisen. Wie wenig ist Corsica vorgeschritten, trotz 60 Jahren französischer Verwaltung?

Ueberhaupt wird immer deutlicher: Ohne 1517 kein 1688.

Jede Regierung wird zu jeder Zeit in Italien eine schwere Aufgabe zu lösen haben. Der Mangel an wahrer Religiosität und sittlicher Strenge, die Verachtung der geschichtlichen Grundlagen, der Haß gegen den Fremden, auch wenn man sich nicht über ihn zu beklagen, oder gar ihn gerufen hat, die Leidenschaftlichkeit und Ungeduld des südlichen Bluts haben dieses seit einem halben Jahrtausend bewiesen. Nur das alte Rom hielt Italien zusammen, durch die Strenge der väterlichen Gewalt und furchtbare Kriegszucht, durch beständiges Auspumpen seines Pöbels in Colonien, und dadurch, daß es durch alle Mittel sich der Einbildungskraft des Volks bemächtigte. Venedig und das neue Rom hatten nur einen Theil jenes Geistes geerbt. Wäre die Landenge von Suez eingesunken, oder Ignaz Loyola ein Jahrhundert früher erschienen, so hätte wieder eine Stadt über Völker herrschen können. Bei dem Alleinstehen und dem Drucke kleiner Tyrannen hatten die abenteuerlichsten Genossenschaften gewonnenes Spiel. Nun aber, bei dem Vorherrschen der Massen, bei dieser Italien beinahe aufgedrungenen Annäherung an andere Völker, dürfte schwerlich eine originelle Ausgeburt erscheinen.

Sollte eine Volksbewegung mit ihren Schwingungen Italien berühren, so läßt sich nicht bezweifeln, daß sie sich durch dasselbe fortpflanzen werde, wiewohl sie sich durch die Umstände bedeutend modificiren dürfte. Die höheren Stände, wie die Priester sie erzogen und die Kaiserzeiten sie zerrüttet haben, sind nicht fähig, eine Bewegung der Massen hervorzubringen, zu leiten, oder zu gewältigen. Schon der Streit, welche Stadt Hauptstadt werden solle, würde das Streben nach Einheit im ersten Anfange lähmen. In Neapel ist die Befreiung des Grundeigenthums längst durchgeführt, also ein bedeutender Hebel weniger.

Daher könnte nur eine ungeheure Noth und ein großer

Charakter, der von der untersten Volksclasse ausgehen müßte, eine selbstständige Bewegung hervorbringen. Viel wahrscheinlicher ist, daß wiederum das Ausland das Schicksal der schönen Halbinsel bestimmen werde. Ihr würde am besten frommen, unter einem erleuchteten Gewaltherrscher vereinigt zu seyn. Die Formen der Regierung müßten großartig und einfach seyn. Freie Municipalverfassung und öffentliche Rechtspflege, besonders aber eine starke nicht unzugängliche Aristokratie, ein zahlreiches, aus den Söhnen der Grundbesitzer gebildetes, und nicht nach Provinzen eingetheiltes Heer, vor Allem Entfernung des Priesterstandes von Erziehung und Verwaltung, das ist das Höchste, Erreichbare, was den Besten und Erleuchtetsten des Volks vorzuschweben scheint. Hätte Napoleon dieses sein Volk, — denn er war zehnmal mehr Italiener als Franzose — so vereinigt, und mit seinem starken Willen zusammengehalten, Niemand hätte gewagt, die eiserne Krone anzurühren, und selbst über die italienische Geistlichkeit würde er leichter und vollständiger geherrscht haben als über die französische, denn Italien hätte ihm Alles zu danken gehabt, was Frankreich schon durch die Revolution besaß: vorschreitendes Princip, Einheit, freie Institutionen und Kriegsruhm.

V.

Ueber den Einfluß der Stellung des Militärs auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe.

Von Feldmann.

Wenn seit einer Reihe von Jahren ein Grundsatz im Staatsleben allgemein angenommen war, welcher nun plötzlich dem entgegengesetzten weichen muß, so kann man sich sicher darauf verlassen, daß keiner von beiden ganz ohne Halt, aber auch eben so gewiß, daß keiner ganz unbedingt gültig war. Dieser Satz gilt auch von dem Einfluß, welchen man zu verschiedenen Zeiten dem Militär auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe zuschrieb. Noch vor fünfzig Jahren fand man in einem wohlorganisirten und wohl besoldeten Heere die sicherste Stütze zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen; jetzt hingegen waltet die Meinung vor, daß das Militär zur Erhaltung der innern Ruhe wenig oder nichts beitragen könne. Laßt uns die Geschichte der verschiedensten Zeiten befragen und die Antwort hören, welche uns diese in Beziehung auf den angeregten Gegenstand ertheilt.

Den entschiedensten Einfluß auf die innern Staatsangelegenheiten übte das Militär unstreitig in den ersten christlichen Jahrhunderten im römischen Kaiserreiche aus, indem es die Kaiser nicht allein willkürlich bevormundete, son=

dern dieselben sogar nach Gefallen ab- und einsetzte. Fragen wir indeß nach den Ursachen dieser Erscheinung, welche sich auch in späterer Zeit in despotischen Staaten nicht selten wiederholte, so finden wir dieselben in der moralischen Erschlaffung und Entartung der gesammten Volksmasse, von denen das Heer den bewaffneten Theil ausmachte, und, nach Art aller Feigen, desto stärker tyrannisirt, je mehr es seine eigne innerliche Nichtigkeit empfand. Kein Sinn für edlere Freiheit und sittliche Bedürfnisse regte sich in der größern Masse der Nation, und wo dieser fehlt, da steht auch die Soldateske stets demjenigen zu Gebote, der sie am reichlichsten bezahlt, und die Zügel der Disciplin am schlaffsten hält. Ein solcher Staat ist denn auch nothwendig seinem Untergange ganz nahe, und wenn sich dieser manchmal noch um einige Zeit verzögert, so liegt der Grund bloß in einigen zufälligen Umständen, oder in der Uneinigkeit und Schwäche der Nachbarstaaten. — Ich bin überzeugt, daß nur sehr wenige der jetzigen europäischen Regierungen die Dauer ihrer innern Staatseinrichtung um diesen Preis von der Soldateske würden erkaufen wollen! —

Seit Ludwigs XIV Zeiten finden wir sodann den Grundsatz der stehenden Heere, und in Folge desselben das Werbsystem in alle europäischen Staaten eingeführt. Demgemäß bestanden die Soldaten meist aus verkäuflichen Menschen, und verkäufliche Menschen sind niemals sittliche. In Deutschland kam nun noch das hinzu, daß die Geworbenen aus den verschiedensten Landstrichen des in eine Menge von Staaten getrennten Vaterlandes zusammenströmten. Der Sinn für die Gesammtwohlfahrt Deutschlands war damals noch bei Weitem geringer als jetzt; jeder dachte nur an die nächste Provinz, wo er geboren ward; — dem so zusammengesetzten Heere mußte also nothwendig die eigentliche Vaterlandsliebe, das Interesse für das Wohl des Volkes, welches zu vertheidigen sein Beruf war, abgehen. Für-

sten, wie Friedrich der Große, wußten zwar dieses Interesse durch den esprit de corps, durch Erweckung des kriegerischen Ehrgeizes und Begeisterung für den Heerführer gewissermaßen zu ersetzen; aber dieser Ersatz bezog sich nur auf die kriegerischen Ergebnisse; die Theilnahme an dem eigentlichen Wohle des Staates lag außer seinem Bereiche. Ein solches Heer unter einem solchen Führer war nach Außen unüberwindlich, so lange keine Nationalheere gegen dasselbe kämpften; nach Innen wäre es gegen jeden Aufstand wenigstens disponibel gewesen; doch dieser war in den damaligen Zeiten, wo das Volk über Rechte und Pflichten der Regenten und der Unterthanen noch nicht nachdachte, kaum denkbar, und hätte er dennoch statt gefunden, so wäre er wenigstens nie allgemein, nie gehörig vorbereitet und in seinen Folgen berechnet gewesen — seine schnelle Unterdrückung durch die unnationale bewaffnete Macht konnte also in keinem Falle schwer halten.

Die europäischen Mächte selbst vernichteten wider ihren Willen diese Art von Militärorganisation, als sie im letzten Jahrzehent des verflossenen Jahrhunderts es unternahmen, den neuen französischen Freistaat mit jenem Heere zu bekämpfen. Ihr Angriffskrieg mußte unter solchen Umständen natürlich sehr bald in einen bloßen Vertheidigungskrieg übergehen, und als auch letzterer auf die Länge nicht ohne Gefahr einer gänzlichen Vernichtung fortgesetzt werden konnte, so sahen sie sich genöthigt, dem Beispiele ihrer Gegner folgend, zuerst Nationalheere, sodann in diesem auch einen Nationalgeist hervorzurufen. Von dem Augenblicke an schwankte die Wage, und da bald nachher die Franzosen selbst einzusehen anfingen, daß sie unter Napoleons rein militärischen Anordnungen eine Frucht der Revolution nach der andern einbüßten, so endigte sich der Kampf zuletzt mit einem entschiedenen Uebergewichte der Verbündeten.

Das erwählte Mittel hatte also nach Außen hin seine

Zweckmäßigkeit bewährt; aber bei Weitem nicht Alle, welche dasselbe anwandten, mochten dessen Folgen aufs Innere berechnet, und, als dieselben nun unvermuthet eintraten, sich aus aufrichtigem Herzen mit ihnen versöhnt haben. Nationalgeist ist nicht denkbar ohne Vaterlandsliebe, Vaterlandsliebe nicht ohne wahren Freiheitssinn. Bald zeigte es sich, wie sehr der letztere erwacht war; die Fürsten selbst, von der schönen Begeisterung mit fortgerissen, kamen den Wünschen der Völker entgegen, und das neunzehnte Jahrhundert ward das Jahrhundert der Verfassungen. Das indessen war es nicht, was die Absolutisten, welche nothgedrungen den Geist der Völker herauf beschworen, als sie ihre eigne Existenz bedroht sahen, beabsichtigten. Sie wandten daher die wohl bekannten Mittel an, welche ihnen zu Gebot standen, das begonnene Werk wieder rückgängig zu machen, sich übrigens im Nothfall auf die Hülfe des Militärs verlassend. — Aber sehr bald mußten sie, als sie letzteres aufriefen, gewahr werden, daß die Umstände gänzlich verändert waren. Die Soldaten bestanden jetzt aus Bürgern und Bauern, welche nach vollendeter Dienstzeit zu dem bürgerlichen und ländlichen Herde zurückkehrten und folglich das Interesse ihrer Landsleute theilten; die Officiere aber, bei größerer Bildung, welche die Zeit erheischte, hielten es wider Würde und Pflicht, gegen eine Verfassung zu kämpfen, welche die Wohlfahrt und Sicherheit sowohl ihrer Mitbürger, wie des Fürsten begründete, und die sie selbst, wie jene, beschworen hatten. Es war das unpassendste aller Mittel, wenn die Absolutisten den ihren Grundsätzen geneigten Officieren allerhand Vortheile und Vorzüge zuzuwenden suchten; denn da sie letztere ihrer unconstitutionellen Gesinnung zu verdanken hatten, so mußten sie nun aus Ehrgefühl und Scheu vor ihren besser gesinnten Cameraden sich wenigstens einen constitutionellen Anschein geben; die nicht beförderten und decorirten, vielmehr

zurückgesetzten Befehlshaber hingegen bildeten eine desto stärkere Opposition. Unter solchen Umständen konnte also dort, wo es wirklich zum Kampfe kam, derselbe nicht lange unentschieden bleiben; denn nur theilweise und mit halbem Herzen kämpften die Krieger.

Man hat, durch den Erfolg der Pariser Bürger im Jahre 1830 verleitet, den Barrikaden einen ähnlichen unbedingten Einfluß auf die Entscheidung beimessen wollen, wie früher in dem Revolutionskriege dem neuen Kriegssystem. Aber so wenig das letztere ohne den neuen Geist der Nationalität den Sieg errungen hätte, eben so wenig die Barrikaden. Denn

1) im Nothfall können dieselben, wenn die Truppen sich in Zeiten aus der Stadt herausziehen, durch ein Bombardement neutralisirt werden.
2) Barrikaden kann man nur in dem Falle vollständig errichten, wenn die gesammte Bevölkerung thätigen Antheil nimmt, welches ohne einen allgemein belebten Geist der Freiheit und Nationalität nie der Fall seyn wird.

Der Hauptgrund von den neuesten Erfolgen der Revolution liegt aber immer in der veränderten Stellung des Militärs zum Bürger- und Bauernstande; denn einmal das Undenkbare angenommen, daß es diesen seinen Brüdern ganz entfremdet wäre, möchte es auch dem entschlossensten Aufstande schwer gefallen seyn, sich zu behaupten. Wir müssen bedenken, daß im Anfange die Nationalgarde weder bewaffnet, noch organisirt war, und daß bei gleicher moralischer Kraft das disciplinirte Heer immer großes Uebergewicht haben muß. Es hat über die Bürger unter andern den unendlichen Vortheil, schon da einschreiten zu können, wo jene sich kaum vollständig gesammelt, geschweige mit immer sehr unvollkommenen Waffen versehen haben.

Ich bin hiernach der Meinung, daß nicht sowohl die Hülfsmittel, eine Empörung zu unterdrücken, auf Seite

des Militärs vermindert, als vielmehr dessen Geist verändert sey. Wir wollen dieß nun kürzlich bei den verschiedenen Ländern, wo in neuester Zeit Aufstände statt gefunden haben, nachweisen. In Paris, wo man, wie gesagt wird, sich drei Tage schlug, war der Kampf doch eigentlich nur in den letzten zwei Tagen bedeutend; und hätte er dieß wohl werden können, wäre das Militär gleich Anfangs, wo es noch keine Nationalgarden gab, mit ganzer Kraft eingeschritten? Aber nun auch damals, als der Kampf am heißesten war, ward er von Seite des Militärs nie allgemein, sondern ein Theil blieb neutral, ein Theil schlug sich mit halbem Herzen. — In Brüssel schlugen nicht eigentlich die Bürger das Militär, sondern die Belgier schlugen die Holländer heraus. In Braunschweig blieb das Militär eigentlich ganz neutral; denn eine Gegenwehr, wo es nicht einmal zum Schießen kommt, ist so gut wie keine, und überzeugt den Gegner nur, daß man besiegt seyn will. Auf ähnliche Weise ging es in Sachsen zu. In Hessendarmstadt, wo weder Militär noch Gesammtbevölkerung die Aufregung der Unruhestifter theilten, ward die Ruhe durch ersteres in Kurzem hergestellt. In Polen endlich war das Militär selbst der Haupturheber des Aufstandes.

Berechnen wir nun nach dieser Ansicht die Brauchbarkeit des Militärs bei entstandenen inneren Unruhen, so ist dieselbe, genau überlegt, keineswegs vermindert, vielmehr hat jenes erst jetzt den eigentlichen Standpunct eingenommen, welcher ihm bei einem ausgebrochenen Aufstande zukommt. Ist dieser letztere nämlich bloß ein partieller, veranlaßt durch einseitige Parteienansicht und Aufregung exaltirter Köpfe, so wird er auch jetzt, zumal mit Hülfe der fast überall errichteten Bürgergarde, von dem Militär mit Leichtigkeit unterdrückt werden; einen allgemeinen Aufstand der Gesammtbevölkerung zu dämpfen, kann und soll aber nicht seine Aufgabe seyn;

zuerst, weil freilich ein solcher allgemeiner Aufstand über mehr moralische und physische Kraft zu gebieten hat, als ein noch so groſſes, stehendes Heer, das immer doch ein verhältnißmäßig kleinerer Theil der Gesammtbevölkerung ist;

sodann, weil selbst die Möglichkeit des Kampfes beweisen würde, daß das Militär von dem allgemeinen Geiste entfremdet wäre. In demselben Augenblick aber, wo dieser Fall einträte, würde es auch seine Bestimmung nach Außen hin nicht mehr erfüllen können, weil es aufgehört hätte, ein Nationalheer zu seyn.

Diese Nationalität des Heeres immer mehr zu befördern und auszubilden, ist demnach eine Hauptaufgabe der Staatsgesetzgebung neuerer Zeit. Das Militär muß den Werth der bestehenden Verfassungen für sein specielles Interesse stets besser begreifen und würdigen lernen. Desto kräftiger wird es sich dann mit der Bürgergarde zur Erhaltung der innern Ruhe verbünden, wenn diese je gestört werden sollte; desto tapferer seine Nationalität erforderlichen Falls auch nach Außen bewähren.

Im Kurfürstenthum Hessen hat die Staatsregierung in der Hinsicht schon Vieles gethan, und die noch nicht geordneten Puncte wird die Ständeversammlung gewiß der ernstesten Berathung werth achten. Man hat endlich hier, wie in manchen andern Ländern, die Ungerechtigkeit eingesehen, dem Militär einseitig diejenigen allgemeinen Rechte vorzuenthalten, welche von den übrigen Staatsbürgern zum Theil schon längst in Anspruch genommen wurden. Die speciellen Gnadenbezeigungen gegen Einzelne aus seiner Mitte waren für jene Entziehungen nur ein ärmlicher Ersatz, und der Würde und Unabhängigkeit des Militärstandes wenig angemessen. Man hat viel von der starken Besoldung gesprochen, welche der Militär-Etat bisher erforderte, und zwar mit Recht, wenn man die ganze Anstalt meinte; der Einzelne aber war dadurch nichts desto besser daran. Man

bedenke doch nur, daß die Dienstzeit der Officiere aus bekannten Ursachen in der Regel viel kürzer ist, als diejenige der Civilbeamten; es muß daher auch der Billigkeit gemäß in den höhern Graden eine ansehnlichere Besoldung statt finden; außerdem würden die Officiere nach kurzer, aber, unter Umständen, sehr angreifender Dienstzeit, in Gefahr seyn, zu verhungern. Ein geschickter Civilbeamter, der 40 Jahre dem Staate dient, ist keine so große Seltenheit, und ist er ein guter Wirth, so wird er in dieser Zeit sich beträchtliche Summen ersparen können. Wie oft tritt aber wohl der Fall ein, daß ein Officier so lange dient, und wenn er eintritt, wie selten ist letzterer im Stande für spätere Zeiten etwas zurück zu legen? Nahm nun hierauf die Gesetzgebung bei Ertheilung von Pensionen bisher die gehörige Rücksicht? —

Zu den Rechten, welche früher beim Militärstande aufs härteste verpönt waren, gehört das Recht der Petition, ein Recht, von den übrigen Staatsbürgern in den meisten europäischen Ländern schon lange ausgeübt, beim Militär allein bisher als Empörung betrachtet. Die hessische Verfassung hat dasselbe geheiligt. Aber sie hat noch mehr gethan! Da der Grundsatz der Beförderung nach der Anciennität aus triftigen Gründen nicht mehr so unbedingt, wie früher, statt findet, so hat sie, um jede Willkür bei Besetzung der Stellen auszuschließen, nunmehr festgesetzt, daß jede Beförderung nur auf vorhergegangenen Vorschlag der betreffenden Behörde geschehen kann, und von einem verantwortlichen Minister contrasignirt seyn muß. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, welch eine mächtige Schutzwehr gegen unconstitutionelle Beeinträchtigungen diese Bestimmung dem Militärstande darbietet. Eben so darf auch nach dem neuen Staatsgrundgesetze Niemand ohne hinreichenden Grund verabschiedet, noch ohne hinlängliche Entschädigung versetzt werden. — So hat denn in Kurhessen die Ständever-

sammlung, im Einverständnisse mit der Staatsregierung, ihre Wirksamkeit da begonnen, wo man in Frankreich endigte, mit dem Grundsatze nämlich — daß die Verfassung eine Wahrheit sey!

VI.

Miscellen.

1. Veränderung des Geldwerthes in den letzten Jahrzehnten.

Von . . . r.*)

Das Maiheft der Revue britannique (von 1830) enthält einen merkwürdigen Aufsatz aus dem Quarterly Review, der darzuthun sucht, daß das Steigen aller Preise in den letzten Decennien von 1810 einer reellen Entwerthung der edlen Metalle oder des Geldes hauptsächlich zuzuschreiben sey, so wie das seitherige Sinken derselben dem Wiedereintreten eines

*) Daß nach dem Ausbruche der franz. Revolution bis zum J. 1810 gleichzeitig mit der fortschreitenden Production des Goldes und Silbers eine bedeutende Vermehrung des umlaufenden Papiergelds statt fand, daß später die Gold- und Silberproduction, und seit Herstellung des allgemeinen Friedens beträchtliche Massen von Papier aus der Circulation gezogen worden, ist eben so unläugbar, als daß diese Ereignisse nicht ohne Einfluß auf die Preise der edlen Metalle bleiben konnten, daß sie in der ersten Periode als eine Ursache des Steigens, in der andern als eine Ursache des Falles der Preise der Dinge wirken mußten.

Nachdem die wirkenden Ursachen in ihrem ganzen Umfange weltkundig, und die Permanenz der Wirkung von 1817 bis 1830 alle anderen früheren Erklärungen widerlegt

viel höheren Geldwerthes. Daß aber wirklich der Metallpreis eine bedeutende Aenderung erlitten habe, glaubt der Verf. daraus hinlänglich erweisen zu können, daß der in diesen Perioden sehr ungleiche Zufluß dieser Metalle einen weit größern Einfluß auf das Verhältniß zum Bedarf und zum Vorrath derselben ausgeübt, als man bis dahin geglaubt hat. Mögen die vielen Angaben, die zur Begründung dieser Ansicht hier vorgelegt sind, uns auch nicht vollkommen von der Richtigkeit derselben überzeugen, so sind sie doch höchst interessant und beachtungswerth.

Mit der Entdeckung von America und der Eroberung von Mexico und Peru ist nicht sofort eine ansehnliche Vermehrung der edlen Metalle in Europa eingetreten, sondern erst nach Auffindung der Gruben von Potosi und Guanaxuato in der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Da sank ihr Werth, und in der Mitte des 17ten war er in England nur noch 1/4 des früheren.

Nach Humboldt u. a. kamen aus America nach Europa:

von	1546bis1600	jährl.	11	Mill.	Piast. od.	58	Mill.	fr. Fr.
—	1600—1700	—	16	—	—	85	—	—
—	1700—1750	—	22½	—	—	119	—	—
—	1750—1800	—	35	—	—	185	—	—
—	1800—1810	—	47	—	—	249	—	—
—	1810—1828	nur	15	—	—	114	—	—

---

hat, gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, die Verkettung zwischen beiden Erscheinungen zu entdecken. Man muß sich nur wundern, wie man so lange in England im Dunkeln bleiben konnte.

Der großh. badische Staatsrath Nebenius hat im J. 1819 (seit 1816 den Gang der Dinge beobachtend) aus dem Daseyn der wirkenden Ursachen auf die Erscheinungen geschlossen, welche das Decennium von 1820—30 darbot. (S. desselben classisches Werk über den öffentlichen Credit.)

A. d. R.

nach den Angaben von Ward, Jacob, Miers, Eschwege und Andern.

Europa und Sibirien lieferten im Anfange dieses Jahrhunderts circa 4 Mill. P., und ihr Ertrag mag jetzt auf 5 Mill. gestiegen seyn; die Goldproduction der ostindischen Inseln schlägt Crawford auf etwa 3 Mill. P. an, und die von Guinea auf 1 Mill.

Die gesammte Gold- und Silberproduction aller uns bekannten Länder mag daher für 1800 auf 55 Mill. P., und für jetzt nur auf 24 Mill. anzunehmen seyn.

Nach Ad. Smith ist der Metallwerth von 1640 bis 1775 so ziemlich derselbe geblieben, trotz des ungeheuern jährlichen Zuflusses. Der Bedarf mag in demselben Verhältniß in Folge der raschen Zunahme der Population, des Handels und der Industrie, der Civilisation und des Luxus gestiegen seyn. Ueberdieß floß ein bedeutender Theil fortdauernd nach Indien ab.

Von da an scheint aber der wachsende Bedarf mit der von Jahr zu Jahr steigenden Metallproduction nicht mehr ganz gleichen Schritt gehalten zu haben, und um so mehr, da andere Circulationsmittel viel häufiger wurden, und während der letzten Kriege eine Menge Papiergeld in Umlauf kam. Es erfolgte daher eine reelle Depreciation der edlen Metalle, und trotz der vielen industriellen Erfindungen stiegen im Allgemeinen die Marktpreise aller Dinge.

Eben so natürlich ist aber das seitherige Fallen der Preise vornehmlich von einer allmählichen Erhöhung des Metallwerthes herzuleiten. Storch berechnet die Gesammtmasse der in Europa vorhandenen Gold- und Silbermünze für 1815 nur 7000 Mill. Fr., obschon, wie vorhin gezeigt, jährlich bis 1810 America und Europa an 300 Mill. frische Metalle lieferten. Da diese Production sich nun seitdem auf 160 Mill. reducirte, so wird wahrscheinlich, daß die jährliche Vermehrung dem zunehmenden Bedarf nicht entsprach, um so mehr,

da in dieser Zeit viele Staaten eine große Masse Papiergeld (die der Verf. auf 1722 Mill. Fr. berechnet) einsogen, denn angenommen auch, das gemünzte Metall hätte sich jährlich um 100 Mill., also von 1815 bis 1828 auf 8400 Mill. Fr. vermehrt, so wäre die Vermehrung nur die doppelte von jener der Bevölkerung (von 200 auf 220 Mill. Einwohner).

Wie wenig jedoch die Metallproduction in den letzten 19 Jahren dem Bedarf entsprochen, und wie nachtheilig daher in dieser Zeit eben die vorgenommene Einziehung der Creditgelder gewesen, folgert der Verf. vornehmlich aus einer allgemeinen Berechnung, die er zu stellen versucht. *)

Er rechnet den Bedarf also:

Für Abnützung und zufällige Zerstreuung 2 Proc. jährlich. Die umlaufenden Metallmassen und diese zu 3000 Mill. Piast. geschätzt, in 19 J. . .	114 Mill. P.
Für nothwendige Vermehrung des baaren Geldes 6 Proc.	180 —
Zum Ersatz des eingelösten Papiergeldes	300 —
Als Bedarf der Luxusfabriken nur zu 30 Mill. jährlich	570 —
In Summe also	1164 Mill. P.
Da nun alle Bergwerke zu 24 Mill. jährl. bloß	456 —
lieferten, so ergibt sich ein Deficit von . .	708 Mill. P.

Die Bergwerke lieferten demnach lange nicht die Hälfte des Bedarfs, ja wenn die Ausbeute ungeschmälert geblieben,

*) Der jährliche Verbrauch für Luxusgegenstände werde für Frankreich allein auf 30 Mill., und von Humboldt für ganz Europa auf 120 Mill. Fr. berechnet. (Paris allein consumire nach Chabrol fast 15 Mill.) Der Verf. glaubt aber den Gesammtbedarf für England schon auf 122 Mill., und für ganz Europa auf 212 Mill. ansetzen zu dürfen.

hätte sie sich nur auf 1050 Mill. P. belaufen, und also dem steigenden Bedürfniß nicht völlig entsprochen.

Endlich sucht der Verf. darzuthun, daß sich die Masse der edlen Metalle überhaupt seit der Entdeckung von America von 2000 auf 7000 Mill. Piaster vermehrt habe. Greg. King habe die damals vorhandene Quantität sogar zu 2500 Mill. angegeben. Den Ertrag aller americanischen Bergwerke bis 1803 gibt Humboldt zu 5731 Mill. an, und seitdem sind an 764 Mill. hinzugekommen. Die Ausbeute der europäischen und nordasiatischen sey (nach Malchus) zu 628 Mill. (v. 1500—1829) anzuschlagen, und die von Afrika zu 150 Mill. Die gesammte Verminderung (durch Abnützung rc.) aber in diesen 330 Jahren zu 2308 Mill.

Daß diese beiden letztern Berechnungen, und namentlich die erste derselben auf gar zu willkürlichen Annahmen beruhen, kann der Verf. selbst nicht verkennen. Und wer sollte dieß auch? Gesetzt aber, es käme die letzte wenigstens mit der Wahrheit ziemlich überein, so bewiese sie, wie uns scheint, augenscheinlich die Unrichtigkeit eines Hauptsatzes, von dem der Verf. ausgeht, und den man insgemein für richtig annimmt, daß nämlich der Metallpreis im umgekehrten Verhältniß des Vorrathes zum Bedarf sich verändern muß. Denn wäre dieß, so müßte er kaum auf ¼ des früheren gesunken seyn, wenn auch der Bedarf der gleiche geblieben wäre, da der Vorrath sich nur im Verhältniß von 2:7 vermehrt hat. Er ist aber bekanntlich nicht nur auf ¼, sondern, wie Say u. A. lehren, auf ⅕ und ⅙ seit 1500 gefallen, und ungeachtet seitdem der Bedarf noch wenigstens auf das Dreifache gestiegen seyn mag. Der Preis der edlen Metalle hätte nach diesem Grundsatz also eher steigen als fallen sollen.

Halten wir uns hingegen bloß an die Berechnung für Europa, so ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß seit 20 J. der Zufluß ungleich geringer war, als in den vorhergehenden Perioden. Allein eben so gewiß mag seyn, daß in der neueren

ren Zeit der frühere Abfluß nach Indien fast ganz aufgehört hat. Bezweifeln möchte man ferner, daß in der neueren Zeit, wenn gleich der Luxus zugenommen, der Consum von Gold und Silber eben so sich vermehrt habe; der nach dem Frieden eingetretene so sehr starke Abschlag aller Preise machte weit weniger Geld für den täglichen Verkehr und im Handel (schon der allmählich erfolgten Entmuthigung desselben wegen) nöthig. Wie große Summen von wirklichem Papiergelde ferner eingezogen werden, so hat es deßhalb noch nicht eine große Verminderung des Creditgeldes überhaupt erwiesen. Man müßte nachsehen, ob nicht seitdem desto mehr andere Staatseffecten oder Banknoten u. dgl. in Umlauf gekommen sind. Ergibt sich nun, nach dem Verf. selbst, daß in den letzten 18 Jahren die baare Münze sich um 20%, die Population nur um 10% vermehrt hat, so ist kaum zu begreifen, warum die Zunahme der ersteren für den wachsenden Bedarf bei Weitem nicht genügt haben sollte; und es bliebe vielmehr nun räthselhaft, daß der ungleich stärkere Zufluß im ganzen vorigen Jahrhundert keine fortdauernde Depreciation bewirkte.

Nach dem Verf. hatte nun allerdings eine solche statt. Den mittleren Getreidepreis in Europa gibt er also an:

von	1700 bis 1739	auf 100
—	1740—1769	— 113
—	1770—1789	— 137
—	1790—1809	— 212
—	1810—1819	— 235
—	1820—1826	— 141

Eben so zeigt er, wie in England die Waarenpreise von 1811 bis jetzt immer mehr und zuletzt bis auf die Hälfte zurückgegangen sind, und glaubt von diesen 50% Abschlag 15% den verminderten reellen Schaffungskosten, 10% der Einlösung des Papiergeldes und 25% der Erhöhung der Metallpreise zuschreiben zu dürfen.

So wenig man nun diese Berechnungen für zuverlässig

halten mag, so wird man doch nach diesen und ähnlichen bekannten Thatsachen nicht ungeneigt seyn, eine wirkliche Depreciation in dem letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts anzuerkennen, und ein Wiedersteigen des Metallpreises in der neuesten Zeit. Wir glauben aber nicht nur, daß diese Veränderung weit geringer war, als der Verf. sie annimmt, sondern daß sie immerhin bloß aus den veränderten Erzeugungskosten zu erklären sey, die in jener Epoche durch die Vervollkommnung des Bergbaues gesunken, später durch die eingetretenen Unruhen, die alle Unternehmung erschweren und gefährlicher machen, gestiegen seyn müssen.

Die Gewinnung der edlen Metalle liegt nämlich am Ende doch in unserer Willkür. Steigt die Nachfrage, so vermehrt sich, wie bei jeder Industrie, der Betrieb. Zwei Umstände unterscheiden aber wesentlich jene Industrie von jeder andern, und machen, daß nur äußerst langsame Preisveränderungen eintreten können. Das jährliche Erzeugniß bleibt nämlich stets nur eine sehr kleine Fraction der bereits vorhandenen Masse, und dann gibt es keinen Gegenstand, der so leicht surrogirt werden kann. Angenommen also auch, der Verkehr hätte in den letzten 20 Jahren eine etwas stärkere Vermehrung der Circulationsmittel verlangt, so glauben wir, es hätte dieser Bedarf eher einen etwas rascheren Umlauf, oder die Emission mehrerer unmetallischer Mittel zur Folge gehabt, als ein bedeutendes Steigen des Metallpreises; und so beachtungswerth daher auch die bevorstehenden Untersuchungen erscheinen dürfen, so können wir doch den daraus gefolgerten Schlüssen nicht beipflichten. B.

2. Wichtigkeit der Wiedergeburt Polens für Deutschlands Handel und Manufacturen. *)

Das russische Prohibitiv-System hat, so zu sagen, Deutschlands Handel und Manufacturen den letzten Stoß gegeben.

Es ist eine der Hauptursachen gewesen, welche den Wohlstand Deutschlands untergruben.

Vierzig Millionen Abnehmer, nebst dem auf den Makariewischen und Leipziger Messen durch deutsche Fabricate betriebenen Handel gingen dadurch verloren.

Durch die Wiederherstellung des ehmaligen Polens, wie es vor der ersten Theilung im Jahre 1772 bestanden hat, würden die reichsten Provinzen Rußlands nebst 16 Millionen Einwohner dem russischen, und andere vier Millionen dem östreichischen Verbotssystem entrissen werden.

Mächtig und groß stände alsdann eines der ältesten Königreiche der europäischen Familie mit dem fruchtbarsten Boden, und 20 Millionen einzig und allein ackerbautreibender Einwohner wieder da, welche, gleich wie in den vorigen Zeiten, die Erzeugnisse ihres Bodens mit denjenigen des Bodens und der Gewerbe fremder Länder austauschen und sich gegen die Einführung irgend eines Verbotsystems empören würden, indem sie durch die gemachte Erfahrung klug geworden sind. —

*) Eingesendet und mit Vergnügen aufgenommen. A. d. R.

Hiermit wären von den verlornen 40 Millionen die Hälfte wieder gefunden.

Wie aber denjenigen Theil des asiatischen Handels wieder erobern, der durch Sperrung des Transits über Odessa und Tiflis zerstört worden ist?

Auch dazu wird nur Polen verhelfen können.

Es wird eine neue Handelsstraße über Warschau, Galatz und Trapezunt nach Tawris eröffnen.

Bekanntlich besitzt das bisherige Polen die schönsten und besten Landstraßen Europa's, und diese würden bis an die Gränzen der Moldau fortgesetzt werden.

Die Verbindung zwischen Galatz und Trapezunt würde durch Dampfschiffe unterhalten werden.

Die Karavanen können von Trapezunt aus, in sehr kurzer Zeit, Tawris erreichen, welches eine Hauptniederlage für die Karavanen des Innern Asiens werden würde; — armenische und persische Kaufleute würden wieder in Menge die Leipziger Messe besuchen können.

Wer vermag demnach den segenreichen Einfluß zu berechnen, den die Wiederherstellung des alten Königreichs Polen in seinen Gränzen, wie sie vor der ersten Theilung im Jahre 1772 bestanden haben, auf Deutschlands Handel und Fabriken haben würde?

Seine Nähe und die Vervollkommnung seiner Manufacturen würden es zu einem bedeutenden Antheil an dem Verkehre mit Polen berechtigen.

Allein hier drängt sich die gewichtige Frage auf:

Werden diejenigen Nationen, deren Fürsten als Freunde der Polen sich gezeigt haben, und die ersten seyn werden, dessen Unabhängigkeit anzuerkennen, nicht mit allem Recht auf weit vortheilhaftere Handelstractate Anspruch machen können, als die Länder solcher Fürsten, welche die entgegengesetzte Politik befolgt haben?

Wir antworten mit bekümmertem Herzen: Ja! stellen es übrigens einem Jeden anheim, seine Betrachtungen über diese in deren Folgen höchstwichtige Angelegenheit anzustellen, zu thun und zu handeln, wie es ihm gut dünkt.

Uns genügt durch diese wenigen Worte den Fürsten und Völkern Deutschlands einen warnenden Fingerzeig gegeben zu haben.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

VII.

Politische Grillen.

Von Wolfgang Menzel.

Selten wird etwas recht gebraucht, bevor es mißbraucht worden.

Nichts ist so widerlich, als wenn furchtsame Leute, die sich für verständig ausgeben, bei ernsthaften politischen Angelegenheiten, die durchaus nur eine grobe Wahrheit vertragen, fein und witzig seyn wollen. Auch die ausstudirteste Rede wird bloßes Geschwätz, wenn die Kanonen donnern.

Die politische Unschuld läßt sich so wenig, als irgend eine andere, wieder herstellen.

Wie die meisten Sünden solche sind, die wir gegen uns selbst begehen, so werden auch die meisten crimina laesae majestatis von der Majestät selbst begangen.

In jedem Kriege kommen die Starken, aber in jedem Frieden kommen die Schwachen ans Regiment.

Der politische Styl hat immer gewechselt. Bald war er frivol, bald gelehrt, bald witzig, bald räthselhaft, bald vertraulich, militärisch und lapidarisch. Wie ganz anders negociirte Gustav Adolph, Hugo Grotius, Ludwig XIV, Friedrich der Große, Katharina II, der Convent, Napoleon und die heilige Allianz!

Friedrich der Große war in seinen Decreten zuweilen witziger, als es sich mit der Würde des Throns vertrug; allein es war doch immer besser, als wenn er umgekehrt weniger Witz gezeigt hätte, als es mit der Würde des Throns verträglich ist. Besser, man beklagt sich über einen zu starken Geist, als über einen zu schwachen.

Es gibt Officiere, die gleich der ärgsten Coquette an ihrer Uniform putzen, und doch darüber lachen, wenn in Nordamerica ein Schneider als Officier auftritt.

Im Zeitalter Ludwigs XIV rühmten die Hofleute in ganz Europa vor Allem immer die körperliche Schönheit und Kraft der Regenten; jetzt preisen sie immer die Weisheit und Tugend derselben.

Europa ist ein Palimpsest. Europa will die moderne Ueberschrift mit Salzsäure wegbringen, um die alte Unterschrift wieder zu Tage zu fördern.

Was ist schlimmer: wenn man etwas Schädliches glaubt

aus Dummheit, oder aus Eigennutz? Ich halte das Erstere für schlimmer, denn es scheint mir, die Menschen sind eher fähig, den Eigennutz als die Dummheit abzulegen. Ich getraue mir unter zehn Bösewichten eher neun zur Tugend zu bekehren, als unter zehn Dummköpfen nur einen einzigen zur Vernunft zu bringen.

Die Infanterie repräsentirt das Volk, die Cavallerie den Adel, die Artillerie den gebildeten Mittelstand. Deßhalb gab auch im Alterthum das Fußvolk, im Mittelalter die Reiterei, und jetzt gibt die Artillerie den Ausschlag.

Die Macht macht zum Herrn, die Bestallung zum Knecht. Daher sind alle vom Volk gewählten Beamten Fürsten, und wenn sie noch so wenig zu befehlen haben, alle von der Regierung ernannten aber Knechte, und wenn sie noch so viel Macht besitzen.

Es ist besser, wenn man frägt: warum es so viele gute Köpfe gibt, die von der Regierung nicht benutzt werden? als wenn man fragen müßte: warum sind so viele Schwachköpfe von ihr gebraucht worden?

Woher kommt es, daß Höflinge niemals für den Seedienst taugen, und Seemänner niemals für die Hofetikette? Vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem, wie man behauptet, alle großen Seestaaten mehr zu einer republicanischen als zu einer monarchischen Verfassung tendiren.

In Monarchien gleicht das Verdienst oft nur einer kostbaren Medaille, die im Privatcabinet des Fürsten sauber aufgehoben und vergessen wird. In Freistaaten ist es aber immer eine gangbare Münze, die in allen Taschen circulirt.

Je leutseliger und bürgerlicher die höchsten Gewalten werden, desto majestätischer gebärden sich die Subalternen.

Jeder Europäer wird als ein Nordamericaner geboren, aber als Europäer erzogen.

Die Minister in Frankreich und England haben im umgekehrten Sinn gewechselt, allein es wäre noch besser, wenn Herr Canning in Frankreich wieder auferstanden, und Herr Villele in England gestorben wäre.

Möchten die Deutschen doch einander im Stich lassen, verrathen und verkaufen, wenn sie es nur nicht für klug hielten. Möchten sie es für klug halten, wenn sie es nur nicht für recht hielten. Möchten sie es für recht halten, wenn sie es nur für keine Ehre hielten!

Eroberungen gleichen dem offenen Straßenraub, diplomatische Anordnungen mehr der kleinen Hausdieberei.

In tausend und aber tausend theoretischen Büchern wird uns die politische Wahrheit angekündigt, aber sie findet sich wirklich nur in den wenigen Blättern der Geschichte.

Diejenigen unter den deutschen Journalisten, die am ärgsten gegen die Revolutionen geschrien, waren die ersten, die Bonaparte Weihrauch streuten.

I.

Uebersicht der neuesten politischen Begebenheiten.

April bis August.

Von Gidné.

Auch die Geschichte hat ihre fruchtbaren und ihre unfruchtbaren, ihre fetten und ihre dürren Jahre. Es können Jahrzehnte vorübergehen im gewöhnlichen Gleise, ohne einen andern Charakter als den der Alltäglichkeit, ohne eine andere Neuheit als die der Wiederholung: Die Zeit scheint ihre Kräfte zu sammeln. Auf einmal gebiert sie dann ein Jahr mit voller üppiger Ausstattung, Alles was darin geschieht, erscheint kräftig, frisch und originell, alle Eindrücke sind schlagend, und ein zusammengedrängter Kraftaufwand der handelnden Elemente entwickelt Begebenheiten, welche auf lange hinaus den Gang des Jahrhunderts bestimmen; kurz, es entsteht ein wahrer Luxus an Geschichte. Ein solches ist das Jahr, das zwischen der Julius-Revolution und ihren Jahrestagen liegt, und dessen Endpuncte gerade mit den Gränzen dieser Uebersicht zusammen fallen. Ein großartiges, farbenreiches Bild entfaltet sich vor unsern Blicken, übervoll an Handlung, überfließend von geistigem Leben; die Ereignisse drängen sich in Wogen, und zugleich damit wälzt sich eine ganze Völkerwanderung von Ideen, die in den Ereignissen gleichsam eingekörpert und personificirt sind. Indem

sich so die Geschichte zugleich an äußerem Umfange und an innerer Bedeutung bereichert, zeigt sie eine ganz eigene Erscheinung. Auf der einen Seite wird das Augenmaß des Beobachters durch die Gewohnheit an große Eindrücke unwillkürlich vergrößert, so daß man glauben sollte, das Kleine und Einzelne müßte sich gänzlich darunter verlieren. Auf der andern Seite gewinnen auch die unscheinbaren Züge des Ganzen ihre Bedeutung durch die darin liegende Seele, und groß genug um eine andere dürftigere Zeit mit einem Charakter auszufüllen, bieten auch sie einen Spiegel für den Geist des Zeitalters. Dieser Geist zeichnet sich in den größten Umrissen. Statt der Interessen von Einzelnen erscheinen immer mehr die Interessen der Völker und der Menschheit, anstatt Personen treten immer mehr ganze Massen, wollend, denkend und handelnd, auf den Schauplatz. Es ist nicht mehr eine Zeit, wo sich die Geschichte an einige Namen knüpfen und aus ihnen erklären läßt. Man sieht keine hervorragenden Individuen, welche ihre Zeit machen, sondern die Zeit hebt da oder dort einen Repräsentanten ihrer eigenen Individualität empor, und läßt ihn vorzugsweise ihre Farbe tragen.

Eine solche Zeit ist schwer zu beherrschen, und noch schwerer aus ihrer Richtung zurückzuwerfen. Die Neigung zu einer gewaltsamen Reaction, welche sich auf mehreren Seiten verrieth, mißtraute selbst ihren Kräften, und suchte die vorausgesetzte Nothwendigkeit eines Kampfes bis zu einem günstigern Zeitpuncte hinaus zu ziehen. Allein schon der Gedanke an einen künftigen Zusammenstoß war hinreichend, um eine fortwährende geistige Spannung zu erhalten. In diesem Gegensatz ist auch der Zustand Europa's bezeichnet; es ist ein schwankender Zustand, ohne Gleichgewicht, wie ein Körper, der nach einem heftigen Stoße taumelnd wieder den Schwerpunkt zu gewinnen sucht. Der Frühling von 1831, der Anfangspunct des vorliegenden Zeitabschnitts, drohte mit Krieg, und ließ eine Krisis mit Entscheidung erwarten. Zwei

feindliche Principien, als solche unversöhnlich, standen sich kampfbereit gegenüber, ihr Friede war nur provisorisch und seiner Natur nach nichts weiter als ein Waffenstillstand, das Bild eines erkünstelten, in bloßen Anstandsformen erhaltenen Einvernehmens. Unter dieser Hülle ruhte der Krieg; die Gegner maßen sich noch mit gegenseitiger Scheu, und versuchten, bald durch Trotz, bald durch Zugeständnisse, den nahenden Sturm zu beschwören. Auch die Diplomatie, an welche man sich wandte, brachte ihre Kunst nicht höher, als die Krisis hinaus zu schieben und in der Schwebe zu erhalten; man wußte nicht, was unter ihren Händen werden sollte, und sie wußte es selbst nicht. Sie fühlte sich fremd und befangen in dieser gewaltigen Zeit, und da es nicht mehr die Behandlung von Personen, sondern von Massen galt, so fanden ihre alten Regeln keinen Boden mehr. Noch fand sich kein Heros, um das Steuer zu fassen, und die Bewegung zu beherrschen. So griff man denn unter den Erschütterungen des europäischen Staatenverhältnisses zu einem Nothbehelfe kleinlicher Mittel. Die Diplomaten erwarteten Rath von der Zeit; sie wollten sie einstweilen gewähren lassen, um ihr eine Blöße abzugewinnen, und überließen indeß das Weitere den Ereignissen. Die Ereignisse aber waren in Polen, und hier tritt der natürliche Anfangspunct hervor. In Polen ist die Handlung dieser Zeit, in Polen ist der stellvertretende Krieg der europäischen Gegensätze, die Angel, um welche sich Alles dreht, die concentrirte europäische Krisis.

Diese Bedeutung des polnischen Krieges wurde durchgängig eingesehen oder wenigstens gefühlt, und darum bewegt er sich auf seinem Schauplatze, wie vor einem Amphitheater der zuschauenden und mitberührten Völker, und jeder Wechselfall wird von den Blicken der Besorgniß oder der Hoffnung begleitet. Eine Uebersicht der Waffenthaten kann natürlich nicht bei den Einzelheiten voll Heldensinns und romantischen Schwungs verweilen, sie muß vielmehr die großen

Wendungen auffassen, welche alle Interessen durchzuckten, und auf das große Meer europäischer Bewegungen als Fluth oder als Ebbe Einfluß hatten. Auch ruht ein gewisses Dunkel auf dieser Kriegsgeschichte; ein kluges Geheimniß ging gleichen Schrittes mit den Operationen der Polen, und der unterbrochene Zusammenhang verwickelte sich in den Widersprüchen der verschiedenen Nachrichten, wie denn z. B. eine Schlacht von Lublin nur in den russischen Berichten Statt findet. Der April fand die polnische Sache in einem unverkennbaren Vortheile; die Revolution, welche im Februar fast ohne Führung auf das Schlachtfeld getreten war, besaß jetzt schon Selbstvertrauen, innern Bestand, Waffenruhm, und an der Spitze ein Feldherrntalent. Während der Feldmarschall Diebitsch an der obern Weichsel beim Einflusse des Wieprz einen Uebergang vorbereitete, entwickelte Skrzynecki zuerst die nachher festgehaltene Taktik, das russische Hauptheer ohne den gewagten Wurf einer Entscheidungsschlacht im Schach zu halten, nnd dagegen die abgesonderten Corps mit raschgeführten Schlägen einzeln zu treffen. Aus dieser Tactik ging der Angriff gegen Geismar und Rosen hervor, die noch in den März fällt. Zwei Schlachten, bei Wawre und bei Dembe Wielke, wurden an einem Tage geschlagen, und die polnischen Waffen trugen einen glänzenden und erfolgreichen Sieg davon. Am folgenden Tage (1sten April) wurde die Verfolgung der Russen bis über den Liwiec fortgesetzt, ein panischer Schrecken begleitete die Flüchtigen, und lieferte den Siegern die größten Resultate fast ohne Opfer in die Hände. Jetzt erst übersahen die Polen den ganzen Gewinn ihres Triumphes: sie hatten 12 Kanonen 15 Fahnen und 6000 Gewehre erobert, das Corps von Geismar war vernichtet, und der Gesammtverlust der Russen betrug gegen 3000 Mann an Todten und mehr als 11,000 an Gefangenen, von welchen 6000 Litthauer in die polnischen Reihen eintraten. Zu gleicher Zeit schlug sich an der Narew der Gene=

ral Uminski mit den russischen Garden und erfocht ebenfalls einige Vortheile.

Nach diesem glorreichen Siege, dessen moralischer Gewinn den materiellen vielleicht noch überwog, wandte sich das polnische Heer gegen Süden nach Sienica, und dann weiter bis nach Latowicz, wo es sich vom 4 April an festsetzte, und das Osterfest als Siegesfest feierte. Man erwartete auf den weiten Ebenen jener Gegend eine Entscheidungsschlacht, allein Diebitsch, welchem schon am 1 April der Kampf im Rücken gewesen war, ging rückwärts nach Ryki, vielleicht in der Absicht, den polnischen Generalissimus von Warschau ab nach sich zu ziehen. Da wandte sich Skrzynecki wieder angreifend gegen Rosen, der bei Siedlce 11,000 Mann unter Pahlen II. an sich gezogen hatte, und dadurch wieder 20,000 Mann stark geworden war. Am 9 erfolgte der Angriff bei Iganie, Rosen verlor die Schlacht, 5000 Mann an Todten und Gefangenen, und entging einer Wiederholung des Schlages von Wawre nur durch einen Zufall, durch das verspätete Eintreffen einer polnischen Kavallerie-Brigade, welche in seinen Rücken fallen sollte. Jetzt entsagte Diebitsch dem so lange vorbereiteten Weichselübergang, zerstörte selbst die gemachten Anstalten, und warf seine Colonne zur Rettung der bedrohten Communicationslinie in Eilmärschen auf die Straße von Brzesc. Zugleich zog er von seinem linken Flügel den General Toll an sich, und vereinigte sich am 11 mit Rosen bei Siedlce. Der polnische Feldherr zog sich vor ihm her gegen Praga, langsam und unter steten Gefechten, von Position zu Position, bis in die stark verschanzte Stellung von Dembe. Diebitsch, der ihm bis dahin gefolgt war, wagte ihn in dieser Stellung nicht anzugreifen, ging nun seinerseits zurück, und war am 30 April wieder in Siedlce. Diese Stadt wurde von nun an ein befestigter Hauptpunct der russischen Stellung; die polnische Hauptarmee blieb bei Dembe stehen, und hielt vor sich Ka-

luszyn besetzt. Die Linie an der Narew hatte der General Uminski inne, welcher gleichzeitig mit der Schlacht bei Iganie und an den folgenden Tagen wieder vortheilhafte Gefechte mit den russischen Garden bestanden hatte.

Die Resultate dieser Kriegsbegebenheiten waren von der höchsten Wichtigkeit für die Polen. Die Kunde ihrer drei Siege flog durch Europa, und wirkte wunderbar auf die Sympathie der Völker und auf die geistige Verbindung derselben mit ihrer Nationalsache.

Während die Polen an Boden gewannen, hatten die Russen sich in einen weitern Kreis zurückgezogen, und waren von einem Weichselübergange entfernter, als je. Sie hatten seit der Schlacht bei Iganie abermals eine kostbare Zeit von drei Wochen verloren, und indeß in ihrem Rücken der litthauische Aufstand sich verstärkte, waren sie in die Defensive versetzt worden. Ein Tagesbefehl Skrzynecki's aus Jendrzejow vom 17 April, der die Erfolge dieses Monats zusammenfaßt, gibt auch eine Zusammenstellung der Resultate vom Anfange des Kriegs an. Nach den Angaben desselben stieg der russische Verlust an Truppen bereits auf die Summe von 50,000 Mann, unter welchen 16,000 Gefangene; an Geschütz und Waffen betrug er 30 Kanonen und 20,000 Gewehre; ein hinreichender Beweis, wenn man auch die Angaben nicht voll nehmen will, wie viel Opfer dieser Krieg Rußland schon gekostet hatte. Eine andere Aussicht, welche in dem Tagesbefehl ausgesprochen war, die Hoffnung, den volhynischen Aufstand zu einer bedeutenden Diversion zu steigern, ging nicht in Erfüllung. Der Zug des Generals Dwernicki näherte sich zu derselben Zeit seinem unglücklichen Ausgange. Dieser kühne Parteigänger, der Held des kleinen Krieges, der „Kanonenlieferant" Polens, der die ersten Lorbeeren dieses Krieges gebrochen hatte, stand mit seinem kleinen Corps seit dem 7 März bei der Festung Zamosc. Dieser Platz war ein sehr wichtiger, wie-

wohl von einigen Seiten verkannter Punct in den Combinationen des polnischen Krieges. Man hat die Besetzung desselben getadelt, weil die Festung nichts schütze, als sich selbst, und die darin verwendete Truppenmacht ohne Nutzen für die Hauptmasse verloren gehe. Der Tadel möchte treffend seyn, wenn es sich von einem ausschließlichen Kampfe des jetzigen Königreichs Polen handelte. Allein es galt ja die Wiederherstellung des alten großen Königreichs mit jenen weitläufigen russischen Provinzen, welche die Polen ebenfalls zu dem Gebiete ihrer Kampfmittel und Kriegsplane rechnen mußten: in dieser Beziehung aber war Zamosc ein Verbindungspunct, und nicht ein verlorner, sondern ein vorgeschobener Posten. Dwernicki war bestimmt, in diesem Sinne zu operiren, die polnischen Waffen nach Volhynien zu tragen, den Aufstand zu organisiren, den Anzug russischer Truppen zurückzuwerfen, und im Rücken der feindlichen Hauptarmee eine drohende Macht zu bilden. Am 11 April, als er durch den Abzug des Generals Toll die Hände frei hatte, ging er unerwartet auf Brücken, welche die Russen für sich geschlagen hatten, bei Hrubieszow über den Bug, und rückte mit kaum 6000 Mann, deren Zahl jedoch der vor ihnen hergehende Ruf vergrößerte, in Volhynien ein. Der Zug ging von Anfang rasch und glücklich. Am 12 schlug Dwernicki die erste feindliche Abtheilung bei Poryck, erschien am 16 am Styr, und erfocht am 19 einen Sieg bei Boromel über den General Rüdiger, dem er 8 Kanonen nahm, treu seinen zuversichtlichen Worten: „wenn ich Kanonen brauche, wird Rüdiger schon so gefällig seyn, mir zu liefern.“

Aber an der obern Weichsel erlitten die polnischen Waffen einen Nachtheil, der die Expedition nach Volhynien bloß stellte. General Sierawsky sollte vom linken Ufer übersetzen, den General Kreutz beschäftigen, und die durch den Abzug Dwernicki's entstandene Lücke ausfüllen. Er bewerkstelligte den Uebergang am 17, drang unvorsichtig gegen das stark besetzte

Lublin, und warf sich selbst der russischen Uebermacht in die Hände; dann zog er sich zu spät, und mit empfindlichem Verluste wieder über die Weichsel zurück. Die polnischen Berichte gaben diesen Verlust auf 2000 Mann an, die russischen zu 6000, gerade so viel, als das ganze, meist aus neuen Truppen bestehende Corps betrug. Dwernicki, dem in Folge dessen die Verbindung mit dem Königreiche nicht mehr offen gehalten war, fand auch in Volhynien nicht die erwartete Unterstützung, und nahm daher längs der gallizischen Gränze die Richtung gegen Kamiens Podolski, um bis zu der podolischen Insurrection durchzudringen. Indessen hatte sich Rüdiger seit dem Treffen von Boromel durch Truppen von General Roth verstärkt, und zählte nicht weniger als 72 Schwadronen, 18 Bataillone und 50 Kanonen unter seinen Befehlen, eine Masse, welche den kleinen Heerhaufen des polnischen Generals 5- bis 6fach überlegen war. Dieser gewann durch seine Schnelligkeit vor Rüdiger die feste Stellung von Lutynice, welche von vorn und von der Seite unangreifbar war, und lehnte seinen Rücken an die östreichische Gränze. Rüdiger umging diese Stellung, indem er ohne Bedenken die Gränze verletzte, und so sah sich Dwernicki am 27 gezwungen, wenn er nicht eingeschlossen werden und sein Corps ohne Nutzen opfern wollte, sich nach Gallizien zu werfen. Hier wurden seine Truppen entwaffnet und als Gefangene behandelt. Ein Theil entkam nachher über Krakau nach Polen zurück, die übrigen wurden getrennt von den Officieren, in die innern Provinzen abgeführt. Dwernicki selbst, der auf einen freien Durchzug gehofft hatte, und vergebens diese Art von Neutralität protestirte, wurde nach Preßburg geführt, und diese Reise, welche zu einem wahren Triumphzug für ihn wurde, gab den Ungarn die erste Gelegenheit, ihre lebhafte Sympathie für Polen an den Tag zu legen.

Eine vielversprechende Expedition war verunglückt, ein

bedeutendes Corps und ein bewährter General für die Dauer des Kampfes verloren; doch äußerte sich eine Wirkung dieses Zuges auf den Aufstand in Podolien und in der Ukraine. Dunkle Nachrichten davon drangen aus jener Ferne nach Polen herüber; zerstreut, vereinzelt, zum Theil fabelhaft, wie aus einer mythischen Heroenzeit; in verschiedenen Zwischenräumen erschollen Gerüchte von Reiterheeren, von polnischen Kosacken, von Proclamationen, gewählten Repräsentanten, und Verkündungen der Freiheit an die Leibeigenen. Schon gegen Ende Aprils hatten die ersten Bewegungen, wiewohl ohne Zusammenhang statt gefunden. Im Mai drang die Nachricht von der Annäherung Dwernicki's in diese Gegenden und verstärkte die moralische Kraft des Aufstandes; polnische Fahnen in Volhynien, der weiße Adler an den Gränzpfählen von Gallizien — eine solche Nachricht mußte alle Kräfte spannen. Fortwährend wurde der kleine Krieg geführt, bald da, bald dort ein Gefecht geliefert, und der Aufstand an einem Orte gedämpft, um an einem andern sich wieder zu erheben. Die russischen Berichte selbst geben die Bestätigung über einen solchen Charakter des Kampfes. So berichtete unter dem 15 Mai General Roth von einem Gefechte bei Daszow mit „5000 Rebellen," welche 6 Kanonen führten; er äußerte sich dabei treuherzig über die „gränzenlose Verzweiflung," mit welcher sie sich auf seine Kanonen geworfen hätten; — ein in einer neuen Umschreibung gegebener Beweis für die Tapferkeit, mit welcher auch hier der Kampf Polens geführt wurde. Am 5 Junius fand wieder ein Treffen mit Insurgenten bei Owrucz statt, der Aufstand erhielt sich ununterbrochen im Gang, und ein Repräsentant von Luck, der am 25 bei dem Warschauer Reichstag eingeführt wurde, gab daselbst eine Schilderung der fortwährenden Kämpfe. Einige Haufen von Insurgenten wurden nach Gallizien getrieben; ein anderer unter dem Capitän Rozycky schlug sich bis von Zytomir her nach Polen durch, und kam nach einer Reihe von rühmlichen Ge-

fechten, Gefangene mit sich führend, in Zamosc an. Wenn wir diese Züge in ein Gesammtbild vereinigen, so sind die Resultate nicht ohne wichtige Bedeutung. Der Aufstand Polens ist national, auch die südlichen Provinzen zählen sich noch zu dem alten Vaterland, die edelsten Namen stehen an der Spitze, und auch hier thut der Adel Schritte, um ein Standes-Interesse dem Gemeinwohl unterzuordnen, und den Leibeigenen zu emancipiren. Der Kampf gegen die Russen fast ohne Mittel, mit wenig Aussicht auf einen großen Erfolg, zeugt für die nationale Kraft der Bevölkerung, und wenn nichts Anderes damit gewonnen wurde, so war es immer eine Beschäftigung russischer Streitkräfte und eine Diversion für die Polen an der Weichsel.

In Litthauen, wo der Anfang des Aufstandes bis in den März zurückgeht, entwickelte er gleich von Anfang eine Stärke und Ausdehnung, welche selbst aus den widersprechenden Nachrichten hervorgeht. Die russischen Berichte ließen die Insurrection so oft frisch vernichten, daß man wohl sah, wie die Unterdrückung jedesmal von Neuem nöthig war; auch das Petersburger Journal, indem es die strengen Maßregeln gegen Litthauen zu rechtfertigen suchte, gab darüber unzweideutige Aufschlüsse mit den Worten: „Täglich erhalten wir die betrübendsten Nachrichten von dem Schauplatze der litthauischen Insurrection; sie geben uns die Ueberzeugung, daß nur durch Entwicklung einer beispiellosen Energie diese Revolution unterdrückt werden kann." Es erhellt daraus, wie sehr man auch in Petersburg die Wichtigkeit des litthauischen Aufstandes zu würdigen wußte. Ohne einen allgemeinen Krieg hatte Polen keine Hoffnung auf bewaffnete Unterstützung, und eine diplomatische Intervention konnte erst nach einer Entscheidung durch die Waffen wirksam seyn. Mit einem allgemeinen Krieg aber war Polen in Gefahr, durch die Vereinigung seiner nahen Feinde erdrückt zu werden, ehe seine fernen Verbündeten so weit vordringen konnten. Es war

also vom Anfang des polnischen Krieges an eine der Hauptstützen der Hoffnung und des guten Erfolges in Litthauen. Auf sich selbst stehend, und nichts auf einen fremden Kraftaufwand bauend, mußten die Polen ihre alten Brüder zu ihren Verbündeten machen, die Streitkräfte von 10 Millionen weiter in ihren Kampf zu ziehen suchen, und durch dieses, als das einzige Mittel, die übermäßige Ungleichheit der Kampfmittel verbessern. Darum in der ersten Zeit der Revolution jener Drang nach Litthauen, verhindert theils durch die Halbheit Chlopicki's, der einen kriegerischen Erfolg gegen Rußland nicht einmal zu denken wagte, theils durch eine Rücksicht auf den Geist der litthauischen Armee, welche bisher eine eifersüchtige Spannung mit der polnischen unterhalten hatte. Das Volk aber in Litthauen war noch polnisch gesinnt, wie in den Tagen der Väter. Von der Universität Wilna aus verbreitete sich nach allen Seiten eine geistige Nahrung des Nationalgefühls, obschon Rußland die Gefahr erkannte, und namentlich durch den bekannten Nowosilzow, ein Hauptwerkzeug der Unterdrückung, den Einfluß jenes Geistes durch Gewaltschritte zu entkräften suchte. Die russische Regierung trug übrigens selbst dazu bei, die altpolnischen Erinnerungen und die Sehnsucht nach dem alten Vaterlande frisch und lebendig zu erhalten. Eine Reaction im strengsten russischen Geiste ging aufreizend durch ganz Litthauen, und das Märtyrthum diente, wie immer, gerade der Ausbreitung der verfolgten Ideen. Mit dem Ausbruche der polnischen Revolution steigerte sich der Druck; die russischen Durchzüge lasteten schwer auf Litthauen, und gleichzeitig damit wurden die in der ersten Theilung abgerissenen Provinzen der Gesetze des litthauischen Statuts beraubt und für altrussisch erklärt. Sobald die Garden durch Litthauen gezogen waren, brach die Gährung aus. Der Aufstand erstreckte sich von der Seeküste bis gegen Kauen und Wilna, setzte sich in Verbindung mit dem in Augustow, nahm Städte ein, trieb russische Abtheilungen nach

Preußen, und setzte eine provisorische Behörde im Namen der Warschauer Nationalregierung ein. Dieß geschah gegen Ende März; am 3 April erschien der barbarische Ukas, der in verschiedenen Abstufungen Todesstrafe, Einziehung des Vermögens und gewaltsame Einreihung unter die sibirischen Truppen oder unter die Militairkantonisten verhängte, und nicht bloß die Rebellen, sondern auch ihre Kinder bedrohte. Diese Entziehung aller gütlichen Aussicht ließ den Litthauern bloß das Heil des Schwertes übrig. Der Krieg der Russen nahm den grausamsten Charakter an, die Gefangenen wurden erschossen oder gehängt, Weiber und Kinder gemordet, ganze Dörfer mit den Einwohnern verbrannt. Die Insurgenten ließen sich hinreißen, zur Vergeltung ebenfalls gefangene Stabsofficiere aufzuhängen; die polnische Nationalregierung, welche in Umlaufschreiben an ihre diplomatischen Agenten im Auslande diese Grausamkeiten bekannt machte, drohte mit Repressalien, war aber zu groß, sie auszuführen. Der Aufstand machte schnelle Fortschritte; am 5 April wurde Kurland von den Russen in Belagerungsstand erklärt, am 15 drangen die Waffen der Insurgenten bis jenseits Wilna, das sie mit 14,000 Mann belagerten; es kam so weit, daß die russische Regierung gewissermaßen an eine öffentliche Meinung appellirte, wozu ein eigenes litthauisches Blatt benützt wurde, das unter dem Namen Tygodnik in Petersburg erschien. Im ähnlichen Sinn sprachen andere ihrer Wortführer Litthauen im Namen eines slavischen Stammsystems an, d. h. im Namen eines Systems, welches seiner Zeit nicht in dem mongolischen Rußland, sondern eben in dem alten Polen seinen Mittelpunct gehabt hat. Von der Mitte Aprils an schien der Erfolg des Aufstandes wieder rückwärts zu gehen, und nur noch der kleine Krieg fortzudauern, ohne daß er etwas Großes ausrichtete, aber auch ohne daß die Russen desselben Meister werden konnten. Das sind die Hauptzüge des litthauischen und samogitischen Kampfes, von dem die mangelhaften, ein=

ſeitigen und verworrenen Nachrichten kaum den Faden, viel weniger den Zuſammenhang der einzelnen Begebenheiten erkennen laſſen.

In Warſchau erhielt man die erſten beſtimmten Nachrichten von einem der Häupter des Aufſtandes am 14 April, und von da an verfolgte die Nationalregierung ſichtbar den Zweck, alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel zur Unterſtützung Litthauens aufzubieten. Ueberhaupt zeigte Warſchau während der auf allen Seiten tobenden Kämpfe ein eigenes Bild; inmitten der Kriegswogen lag die Stadt, wie eine unberührte Inſel, auf deren Küſte man neben der Brandung in kalter Ruhe ordnet, ſchafft und auf alle Weiſe thätig iſt. Während der Feind vor den Thoren ſtand, verhandelte man hier über Verleihuug von Grundeigenthum an Bauern und über Ablöſung von Frohnden; mit den auswärtigen Mächten ſuchte man Verbindungen anzuknüpfen, eine künftige Anerkennung vorzubereiten, und die öffentliche Meinung Europa's durch die Berichte eigener Agenten über den wahren Stand der Dinge aufzuklären. Dabei wurden ununterbrochen Kriegsmittel gerüſtet, Waffen verfertigt, Truppen exercirt, neue Regimenter gebildet, und bei aller Ritterlichkeit auch der ſilberne Nerv der neuern Kriegsführung in Pflege genommen. Im den Ganzen lag eine ſo concentrirte Thätigkeit, wie die Energie einer Schiffsmannſchaft im Sturm, oder die Spannung der letzten Kräfte gegen den Schiffbruch. Seit den Schlachten des Aprils hatte auch die Cholera ihre Verheerungen weiter ausgebreitet, treu die Fahnen begleitend, mit welchen ſie gekommen war, und allenthalben die Spur der ruſſiſchen Heereszüge bezeichnend; eine Peſt, welche für ſich allein und im Frieden hinreichend geweſen wäre, um das Denken eines Volks und das Thun einer Regierung vollauf in Anſpruch zu nehmen.

Vom 18 April an war der Reichstag wieder vollſtändig verſammelt, und beſchäftigte ſich alsbald mit Verhandlungen

über Litthauen, dessen Aufstand durch einen Beschluß vom 5 Mai förmlich adoptirt wurde. „Jeder Theil des ehemaligen Königreichs Polen — so lautete die Erklärung — der Herzogthümer, und der mit ihm ehedem vereinigt gewesenen, später aber von Rußland an sich gerissenen Provinzen, welcher insurgirt und an dem Aufstand des Königreichs Theil nimmt, tritt mit ihm in dieselben Verhältnisse, als vor der Theilung, und kehrt zum Genusse seiner Rechte zurück, welche keiner Verjährung unterliegen können.“ Zugleich wurde „jedem solchen insurgirenden Landestheil und dessen Bewohnern alle mögliche Hülfe und Schutz, so wie Antheil an den Berathungen und den Tractaten, deren das dermalige Königreich theilhaftig ist,“ zugesichert. So wurde also unter dem Namen der Herzogthümer auch Kurland und Semgallen für Polen in Anspruch genommen, und der Reichstag, ringsum von den Gefahren eines Vertilgungskrieges umgeben, behauptete, wie ein altrömischer Senat, die vollen Nationalrechte ohne einen Nachlaß.

Der Generalissimus hatte den Beruf, dem Worte die entsprechende That folgen zu lassen. Zuerst sollte eine Bewegung nach dem rechten Flügel die Aufmerksamkeit der Russen von seinen Absichten auf Litthauen ablenken und zugleich die Stelle Dwernicki's bei Zamosc wieder ausfüllen. Die beiden Heere standen sich gegenüber, fast wie im Februar; die russische Linie in weitem Bogen von Ostrolenka und Lomza bis Lublin, Siedlce in der Mitte; die polnische nach dem Zug des innern und kleinern Bogens von Sierock über Kaluszyn bis Garvolin. Da erschien am 8 Mai der General Chrzanowski, unter ihm der aus Frankreich gekommene Romarino, mit ungefähr 8000 Mann plötzlich vor Kock am Wieprz, das er schnell einnahm, und bewerkstelligte mitten durch die russischen Heerhaufen, unter beständigen Gefechten, den kühnen Zug gegen Zamosc. In drei Tagen legte er eine Strecke von 18 Meilen zurück, ungerechnet die künstlichen Umwege und Wendun-

gen seines Marsches, und traf am 11 mit 800 Gefangenen bei Zamosc ein. So war dieser vorspringende Punct wieder drohend besetzt, und General Rüdiger in Volhynien durch ein Gegengewicht im Schach gehalten.

Während die Blicke noch auf dem Süden des Kriegsschauplatzes ruhten, erfolgte unmittelbar nachher jene Operation des Generalissimus gegen Norden, deren Erfolg zuerst überspannte Siegeshoffnung, dann mit der Schlacht von Ostrolenka eine eben so übertriebene Besorgniß hervorrief, und die ganze Stellung des Krieges änderte. Skrzynecki wollte sich auf den rechten Flügel der Russen werfen, und ihn abgesondert zur Schlacht bringen; dem Hauptheer gegenüber sollte Uminski stehen bleiben, dasselbe beschäftigen und über den Abzug des Generalissimus in Täuschung erhalten. Am 12 begann die Bewegung, von welcher man selbst in Warschau nichts ahnte; die Hauptmasse zog sich in mehreren Colonnen theils die Narew hinauf gegen Ostrolenka, theils jenseits in der Richtung auf Tykoczyn. General Lubiensky rückte mit einer besondern Abtheilung dem Bug nach, um den wichtigen, dem Feldmarschall Diebitsch so nahgelegenen Uebergangspunct bei Nur zu gewinnen. Die Nachricht von der Besitznahme desselben gelangte jedoch zu spät zum Generalissimus, und der dadurch herbeigeführte Zeitverlust war ein bedeutender Nachtheil für die Ausführung des großartigen Planes. Am 16 hatte das erste Treffen mit den Garden statt gefunden, am 18 war Ostrolenka in die Hände der Polen gefallen; als ihnen Nur gesichert war, rückten sie weiter vor, nahmen Lomza am 20 und Tags darauf Tykoczyn an der litthauischen Gränze, 27 Meilen von Warschau. Die Garden waren überall, einer Schlacht ausweichend, schnell zurückgezogen, und am 22 standen die polnischen Truppen auf litthauischem Boden, vor sich den General Chlapowski mit einem Hülfscorps gegen Litthauen vorschiebend, hinter sich zur Seite die russische Hauptarmee.

Diebitsch, der am 13 eine starke Recognoscirung gegen Uminski bei Jendrzejow vorgenommen hatte, stand unterdessen ruhig bei Siedlce, in völliger Unkunde über das, was in seiner Flanke vorging. Aus dem Erfolg jedoch wollte man nachher schließen, daß er noch zeitig genug unterrichtet worden wäre, und durch eine berechnete Zögerung, womit man auch den festen und doch beinahe widerstandlosen Rückzug der Garden in Verbindung setzte, dem polnischen Heer eine Schlinge hätte legen wollen. In der Nacht auf den 22 ging er rasch bei Granna über den Bug zurück, umging den Punct bei Nur, und drängte seine Massen in den angestrengtesten Eilmärschen gegen das im Rücken der Polen unbesetzte Ostrolenka, im Zusammenhang mit dieser Bewegung rückten auch die Garden wieder vorwärts. Jetzt galt es für das polnische Heer, um nicht abgeschnitten und zwischen zwei Heere eingeklemmt zu werden, noch vor den Russen Ostrolenka wieder zu gewinnen. Lubiensky, der sich bei Nur durch eine glückliche Anstrengung durchgeschlagen hatte, hielt die Nachhut gegen Diebitsch und schützte den Rückzug Skrynecki's. Am 25 erreichte dieser Ostrolenka, und setzte noch an demselben Tage den größten Theil des Heeres über die Narew. Auf dem linken Flügel der Polen, bei Lomza, stand noch der nach Samogitien bestimmte Gielgud zurück, und während die Russen ihn für abgeschnitten hielten, mußten die Polen Alles daran setzen, ihm einige Märsche voraus zu verschaffen und eine russische Verfolgung von ihm abzuhalten; denn er konnte erst, nachdem Ostrolenka wieder erreicht war, den Zug nach Litthauen beginnen. So fügten sich die Umstände zu einer Schlacht. Am 26 Morgens trafen die am Tage zuvor zusammengestoßenen Russen vor Ostrolenka ein, schossen die Stadt mit Haubitzen in Brand, drangen fechtend ein, und gelangten fast zugleich mit den zurückziehenden Polen auf die Narewbrücke, welche nicht mehr zerstört werden konnte. Auf dieser Brücke und auf einem schmalen Damm des jenseitigen Ufers wü-

wüthete die Schlacht, Mann gegen Mann, wie die Schlachten des Alterthums, von dem Kreuzfeuer der schweren Geschütze bestrichen, deren die Russen allein nicht weniger als 68 auf diesen Punct gerichtet hatten. Die Grenadierdivision von Schachowskoi hatte die Brücke genommen; an ihrem Ausgange wurden von beiden Seiten die äußersten Anstrengungen gemacht, von den Polen, um den Feind wieder über die Brücke zurückzuwerfen, von den Russen, um den Ausgang zu erzwingen, und ihre Uebermacht jenseits auszudehnen. So rang Masse gegen Masse mit der höchsten Anspannung, mit ungeheuern Opfern, aber mit einer sich aufhebenden Kraft: die Nacht endete die Schlacht ohne eine Entscheidung. Beide Theile mochten es als einen Sieg ansehen, nicht besiegt zu seyn, die Russen mit doppelter Zahl, die Polen eben darum mit doppeltem Ruhm. Die Brücke war vier Mann breit, das Schlachtfeld ein Raum von wenigen hundert Schritten; auch war es so dicht mit Leichen, Kugeln und Granaten bedeckt, daß man zu Pferde sich nicht durcharbeiten konnte. Alle Berichte stimmen überein, daß die Schlacht beispiellos mörderisch war; jeder Theil gab den eigenen Verlust auf 3 bis 4000 Mann an, die Polen schätzten den russischen auf 10,000. Das polnische Heer behauptete das Schlachtfeld noch nach dem Aufhören des Kampfes; dann zog es zurück, ohne daß das russische im Stande war zu folgen, und am 29 befand sich das Hauptquartier wieder in Praga.

Die Operation des Generalissimus, welche mit dieser Schlacht endete, ist auf das verschiedenste beurtheilt worden. Einige tadelten ihn, daß er seine Operationslinie zu weit hinter sich gelassen und sich dann zu spät darauf zurückgeworfen habe; Andere fanden den Plan wahrhaft napoleonisch, und verglichen ihn mit der Tactik Bonaparte's bei Mantua und Rivoli im Feldzuge von 1796, oder mit der Seitenbewegung des Erzherzogs Karl bei Augsburg von Moreau weg gegen Jourdan. Wenn die Kriegskunst darin besteht, die größt-

mögliche Streitkraft auf einen Punct zu concentriren und damit einen einzeln gefaßten Theil des Feindes zu schlagen, so muß man ohne Rücksicht auf das Urtheil des Glückes dem Zug gegen die Garden denselben Preis zugestehen, welchen der gelungene Schlag von Wawre und Dembe gefunden hat. Auch konnte es nur unter dem Schutz einer solchen Bewegung des Hauptheeres möglich werden, eine Unterstützung an Truppen nach Litthauen zu werfen, und doch war dieß von der höchsten Wichtigkeit. In diesem Lande hatten sich bisher die Insurgenten mit den dürftigsten Kriegsmitteln gegen einen übermächtigen Feind stets im Feld erhalten. Welche Vortheile waren erst zu erwarten, wenn nun auf einmal polnische Truppen bei ihnen erschienen, um den Aufstand zu organisiren, wenn sie Kanonen, Officiere, Kriegsbedürfnisse und außer diesem Allem jene moralische Verstärkung der Insurrectionskräfte mitbrachten, welche sich aus dem Erscheinen solcher Hülfe mitten durch russische Heere hindurch nothwendig entwickeln mußte. Polen fing an mit einer fast abgenützten Hoffnung auf auswärtige Hülfe zu sehen; es mußte das Heil seines Kampfes in dem abgerissenen Polen suchen; es mußte um jeden Preis dahin wirken, dort einen Krieg und ein Nationalheer zu schaffen, wie sie in dem Königreiche bestanden. Skrzynecki selbst stellte in seinem letzten Berichte diesen Zweck voran; nach seinen früheren scheint es nicht der einzige gewesen zu seyn, und es ist wohl glaublich, daß er die Linie von Ostrolenka bis Lomza inne behalten, und zwischen den Garden und Diebitsch, zwischen Litthauen und Warschau stehen bleiben wollte. Ueber Modlin wäre ihm eine nahe Verbindung mit Warschau geblieben, Ostrolenka und das befestigte Lomza wären seine Stützpuncte gewesen. In diesem Falle mußte Uminski die Bestimmung haben, mit seinen Streitkräften zu rechter Zeit einzugreifen und sich etwa nach dem entblößten Ostrolenka zu werfen. Dieser General, dessen auffallende Unthätigkeit jedenfalls etwas versäumt zu haben scheint, mußte

unmittelbar nachher ſein Commando abgeben; auch die Generale Prondzynski und Krukowiecki traten ab, die beiden letzten in Folge von Mißhelligkeiten mit dem Generaliſſimus. Nach und nach verbeſſerte ſich der ungünſtige Eindruck der Schlacht von Oſtrolenka, und der Reichstag ſelbſt gab ein öffentliches Zeugniß von dem ungeſchmälerten Vertrauen der Nation, indem er dem Generaliſſimus, ſo wie dem Heer, eine Dankadreſſe votirte.

Die ruſſiſche Armee fand ſich außer Stande, den augenblicklichen Vortheil zu verfolgen; die Eilmärſche und Verluſte hatten Erſchöpfung, und ſtatt des Vorrückens die Nothwendigkeit eines Stillſtandes herbeigeführt; Diebitſch hatte, wie im Februar, den Namen eines Sieges gewonnen, deſſen Erfolg zu Gunſten der Polen ausfiel. Die polniſchen Truppen erholten ſich in Ruhe von den letzten Anſtrengungen, ihr Hauptquartier war in Praga, ein Corps ſtand bei Minsk gegen Siedlce, ein anderes zur Beobachtung an der Narew; die ruſſiſche Linie zog ſich von Bialyſtock gegen Oſtrolenka hin. Jenſeits dieſer Linie bewegten ſich die entſendeten polniſchen Abtheilungen unter Gielgud und Chlapowski in verſchiedenen Colonnen gegen Litthauen, und gleichzeitig zogen ſich die Inſurgenten von der See gegen Georgenburg und Kauen ihnen entgegen.

Es iſt eine charakteriſtiſche Erſcheinung in dieſem Kriege, daß überall eine geiſtige Macht anerkannt und ihr Beiſtand geſucht wird; auch die Ruſſen, wohlwiſſend, daß die Kraft einer Idée die polniſchen Waffen ſo ſtark mache, verſuchten häufig die Waffe der Proklamationen. Auch jetzt ging mit den polniſchen Streitkräften zugleich ein Aufruf der National-Regierung an die altpolniſchen Brüder nach Litthauen. Dieſes Document enthielt eine Rechtfertigung der Revolution, eine Berufung auf den polniſchen Ruhm vor Europa, eine Verſicherung gleicher Rechte für die zahlreichen Bekenner der griechiſchen Kirche, des einzigen geiſtigen Bandes zwiſchen

Litthauen und Rußland, und endlich eine Aufforderung zur Emancipation der Bauern. „Beginnet also zu handeln,“ — das sind die Worte des Aufrufs — „und bietet zum Handeln „die ganze Kraft der Nation auf. Die Kraft der Nation „aber, sowohl im Frieden als im Kriege, ist das Volk . . . . . . „Ihr werdet die gehässigen Fesseln zerbrechen, und das heilige „Bündniß der Wohlthätigkeit mit der Dankbarkeit begründen. „Eine schöne und unumgänglich nothwendige Hand- „lung wird Euer eigenes Werk seyn. Ihr selbst werdet dem „Volke das freiwillige Opfer verkünden, und auf diese Weise „die ersten polnischen Adler begrüßen, die in Eurer Heimath „erscheinen. Der Boden wird deßhalb, da er von einer „freien Hand bestellt wird, weder an Ackerbau noch an Werth „Etwas verlieren . . . . . . Das Vaterland wird Millionen „von Bürgern gewinnen, welche ebenso, wie heute unsere „biedern Landleute, muthvoll eilen werden, den das Reich „der Sclaverei verbreitenden Unterdrücker zu verdrängen.“ Der Geist, welcher aus diesem Aufrufe spricht, ist die beste Widerlegung jener Ansichten über Polen, welche daselbst eine aristokratische und keineswegs nationale Revolution zu finden glaubten; nur eine dem gesammten Volke entquellende Bewegung konnte eine Kraft entwickeln, wie sie sich auch hier wieder zeigt. Die Proclamation schmeichelte den Litthauern nicht mit Aussichten auf einen leichten Erfolg, sie hob vielmehr die Schwierigkeiten und die nothwendigen Opfer in ihrer ganzen Größe hervor. „Die Hälfte unserer Besitzungen“ — heißt es darin — „sequestrirt, vergeudet und zerstört der Feind, die andere bringen wir, ohne uns auf persönliches Interesse in der Zukunft umzusehen, mit freudigem „Herzen dem Vaterlande dar.“ Der Schluß forderte die Litthauer auf, Repräsentanten in den Reichstag zu schicken, indem ohne sie nichts über Litthauen bestimmt werden sollte, und bezeichnete eine constitutionelle Staatseinrichtung nach dem Muster der Verfassung vom 3ten Mai 1791 als den

rechten Weg zur Wiedergeburt Polens. Die Proclamation des Generalissimus, von dem eigenthümlichen Hauch einer religiösen Begeisterung durchdrungen, stellte den gehofften Sieg nicht minder als den Preis ungeheurer Anstrengungen und Opfer dar. „Allein im Vertrauen auf Gott" — so spricht er am Schlusse — „treten wir keinen Schritt zurück, „und indem wir im Namen der Religion und der Freiheit „kämpfen, werden wir uns ein Verdienst erwerben vor dem „Angesichte dieses Gottes, der Einigkeit, Entschlossenheit und „Ausdauer mit Sieg belohnt."

Die ersten Erfolge entsprachen diesen Hoffnungen. Gielgud, der durch das Augustowsche gegen Samogitien zog, schlug unterwegs den General Sacken bei Raygrod, nahm ihm 1200 Gefangene und 8 Kanonen ab, ging am 5 Junius bei Gielgudischken über den Niemen, und vereinigte sich mit den Insurgenten. Chlapowski, der schon am 22. Mai die Gränze überschritten hatte, verfolgte seine Richtung durch die Kreise von Bialystock und Trock, zog überall die Insurgenten an sich, schlug die russischen Truppen, welche ihm aufstießen, und kam am 7 Junius, ebenfalls mit eroberten Kanonen, in Keydany an. Hier vereinigten sich die verschiedenen Colonnen, welche sich im Ganzen auf 9—10,000 Mann belaufen mochten; man fing an, litthauische Regimenter zu organisiren, und bildete eine Centralregierung, an deren Spitze der Senator Castellan Tyszkiewicz als Präsident stand. Von Keydany aus, dem Mittelpuncte der Insurrection, wandte sich das polnische Heer gegen Wilna, eine abgesonderte Abtheilung nach Polangen, um die Verbindung mit der See zu gewinnen. Obschon von nun an die Operationen ebenfalls auf jenen unhistorischen Boden fallen, von dem uns nur Bruchstücke von Nachrichten zukommen, so sieht man doch vom 19 Junius an die Wendung zum Unglück. An diesem Tage machten die Polen vor Wilna einen fruchtlosen Angriff, und wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Ein Gefecht, das am 8 Julius bei

Schaulen statt fand, und ebenfalls unglücklich ausfiel, bezeichnete schon durch den Ort des Kampfes die rückgängige Bewegung, welche inzwischen fortgedauert haben mußte. Am 12 erschienen die Generale Gielgud und Chlapowski flüchtig auf preußischem Boden; General Rohland, der sich mit den Waffen einen Weg nach Polen zu öffnen suchte, mußte wenige Tage nachher ihrem Beispiele folgen. Nur Dembinski war noch mit einem Corps in Litthauen zurück, und führte etwa 4000 Mann, zum Theil litthauische Regimenter, mitten durch die russischen Truppen auf dem langen Wege nach Warschau, wo man noch im Julius die Nachricht von seiner nahen Ankunft erhielt. Was er zurückbrachte, war der mit Ruhm bedeckte, aber geringe Rest der litthauischen Expedition, war Alles, was ein mit so viel Kraftaufwand bewerkstelligter Zug den Polen zurücklieferte. So war der zweite Versuch nach den alten Provinzen verunglückt, mit größeren Kräften unternommen, als der von Dwernicki, aber nicht mit größerem Glücke. Die Gründe des Mißlingens suchte man theils in dem bereits heruntergekommenen Stand der Insurrection, theils in der schnell gesammelten russischen Uebermacht, theils in der Unfähigkeit Gielguds, der auch, schon auf preußischem Boden, von einem seiner Officiere als Verräther erschossen ward. Auf Chlapowski ruht ein Verdacht der Schwäche oder des bösen Willens, den erst die Zeit entweder bestätigen oder aufheben kann. Wenn es wahr ist, daß die Polen nur in der Aussicht auf eine nahe versprochene Hülfe von Außen die Absendung eines so starken Corps nach Litthauen gewagt haben sollen, so ruht die Verantwortung weder allein auf dem Glück noch auf den polnischen Anführern. Der Verlust fiel mit schwerem Gewicht auf die Sache Polens, doppelt schwer, weil sich bei der Expedition sehr viele Officiere befunden hatten, die für die Bildung einer litthauischen Armee bestimmt waren. Der einzige Gewinn eines so schweren Opfers war eine Verzehrung russischer Streitkräfte in Litthauen, eine zeit-

liche Abschneidung derselben von dem Kampf an der Weichsel, und eine Diversion, welche sich wenig über die Dauer eines Monats hinaus erstreckte.

Während auf dem Kriegsschauplatze um das Daseyn Polens gefochten wurde, fuhr man in Warschau fort, für die innern Verhältnisse zu wirken. In den Mai fielen neue Zusagen von Grundeigenthum an die Freiheitskämpfer, welche von einzelnen Großen ausgingen, und es wurden fortwährend neue Regimenter errichtet. Einige Veränderungen im Ministerium hatten bloß persönliche Bedeutung; dagegen gab der Reichstag einen neuen Beweis von Energie in dem Beschluß, daß diejenigen Senatoren und Landboten, welche die Acte der für national erklärten Revolution nicht unterschrieben hatten, von den Listen ausgestrichen werden sollten. Der Eindruck der Schlacht von Ostrolenka brachte vorübergehend ein gewisses Schwanken in die innern Verhältnisse. Von diesem Zeitpunct an scheint man wieder den Gedanken an Unterhandlungen aufgenommen zu haben, und wahrscheinlich geschah in diesem Sinne der Vorschlag, an die Stelle der bisherigen Nationalregierung eine Regentschaft von einer Person, oder wenigstens statt 5 Mitgliedern nur 3 zu setzen. Dadurch konnte man einen Mann an die Spitze stellen, der die Thronerledigung nicht mit votirt hatte, und ein gewaltiges Hinderniß gütlicher Beilegung auf eine gute Art wegräumen. Von Außen, wo man gar zu gern Uneinigkeit in Polen gesehen hätte, suchte man auch diesem Ereigniß eine solche Farbe zu geben. Ueberhaupt war man von Anfang über die Personen, die Parteien, und die politische Richtung in der polnischen Revolution nicht sehr im Klaren. Statt einer handelnden Nation sah man eine vielköpfige Aristokratie, man hatte zu sehr das Bild der alten Reichstage vor Augen, anstatt sich vielmehr an die Reform von 1791 zu erinnern und in der jetzigen Bewegung eine Fortsetzung derselben zu erkennen. Die demokratische Partei, als deren Repräsentant

Lelewel gelten kann, hatte zuerst das Heft der Revolution in Händen, und sie war es, welche, dem Hochadel nicht vollkommen trauend, Chlopicki an die Spitze stellte. Er galt ihr als Soldat, als Nichtaristokrat, und als ein Mann, der den unbedingten Widerstand gegen eine unwürdige Unterwerfung repräsentiren sollte. Gerade Chlopicki aber, ohne den Muth zur Hoffnung spielte den schlechten Diplomaten, und nun gelangte der Hochadel an das Ruder, welcher durch seine feste, volksthümliche Haltung, so wie durch die aufopfernde Anschließung an Chlopicki, das frühere Mißtrauen vertilgt hatte. An der Spitze dieser nationalen Aristokratie stand der Fürst A. Czartoryski, ein großer Charakter und ein ächter Pole, der sein ganzes Leben, selbst in dem nahen Verhältnisse zu Alexander, nur der Wiedergeburt des Vaterlandes geweiht hatte. Als jetzt die Landbotenkammer am 11 Junius die vorgeschlagene Aenderung verwarf, schlossen sich selbst die Anhänger derselben, stets die unabweisbare Einigkeit vor Augen, an die erkannte Majorität an. Die polnischen Blätter betrachteten diesen Erfolg als einen Sieg über aristokratischen Standesgeist, über den Gedanken an Unterwerfung, und über die Schwäche, vor Europa einen republikanischen Schein überängstlich vermeiden zu wollen. Die preußische Staatszeitung aber sagte, daß damit die „wüthenden Demagogen" die Oberhand gewonnen hätten. Die Bewegungen, welche durch diese Verhandlung gingen, hatten eine neue Probe von der Einigkeit der Nation gegeben, und die ganze Kraft derselben widmete sich den Kriegsrüstungen. In dieser Zeit wurde auch der Plan zu einer Anleihe von 60 Millionen Gulden gemacht, welche unter dem Namen polnische Subsidien erhoben werden sollten.

Das russische Heer blieb nach der Schlacht bei Ostrolenka unthätig, bewegte sich auf einem kleinen Raume gegen die untere Weichsel und die preußische Gränze, von welcher es seine Bedürfnisse bezog, und schien einen Uebergang auf das linke

Ufer vorzubereiten. Allein es war dem Feldmarschall Diebitsch nicht beschieden, die Ausführung dieses Planes zu sehen; er starb am 9 Junius im Hauptquartier zu Kleczewo, plötzlich, unter Umständen, welche den verschiedenartigsten Vermuthungen Raum gaben. Eine Nachricht ließ ihn an der Cholera, eine andere am Schlag sterben; noch andere deuteten auf Seelenkummer, der an seinem Leben genagt hätte. Kurz vorher war der Generaladjutant Orloff aus Petersburg mit einer geheimen Sendung bei der Armee angekommen; in Petersburg war der Feldmarschall Paskewitsch von der persischen Gränze eingetroffen. Jedenfalls starb Diebitsch zu spät für seinen Ruhm, der polnische Feldzug hatte die Palme des Türkenkriegs geknickt, und man mag immerhin geistige Leiden voraussetzen: es ist ein mißlich Ding, in einem despotischen Reich ein unglücklicher Feldherr zu seyn. General Toll, der Chef des Generalstabes, übernahm einstweilen den Oberbefehl, die Plane des Verstorbenen fortsetzend, und immer näher an die preußische Gränze rückend. Am 25 Julius kam Paskewitsch, der am 16 zum Oberbefehlshaber der activen Armee ernannt worden war, durch Preußen im russischen Hauptquartier an. Von derselben Zeit an bemerkte man auch Veränderungen in den russischen Anführern überhaupt, es erschienen immer mehr russische Namen, und so wurde die Vermuthung erzeugt, daß eine russische Partei ihre eifersüchtige Opposition gegen ausländische Generale durchgesetzt habe. Auch der Großfürst Konstantin ward durch den Tod vom Schauplatz abgerufen; er starb am 27 Junius zu Witepsk, noch vor dem Ende des Krieges, zu dessen Ausbruch er nicht den kleinsten Theil beigetragen hatte. Der Krieg zog sich indessen in eine neue Gegend. Nach mehrfachen Bewegungen und falschen Demonstrationen bewerkstelligte endlich Paskewitsch den Uebergang an der untern Weichsel bei Nieszawa, hart an der preußischen Gränze, vom 16 bis 19 Julius. Eine Armee von 60,000 Mann ging über, ohne Widerstand zu finden, rückte auf

dem linken Ufer vor, immer näher gegen Warschau, und gelangte mit dem Ende des Monats bis Lowicz. Die Polen hatten dieser Armee gegenüber die Stellung von Sochaczew und Blonie hinter der Bzura besetzt. Der russische Feldherr hatte seine Kommunicationslinie völlig verlassen, stützte sich einzig auf Preußen, und that einen gewagten Zug, der ihm im Fall eines Unglücks bloß den Rückzug nach Preußen übrig ließ.

Auf dem rechten Weichselufer waren die Polen in die Stellen eingerückt, welche Paskewitsch im Rücken offen gelassen hatte. Die Hauptbewegungen aber waren seit der Schlacht von Ostrolenka gegen die im Lublin'schen stehenden Russen gerichtet, um dieses einzelne Corps durch einen Gewaltsangriff wo möglich zu vernichten. In der Mitte des Junius mißlang ein solcher Versuch gegen den General Rüdiger, der zu gleicher Zeit von Zamosc aus in die Mitte genommen wurde, und nur durch einen Fehler der Generale Jankowski und Bukowski entkam. Beide waren bereits zur Verantwortung gezogen, als am 29 Junius die Kunde von einer entdeckten Verschwörung erscholl, in welche sie verwickelt gewesen, und welche den Verrath Warschau's an die Russen zum Zweck gehabt habe. Mehrere Personen, Generale und Bürger, wurden verhaftet und vor ein außerordentliches Kriegsgericht gestellt; es schien jedoch an Beweisen zu fehlen, und die Untersuchung zog sich erfolglos in die Länge. In der Mitte des Monats Julius fanden neue Gefechte auf dem rechten polnischen Flügel statt. Chrzanowski errang einen Erfolg über den General Golowin bei Minsk, Rüdiger aber entging noch einmal dem ihm zugedachten Schlag, fand sich jedoch fortwährend verhindert, an der obern Weichsel einen Uebergang und dadurch die Vereinigung mit Paskewitsch durchzusetzen. In Warschau wurden bei der immer näher rückenden Gefahr alle Mittel entwickelt, welche die Energie und der verzweifelte Geist des Nationalwillens nur verschaffen konnte. Seit der

Schlacht von Oſtrolenka ſchien allenthalben ein Unglücksſtern zu walten. Die litthauiſche Expedition war geſcheitert, die wiederholten Anſtrengungen gegen Rüdiger erfolglos geblieben; die ruſſiſche Armee näherte ſich der unbefeſtigten Seite der Hauptſtadt, und die Hoffnung auf auswärtige Hülfe war faſt ganz erſtorben. Allein die äußerſte Gefahr erweckte auch den äußerſten Muth, und Warſchau rüſtete den Krieg, wie einſt Carthago in ſeiner letzten Belagerung, mit dem Aufwand der höchſten und edelſten Kräfte. In dem Anfange des Julius wurde die geſammte Bevölkerung von 17 — 50 Jahren unter die Waffen gerufen, ein Aufſtand in Maſſe, der ſich als Landſturm gegen die Ruſſen wälzen, und den Kampf des eigentlichen Heeres nachdrücklich verſtärken ſollte. Vor Warſchau erhoben ſich ungeheure Verſchanzungen, an welchen die ganze Bevölkerung arbeitete, und welche ſich bald bis auf Meilenweite ausdehnten. Die vereinigten Kammern aber beſchloſſen am 16 Julius auf keine andern Bedingungen zu unterhandeln, als auf die gänzliche Herſtellung des Königreichs von 1772, ſo weit dieſes Gebiet in ruſſiſcher Gewalt ſtünde, und dieſer Beſchluß wurde feierlich beſchworen. Mit einer ſolchen Erklärung antwortete die Nation auf die Drohung des Untergangs, und wie Cortez in Mexico die Schiffe verbrannte, welche ihn hingebracht, ſo warfen die Polen den letzten Gedanken an Unterwerfung von ſich, und ſchnitten ſich ſelbſt den Rückweg ab.

Man hat gezweifelt, ob Paskewitſch nicht zu ſchwach an Streitkräften ſey, um eine gewaltſame Einnahme Warſchau's zu verſuchen; doch gewann er mit ſeinem Weichſelübergang immerhin den moraliſchen Eindruck des Erfolges, ſey es auf die Polen ſelbſt, ſey es auf die auswärtigen Mächte. So hält ſich alſo dieſer ungleiche Kampf noch in der Schwebe, und das kleine Polen hat 6 Monate lang dem nordiſchen Koloß Trotz geboten, „ein kleines Ländchen," wie ſich ein polniſches „Blatt ausdrückt, „in einer der fernen Beſitzungen des

„Selbſtherrſchers gelegen, ſo unbedeutend, daß er es ſeinem „wilden Bruder zum Launenſpiel übergab, und die Klagen „der unterdrückten Bewohner anzuhören, oder menſchlich mit „ihnen zu reden nicht würdigte.“ Rußland findet ſich erſchöpft an Geldmitteln und Mannſchaft, zu gewaltigen Aushebungen gezwungen, im Julius zu dem Mittel genöthigt, für 30 Millionen Rubel Bankaſſignationen auszugeben, und mürbe genug, um die Hand zu einem Vergleich zu bieten, wenn die Polen — eine Gnade annehmen oder Vertrauen in ruſſiſche Aufrichtigkeit haben können. Wie auch der Ausgang dieſes außerordentlichen Kampfes fallen möge, Polen hat durch geiſtige Stärke einen ganzen Feldzug hindurch einer Macht die Spitze geboten, vor welcher die europäiſchen Cabinette eine ehrfurchtsvolle Scheu trugen, Polen hat in einer wichtigen Kriſis einen allgemeinen Krieg durch ſich allein aufgehalten, der Macht Rußlands eine empfindliche Wunde verſetzt, und vielleicht für länger, als ein Jahr, das Schickſal des politiſch getheilten Europa's beſtimmt.

Der eigenthümliche Charakter des Krieges, und namentlich dieſe ſeine welthiſtoriſche Bedeutung, ſtellt Polen an die Spitze der Begebenheiten unſers Zeitraums, und darum mag man es gerechtfertigt finden, daß dieſe Blätter der Darſtellung des polniſchen Kampfes ſo viel Platz eingeräumt haben. Der polniſche Krieg hat ſeine Stärke darin, daß er der Krieg eines Volkes und einer Idee iſt, und ſomit gewährt er uns auch einen Stoff von hohem pſychologiſchem Intereſſe. Am Ende iſt es überall der moraliſche Eindruck, der die Feldzüge entſcheidet. Wenn eine Schlacht verloren geht, ſo liegt die Entſcheidung nicht in dem Verluſte von einigen tauſend Mann, oder in dem eines kleinen Stücks Boden, das man Schlachtfeld nennt; ſie liegt vielmehr in der Entmuthigung und Abſpannung, in der moraliſchen Niederlage der Truppen, wonach nicht bloß die verlorenen Streitmaſſen, ſondern auch die geblieben, unbrauchbar geworden ſind. Wenn nun ein Volks-

heer, das für sein Alles und sein Letztes kämpft, nicht zu demoralisiren ist, so erleidet es auch Niederlagen ohne Folgen, ja es kann sich treffen, daß der Sieger die Entmuthigung davon trägt, und mit seiner Uebermacht Schlachten ohne Nutzen, Siege ohne Triumph gewinnt. Diese geistige Stärke allein hat es möglich gemacht, daß sich Polen gegen eine so große materielle Uebermacht im Feld erhielt; daher diese unabnützbare Kraft, welche immer von Neuem angreift, daher diese übereinstimmende Tüchtigkeit, wonach Jeder das Seine thut, wie wenn an ihm allein das Heil des Ganzen hinge, und es doppelt thut, da er von Allen derselben unbedingten Hingebung gewiß ist; daher dieser Feldzug voll Anstrengungen und Waffenthaten, nach seinem reichen Inhalt gleichsam eine zusammengestoßene Reihe gewöhnlicher Feldzüge. Die geistige Stärke erhöhte sich allerdings von Außen her, zuerst durch die Hoffnung auf ferne Freunde und auf bewaffnete Intervention, nachher durch das Bewußtseyn einer moralischen Allianz mit den europäischen Völkern. Diese wußten die politische Bedeutung des Krieges sehr gut zu würdigen und ihre allgemeine Sympathie sah in Polen den Kampf eigener Interessen. Jeder Sieg Rußlands erschien als ein Sieg Karls X, als ein Sieg des alten Systems der Legitimität. Auch schienen sich alle civilisirten und freien Nationen verabredet zu haben, in einer gleichen Begeisterung für die polnische Sache zusammen zu treffen. Großbritannien und Frankreich verstanden sich darin ohne Eifersucht, Deutschland gab seinem Enthusiasmus nicht nur Worte, sondern auch Thaten; man schickte Aerzte nach Warschau, stiftete Hülfsvereine, sandte Unterstützungen aller Art — weniger bedeutend durch die materielle Hülfe, als eben durch die ausgesprochene Gesinnung. Das Ritterliche und Heldenmüthige des Kampfes überwand auch politische Gegner, und selbst der Haager Correspondent der Allgemeinen Zeitung äußerte sich dahin: „Die heldenmüthigen Polen nöthigen auch denen Achtung ab, denen ihre Revolution ver-

„brecherisch, und in Beziehung auf den gefährdeten Weltfrie„den bedauernswerth erscheinen muß." Dieser in dem diplomatischen Sprachgebrauche nicht neue Ausdruck bezeichnet sehr richtig den Sinn der polnischen Revolution; sie war bedauernswerth, wie die Schlacht bei Navarin und die Juliustage. Eine Anerkennung dieses Verhältnisses hat auch der Fürst Czartoryski mit den treffenden Worten gegeben: „die „Theilnahme, welche unsre Sache bei allen Völkern Europa's, „besonders aber bei den edlen, Freiheit liebenden Deutschen „erregt, liefert den unwiderleglichen Beweis, daß der Kampf „auf Tod und Leben, welchen Polen im Angesichte Europa's „besteht, nicht nur die Freiheit und Unabhängigkeit unsers „theuern Vaterlandes, sondern auch die Vertheidigung der „Rechte aller übrigen Völker Europa's gegen den Andrang des „Nordens zum Zweck hat." Es verdient bemerkt zu werden, daß auch der Staatspapierhandel von diesem Verhältniß influirt wurde; auch der kaufmännische Blick erkannte die Gefahr eines allgemeinen Reactionskrieges von Rußland, und die öffentlichen Fonds stiegen bei der Nachricht von polnischen Erfolgen, wie bei einer neuen Garantie europäischen Friedens.

Preußen und Oestreich beobachteten eine eigene Haltung in der Nähe dieses sie unmittelbar berührenden Krieges. In Bezug auf politische Principien mußten beide der polnischen Sache abgeneigt seyn; auch dieser Aufstand war ja eine Protestation gegen das seit 15 Jahren mit so vieler Mühe gehobene System der heiligen Allianz. In Bezug auf Staatsinteressen aber konnten beide einen Kampf mit günstigen Augen ansehen, der ihren übergreifenden Nachbar etwas zurückdrängte. Troß dem, daß die Juliusrevolution die Sorge um Principien gerade in den Vordergrund gestellt hatte, schien doch Oestreich auch seine Interessen zu würdigen, wie es denn schon auf dem Wiener Congresse zu eigenen Opfern für eine Wiederherstellung Polens bereit gewesen war. Der

Einfluß Englands, die Sympathie mit seiner alten Eifersucht gegen Rußland, der Gedanke an die slavischen Provinzen des Kaiserstaats, die Gefahr einer Propaganda des slavischen Stammsystems von Seiten Rußlands, dieses Alles mochte für die östreichische Politik nicht ganz verloren seyn. Auch hat sich Oestreich, den Fall der russischen Gränzverletzung gegen Dwernicki ausgenommen, in wahrhafter Neutralität erhalten. Man wußte dieses, aber man konnte keine Schritte erwarten, als in Gemeinschaft mit England und Frankreich. Beide waren innerhalb unseres Zeitraums zur Genüge im Innern beschäftigt, England mit der Reform, und ohne die Forderung seiner Handelsinteressen nicht zu einem Kriege geneigt; Frankreich, jede Bewegung fürchtend, und froh, von der Legitimität adoptirt worden zu seyn. So viel daher auch **von Intervention in diesen vier Monaten gesprochen wurde, so trat sie doch nirgends öffentlich hervor, als in Voraussetzungen oder in Wünschen.**

Preußen wäre nach seinen Staatsinteressen nicht minder berufen gewesen, die Bildung eines Walls gegen Osten gern zu sehen, und die Entstehung eines Zwischengliedes zwischen sich und dem Uebergewichte Rußlands nicht feindselig zu betrachten. Das Volk schien auch dieses Interesse zu begreifen, und widmete den Polen seine stumme Theilnahme; die Regierung aber dachte und handelte in dem entgegengesetzten Sinne. So wie sie seit Jahren Alles gethan hat, um Deutschland von sich zu entfremden und durch den Absolutismus sowohl als durch die Aufstellung einer besondern preußischen Nationalität, die deutsche Nation ihrem Einflusse zu entziehen, so handelte sie auch hier gegen Polen, die Neutralität im Munde, in der That aber den kleinen Krieg der Plackereien gegen ein ritterliches Volk führend. Diese Haltung war consequent, insofern es sich unter einer Cabinetsregierung nur von den Interessen des Hauses, nicht von denen des Staats handeln kann. Den Russen war Preußen ein Magazin von

Lebensmitteln und Munition, ein Markt und ein Waffenplatz, eine Operationsbaſis, und endlich ein Aſyl, das ruſſiſche Flüchtlinge aufnahm, um ſie auf einer andern Seite gerettet wieder zu entlaſſen. Ein Brief des polniſchen Generaliſſimus an den König von Preußen, in welchem Thatſachen für dieſe Behauptung niedergelegt waren, wurde zwar zurückgeſchickt, konnte aber der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Gegen alle dieſe Dienſte tauſchte Preußen im Verkehr mit den ruſſiſchen Waffen die Cholera ein. Wie das Volk dieſes Geſchenk aufnahm, zeigte hinlänglich die im Junius erſchienene Königsberger Adreſſe, worin der König mit rührenden Worten beſchworen wurde, die Bevölkerung nicht ganz der Cholera zum Opfer hinzugeben. Ein anderes Intereſſe für Polen zeigte ſich in der Provinz Poſen, und eine Angabe zählt bis 12,000 Poſener, welche in ihr altes Vaterland auswanderten, um dort die Waffen gegen Rußland zu tragen. Wenn auch die Angabe etwas übertrieben ſeyn mag, ſo erhält ſie doch eine gewiſſe Beſtätigung durch das Verfahren der preußiſchen Staatszeitung, welche in den polniſchen Kriegsberichten die Namen der Poſener Regimenter ſorgfältig wegläßt. Während die preußiſche Regierung auf ſolche Art dem Sinne des eigenen Volkes entgegen trat, der Dictatur Rußlands in die Hände arbeitete, und zu gleicher Zeit mit ihren Kriegsanſtalten am Rhein ſich einen Feind im Rücken ſchuf, zerriß ſie die letzten Bande mit der öffentlichen Meinung Deutſchlands, zerſtörte ihre letzte geiſtige Stütze in der deutſchen Nation, und untergrub eine moraliſche Stärke, welche ſie im Fall einer europäiſchen Kriſis ſchmerzlich, aber zu ſpät, vermiſſen wird.

In dem polniſchen Krieg iſt die Handlung unſeres Zeitraums; die zuſchauenden Länder erſcheinen daneben in dem zweiten Rang, und ſelbſt Frankreich, das ſonſt für das ganze Feſtland den politiſchen Stand der Dinge repräſentirte, tritt vor einer ſolchen Bedeutung Polens mehr in den Hintergrund.

Ueber=

Ueberdem finden wir in Frankreich eine Regierung, welche das Prinzip ihrer Geburt zu desavouiren versucht ist, und, zwischen Besorgnissen nach Innen und nach Außen schwebend, nicht mit dem Ansehen in Europa auftritt, welches ihr zu Gebot stehen könnte. Wir finden eine neue Erfindung von Restauration, eine Halbheit zwischen Gegensätzen, einen Widerstand gegen Consequenzen der Revolution, mit Einem Worte, das System der Mittelstraße, das sogenannte juste milieu. Die vielfach schattirten Parteien erscheinen unter dem Namen der Bewegung und des Widerstandes in zwei Hauptmassen; zwei Namen, welche übrigens mehr durch den Sprachgebrauch verständlich, als durch sich selbst bezeichnend sind. Niemand will die Bewegung, bloß weil sie Bewegung ist, sondern als den Weg zu einem bestimmten Ziel. Eben so wenig kann Jemand den Willen haben, beständig und jederzeit unbedingt zu widerstehen und ohne Unterschied zu negiren: eine solche ewige Verneinung ist nirgends repräsentirt, als in dem Begriffe des Teufels. Von diesen Namen abgesehen, lassen sich die Parteien ungezwungen in wenige Hauptrichtungen scheiden. Als Karlisten erscheinen die Anhänger des alten Regiments, nämlich der aristokratischen und hierarchischen Vorrechte; die Anhänger der Standesinteressen unter dem Namen eines absoluten Royalismus, den sie willig fallen lassen, sobald sie dieselben Standesinteressen unter einem andern Panier besser zu erhalten hoffen. Wir erinnern nur an den neuen Bund des Jesuitismus mit der Volkssouveränetät, wie er sich in dem Avenir des Abbé Lammenais stellt. Ueberhaupt ist die Haltung der Karlisten sehr verschieden. Einige stemmen sich mit plumpem Trotz gegen die neue Ordnung, mehr der augenblicklichen Eingebung, als der Berechnung gehorchend; Andere werfen sich auf ein demokratisches Extrem, um durch ein als nothwendig vorausgesetztes Zwischenreich der Republik zu einer dritten Restauration zu kommen; Andere wissen ihre Plane zu verbergen, und suchen

im Namen der Mäßigung und Ordnung einen Einfluß bei der Regierung; noch Andere wiegen sich bloß in einer poetischen Anhänglichkeit an den Namen der Bourbons, in einer freundlichen Gewohnheit an das alte Daseyn der Lilien; in diesen Reihen bewegt sich auch der originelle Chateaubriand, gleichsam wie eine Elegie der Politik. Was die Liberalen betrifft, so trennen sie sich, in Principien einig, in sehr verschiedene Meinungen über die besten Wege zum Ziel; ein Theil wagt sich nicht zu den Consequenzen des Systems; ein anderer Theil macht die Systemsfragen zu bloßen persönlichen Fragen über das Primat dieses oder jenes Mannes mit seinem Gefolge. Die eigentlichen Republicaner, zu unterscheiden von den Anhängern republicanischer Institutionen, treten in geringer Anzahl auf, ihre Ideen ohne Rückhalt verfechtend, eine gewaltsame Durchsetzung aber von sich ablehnend, weil der Republicanismus durch sich und von sich selbst zum Siege gelangen, und durch die fortschreitende Zeit nothwendig entwickelt werden müsse. Zwischen diesen markirten Hauptparteien bewegen sich etwas unbestimmt die Napoleonisten, theils als Repräsentanten einer Militär-Aristokratie, theils als Repräsentanten des Nationalruhms gegen Außen. In diesem letzten Sinne hatte sie der Liberalismus, der gewiß einen kriegerischen Despoten nicht zurückwünscht, politischer Weise gebraucht, um das Heer in solcher Begleitung für seine Ideen zu gewinnen, und gegen die Bourbons einen Hebel der National-Eitelkeit einzusetzen. Wir betrachten daher den Napoleonismus als eine Tradition aus einer zurückgelegten Politik, als eine theatralisch gewordene Figur, als ein halbverbrauchtes Effectmittel. Sofern aber in dieser Napoleonischen Tradition zugleich ein Anspruch an die Zukunft liegt, so scheint die Eroberungslust derselben bei der Nation großen Anklang zu finden. Die Principien verlieren sich hier in den Interessen, und die getrenntesten Parteien vereinigen sich in dem gleichen Rufe nach der Rheingränze; auch die Anhänger der

Bourbons jagen nach dieſem Ziel, und Chateaubriand empfiehlt Heinrich V geradezu damit, daß mit ihm die franzöſiſchen Fahnen ſogleich an den Rhein gerückt ſeyn würden. Dieſe Anſprüche ſind weder gerecht noch politiſch; nicht gerecht, weil Frankreich mit deutſchen Rheinlanden verfahren möchte, wie Rußland mit Polen verfahren iſt; nicht politiſch, weil Frankreich dadurch an innerer und wahrer Nationalkraft auch im beſten Falle nichts gewinnen kann, dagegen aber durch den bloßen Anſpruch ſeine Selbſtſucht beglaubigt, die ſeinen Principien geneigten Völker auf die Gegenſeite ſtößt, und ſich ſelbſt für eine Kriſis die Verbündeten raubt. Dieſer Drang nach Eroberung geht ebenfalls unter dem Namen der ſogenannten Bewegung, allein es iſt eine Bewegung falſchverſtandener Intereſſen.

Das Syſtem der Mittelſtraße ſetzte ſich ſowohl dieſer Bewegung nach Außen, als im Inneren der Bewegung der Principien, d. h. ihrer folgerichtigen Ausbildung, als directen Widerſtand entgegen. Der Name der Mittelſtraße ſprach jedoch dieſen Sinn nicht aus; er enthielt ſogar in ſich eine Nichtigkeit, indem er auf eine mittlere Richtung zwiſchen Extremen hinwies. Nun gibt es aber keine Extreme im Denken, wenn man nicht die Conſequenz ſo zu nennen beliebt, ſondern die Wahrheit ſelbſt iſt ein Extrem, und die Unwahrheit iſt das andere: zwiſchen beiden iſt kein Durchweg. Das gerühmte Syſtem beſtände alſo darin, keine Conſequenz und keine innere Nothwendigkeit zu haben, d. h. kein Syſtem zu ſeyn. So gab der Name der Mittelſtraße eine einladende Blöße für alle Arten von Spott, und mußte ſich als die Kunſt darſtellen laſſen, alle verſchiedenen Meinungen zu addiren und das arithmetiſche Mittel herauszuziehen. Wenn es ſich auch als ein Syſtem der Mäßigung zu geben ſuchte, ſo war das nicht minder ein Name ohne Begriff: eine Meinung kann nicht gemäßigt werden. Jede Ueberzeugung — den Verſtand und redlichen Willen vorausgeſetzt — iſt weder willkürlich noch eine der Verminderung fähige Größe; ſie iſt viel=

mehr eine Nothwendigkeit, das Ergebniß eines ganzen Denksystems, das Resultat einer inneren Forderung, wobei man nicht widerstehen und eben so wenig ab- oder zugeben kann. Nimmt man den Namen der Mäßigung als eine Berechnung der alltäglichen Menschenkenntniß, so erscheint er nicht übel gewählt. Es gibt so viele systemlose Köpfe, welche weniger selbst denken, als vielmehr etwas Gegebenes auswählen, etwas Vorgelegtes annehmen; und hier gibt es allerdings einen gewissen natürlichen Zug, die Unschlüssigkeit durch eine Entscheidung für das Mittlere zu beenden, und in der Wahl zwischen 9 und 15 auf 12 zu fallen. Wir mögen nicht entscheiden, ob das System der Mittelstraße sich selbst auf solche Art erzeugt, oder nur die Wirkung derselben auf andere gesucht habe. Es scheint jedoch, daß es während der Dauer seiner Herrschaft, systemlos zwischen den Gegnern schwankend, einigemal unwillkürlich selbst zu jener Entscheidung des mittleren Griffs getrieben worden ist.

Im Ganzen mag man die Furcht vor einem Krieg und den Wunsch, ihn um Alles zu vermeiden, als den letzten Grund des Perier'schen Systems ansehen, das um das Vertrauen der sich bedroht glaubenden Cabinette warb, und dafür das Mißtrauen Frankreichs eintauschte. Die Julius-Revolution mußte natürlich gewisse Schwankungen zurücklassen, welche in Verbindung mit den Vertheidigungsanstalten gegen einen Principienkrieg einen nachtheiligen Einfluß auf die materiellen Interessen äußerten. Das System Perier's wollte diese materiellen Interessen durch Beruhigung des öffentlichen Zustandes befördern, und in diesem Sinne sprachen die Anhänger desselben von Energie und Sorge für die öffentliche Ordnung. Allein es war ein sonderbares Mittel, die Gemüther dadurch beruhigen zu wollen, daß man mit der größten Festigkeit die Forderungen derselben versagte. Wenn man beinahe glauben muß, daß Perier die Furcht vor der Republik nur als eine Maske vornahm,

so scheint es, daß er durch ein Gespenst, an das er selbst nicht glaubte, jene materiellen Interessen für sein politisches System zu gewinnen, und als einen weitern Hebel die Furcht vor dem Kriege zu benützen suchte. Was diese innere Politik betrifft, so ist sie durch die Erfahrung schon zur Hälfte als unhaltbar erwiesen; indem sie das Vertrauen herstellen wollte, erhielt sie das Mißtrauen in Thätigkeit; indem sie Alles für die Ruhe thun wollte, erzeugte sie immer neue Aufstände. Ein Hauptpunct dieses Systems beruhte auf der Meinung, es fehle der Regierung bloß an einem festen Willen, um fest aufzutreten, und einen Mittelpunct für den Anschluß der Massen aufzustellen; diese Meinung stand in innigem Zusammenhange mit einer andern, daß die große Mehrheit der Franzosen die Consequenzen der Julius-Revolution nicht so dringend verlange, als die voranstehenden Wortführer. Die auswärtige Politik war nicht glücklicher in ihren Erfolgen; sie ließ die Principien fallen, um bloß die Interessen gelten zu lassen, und sagte dadurch den Bund mit den Völkern auf, ohne die Aufrichtigkeit der absoluten Cabinette für sich zu gewinnen. Das Ministerium schmeichelte sich mit den Gedanken an eine Aussöhnung der von Natur feindseligen Principien, mit einer Aufnahme in das alte oberherrliche System der heiligen Allianz. Schon darum stellte es sich gegen Außen als Widerstand und als Negation des französischen Volkswillens dar, buhlte um die Sympathie der Cabinette, um einen geschenkten Frieden, um Toleranz für eine aus der Volkshoheit hervorgegangene Regierung, und glaubte etwas Großes gewonnen zu haben, wenn man diesen Ursprung gütig zu ignoriren schien. Der heldenmüthige Kampf Polens ersparte diesem Systeme die Schmach, durch einen Angriff auf die französischen Principien factisch widerlegt zu werden. Die öffentliche Meinung aber war darum nicht weniger entschieden gegen die auswärtige Politik; der gesunde Menschenverstand sagte den Franzosen, daß sie imponiren müßten, um geduldet zu seyn, und daß sie nur der Furcht

des Abſolutismus den friedlichen Beſitz ihrer neuen Freiheit abtrotzen könnten. So ergänzte ſich in einer Wechſelwirkung die äußere und die innere Politik des Miniſteriums Perier; aus Beſorgniß vor neuen Bewegungen im Innern ſcheute man den auswärtigen Krieg; aus Beſorgniß vor dieſem wollte man der innern Bewegung als einem Element des kriegeriſchen Dranges Widerſtand leiſten. Dieſer Gedanke eines immer nothwendigen Widerſtandes gegen die Forderungen eines Volkes iſt ſo häufig anzutreffen, daß man beinahe ſeinen Grund in einer Art von ariſtokratiſcher Erbſünde ſuchen möchte. Ueberall äußert ſich die Angſt, daß eine einmal begonnene Bewegung nirgends mehr anhalten, und ſich in das Unendliche fortſetzen würde; darum widerſtrebt man mit der Miene großer Klugheit, gibt Alles, was man bewilligt, als ein abgedrungenes Zugeſtändniß, und bleibt immer unter dem, was gefordert worden iſt. So haben z. B. die Franzoſen die wahre conſtitutionelle Monarchie nicht eher erhalten, als bis es eine Abfindung gegen die Republik war. Wirklich iſt auch die Bewegung einer Revolution oder einer Reform nicht aufzuhalten, als — in ihren natürlichen Gränzen, in den Schranken der völligen Conſequenz, der vollen Entwicklung ihrer Grundſätze; zwiſchen inne iſt kein Halt, und ein Staat kann nicht zwiſchen zwei entgegengeſetzten Principien in der Luft hängen bleiben. Das Miniſterium der Mittelſtraße, anſtatt ſich nach dieſem Grundſatze an die Spitze der Bewegung zu ſtellen und ſie dadurch zu beherrſchen, ging mit Widerwillen der Bewegung hinten nach, trieb ſie durch dieſen Gegenſatz auf die äußerſte Spitze, nährte das Mißtrauen und verdoppelte auf die natürlichſte Weiſe den Ruf nach den verlangten Garantien. In demſelben Geiſte zeigte es ſich ſchwach gegen Außen, in der leeren Hoffnung, ſich dadurch ein gutes Einvernehmen zu ſichern, und indem es proviſoriſch den Krieg erſparte, verdoppelte es die Koſten der Rüſtung, ohne darum des Kriegs entſchieden ledig zu werden. Indem es zur Sicherheit nur langſam

gehen wollte, verlängerte es den Weg nach dem Ziel und damit auch die Spannung Frankreichs, welches ungeduldig nach dem versprochenen Königthum mit republikanischen Institutionen verlangte.

Das Ministerium befand sich also in Opposition mit der öffentlichen Meinung, der es jedoch mit den schönen Worten des Friedens und der Ordnung zu schmeicheln suchte. Nach diesem Ueberblick der politischen Elemente können wir das, was sich aus denselben entwickelte, um so kürzer zusammenfassen, da die Begebenheiten unseres Zeitraumes in Frankreich fast nur als Gegenstände einer Tendenzfrage, nicht als Thatsachen an sich von Wichtigkeit sind. Neben der Staatsgewalt stand auch die Deputirtenkammer in Opposition mit der öffentlichen Meinung, zuweilen so sehr, daß man sich wundern muß, wenn sie das Ministerium neben sich nicht populärer machte. Der Anfang des Aprils hatte gerade die sogenannte Energie Perier's entwickelt, und zwar gegen die Patrioten; Lamarque und Odillon Barrot waren entlassen worden. In der Deputirtenkammer richtete sich die Opposition einer Minorität gegen die auswärtige Politik, welche besonders in den Sitzungen vom 4 und 12 April heftig angegriffen wurde. Lamarque sprach als alter Napoleonist, nach Krieg und Eroberung verlangend; Mauguin, etwas politischer, die Eroberungssucht ablehnend und an die Sympathie der Völker appellirend. Diese Angriffe betrafen die italienischen und belgischen Angelegenheiten, so wie die Langmuth gegen Portugal, welches Frankreich beleidigt hatte. Der Hauptpunct war jedoch immer die Forderung einer Unterstützung Polens. Bemerkenswerth ist, wie sehr der französische Enthusiasmus für Polen die Farbe eines nationalen Egoismus trug: Mauguin sprach von den Polen, welche gewöhnt wären für Frankreich zu sterben; Lamarque rief im gleichen Sinn: „Polen hat sein Grab gegraben, bereit für uns hinabzusteigen.“ Sebastiani, der als Minister des Auswärtigen die angegriffene Politik zu vertreten hatte, hatte einen übeln Stand in der Vertheidigung

der schwächsten Seite des Ministeriums, und obschon er nur den Eingebungen des Minister=Präsidenten folgte, so gelang es ihm doch, in der Unpopularität den ersten Rang einzunehmen. Am 9 und 11 wurde über die von der Pairskammer veränderten Wahlgesetze verhandelt; die Deputirtenkammer beharrte auf dem von ihr bestimmten höhern Census, wollte aber dafür die außerordentliche Steuer mitgerechnet wissen; — eine Bestimmung, welche sie selbst wieder durch den angenommenen Zusatz umstieß, daß wenn die Wahlen vor dem 21 October statt finden würden, die Listen noch nach der Steuer von 1830 gefertigt werden sollten. Das Ende der Session bezeichneten bedeutende Creditbewilligungen, meist ohne weitere Discussion gegeben, als daß die Minorität ihre Angriffe auf die auswärtige Politik dabei erneuerte; es wurden zwei Anlehen von 80 und von 120 Millionen gemacht, das erste mit patriotischer Uebernahme in vollem Nennwerth. Die Pairskammer, welche sich am 11 als Gerichtshof versammelte, verurtheilte die ehemaligen Minister Montbel, Haussez und Capelle in contumaciam zu derselben Strafe des Hochverraths, welche Polignac getroffen hatte, zu lebenslänglicher Gefangenschaft und Beraubung der Civilrechte. Viel Aufsehen erregten die Verhandlungen über das Gesetz zu ewiger Verbannung Karls X und seines Hauses, und obschon dasselbe mit 74 Stimmen gegen 45 von der Pairskammer angenommen wurde, so gab sie sich doch dabei einen neuen Stoß in der öffentlichen Meinung; namentlich wirkte dahin die mehrstündige Rede des Herzogs von Fitz=James, welche einen directen Angriff gegen die neue Regierung und ihr Entstehungsprincip mit einer wahrhaft treuherzigen Feindseligkeit von sich gab.

Am 20 April wurden die Kammern geschlossen. Die Thronrede brachte Lobsprüche für die Nationalgarde und die Armee, gab eine effectvolle Erklärung gegen die Bourbons, schöne Aussichten auf Frieden und allgemeine Entwaffnung, und zuletzt eine Appellation an die Fortdauer eines gleichen par=

lamentarischen Geistes. Am 31 Mai folgte die Auflösung nach, und die Wahlcollegien wurden auf den 5 Julius, die Kammern auf den 9 August einberufen, was jedoch später in der Zeitbestimmung geändert wurde. Die Deputirtenkammer war, als sie geschlossen wurde, längst nicht mehr die wahre Repräsentation Frankreichs. Die Unpopularität hatte sie bis zum Schlusse begleitet, die Unpopularität folgte ihr nach; eine sehr bedenkliche Erscheinung, welche das ganze constitutionelle Staatsleben und das Gleichgewicht der Gewalten stört, da die Regierung zwischen der Meinung der Nation und der einer Kammer, welche der officielle Ausdruck derselben seyn sollte, in den Fall der Wahl versetzt wird. Die Deputirtenkammer, welche nach den spätern Aufschlüssen auch in den Juliustagen sich keineswegs so energisch gezeigt hat, als man damals gerne glauben machte, diese Kammer, welche die gerühmten 221 in sich schloß, hatte die Revolution ganz für sich zu benützen gesucht, sich um die Wette auf Aemter und andere Vortheile geworfen, und zuletzt dieser ganzen Wirksamkeit mit den Bestimmungen des Wahlgesetzes die Krone aufgesetzt. Sie behauptete darin auf jede Weise das Wahlrecht als ein Monopol, welches sie zunftmäßig einer besondern Classe bewahren wollte; sie entwickelte einen Geist der Privilegien und der Standesinteressen, wie es nur je in einer Pairskammer geschehen konnte, und wußte in dem auffallendsten Widerspruch mit dem Princip der Revolution so für ihre Zukunft zu sorgen, daß auch die nächsten Wahlen nicht die Repräsentation des ganzen Volkes, sondern abermals nur die einer Geldaristokratie liefern sollten. Das Ministerium aber rechnete die Beibehaltung einer solchen Kammer ebenfalls unter die Bedingungen des Friedens und somit ihres Systems, und beide, die Regierung und die Kammer, verständigten sich mit einander wie zwei Speculanten, welche sich gegenseitig zum Nachtheil eines Dritten nöthig haben.

Als die Kammer aufgelöst war, fiel die Opposition der

öffentlichen Meinung allein und ungetheilt auf das Miniſterium, indem ſie zugleich durch die Hinſicht auf die nächſten Wahlen eine doppelte Bedeutung gewann, und in allen möglichen Formen zum Vorſchein kam. Selbſt die Decoration für die Juliushelden erneuerten die Reibungen; man proteſtirte theils gegen die Beſtimmung: „vom König gegeben,“ theils gegen die Bedingung eines Eides, als welche bloß durch ein Geſetz auferlegt werden könne. Einen tiefen Blick in die Stimmung Frankreichs eröffnete die Reiſe des Königs nach den Provinzen, vielleicht zu dieſem Zweck allein, vielleicht mit einer Nebenbeziehung auf die Wahlen unternommen. Der Ruf des Volkes: es lebe der König! womit ſich immer der Ruf: es lebe Polen! es lebe die Freiheit! vereinigte, bezeichnete unverkennbar den herrſchenden Geiſt. Die miniſteriellen Blätter nahmen die Bezeugungen des Vertrauens und der Liebe gegen den König als ein Anerkenntniß des Perier'ſchen Syſtems für das Miniſterium ein; die Oppoſitionsblätter hielten ſich an den Ruf zu Gunſten Polens und der Freiheit. Im Ganzen läßt ſich ein einfaches Reſultat ziehen; Ludwig Philipp erſchien theils als Repräſentant der Julius-Revolution und einer durch den Volkswillen geſchaffenen Regierung, theils aber auch als der Patronatsherr eines Miniſteriums, deſſen Syſtem er in manchen Aeußerungen mehr, als klug war, auf ſeine Perſon übernahm. In der erſten Eigenſchaft empfing er den Jubel des Volks, in der letzten, welche er hätte vermeiden können, empfing er mehrere Zeichen von den Anſprüchen der öffentlichen Meinung. In Bar-le-duc ſprachen die Anreden an ihn von den erwarteten Garantien; in Metz äußerte ſich der Municipalrath gegen die Pairie und für Polen, und der Redner der Nationalgarde gab demſelben Geiſt noch kräftigere Worte, ſo daß er von dem König unterbrochen wurde. „Die bewaffnete Macht deliberirt nicht,“ ſagte Ludwig Philipp; „Sie ſind nicht mehr das Organ der Nationalgarde; ich brauche Sie nicht weiter zu hören.“ Die

Blätter beklagten sich, daß der König reise, um die Wünsche des Volks kennen zu lernen, und sie doch nicht aussprechen lasse. Wenn diese Reisen, wie man deutlich sieht, das Ministerium nicht populärer zu machen vermochten, so hatten sie doch den Erfolg, den König selbst volksthümlich zu erhalten, und das Vertrauen zu ihm zu befestigen. Er machte freilich mehrmals den Fehler sich mit seinem Ministerium identisch zu geben, und setzte sich dadurch der Gefahr aus, bei dessen etwaigem Fall die moralische Niederlage desselben persönlich zu theilen. Allein er überzeugte doch von der Aufrichtigkeit seiner Haltung — ein Wort, das er in Straßburg bezeichnend in deutscher Sprache gebrauchte — und diese Ueberzeugung trug nicht wenig dazu bei, daß man seine Person von dem System der Regierung getrennt betrachtete. Auf der andern Seite mußte die Stimmung des Volkes, welches sich so unzweideutig für den Thron der Volkssouveränetät aussprach, wohl auch einen Eindruck auf den König machen, der danach nicht mehr an jene Schreckbilder von Republik und allgemeinem Umsturz glauben konnte; er konnte sich überall überzeugen, daß Alle die Freiheit wollten, daß Niemand glaubte, sie von der Person des Königs trennen zu müssen. Allein, wenn in Folge dessen der König in dem Ministerium nicht mehr die nothwendige Bedingung des einzigen Heils sehen konnte, so stand dasselbe ohne einen andern Anstoß immerhin noch in der Gewohnheit der Verhältnisse fest, und es äußerte sich sogar die Meinung, daß Perier einen Kreis scheuer Achtung um sich gezogen und sich in eine Art von Unantastbarkeit versetzt habe.

Die Opposition gegen das Ministerium, welche auf der Reise des Königs laut geworden war, erschien allenthalben in den verschiedensten Gestalten. Einen stehenden Artikel in der Tagsgeschichte bildeten jene Pariser Aufläufe, welche aus unbedeutenden Anlässen entstanden, jedesmal als die letzten ausgerufen wurden, und jedesmal wiederkehrten. Mehrere

solche Bewegungen veranlaßte der Proceß der Angeklagten aus den Decembertagen; sie bekannten sich offen zu republicanischen Gesinnungen, wiesen aber den Vorwurf einer Verschwörung zurück, und wurden auch wirklich freigesprochen. Gleich darauf, vom 15 bis 18 April, fanden wieder Aufläufe statt, und erneuerten sich am 10 und 11 Mai aus Veranlassung eines Banketts, welches den Losgesprochenen gegeben wurde. Auch der Todestag Napoleons, der 5te Mai, war mit wiederholten Tumulten bezeichnet. Aehnliches geschah in den Provinzen, namentlich am 23 Mai zu Tarascon, wo die Regierung die Aufpflanzung eines Freiheitsbaums, welche sie zu einer Principsfrage machte, zu verhindern suchte, aber von dem Militär dabei verlassen wurde. Auch in Straßburg fanden am 3 und 4 Junius tumultarische Auftritte statt, ebenfalls aus einem zufälligen und unbedeutenden Anlasse hervorgegangen. Am 14 Junius und an den folgenden Tagen wiederholten sich die kleinen Meutereien in Paris, und hatten die gewöhnliche Folge, daß mehrere Personen als angebliche Republicaner aufgegriffen und verhaftet wurden. Die Aufläufe fingen immer mehr an, eine Art von Geschichtskalender zu bilden. Der Jahrestag der Eroberung der Bastille mußte dießmal den Anlaß geben, die Erscheinung derselben am 14 Julius zu erneuern; es gab Todte und Verwundete, und die bewaffnete Macht agirte mit Erfolg gegen — dreifarbige Kokarden, rothe Nelken und graue Hüte, welche sämmtlich als aufrührerische Zeichen angegriffen wurden. Daß alle diese Straßentumulte nicht von politischer Bedeutung waren, darüber war man so ziemlich einverstanden. Sie bewiesen nichts, als eine mißtrauische Stimmung, den Drang zu Kraftäußerungen in einigen Ueberspannten, und was die Hauptsache war, das Daseyn einer Menge arbeitsloser Menschen. Indem man so ungeheure Gegenanstalten machte, bestärkte man die Unruhestifter in der Meinung von ihrer Wichtigkeit, reizte dadurch zur Wiederholung, erhöhte den Glauben an

ernsthafte Gefahr, störte das Vertrauen und den Verkehr, und erzeugte in der Ferne, sowohl in den Provinzen als im Auslande, nach und nach Ideen von Schwäche der Regierung und von Uneinigkeit der Nation. Wenn je diese Aufläufe eine politische Richtung und Leitung hatten, so lag ein großer Irrthum darin; man vergaß, daß eine Revolution die nothwendige Wirkung lange gesammelter Ursachen, der Ausbruch einer allgemein durchgedrungenen, auf das höchste gesteigerten Unzufriedenheit ist, und glaubte den Julius zu wiederholen, wenn man zusammenliefe und Laternen zerschlüge, d. h. eine Revolution durch ihre Symptome hervorzurufen. Das Ministerium war fast in derselben Meinung, wenn es so unverhältnißmäßige Streitkräfte gegen diese Aufläufe entwickelte, wie denn nach einem der letzten ein thatendurstiger Officier der Nationalgarde es beklagte, daß der gute Wille seiner Leute nur so Wenige zu bekämpfen gefunden hätte. Durch alles dieses wurde die Nationalgarde als getrennt vom Volke hingestellt, ihre Kraft, ihre Bereitwilligkeit und ihr Ansehen abgenützt, um am Ende nur Erbitterung und neuer Stoff zu Unruhen hervorgebracht. Das Ministerium benützte gern diese Erscheinung, um die Furcht vor Anarchie und republicanischer Verwirrung eindringlicher zu machen, der Versagung einer consequenten Entwicklung von anerkannten Principien ein Motiv unterzulegen, und durch beides Anhänger für sein System zu werben. Ueberhaupt zog es so viel Vortheil daraus, daß ihm seine Gegner sogar vorwarfen, diese Aufläufe künstlich zu verschaffen. Bei einer zufälligen Zusammenrottung, so sagten sie, läßt man Truppen ausrücken, zieht durch den Lärm Neugierige herbei, verstärkt den Zudrang durch ein Verbot des Besuchs gewisser Plätze, und endlich hört der ganze Tumult wieder auf, wenn er sich nach einigen Tagen ignorirt findet, und keinen Widerstand mehr entgegensetzen sieht.

Man hat diese Aufläufe als eine neue Erscheinung mit

dem neuen Ausdruck der Gaſſenoppoſition bezeichnet; dieſe Gaſſenoppoſition war jedoch unbedeutend gegen die Oppoſition der Preſſe, welche immer compacter gegen das Syſtem der Mittelſtraße ankämpfte. Außerhalb Frankreichs hat man gewöhnlich keinen allzugroßen Glauben an die franzöſiſchen Blätter als Organe der öffentlichen Meinung; man beruft ſich gegen ſie zuweilen auf die wahre Meinung der Nation, oder wenigſtens auf die der Provinzen im Gegenſatze von Paris. In dieſer Hinſicht bereitete ſich in Frankreich eine Veränderung vor, welche von Wichtigkeit werden könnte. Wie man überhaupt anfing, neben den politiſchen Intereſſen auch die materiellen mehr in die öffentliche Erörterung zu ziehen, ſo zeigte ſich auch eine Bewegung gegen den Centraleinfluß von Paris, wie z. B. gegen die wechſelnde Sendung von Präfecten, welche die Localintereſſen wenig kennen, und ſich weniger um das materielle Wohl ihrer Bezirke bekümmern, als um die Repräſentation des politiſchen Einfluſſes und Tones der Miniſter. Daß eine ſolche Stimmung vorhanden ſeyn muß, beweist unter Anderm die Machination der Carliſten im Süden, weche ſich daran anzuſchließen ſuchten, und von „Emancipation der Provinzen“ ſprachen. Aus einem ſolchen Geiſte mag ſich die Erſcheinung einer periodiſchen Preſſe in den Provinzen entwickelt haben. In den Bewegungen, welche durch das politiſche Leben Frankreichs gingen, zeigte der Ton dieſer Departementalblätter einen ſchnellen Wechſel zwiſchen den entgegengeſetzten Seiten; wenn in Paris Unruhen ſtatt fanden, ſchloſſen ſie ſich an das Miniſterium; wenn dieſe gewaltſamen Verſuche zurückgetreten waren, ſchloſſen ſie ſich wieder an die Sache der Bewegung an. Man kann in dieſem Umſtande die Stellung des Miniſteriums zur Nation ausgedrückt ſehen; es erhielt ſich durch die geſchickt an ſein Daſeyn geknüpften Erwartungen von Frieden und Ruhe, während Frankreich, deſſen unbeſchadet, die Conſequenzen der Juliustage wollte. Durch die ſtets wiederholten Angriffe

ließ ſich das Miniſterium ſogar verleiten, die Preßfreiheit nach dem alten Syſteme zu behandeln. In zwei Monaten zählte man nicht weniger als fünfzig Anklagen gegen Tagblätter, und es wurde behauptet, daß jene anderthalb Millionen, welche angeblich für eine außerordentliche geheime Polizei beſtimmt waren, zur Bezahlung und Miethe miniſterieller Blätter verwandt worden ſeyen. Alſo auch hier ein Bewußtſeyn von Unpopularität, eine Erinnerung an die Reſtauration, und eine Vertheidigung nicht gegen die Urſachen, ſondern gegen die Symptome der Unzufriedenheit.

Die Oppoſition zeigte ſich übrigens deutlich genug auch außerhalb der Preſſe. Der Ungehorſam des Militärs in Tarascon war eine politiſche Oppoſition; ebenſo opponirten die Gerichte, indem ſie die politiſchen Angeklagten gewöhnlich freiſprachen und dem Miniſterium damit ſtillſchweigend eine ungegründete Beſorgniß oder eine ungerechte Verfolgung zuſchrieben; endlich zeigte ſich die Oppoſition auch darin, daß man Gunſtbezeugungen des Miniſteriums, ja ſelbſt Ehrenlegionskreuze, ausſchlug, wie dieſes von dem Grafen Chevigné, Oberſten der Nationalgarde in Rheims, und von dem Unterpräfecten Poiſſon geſchah. Noch bleibt eine andere Oppoſition zu erwähnen: es iſt nur die Oppoſition eines einzigen Mannes, aber dieſer Mann iſt Lafayette, der alte Heros geſetzlicher Freiheit. Sein Schreiben vom 13 Junius an die Wähler von Meaux kann als ein wahres Manifeſt gegen das Miniſterium gelten, und da die Meinung eines Lafayette nach ſeiner politiſchen Stellung mehr iſt, als die bloße Meinung eines Einzelnen, ſo heben wir einige Stellen aus. Wir finden darin zuerſt einen Aufſchluß über das ſo oft angeführte und beſtrittene „Programm des Stadthauſes,“ deſſen Erfüllung er in Anſpruch nimmt. „Nach dem „Beſuche, ſchreibt Lafayette, den der neue Reichsſtatthalter, „von den Deputirten begleitet, auf dem Stadthauſe ge„macht hatte, glaubte ich in der Autorität und dem Ver-

„trauen, womit mich das Volk bekleidet hatte, das Recht „und die Pflicht zu finden, mich im Namen dieses Volkes „offen gegen den vorgeschlagenen König zu erklären. Sie „wissen, sagte ich zu ihm, daß ich Republicaner bin, und „die Constitution der Vereinigten Staaten als die vollkom„menste betrachte, die je existirte. — Ich denke wie Sie, „erwiederte der Herzog von Orleans, man kann unmöglich „auch nur zwei Jahre in Amerika zugebracht haben, ohne „dieser Ansicht zu seyn; aber glauben Sie, nach der Lage „Frankreichs und nach der allgemeinen Meinung, daß es für „uns gut ist, sie anzunehmen? — Nein, erwiederte ich, was „das Volk heute bedarf, ist ein volksthümlicher Thron, um„geben von republicanischen, durchaus republicanischen In„stitutionen. — Ganz so meine ich es auch, entgegnete „der Prinz. — Diese gewichtige Verpflichtung, die man „aufnehmen wird, wie man mag, die ich indessen bekannt „zu machen mich beeilte, vereinigte vollends sowohl dieje„nigen um uns, die gar keinen Monarchen, als diejenigen, „die einen ganz anderen wollten, als einen Bourbon.“

Man sieht aus diesem Document, daß damals Bedingungen gemacht wurden, und daß Lafayette, wenn man ihm mit Recht nicht bloß republicanische Ideen, sondern Plane zu einer Republik zuschriebe, damals sie hätte ausführen müssen und ausführen können. Uebrigens soll dieser Brief die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit enthalten; die „Tribune,“ sich auf namentliche Zeugnisse berufend, legte dem Herzoge noch die Aeußerung bei: Bei dem gegenwärtigen vorgerückten Stande der Bildung in Frankreich kann ich das Königthum bloß als eine erbliche Präsidentschaft betrachten.

Lafayette erklärt weiter, er gehöre keineswegs unter diejenigen, welche glaubten, daß die Revolution keine Früchte getragen hätte; er zählt diejenigen Maßregeln auf, in welchen er das Princip jener Bedingungen erfüllt sieht, und rügt dann die Fehler gegen dasselbe, namentlich in dem Gemeinde-

gesetz

gesetz, das in einigen despotischen Staaten republicanischer sey, so wie in dem Wahlgesetze, das mit einem strengen Census die Intelligenz ausschließe, und sieben- bis achtmal weniger Wähler aufstelle als das aristokratische England bei geringerer Bevölkerung. Indem er darauf aufmerksam macht, daß die Bahn des Julius verlassen sey, bemerkt er zugleich, daß man durch Einlenken die Regierung, die Freiheit, die Ruhe und die Ehre noch sicher stellen könne, und daß die Wahlen darüber entscheiden würden. Hier gibt er ein interessantes Bild des Ministeriums Perier. „Als jenes Königthum umgestoßen wurde, das Tags zuvor noch für heilig und legitim galt, vereinigte die damalige Opposition „Männer, die die Restauration gewünscht oder ihr gedient „hatten, oder sich anschickten, ihr zu dienen; ferner Leute, „die an das frühere, noch weniger liberale Regiment gewöhnt „waren, Aristokratien verschiedener Art — Alles zweifelsohne „sehr achtungswerthe Leute, und einige darunter meine persönlichen Freunde, deren politische Fiber sich jedoch besser „mit den Unvollständigkeiten einer durch Gnade bewilligten „Charte, als mit den Folgen einer Volksfreiheit vertrug, „und denen die Revolution weit mehr gebracht hatte, als sie „haben wollten. Auf der andern Seite sah man freiheitsungeduldige Patrioten, die mit dem Volke sympathisirten, „und sich nicht überzeugen konnten, daß das Blut von 6000 „Tapfern mit dem Erfolge einer Quasirestauration, deren „Doctrinen man zurückzuführen trachtete, hinlänglich bezahlt „sey; Männer, welche die öffentliche Ordnung nicht in den „Vorurtheilen und Vorrechten einer kleinen Anzahl, sondern in der Befriedigung und Unterstützung der nationalen „Masse suchten. Zwischen diesen beiden Systemen „haben die Wähler zu wählen.“

Wir können es uns nicht versagen, auch das gekränkte Ehrgefühl Lafayette's in seiner Abweisung von Verunglimpfungen sprechen zu lassen. „Mich, sagt er, den alten

„standhaften Verfechter, das ergebene Opfer, den neuerstan-
„denen Soldaten der auf Freiheit gestützten Ordnung, mich,
„der ich ohne Rücksicht und Parteisucht zu allen Zeiten das
„Verbrechen brandmarkte, die Unterdrückung bekämpfte, und
„mich niemals vor der Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit
„des Volkes beugte, mich wird gewiß Niemand, der ein
„wenig Gedächtniß und gesunden Verstand hat, für einen
„Feind der öffentlichen Ordnung halten wollen. Mir also,
„der ich die Anarchie verabscheue, und die stattgefundenen
„Unordnungen beklage, kommt es zu, Einsprache zu thun ge-
„gen den Schluß, den man daraus ziehen wollte, um vor
„jener Vervollständigung unserer Freiheit Besorgnisse zu er-
„wecken." Lafayette berührt auch die äußere Politik und glaubt, nach den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts, so wie nach der beiderseitigen Ueberzeugung, daß die französische Freiheit schon durch ihr bloßes Daseyn zu einer Propaganda werde, an keine aufrichtige Aussöhnung oder Möglichkeit des Friedens zwischen dem göttlichen Rechte und der Volkshoheit. Noch weniger möchte er an eine „eben so unsinnige als verbrecherische Politik" glauben, welche versuchen wollte, „sich
„im Schoße der antifranzösischen Allianz zu legitimiren,
„indem sie die Fortschritte der Freiheit in Frankreich zu hem-
„men und fremde Kreuzzüge gegen die Freiheit zu dulden ver-
„spräche."

Wir haben darum geglaubt, diesem Schreiben so viele Auszüge entnehmen zu müssen, weil es gewissermaßen ein Actenstück der öffentlichen Meinung ist, die Autorität eines bewährten Namens für sich hat, und das hellste Licht in die ganze Bewegung der Wahlen fallen läßt. Casimir Perier hatte im Namen der Einigkeit Spaltung bewirkt, und es war nicht sein Verdienst, daß er nicht im Namen des Friedens einen Angriffskrieg auf Frankreich zog. Da er einmal von dem Wunsche des Friedens sein inneres System abstrahirt hatte, so mußte er denselben, wie besonders die Schwä-

che in der italienischen Angelegenheit zeigte, um jeden Preis wollen, nicht nur weil der Krieg sein inneres System und sein Ministerium umgeworfen hätte, sondern auch darum, weil die auswärtigen Mächte dieses Verhältniß sehr wohl kannten und zu benützen wußten. Er hatte die doppelte Aufgabe übernommen, nach Außen die Revolution abzubitten und den Absolutismus die Gefahr derselben vergessen zu lassen, und zu gleicher Zeit nach Innen eine Bewegung aufzuhalten, die doch er weder gemacht noch beherrscht hatte. Unter diesen Umständen schien Perier in den Umtrieben der Karlisten keine Opposition gegen sein Ministerium zu sehen; auch zeigte er ihnen niemals die so oft von seinen Freunden ihm nachgerühmte Energie. Die Karlisten selbst waren weniger für Karl X, dessen Person sie nicht mit den Waffen vertheidigt hatten, und auch jetzt nicht für einen nothwendigen Theil ihrer Sache hielten, als vielmehr für die Privilegien eines zwischen das Volk und den Thron gesetzten Standes. So mochte Perier in ihnen einen Hebel für seine Tendenz oder ein brauchbares Werkzeug gegen gemeinschaftliche Gegner erblicken, nutzbare Freunde, die den Frieden mit der heiligen Allianz nicht compromittirten, und dem politischen Systeme des Ministeriums nicht direct entgegenstanden. Wenn es scharfsinnig von ihnen war, in der Perierschen Mittelstraße einen Weg zu ihrem Ziele zu entdecken, so war dieß schmeichelhafter für sie, als für den Minister, und über keine Blöße desselben ist man eifriger hergefallen, als über diese. Wiewohl man zugeben mag, daß die niedern Stände des Südens, als bloße Verführte des Karlismus durch eine politische Schonung beruhigt werden konnten, so durfte doch diese Schonung niemals zur Schwäche werden. Statt dessen erschienen fortgesetzte und fast ungehinderte Versuche, der Juliusregierung auf alle Arten, theils durch offene Feindseligkeit, theils durch schleichende Ränke entgegen zu arbeiten. Die Geistlichkeit hatte sich schon gegen die Feier

des Namensfestes von Ludwig Philipp gesträubt; der Tod des Bischofs Gregoire, der am 28 Mai erfolgte, gab in Paris selbst einen weitern Anlaß zu ärgerlichem Streite, worin alle Gehässigkeiten und hohen Ansprüche aus der alten Zeit erneuert wurden; die Regierung mußte beinahe Gewalt brauchen, um den Trauergottesdienst für den von Priesterhaß Verfolgten durchzusetzen. In der Vendée führte der Karlismus förmlich den kleinen Krieg, Banden von Chouans durchzogen die Provinz, lieferten kleine Gefechte, und wurden durch keine Verfolgung völlig unterdrückt. Ein gewisser Karlistenführer Diot erlangte sogar Namen und Wichtigkeit, und die Bewegungen dauerten fort, obschon die Regierung bedeutende Truppenmassen im Westen concentrirte, und im Mai den General-Lieutenant Bonnet zum außerordentlichen Commissär in drei Militärdivisionen ernannte. Im Junius fanden Unruhen in Nimes statt, im Julius in Montpellier; die Priester arbeiteten ungestört für das, was sie die Religion nannten, und den drei Farben des Julius setzten sich die Farben des Wunderkindes, das Weiß und Grün Heinrichs V, entgegen. In Verbindung damit erschien eine Reise der Herzogin von Berry auf dem Continent, deren Ziel nicht Italien, wie man angab, sondern das südliche Frankreich seyn sollte; in Paris zeigten sich auf Einmal Fünffrankenstücke mit dem Bilde Heinrichs V, der nach einem Witze der Pariser in effigie conspirirte. Dieß waren die Bewegungen, welche eine unangenehme Spannung unterhielten, und der französischen Regierung etwas von dem Glauben an ihre Stärke entzögen, während Perier einen politischen Charakter derselben durchaus abläugnete.

Am 22 Junius erschien eine Ordonnanz, welche die Kammern auf den 23 Julius einberief, früher, als die erste Bestimmung, sey es bloß aus financiellen Gründen, sey es wegen der Gerüchte, welche Unruhen auf die Jahrestage des Julius ankündigten. Nun warf sich die ganze politische

Bewegung auf den Erfolg der Wahlen, die Tendenz personificirte sich, und ging in einzelne Streitfragen, namentlich in die von der Erblichkeit der Pairie über. Da die Mehrzahl der Wähler den Wahlcandidaten vorher ein Glaubensbekenntniß über diesen Streitpunct, und damit nach der Lage der Verhältnisse eine stillschweigende Verpflichtung gegen die Erblichkeit abnahm, so entsprang aus dem ersten Streite noch ein anderer über die Natur des Mandats. Die Opposition gegen eine erbliche Pairschaft konnte nirgends volksthümlicher seyn, als in Frankreich, wo der Widerwille gegen Vorrechte, und die Liebe zur Gleichheit in der Gesellschaft vorzugsweise einheimisch ist. Man wollte weder die Repräsentation eines besondern Standes, noch einige hundert kleine Legitimitäten, wie man die Mitglieder der Pairskammer nannte. Perier, der mit Mißfallen den Erfolg kommen sah, suchte noch so viel als möglich die bedrohte Erblichkeit zu halten, ohne jedoch sein ministerielles Schicksal daran zu binden; auch mußte er den Vorwurf hinnehmen, daß er die Beibehaltung der alten Pairie nach Außen versprochen habe. Das Ministerium ging so weit, selbst durch kriegerische Artikel in seinen Blättern um Popularität und Einfluß bei den Wahlen zu werben, zog sich aber schnell zurück, sobald sie nachtheilig auf die Renten wirkten. Ueberhaupt strengte man von beiden Seiten alle Kräfte an, um auf die Wähler zu wirken; es wurden unentgeldlich politische Blätter ausgetheilt, und die Opposition verbreitete eine Menge kleiner Biographien von Wahlcandidaten, in welchen anstößige Puncte aus ihrem frühern Leben ausgehoben waren. Vor dieser Wahlbewegung trat alles Andere zurück, oder nahm von ihr eine Farbe an. Der Krieg mit Portugal war noch nicht beigelegt; auch war er kein eigentlicher Krieg, da ihn die Franzosen auf Kapereien portugiesischer Handelsschiffe beschränkten, sondern eine Mitte zwischen Frieden und Krieg; in Italien waren die Oestreicher noch nicht zur Räumung des Kirchenstaates gekommen; in

Algier hatten die Franzosen noch fortwährend zu kämpfen, und diese schöne Eroberung war weniger eine Colonie, als ein Waffenplatz in Feindes Land. Mit Rußland hatte ein Notenwechsel statt, welcher interessant, aber auch nichts weiter als bloß interessant war. Das officielle Journal von Petersburg hatte unter dem 28 Mai gesagt: „Die Souveraine „und ihre Verwaltungsbehörden werden jetzt mit den höchsten „Anstrengungen die schrecklichen Uebel wieder gut zu machen „haben, welche der Liberalismus im Namen der Aufklärung „herbeiführte. Diese Aufgabe, welche der Kaiser mitten un„ter den Sorgen des Kriegs schon zu lösen beginnt, wird er „ganz erfüllen, wenn der Dämon der Anarchie aus seinem „Reiche vertrieben seyn wird.“ Als dieser Artikel nach Paris gelangte, erklärte der Moniteur, daß derselbe schnelle, offene und vollständige Erläuterungen nöthig mache, und daß diese gefordert worden seyen. In Folge derselben erschien eine russische Antwort, welche einen sehr herabgestimmten Ton dieses Cabinets zeigte, in demselben Petersburger Journal in folgenden Ausdrücken: „Niemals haben wir die Re„gierung Sr. Maj. des Königs Ludwig Philipp, und den „Vernünftigen und aufgeklärten Theil der französischen Na„tion mit den Feinden des Friedens und der öffentlichen Ord„nung verwechselt. Eine Widerlegung ihrer Diatriben war „unvermeidlich; sie sollte und konnte in nichts die Würde des „französischen Cabinets, noch Frankreichs Nationalehre ver„wunden. Ebensowenig vermochte sie die Verhältnisse der „Freundschaft zu stören, die zwischen beiden Ländern be„stehen.“

Die Wahlen gaben zugleich einen praktischen Commentar zu den Beschränkungen des Wahlgesetzes ab: 450 Deputirte waren zu ernennen, es erschienen 902 Bewerber, und sonach hatte Frankreich, oder vielmehr die wählenden Classen Frankreichs hatten die volle Freiheit eine Wahl unter zweien zu treffen. Daher wurde den Deputirten schon zum Voraus

zugerufen: „ihr repräsentirt nicht das Volk, sondern Euch, Euch selbst, seit 16 Jahren." Unter solchen Verhältnissen konnte man die Wahlen nicht als eine Berufung an den Nationalwillen, und ihr Ergebniß nicht als eine Entscheidung desselben ansehen; darum stritt man über den in den Wahlen liegenden Ausdruck, und sämmtliche Parteien schrieben sich einstweilen den Sieg zu. Uebrigens zählte man, daß ⅘ von der alten Kammer wieder gewählt worden seyen. Am 23 Julius wurde die Sitzung eröffnet, welche einen so wichtigen Einfluß auf die französischen, und mittelbar auf die europäischen Verhältnisse haben sollte; es geschah mit einer Thronrede, welche mit vielen Worten wenig sagte, und einen neuen Beitrag zur Widerlegung des Glaubens lieferte, als müsse eine Thronrede zur Bequemlichkeit der Politiker den Geist einer Regierung in Kürze handgreiflich machen. Der Geist muß aus den Handlungen, nicht aus den Worten abgezogen werden, die Thronreden aber sind diplomatische Actenstücke, desto kunstvoller, je weniger sie sagen, je weniger sie den Sprechenden binden. Wenn man die auf Effect berechneten Stellen bei Seite ließ, so sprach die Thronrede neuerdings von dem Frieden, von dem Traum einer allgemeinen Entwaffnung, von dem Festhalten des bis dahin befolgten politischen Systems. Höchst diplomatisch war die Stelle über den polnischen Kampf: „Ich habe mich bestrebt, „das Ende desselben zu beschleunigen; nachdem ich meine Ver„mittlung angeboten, habe ich auch die großen Mächte dazu „aufgefordert. Ich habe dem Blutvergießen Einhalt thun, „Europa vor der Geißel der Ansteckung, welche der Krieg „fortpflanzt, bewahren, und hauptsächlich Polen, dessen „Muth die alte Zuneigung Frankreichs wieder erweckt hat, „jene Nationalität sichern wollen, die der Zeit und ihren „Wechselfällen widerstand." Sonst hatte die Thronrede alle Karten gesammelt, und spielte auf Einmal ihre Trümpfe aus: die Räumung der römischen Staaten von Oestreich, die Schlei-

fung belgischer Festungen, wogegen nachher der belgische Moniteur Einsprache that, und den Triumph der französischen Flotte vor Lissabon, welche am 11 die Einfahrt in den Tajo und die Annahme der französischen Bedingungen erzwungen hatte. Die Pairskammer, welche am 25 ihre erste Sitzung hielt, umgab sich dabei mit einer theatralischen Aufführung; man steckte 50 östreichische Fahnen auf, Trophäen von Ulm, welche Napoleon 1805 dem Senat geschenkt hatte, und begleitete dieses Spiel mit einem passenden Dialog. Unterdessen wurde der bevorstehende geistige Kampf noch vertagt, und die Juliustage mit einem Aufwande von Anstalten als Nationalfest begangen. Die sterblichen Reste der an jenen Tagen „in Vertheidigung der Gesetze und der Freiheit für das Vaterland gefallenen Bürger" wurden im Pantheon beigesetzt, und auf dem Platze der Bastille ein Monument errichtet. Noch einmal vereinigte die Erinnerung an die Julius-Revolution alle Bürger in Einigkeit und erneuter Begeisterung; eine falsche Siegesnachricht von Polen erscholl vielleicht aus Berechnung, jedenfalls mit großer Wirkung, in das Geräusch dieser Jahresfeste. Bezeichnend in dem Ganzen erschien der etwas zurückgeschobene Lafayette und der Volksruf: Es lebe Lafayette! Es lebe Polen! Aber hier, wo eine constitutionelle Krisis in der Kammer beginnt, endet der Raum dieser Uebersicht.

Während das Festland von einer geistigen Bewegung durchzogen ward, zuckte auch in England die Fortsetzung einer gleichen Erscheinung. Dieses alte Vaterland der Freiheit, seit langer Zeit in einem Schein abgeschlossener und vollendeter Institutionen ruhend, fing an, einen zurückkehrenden Einfluß der jüngern Freiheiten zu fühlen, welche bisher von der großmütterlichen Englands gelernt hatten. Obschon ein abgesondertes Eiland, das sich auch in geistiger Hinsicht insularisch zu halten pflegte, fühlte es doch den Andrang der geistigen Fluth, und auch jenseits des Canals erschien

der Kampf zwiſchen alter und neuer Zeit, zwiſchen Recht und Vorrecht, dort in der wichtigen Angelegenheit der Reform repräſentirt. Doch trägt dieſer Kampf ſeinen eigenen Charakter; denn die Reform ſtützt ſich nicht nur auf die öffentliche Meinung, ſondern zugleich auf die Regierung. Gegenüber ſteht nur die Ariſtokratie in Feindesreihen, aber es iſt auch die mächtigſte Ariſtokratie in Europa. Deſſen ungeachtet iſt der Kampf wie zum Voraus entſchieden, und koſtet faſt nichts als Zeit. Wohl hörte man auch hier Drohungen von Gewalt bei den Blättern in Beſorgniß einer Revolution eingekleidet, Drohungen von Steuerverweigerung und andern Mitteln der äußerſten Nothwehr: allein die ruhige Kraft des allgemeinen Volkswillens imponirte hinlänglich durch ſich ſelbſt, und die Partei des Alten gewöhnte ſich allmählich an den Gedanken eines Opfers. Die allgemeine Frage der Reform war ſchon am 22 März mit einer Majorität von 3 Stimmen im Unterhauſe angenommen worden; ein Sieg, der ſo wenig imponirte, daß er nicht viel von einer parlamentariſchen Niederlage verſchieden war. Auch gaben die Gegner der Reform ihre Sache noch keineswegs verloren, und das Parlament vertagte ſich, ehe es zu einer definitiven Entſcheidung kam, auf den 12 April. Die Debatten vom 12 bis zum 19 trugen wieder die ganze Farbe jener Heftigkeit, welche das angegriffene materielle Intereſſe ſtets den Forderungen des Gemeinwohls entgegenſetzt. Dieſelben Intereſſen erzeugen dieſelbe Taktik: die Bevorrechteten bezeichneten auch hier den Verſuch einer Verbeſſerung als revolutionär, und der Untergang eines ariſtokratiſchen Privilegiums war ihnen gleichbedeutend mit Anarchie. Am 20 und 21 verlor das Miniſterium, in zwei Abſtimmungen, an welche die Sache der Reform geknüpft war, wovon die eine nicht einmal dieſen Gegenſtand ſelbſt betraf, die Majorität, und nun handelte es ſich um Rücktritt deſſelben oder um Auflöſung des Parlaments. Die Gegenparthei ſträubte ſich mit

den letzten Kräften gegen diese Auflösung, und ließ selbst den drohenden Vorwurf des Hochverraths dagegen fallen. Die Regierung, stark durch die Uebereinstimmung mit der Nation, hielt fest an dem großen Werke, und der König selbst bewies eine würdige Entschlossenheit: am 22 April erschien er in Person in dem Oberhause, um das Parlament „mit der Absicht unverweilter Auflösung“ zu prorogiren, und erklärte dadurch die Berufung an den Willen der Nation. In beiden Häusern fanden an diesem Tage tumultuarische Auftritte statt, selbst in England auffallend, wo man durch Volkscharakter und durch die auch in Ausbildung der Individualität sichtbare Freiheit an eine gewisse Derbheit gewöhnt ist. Die gröbsten Ausfälle gegen das Ministerium stritten sich um den Vorrang, brüllende Redner suchten einander zu überschreien, im Oberhause nannte man die Minister schlechter als Polignac, und die Zeitungen mußten nachher ernstlich versichern, daß es nicht bis zu Thätlichkeiten gekommen sey. Dieser Tumult dauerte noch fort, während schon die Artilleriesalven die Annäherung des Königs verkündigten, und kaum stellte sich bei seinem Eintritt in den Saal des Oberhauses die Ruhe und der Anstand wieder her. Am 23 April erschien die Proclamation der Auflösung, die Anordnung neuer Wahlen ging durch das ganze Reich, und der allgemeine Jubel der Nation begleitete diese Maßregeln.

Die Zwischenzeit wurde von allen Parteien benützt, um ihre Kräfte in Bewegung zu setzen. Eine hochwichtige in alle Verhältnisse tief eingreifende Veränderung war in den Geburtswehen, die Wahlen zeigten die höchste Aufregung. Wenn man diesen plötzlichen Aufschwung mit der bis auf einen unglaublichen Grad gestiegenen Größe des Uebels vergleicht, so muß man sich in der That wundern, daß das alte System der Repräsentation nur bis dahin sich halten konnte. Der Handel mit Parlamentsstellen war so offenkundig, daß nichts als die Form einer eigentlichen Versteigerung an den

Meistbietenden fehlte; die Bestechung war zu alltäglich geworden, um noch durch die Scham verhindert zu werden, ja, man konnte selbst in dem Parlament von Beispielen solcher Ehrlosigkeit sprechen, ohne daß der Betheiligte sich die Mühe nahm, böse zu werden. Mit Einem Wort, die englische Nation hatte bisher keine wahre Repräsentation gehabt, als in der freien Presse: auf Einmal sehend geworden, setzte sie auch auf Einmal Alles daran, das erkannte Gut zu erlangen. Auch stand die Erlangung desselben mit den materiellen Interessen in innigem Zusammenhang. Die corrupte Repräsentation hatte der Nation eine Staatsschuld aufgeladen, die mit einer wahren Volksvertretung unmöglich geblieben wäre; sie hatte dadurch die innern, wie die äußern Verhältnisse mit einem unentfernbaren Druck belastet; die Reform mußte gegen eine Erneuerung so grober Staatssünden sicher stellen. Außerhalb Englands erwartete man auch einen Einfluß der Reform auf die auswärtige Politik und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß im Gefolge einer wahren Volksrepräsentation jene Krämer-Berechnung aufhören werde, welche die englische Politik in den Fesseln der Engherzigkeit und der Selbstsucht gefangen hält. In dem Handelssysteme war man zum Theil von jenen ausschließenden Grundsätzen zurückgekommen, welche den Vortheil Englands nur in dem Schaden der andern Völker sahen: vielleicht war die Reform dazu bestimmt, auch in die Politik eine größere Idee einzuführen.

Der König für seine Person, wie die Regierung, stellte dabei ein musterhaftes Beispiel auf, wie man der Revolution die Reform entgegensetzen, wie man in einem wahrhaft konstitutionellen Systeme den Sieg der Vernunft in würdiger Ruhe durchführen muß. Die Aristokratie auf der andern Seite, unverbesserlich in Vorurtheilen, suchte starrsinnig einen Theil ihres Besitzes, selbst auf die Gefahr hin, das Ganze zu verlieren, festzuhalten, und trotzte zu gleicher Zeit der

Regierung und der Nation. Auch die Hochkirche schloß sich an diese Opposition, wohlbewußt, daß auch ihre Vorrechte auf einer gleichen Grundlage ruhten. Dieß waren jene angeblichen Stützen des Throns und der Ordnung, welchen die brittische Verfassung eine so große Macht eingeräumt hatte. Beide mußten sinken mit der Reform, und mit dieser nahte eine Wiederherstellung des Gleichgewichts unter den drei Gewalten, jener zuerst in England geschaffenen Staatseinrichtung. Die Nation bewies in den Wahlen, daß sie die ganze Bedeutung der Reform, die Schmach des bisherigen Zustandes, und die Nothwendigkeit, mit einem Mal energisch zu verbessern, sehr gut erkannt hatte. Vergebens wandte die Aristokratie ungeheure Geldsummen auf, um mit ihrem Einfluß durchzudringen, auch die Gegenseite eröffnete Subscriptionen, um die Wähler zu Gunsten der künftigen Unbestechlichkeit zu — bestechen. Der Patriotismus bedurfte solcher Mittel nicht. Die weit überwiegende Mehrheit der Wahlen, selbst noch in den Banden des alten Wahlsystems, fiel für die Sache der Reform aus, und aus der Folge dieser Siege konnte man zum Voraus auf den Haupttriumph im Parlament schließen. So gehörten z. B. von sämmtlichen Repräsentanten der Grafschaften in England und Wales nicht mehr als 6 zu den Gegnern der Reform, und die Freunde derselben mochten leicht einen Abgang verschmerzen, wie der des bekannten Hunt war, weniger ein Gewinn, als ein Makel für die Partei, zu welcher er überging. Die Bewegung dieser Wahlen, als die am nächsten liegende, zog fast alles Interesse auf sich allein, und darunter verloren sich auch die irländischen Angelegenheiten, welche kurz vorher so viel Aufsehen gemacht hatten. O'Connell schien seinen Frieden mit dem Ministerium gemacht zu haben, und es waren die irländischen Mitglieder gewesen, welche vor der Vertagung des Parlaments eine Majorität für die Reform durch ihren Ausschlag entschieden hatten. In Irland waren keine poli-

tischen Unruhen, aber eine fürchterliche Hungersnoth wüthete unter seiner armen Bevölkerung, und führte an mehreren Orten zu gewaltthätigen Auftritten; in einer einzigen Grafschaft zählte man bis auf 150,000 Menschen, welche der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt waren. Es wurden außerordentliche Mittel angewandt, welche jedoch nicht in den Waffen, sondern in Unterstützungen und Subscriptionen bestanden.

Am 21 Junius wurde das Parlament eröffnet, und die Bewegung ging aus den Wahlen auf parlamentarischen Boden über. Die Thronrede war nichtssagend und hielt sich geschickt in allgemeinen Ausdrücken, so daß nachher auch die Adressen der Erwiederung sich in denselben Gränzen einer bloßen Ceremonie bewegen mußten; es war eine Auswechslung konventioneller Formen, in welcher sich Ministerium und Parlament gleichsam ihre Visitenkarten übersandten. Doch beschrieb die Thronrede wenigstens den gewöhnlichen Cyclus durch die europäischen Staaten und das Innere; die unglückliche Lage Irlands, das Verhältniß mit dem eben gedemütigten Portugal, die drohende Annäherung der Cholera, Alles fand seine Stelle; über die belgischen Angelegenheiten eröffnete der König, daß sie noch zu keinem Schlusse gebracht wären. Für Polen fand sich nur im Vorübergehn eine dürftige Erwähnung in der „Hoffnung, daß trotz der bürgerlichen Be„wegungen, welche einige Theile Europa's in Unruhe ver„setzten, und trotz des gegenwärtig in Polen be„stehenden Kampfes der allgemeine Friede erhalten werden „würde.“ Darauf folgte eine Erklärung, daß des Königs äußerste Sorge stets auf Erhaltung dieser Wohlthat gerichtet seyn würde; auch die gewöhnliche Versicherung von der vollständigsten Uebereinstimmung unter den Mächten fehlte nicht. Ueber die bürgerliche Bewegung in England selbst äußerte sich die Thronrede folgendermaßen: „Da ich zu jener Maßregel“ (der Auflösung des Parlaments) „gegriffen hatte, um die Mei-

„nung meines Volkes über die Räthlichkeit einer Reform in „der Repräsentation kennen zu lernen, so habe ich nun diese „wichtige Frage Ihrer schleunigen und aufmerksamsten Erwä„gung zu empfehlen, überzeugt, daß Sie in allen Maßre„geln, die Sie zu deren Lösung vorschlagen mögen, sorg„fältig an den anerkannten Grundsätzen der Constitution hal„ten werden, durch welche die Prärogativen der Krone, die „Autorität beider Häuser des Parlaments und die Rechte und „Freiheiten des Volks gleichmäßig gesichert sind." Eine Erläuterung zu der Stelle von den anerkannten Grundsätzen der Constitution lag in der Rede, mit welcher Lord John Russell die dießmalige Vorlegung der Reform-Bill begleitete. Er stützte sich darin auf den beständig ausgesprochenen Grundsatz von Freiheit der Wahlen, und berief sich auf frühere Beispiele von Aenderungen in der Constitution; gegen die Vorwürfe, welche man den letzten Wahlen gemacht hatte, erwiederte er, daß die Wahlen allerdings von einer Leidenschaft beherrscht worden seyen, allein es sey die Leidenschaft der Vaterlandsliebe gewesen. Die Reform-Bill war in abgesonderte Entwürfe für England, für Irland und für Schottland getheilt, von welchen die beiden ersten noch im Junius, die letzte am 1 Julius vor das Parlament gebracht wurde. Das Ministerium hatte einige unwesentliche Veränderungen in dem Gesetzesentwurfe vorgenommen; in der Hauptsache erklärte es seinen unveränderten Entschluß, die Reform mit allen seinen Kräften zu unterstützen, und mit ihr zu stehen oder zu fallen. Die Gegner der Reform hatten so ziemlich die Ueberzeugung gewonnen, daß eine vollständige Versagung zu nichts Anderm, als einer Revolution führen würde, und richteten daher ihre Anstrengungen auf den doppelten Zweck, die Reform auf einen kleinern Umfang einzuschränken, und wo möglich durch eine auf irgend eine Art gewonnene Majorität das Ministerium zu stürzen. Die Taktik derselben ging daher besonders auf Verzögerung, und äußerte sich theils

in immer neuen Vorschlägen von Amendements, theils in der durchgesetzten Verfahrungsart, alle Flecken, welche das Wahlrecht verlieren sollten, einzeln dem Alphabet nach in die Discussion zu bringen. Was die Amendements betraf, so kannte das Ministerium seine Aufgabe, die Majorität für die Reform, welche bei dem Beschlusse der zweiten Verlesung im Unterhause 136 Stimmen betrug, zusammen zu halten, und sie zu überzeugen, daß eine Abweichung von dem ministeriellen Vorschlag, wenn auch zum Zweck der Verbesserung eines einzelnen Punctes, das Schicksal des Ganzen aufs höchste gefährden würde. In dieser Rücksicht war der Widerstand gegen die Versuche der Reformgegner vom Erfolg begleitet; die Verzugs-Plackereien aber konnte man nicht los werden, und der parlamentarische Kampf verlängerte sich ohne Entscheidung. Die Reform-Bill war beständig im Gang, aber sie kam nur in kleinen Schritten vorwärts. Indessen dienten die hartnäckig wiederholten Versuche ihrer Gegner nur dazu, bei jeder neuen Abstimmung ihre Minorität von Neuem sehen zu lassen; selbst ihr bester Führer, R. Peel, schien einmal müde zu werden, und sich von seiner Partei zurückziehen zu wollen.

Auch die Reform, wie jede politische Frage dieser Zeit, hatte eine europäische Bedeutung. Ein Sieg der Reform gab England die Aussicht, durch die damit gewonnene innere Stärke seine Macht gegen Außen zu steigern. Aber während der Dauer dieser Krisis mußte das Gegentheil erfolgen. Großbritannien, ohnedem durch die Last seiner Staatsschuld an freier Bewegung gehindert, konnte jetzt um so weniger einen Krieg in Europa wollen, da in seinem Innern ein Kampf der höchsten Interessen und eine Hauptveränderung in der Staatsverfassung seine volle Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Diese Stellung Englands äußerte den größten Einfluß auf das Festland, wie denn überhaupt England von dem Sturze Napoleons die besten Früchte gepflückt

Digitized by Google

hat, und von jener Zeit an mit vorwiegendem Ansehen in Europa aufgetreten ist. Die englische Politik, durch die Angelegenheit der Reform veranlaßt, auf alle Weise einen allgemeinen Krieg zu hindern, stellte zu diesem Zweck den Namen Englands dem von Frankreich an die Seite, und erhielt dadurch, ohne sich zu binden, das Gleichgewicht von beiden Seiten in der Schwebe. Die englische Nation, welche bisher auch in Sachen der europäischen Freiheit ihre Partei niemals nach einer Sympathie mit politischen Principien genommen hatte, war jetzt nach langer Zeit zum erstenmal in eine innere politische Krisis und in eine demokratische Richtung gegen ein historisches Recht versetzt. Von diesem Augenblick an war die Nation durch den Sinn gleicher Bestrebungen in einer moralischen Allianz mit Frankreich, und wiederholte ein Verhältniß, das auf dem Festlande schon öfter erschienen war. Zugleich fanden sich die beiden Nationen auch in einem gemeinschaftlichen Feinde zusammen. Die Gegner der Reform knüpften ihre Sache aus natürlichen Gründen an eine Feindschaft gegen die französischen Principien, und wenn sie Sieger wurden, so war England ein Mitglied der Coalition für das System der Legitimität: die Frage über die Reform griff daher unmittelbar in die Frage über Krieg oder Frieden ein. Wie sehr der Kampf gegen die Reform diese politische Farbe trug, erhellt besonders aus der Sprache, welche im Oberhause geführt wurde. Wellington enthüllte am offensten die Absichten seiner Partei, und scheute dabei keine Consequenz. Der Zustand Europa's, sagte er unter Anderm, ist vor den unglücklichen Ereignissen der Pariser Revolution vortrefflich gewesen; von Spanien war er so kühn, den Ausdruck zu gebrauchen: es ist, so viel mir bekannt, ruhig und, wie ich glaube, im Allgemeinen glücklich. In der Sitzung vom 24 Junius, wo er auf Anerkennung Don Miguels drang, warf er die Unterbrechung des langen Friedens der Julius-Revolution vor, die er nicht näher be-

bezeichnen wolle, die aber über Frankreich mitten in seinem Glück gekommen sey. Es ist auffallend, daß in den häufigen Discussionen über die auswärtige Politik nur wenig und unbedeutend von Polen gesprochen wurde; auch die Regierung that keine Schritte, und es scheint selbst, daß sie der französischen ihre Mitwirkung abschlug. Sonst aber war England mit Frankreich verbunden, so lange die Angelegenheit der Reform noch nicht beendigt war. Das brittische Ministerium mußte sich an Frankreich halten, wenn es die Reform und sein eigenes Daseyn erhalten wollte; das französische Ministerium war durch eine richtige Politik an England angewiesen, mit dessen Freundschaft es keine Coalition zu fürchten hatte, aber es mußte auch aus derselben Rücksicht diese Seite zu schonen wissen. Beide Cabinette fanden sich etwas erstaunt in dieses neue Verhältniß, in welchem namentlich die belgische Angelegenheit in ein eigenes Licht tritt. Belgien, für das ein vor der Hand bloß diplomatischer Kampf den Frieden und den Beistand der neuen Verhältnisse suchte, Belgien lag als das Gebiet der am leichtesten möglichen Collision zwischen Frankreich und Großbritannien.

Das unnatürliche Gebäude des niederländischen Staates, aus widerstrebenden Elementen zusammengesetzt, war großen Theils eine Schöpfung der englischen Politik und zu einer Vormauer gegen Frankreich bestimmt gewesen. Der Erfolg hatte die bitterste Kritik gegen diese Berechnung geliefert; so lange Belgien geistig den Franzosen gehörte, so lange war es auch unter feindlichem Namen ihr Eigenthum, und die Festungen und Kriegsmittel Belgiens waren nur auf die erste Krisis den Franzosen aufbewahrt. Nach und nach fing man an, dieß einzusehen. Großbritannien suchte mit richtigem Blicke seinen alten Zweck nun auf eine neue, durch die Nothwendigkeit der Umstände gegebene, Grundlage zu bauen; mit einer Nebenabsicht zielte es auf Schwächung des holländischen Handels, und auf eine solche Gestaltung Belgiens, daß es

ihm, wie die deutschen Hansestädte, als Handelscolonien dienstbar werde. Frankreich wünschte den Besitz Belgiens für sich, ohne dafür einen allgemeinen Krieg oder einen Bruch mit England wagen zu wollen, und begnügte sich nothgedrungen einstweilen damit, an Belgien eine natürliche Allianz zu haben. Die drei übrigen Großmächte mußten ihrem Princip zulieb dem Könige der Niederlande zum Voraus geneigt seyn, allein auch sie schienen diejenigen Ansprüche zu vermeiden, welche nur mit den Waffen durchzusetzen gewesen wären. Deutschland hatte sein natürliches Interesse darin, eine wahre belgische Nationalität, also einen Staat mit innerer Stärke entstehen zu sehen, und in diesem theils eine Verbindung für seinen Handel, theils eine Verbindung gegen Frankreich zu finden; ob Luxemburg unter holländischem oder unter belgischem Namen zu dem deutschen Bunde gerechnet würde, das konnte diesem sehr gleichgültig seyn. Allein der deutsche Bund, welcher nirgends um seine Meinung befragt wurde, hatte nichts zu thun, als auf den Wink der Conferenz zu warten, ob er Luxemburg unter belgischem Namen in seine Listen eintragen, oder für das Gegentheil Gut und Blut in einem Kriege daran setzen sollte. Die zwei Hauptbetheiligten, Belgien und Holland, waren zwischen diesen streitenden Elementen passiv eingezwängt, und da beide ihre Größe nur aus der Schwäche des Gegners schöpfen konnten, so war eine Beilegung und Schlichtung ihres Streits nicht wohl auf gütlichem Wege zu erwarten. Sobald einmal die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung des alten Zustandes vorausgesetzt war, so galt es nicht mehr um Principien, sondern um Interessen. Auch die Staaten von dem System der Stabilität mochten lieber den Ursprung eines belgischen Staates ignoriren, und eine Revolution in den Stand der Legitimität erheben, als das Zusammenleben mit einem beständigen Kriegsstoff fortsetzen. Aus so verschiedenen Elementen war die Londoner Conferenz zusammengesetzt, ein Friedensversuch ohne andere, als provisorische Bedeutung, im

Ganzen übrigens eine treue Nachfolge der früheren Congresse der heiligen Allianz, eine Fortsetzung der Obervormundschaft der Großmächte über Europa, dessen Zustand sich findet, wenn einmal jene fünf darüber einig sind. Man weiß nicht, ob es ein Sieg oder eine Niederlage seyn soll, daß das neue Frankreich hieran Theil nahm, und eine Erbschaft der Bourbons damit antrat.

Der deutlich vorliegende Charakter des Ganzen mag uns überheben, dem Gange der diplomatischen Verhandlungen und dem Wechsel einer sich in die Umstände fügenden Politik ganz ins Einzelne zu folgen. Eben so wenig fruchtbar wäre eine über das Allgemeine hinausgehende Uebersicht von dem Treiben der belgischen Parteien, und von der Stellung einzelner Personen, da die eigentliche Tendenz nicht auf der Oberfläche erscheinen kann, und der ferne Beobachter dabei auf die Ansichten eines oder des andern aus der Nähe berichtenden Correspondenten schwören müßte. Unter den Anhängern der Revolution war eine Partei, welche ausschließlich von einer Vereinigung mit Frankreich, eine andere, welche von der Bildung einer belgischen Nationalität ihr Heil erwartete; die letzte fand, da es keine Politik Deutschlands gibt, nirgends einen auswärtigen Stützpunct, und darin liegt die Hauptursache, warum ein belgischer Staat mit den nothwendigen Bedingungen der Dauer kaum entstehen kann. Beide Parteien theilten sich wieder unter entgegengesetzte politische Principien, und enthielten hierarchische, constitutionelle, republicanische und aristokratische Richtungen in bunter Mischung. Neben ihnen gab es noch Anhänger einer Gegenrevolution, welche auf eine modificirte Vereinigung mit Holland, oder wenigstens auf den Prinzen von Oranien zurückblickten. Nach Außen hin protestirte Belgien gegen das Princip der Londoner Conferenz, jedoch immer mit dem stillschweigenden Vorbehalte, sich die Ergebnisse derselben gefallen zu lassen, wenn sie zu seinem Vortheile fielen; Holland befolgte ungefähr die nám-

18 *

Digitized by Google

liche Politik; unter sich waren beide bereit, die Waffen entscheiden zu lassen. Die Diplomatie schien den Hauptzweck zu haben, den schwebenden Streit bis zu einer Entscheidung in Polen offen zu halten, wo denn Rußland und seine Verbündeten freie Hand gewinnen würden. Die Sache erinnert lebhaft an die Legende von jenem Heiligen, der einen fallenden Schieferdecker in der Luft halten ließ, bis er die Erlaubniß des Abts eingeholt hatte, ein Wunder mit ihm zu thun. So hing auch der Gegenstand dieser diplomatischen Bemühungen wartend in der Luft, und das war es, was man den status quo der belgischen Sache nannte. Belgien selbst zeigte in diesem peinlichen Zustande wiederholte Reibungen seiner innern Parteien, Unruhen und Raufhändel in Gent, in Brüssel, in Namur, Kriegsanstalten, welche auf bloße Drohung eingerichtet waren, und einen allgemeinen Drang, einmal aus dem Provisorischen heraus zu einem Ende zu kommen. Daher war es bereit, sich dem Ersten, Besten in die Arme zu werfen, der ihm leidliche Bedingungen über die Gebietsfrage mitbrächte; dagegen fing man an, die Absichten Frankreichs verdächtig zu finden, und der Name des Prinzen Leopold von Koburg erschien schon, wie die Verkündigung eines Messias, in der Ferne.

Auf den 18 Mai war der National-Congreß wieder zusammenberufen. In den Verhandlungen desselben trat immer deutlicher eine Tendenz gegen Frankreich hervor, und wenn auch eine Anzahl von Abgeordneten sich bei dem französischen Bevollmächtigten dagegen verwahrte, so war dieß doch nur eine Anerkennung dessen, was vorging. Gerlache, der erwählte Präsident des Congresses, ein Mann, den die Holländer für den talentvollsten ihrer Gegner hielten, sagte in seiner Antrittsrede mit klaren Worten, daß Belgien ohne einen schrecklichen Selbstmord nicht das Anhängsel eines fremden Landes werden könne. Lebeau, der Minister des Auswärtigen, gab einen Bericht über den Gang der Angelegen-

heiten seit der Vertagung des Congresses, und erklärte sich besonders über die vorbereitenden Schritte zu der Wahl eines Staatsoberhauptes, welche in Beziehung auf den Prinzen Leopold in London gethan worden waren. Sonst war in diesem Berichte ein bemerkenswerther Versuch der bel[illegible] [illegible]gischen Regierung erwähnt, um Verbindungen mit de[illegible] [illegible] deutschen Bundestag anzuknüpfen, der jedoch [illegible]rlich nicht selbstständig handeln durfte, und Alles bis auf Entscheidung der Mächte abwies. In gleichem Sinne geschah eine Aeußerung über die Wichtigkeit der Handelsverhältnisse von Antwerpen zu Deutschland, und über das gleiche Interesse mit diesem in Hinsicht der Rheinschifffahrt gegen Holland. Von jetzt an drängte sich Alles auf die Wahl eines Königs; man stritt nur noch darüber, ob man zu besserer Sicherheit erst nach Bestimmung der belgischen Gränzen einen König annehmen, oder umgekehrt durch die Annahme desselben auf die Gebietsfrage vortheilhaft einwirken sollte. Kurz man wollte einen König auf Berechnung nehmen, wie im Privatleben eine Frau, und es handelte sich von dem Ehevertrage. Man sprach von Geldentschädigungen für die Provinzen, die man wegen ihres Antheils an der Insurrection und an den Rechten derselben in Anspruch nahm, und berief sich zugleich im Namen eines historischen Rechtes auf einen Vertrag der französischen und batavischen Republik von 1795. Mitten in diesen alten Streit fiel gegen Ende Mai's wieder ein Londoner Actenstück, das durch holländische Zeitungen öffentlich gewordene Protokoll Nro. 22; es war ohne Datum, und erst später ergab es sich, daß es vom 17 April war. Der Inhalt desselben gab keine neue Bewilligung, sondern erneuerte die Forderungen der frühern Protokolle, erklärte die gegebenen Grundlagen für unwiderruflich, verlangte danach die Räumung Luxemburgs, und drohte mit Abberufung des französischen und des englischen Bevollmächtigten; dafür gab es unbestimmte Aussichten auf eine Erleichterung in der Theilung der Staats-

schuld. Ganz anders sprach ein Schreiben des Lords Ponsonby, das der Minister des Auswärtigen am 28 Mai im Congresse verlas. Diese vertrauliche Mittheilung, welche die wichtigsten Aufschlüsse gab, war offenbar bestimmt, auf die Wahl des Prinzen Leopold hinzuwirken, und für diesen Fall bedeutende Vortheile erwarten zu lassen, zugleich aber auch — das durchgehende Motiv der eine Krisis scheuenden Politik — selbst um den Preis von Concessionen die Losung zu einem allgemeinen Kriege zurückzuhalten. Der Eingang des Schreibens entwirft ein schmeichelhaftes Bild von der Aufnahme Belgiens in den Kreis der europäischen Staaten, wenn es nur die Verträge annehmen wollte, welche die Gränze Hollands einmal bestimmt haben. In diesem Falle verspricht die Conferenz ihre wirksame Vermittlung, um durch einen Vertrag und vermittelst einer billigen Entschädigung Luxemburg zu erlangen; zugleich werde sie durch zuverlässige Mittel jedem militärischen Angriffe von Seite des deutschen Bundes während der Unterhandlungen zuvorkommen. „Die Conferenz, heißt es weiter, ist von einer wohlwollenden Gesinnung für Belgien beseelt; ihr wahrer Zweck ist der gegenwärtige und der zukünftige Friede, gegründet auf die Sicherheit und Unabhängigkeit dieses Landes, und eine definitive Ausgleichung aller seiner Interessen. Mit Vergnügen würde daher die Conferenz sehen, daß der Congreß irgend einen Souverän wählte, der persönlich die Interessen der übrigen Regierungen nicht verletzte, und mit besonderer Zufriedenheit würde sie den Fürsten, auf den, wie es scheint, die Belgier vorzüglich ihr Auge gerichtet haben, anerkennen, vorausgesetzt, daß der Congreß ihm gestatte, sich selbst in den gewöhnlichen Kreis der Regierungen zu stellen." Hierauf wird entwickelt, daß der Krieg, welchen Belgien um Luxemburg wolle, gegen die Großmächte gerichtet, und daher weit über seinen Kräften seyn würde. Lord Ponsonby schildert überhaupt die Unsicherheit eines Kriegserfolgs, und stellt die dop-

pelte Wahl auf: „Ob es besser sey, das Gelingen ihrer Ab„sichten durch solche Mittel und unter solchen Umständen zu „suchen, oder die einfachen, nicht beleidigenden, und wirk„samern Wege zu wählen, welche die Unterhandlungen un„ter einem Fürsten darböten, welcher der Freund aller euro„päischen Regierungen wäre, und dessen Macht und Sicher„heit zu befestigen, ihr gemeinsames Interesse erheischte." Von dem Prinzen Leopold wird gesagt, daß er eine Krone nicht annehmen werde, als wenn er sie mit Ehre für Belgien und sich selbst tragen könnte, daß er zu dem Vertrauen berechtigt sey, die Mitwirkung der Conferenz zu einer befriedigenden Ausgleichung wegen Luxemburg zu erwarten, und daß er geneigt sey, als Souverain die Beendigung dieser Angelegenheit über sich zu nehmen. Aus allem diesem wird folgender Schluß gezogen: „Kann es wohl einen bessern Be„weis von der Aenderung geben, die in der Meinung und in „den Beschlüssen der Conferenz vorgegangen ist? Noch vor „einer Woche hielt die Conferenz die Erhaltung Luxemburgs „für das Haus Nassau, wo nicht für nöthig, doch für höchst „wünschenswerth, und jetzt ist sie zu einer Vermittlung ge„stimmt, mit der erklärten Absicht, dazu mitzuwirken, die„ses Herzogthum für den Souverän Belgiens *) „zu erlangen. Belgiens Ehre besteht darin, Luxemburg zu „erlangen, und nicht darin, um dessen Besitz zu kämpfen, und „die Belgier durch diesen Kampf ins Verderben zu stürzen. „Die Conferenz will sich nicht in dasjenige mischen, was die „Rechte, die Unabhängigkeit Belgiens, oder seine innere „Organisation angeht..... Was die Schuld betrifft, so „kann ich Ihnen die Versicherung wiederholen, daß die Con„ferenz nie etwas Anderes als Vorschläge thun wollte."

Dieses Schreiben sagte genug, um einen tiefen Blick in den Stand der Angelegenheiten zu öffnen. Man wollte

*) Man bemerke wohl, nicht für Belgien.

keinen Krieg, die Wahl Leopolds, und erst mit diesem die Beendigung der Unterhandlungen. In diesem Falle unterhandelte man dann mit einem Könige, nicht mehr mit einem Volke; die Diplomatie, von dem Anstoße kitzlicher Principien befreit, wäre dann in ihrem gewöhnlichen Geleise gewesen, und die Zeit sollte das Weitere thun. Einstweilen versprach man mit halben Worten Luxemburg und eine billige Theilung der Schuld, und erklärte indirect, die Legitimitätsansprüche Hollands dafür fallen zu lassen. Da dieses Alles aber immer noch weniger war, als Belgien forderte, so zeigte man im Hintergrunde die drohende Macht der Conferenz, und wies selbst auf eine mögliche Vertilgung des belgischen Namens. Um Deutschland bekümmerte sich Niemand, und der deutsche Bundestag erschien als eine gelehrige Versammlung, der man nach Belieben die Ruhe auflegte oder die Einschreitung befiehlt. Uebrigens war das Schreiben voll Concessionen, die es jedoch, um einen Rücktritt ohne Inconsequenz offen zu lassen, eigentlich bloß dem Prinzen Leopold machte. Aus demselben Grunde durfte es auch kein Protokoll seyn, um wenn Leopold nicht gewählt würde, kein bindendes Versprechen eingesetzt zu haben. Der Congreß war theils mißtrauisch gegen diese Versprechungen, theils wollte er das Limburgische und Flandern nicht aufgeben, theils ärgerte er sich an den Drohungen, von welchen die Anerbietungen begleitet waren. Im Ganzen blieb immer das Bild eines kaufmännischen Marktens zwischen Angebot und Nachlaß, zwischen Anspruch und Bewilligung, bis man durch Auf- und Abhandeln auf den Schluß kommen würde. So bewegten sich die Verhandlungen auf dem alten Boden; es erschien wieder die Drohung mit Krieg, oder mit Anschluß an Frankreich, die Wiederholung der alten Ansprüche, und von der andern Seite eine Berufung auf die Concessionen, welche man mit und durch Leopold erhalten würde. Wir eilen zu den Resultaten. Am 1 Junius wurden die For-

men für die Wahl des Staatsoberhaupts festgestellt, am folgenden Tage das Ministerium zu Unterhandlungen und Geldanrebieten ermächtigt, und eine Frist bis zum 30 Junius gesetzt, wo über den Stand der Unterhandlung berichtet werden müßte.

Unterdessen wurden wieder zwei neue Protokolle, Nro. 23 und 24, bekannt. Das erste, vom 10 Mai datirt, und bestimmt, das unter Nro. 22 zu ergänzen, gab den Belgiern eine Bedenkzeit bis zum 1 Junius, um die Grundlagen der Conferenz anzunehmen, und drohte im entgegengesetzten Falle mit dem Abbrechen der Verbindungen und dem Einschreiten des deutschen Bundes. Das andere vom 21 Mai, augenscheinlich nach dem durch die Eröffnungen Ponsonby's sichtbar gewordenen Wendepunct abgefaßt, erklärte, daß die Conferenz, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche der Annahme der belgischen Souveränität durch den Prinzen Leopold entgegenständen, mit Holland und dem deutschen Bunde Unterhandlungen anknüpfen wolle, um Belgien, wo möglich, gegen eine Entschädigung Luxemburg mit Beibehaltung des deutschen Bundesverhältnisses zu sichern, und daß die Unterhandlungen sogleich mit dem belgischen Souverän begonnen werden sollten, — Alles unter der Voraussetzung, daß die übrigen Bestimmungen der Conferenz angenommen würden. Beide Protokolle, von denen auch das letzte weit hinter dem Schreiben Ponsonby's zurückblieb, waren wenig geeignet, die eingeleitete Vermittlung zu unterstützen, da sie dem Vertrauen von Neuem Anstoß gaben. Das zweite schien übrigens den Mittheilungen des Lords Ponsonby zu Grunde zu liegen; nur hatte er diplomatisch gesprochen und mehr vermuthen lassen, als er eigentlich aussagte. Dessen ungeachtet neigte sich der Sieg zu Gunsten dieser Vorschläge. Das belgische Ministerium ging durchaus von der Idee eines belgischen Nationaldaseyns aus, und argumentirte also: Die Ablehnung der Londoner Vorschläge verweist uns auf den Erfolg eines

allgemeinen Krieges; siegt Frankreich, so werden wir französisch; siegen Frankreichs Feinde, so werden wir wieder holländisch, oder wir werden getheilt. Die Debatten des Congresses, welche vom 1 bis 4 Junius dauerten, waren sehr stürmisch, und verbreiteten sich über Krieg oder Nichtkrieg, über ganzes oder geschmälertes Gebiet, über Hoffnung oder Besorgniß von der Annahme der Vorschläge; es war in allen Theilen eine Wiederholung der Streitfragen, welche früher bei ähnlichen Gelegenheiten zur Discussion gekommen waren. Zwischenhinein erschien als Aufhaltungsmittel ein verunglückter Versuch, die Wahl eines einheimischen Fürsten zu veranlassen. Als ein Beispiel von der Sprache der Kriegspartei können die Worte des blinden Rodenbach dienen: „Unsere Kanonen werden uns unsere Rechte erobern, und erliegen wir, so wird doch der belgische Name kein Schimpfwort seyn, wie der des feigen Neapolitaners. Besser den Tod mit den Waffen in der Hand, als bei fremden Cabinetten um unsre Unabhängigkeit betteln!“ Unter diesen heftigen Bewegungen ging endlich die Wahl Leopolds durch, von Frankreich unterstützt, von der französischen Partei in Belgien bekämpft. Am 4 Junius wurde die Wahl mit 152 Stimmen unter 196 entschieden, und der Präsident erklärte sofort: „Im Namen des belgischen Volkes! Der Nationalcongreß decretirt Art. I. Der Prinz Leopold Georg Christian Friedrich von Sachsen-Koburg ist zum Könige der Belgier proclamirt, unter der Bedingung, daß er die Constitution annimmt, so wie sie vom Nationalcongresse decretirt ist. Art. II. Er nimmt den Thron erst dann in Besitz, wenn er feierlich im Schoße des Congresses den nachstehenden Eid geleistet hat: Ich schwöre, die Constitution und die Gesetze des belgischen Volkes zu beobachten, die Nationalunabhängigkeit und die Integrität des Gebietes zu erhalten.“

Diese Entscheidung führte noch nicht zu einem vollständigen Resultate. Außer der Ungewißheit über die Annahme

der Krone war auch die Gebietsfrage bloß ausgesetzt, wenn sie je durch gütliche Unterhandlung entschieden werden sollte. Holland hatte noch nichts gethan, um eine Nachgiebigkeit in diesem Puncte erwarten zu lassen, sondern verwendete im Gegentheil außerordentliche Mittel auf Kriegsrüstungen. Von der Conferenz aber, in welcher die Gesandten von Rußland, Oestreich und Preußen saßen, war nicht zu erwarten, daß sie gegen die Legitimität des Königs von Holland, wenn dieser zu den Waffen griffe, mit Gewalt einschreiten würden. So erschien auch die Annahme der Krone, wenn sie erfolgte, nur als eine weitere Stufe der Krisis, und das Schicksal Belgiens hing zuletzt ebenfalls an dem Ausgange des polnischen Kampfes. Während eine Deputation an den Prinzen Leopold nach London abging, dauerte die bisherige Unentschiedenheit fort, und der Charakter des Provisorischen steigerte sich noch eben vor dem erwarteten Ende. Ein Schreiben des Regenten vom 6 Junius stellte dem Prinzen diese Lage der Dinge vor, erinnerte ihn, daß ihn seine Stellung zum Richter über Krieg oder Frieden mache, und beschwur ihn im Namen des Vaterlandes, der belgischen Sache bei der Conferenz den Sieg zu verschaffen. Am 6 Junius erschien auch wieder ein neues Protokoll, das 25ste, eine Protestation Hollands gegen die Abtretung Luxemburgs und gegen die Verbindlichkeit einer längern Waffenruhe, nebst zwei Antworten der Conferenz auf diese Erklärung enthaltend. Die letzte dieser Antworten bezog sich auf das Schreiben Ponsonby's, dem die Conferenz fremd zu seyn versicherte, zugleich aber sich auf das Protokoll Nro. 24 berief, wonach die Bestimmungen über Luxemburg bloß in Folge freiwilliger Annahme von beiden Seiten, gegen Entschädigung Hollands, und nach dem Beitritte Belgiens zu den Grundlagen der Trennung ausgeführt werden sollten. Diese Verwirrung verschiedener Tendenzen in der Conferenz trat mit den Zweifeln des Prinzen Leopold zusammen, und bei einer Menge

umlaufender Gerüchte von Spaltungen in der Conferenz, von neuen Instructionen des russischen Botschafters, und geheimen Bearbeitungen Hollands zu einem Kriegsentschlusse, blieb es doch völlig unerklärt, durch welche Mittel der Knoten endlich gelöst wurde. Am 26 erklärte Leopold durch ein Schreiben an die Deputation die Annahme der angebotenen Krone, indem es sich von selbst verstände, daß es dem Congresse der National-Repräsentanten zukommen würde, die Maßregeln anzunehmen, „welche allein den neuen Staat constituiren und „ihm die Anerkennung der europäischen Mächte sichern können." Mit dieser Botschaft brachte die zurückkehrende Deputation auch wieder neue Vorschläge der Conferenz mit, welche ebenfalls vom 26 datirt, und als Präliminarien eines Friedenstractats gegeben waren. Es waren zugleich die Bedingungen Leopolds, und der Congreß konnte sie nur unverändert oder gar nicht annehmen, da die Conferenz erklärte, sie als nicht vorhanden zu betrachten, wenn sie im Ganzen oder theilweise verworfen würden. Diese Vorschläge, in 18 Artikeln zusammengefaßt, bestimmten für Holland die Gränzen der ehemaligen Republik von 1790, für Belgien die übrigen Theile der Länder, welche in den Tractaten von 1815 den Namen des Königreichs der Niederlande erhalten hatten; für die beiderseitigen Gebietstheile, welche danach, getrennt von dem einen Lande, in den Besitzungen des andern eingeschlossen lägen, wurden künftige Austauschungen vorgeschlagen. Ueber Maestricht war noch eine Entscheidung vorbehalten, wenn dargethan würde, daß die Republik der vereinigten Provinzen im Jahre 1790 nicht ausschließlich die Souveränität über diese Stadt ausgeübt habe. Die Sache Luxemburgs wurde von dieser Gebietsfrage unterschieden; der Souverän Belgiens sollte darüber mit Holland und dem deutschen Bunde unterhandeln, und die Conferenz verpflichtete sich, während dieser Separat-Unterhandlungen, den status quo zu erhalten. Innerhalb dieser Gränzen, deren

Festsetzung in kürzester Zeit durch den Zusammentritt holländischer und belgischer Commissarien zu bewirken seyn würde, sollte Belgien einen fortwährend neutralen Staat bilden. Die fünf Mächte verbürgten ihm, ohne sich in die innere Verwaltung einzumischen, die ewige Neutralität, und die Unverletzlichkeit seiner Gränzen, wogegen Belgien gehalten seyn würde, dieselbe Neutralität gegen alle andern Staaten zu beobachten, mit der bloßen Erlaubniß, einen feindlichen Angriff abwehren zu dürfen. Die Schuldentheilung war so bestimmt, daß die vor der Vereinigung entstandenen den Gebietstheilen, auf welchen sie vorher lasteten, anheim fallen, die in Gemeinschaft gemachten nach einem billigen Verhältniß eingetheilt, und durch Commissarien beider Theile sogleich liquidirt werden sollten. Zugleich war eine Amnestie für das frühere politische Benehmen der beiderseitigen Einwohner und die Aufhebung des auf Privatgüter gelegten Sequesters ausgesprochen. Die Bestimmungen der Wiener Schlußacte 108 bis 116 über die freie Schifffahrt auf Strömen und Flüssen sollte auch auf Belgien und Holland angewandt, über die Zuziehung Belgiens zur Rheinschifffahrt unterhandelt werden, und der Hafen von Antwerpen fortwährend nur ein Handelshafen seyn. Wenn diese Artikel gegenseitig angenommen seyn würden, sollten sie in einen definitiven Tractat verwandelt, und 14 Tage nach ihrer Annahme die Kriegsgefangenen von beiden Seiten zurückgeschickt werden. Die fünf Mächte behielten sich ihre Vermittlung vor, wenn sie von den interessirten Parteien darum angesprochen würden.

Dieß waren die Bedingungen der Conferenz, und der Prinz Leopold zeigte an, daß er sich im Augenblicke, wo der Congreß sie angenommen habe, nach Belgien begeben würde. Die Gebietsfrage war so ziemlich entschieden, Maestricht für Belgien nicht gewonnen, sondern bloß noch nicht unbedingt verloren, auf den Besitz von Luxemburg Hoffnung gegeben;

Limburg aber und das linke Schelde-Ufer fielen Holland zu, da auch bei den etwaigen Austauschungen kein Aequivalent dagegen einzusetzen war. Die Debatten des Congresses über die Annahme dieser Artikel waren stürmischer als je, die Opposition dagegen entwickelte ihre alten Gründe, nur in letzter Instanz der Heftigkeit, und wollte weder eine Gebietsabtretung, wie sie den Nachlaß der Ansprüche nannte, noch einen Candidaten der heiligen Allianz zum Könige. Die Einwendungen dieser Partei blieben in der Minorität, und obschon 39 Mitglieder, darunter Robaulx, K. von Brouckère, J. B. Gendebien, A. Gendebien, A. Rodenbach, Graf von Robiano und Blargnies, eine Protestation einlegten, so wurden doch am 9 Julius die 18 Artikel mit 126 gegen 70 Stimmen angenommen. Der Wunsch nach einer definitiven Ordnung des Zustandes und die Besorgniß vor einer etwaigen Theilung Belgiens im Falle der Nichtannahme hatten solchen Erfolg entschieden; auch die Rede Lebeau's am 5 Julius war von günstigem Einflusse gewesen. Der Adel und die Geistlichkeit hatten im Allgemeinen für den Prinzen Leopold gestimmt; ja es fielen Aeußerungen von der katholischen Partei, daß sie lieber einen protestantischen König wolle, als einen Gallicaner, wie die katholischen Fürsten seyen.

Am 21 Julius nahm Leopold den belgischen Thron in Besitz, nachdem er auf dem Königsplatz in Brüssel den festgesetzten Eid vor dem Congresse feierlich geleistet hatte. Die schwierige Lage des neuen Königs, der so viele Interessen zu versöhnen, so viele diplomatische Kämpfe zu bestehen, und eigentlich einen belgischen Staat durch den Erfolg der vorbehaltenen Unterhandlungen erst noch zu schaffen hatte, erhöhte sich noch durch die Erklärungen Hollands. Belgien hatte die Präliminarien angenommen; Holland that Einsprache dagegen, und sandte der Conferenz eine vom 12 Julius datirte Protestation, in welcher es die stufenweise vorgegangenen Aenderungen zu seinem Nachtheil in den Londoner Vorschlä-

gen nachwies, und von den fünf Mächten die Vollziehung der früher festgesetzten und für unwiderruflich erklärten Trennungsgrundlagen verlangte. In diesem Actenstück erklärte der König, er könne das Princip nicht zugeben, daß der allgemeine Friede bloß auf Kosten der Ehre und des Wohls von Holland erkauft werden sollte; die Erhaltung des europäischen Friedens hänge nicht bloß von Belgien ab, sondern die Nothwendigkeit, zu der er sich gezwungen sehen könnte, von den Belgiern mit gewaffneter Hand billige Trennungsgrundlagen zu erlangen, würde gerade die Krisis herbeiführen. Auf den Fall, daß ein zur Souveränität Belgiens berufener Prinz dieselbe annähme, und Besitz davon ergriffe, ohne die in den Protokollen 11 und 12 bezeichneten Anordnungen uneingeschränkt angenommen zu haben, würde er diesen Prinzen schon dadurch allein als in eine feindliche Stellung gegen ihn gesetzt und als seinen Feind betrachten. Während von Holland aus ein Krieg drohte, eröffnete sich eine neue Frage auf Kosten Belgiens, indem die vier Mächte außer Frankreich am 17 April in einem abgesonderten Protokoll die Schleifung eines Theils der belgischen Festungen verordnet hatten, und am 14 Julius zum Beweise des Vertrauens dieses Versprechen dem französischen Gesandten Talleyrand durch eine Abschrift des Protokolls mittheilten. Es sollten Unterhandlungen darüber statt finden, sobald eine anerkannte Regierung in Belgien bestände, deren Einwilligung also vorausgesetzt wurde. Diese neue Aufgabe vermehrte noch die Zahl der unentschiedenen Angelegenheiten, welche alle auf den Regierungsantritt des belgischen Souverains prolongirt worden waren, und Belgien, das neben andern Bewegungen auch noch ein Tummelplatz diplomatischer Wirren gewesen war, sah sich auch nach der Annahme eines Königs wenig über einen provisorischen Zustand erhoben: es war noch nichts zu Ende als der Anfang.

Wie Belgien das Gebiet der Eifersucht zwischen Frank-

reich und Großbritannien war, so war es Italien zwischen Frankreich und Oestreich. Seitdem das letzte seine Gränzen vom Rhein und von der Schelde weggezogen, und die unmittelbare Berührung mit Frankreich auf einer schwachen Seite aufgegeben hatte, seitdem war Italien der nothwendige Schauplatz des Streites beider Mächte, für sich nur passiv, nur als Gegenstand der Herrschaft in die politischen Verhältnisse eintretend. Die Revolution in Mittelitalien war an sich zugleich eine Bewegung gegen den östreichischen Einfluß, der bereits ein Gewohnheitsrecht für sich ansprechen mochte, und eine Annäherung an Frankreich gewesen. Da die französische Regierung Italien im Namen der Revolution fallen ließ, nahm es Oestreich im Namen der Reaction in Besitz. Der Herzog von Modena, der in solchem Gefolge in sein Land zurückgekommen war, setzte sogleich den Strang und das Schwert des Henkers in Thätigkeit, consequent in seinem System, und die Interessen desselben wahrend, wie sich Perier mit dem seinigen nicht rühmen konnte. Der Papst trat milder auf, milder als die ersten Aeußerungen erwarten ließen, sey es aus Herzensgesinnung oder aus politischer Berechnung. Wenn Einige darin eine Einwirkung des französischen Botschafters erblicken wollten, so sahen Andere nichts als die Rücksicht auf die keineswegs gestillte Gährung; vielleicht wirkte beides zusammen auf eine solche Politik. Es wurden selbst einige Concessionen gemacht, und noch größere versprochen. So wurde die Regierung der Legationen anders eingerichtet, und fast ganz in die Hände von Laien gegeben; es geschah wenigstens so viel, daß die Römer anfingen, mit Eifersucht auf die Begünstigungen der aufgestandenen Landestheile zu blicken. Dabei machte jedoch der Papst große zum Theil lächerliche Anstrengungen, um eine Truppenmacht zu bilden, ehe die Oestreicher vollends abzögen. Denn das französische Cabinet fing an, ernstliche Mahnungen zu erlassen. Es hatte eine Blöße gegeben, und eine Schwäche gezeigt; es hatte

sich im Ganzen benommen wie ein Zaghafter, der die Beleidigungen ignorirt, seine eigenen Forderungen milder auslegt, und mit Rettung des Anstandes der Nothwendigkeit zu entgehen sucht, für die Ehre das Schwert zu ziehen. Die Regierung mußte einsehen, daß sie ihrem Gewicht und Ansehen etwas vergeben habe; zugleich wollte sie der öffentlichen Meinung Frankreichs eine Art von Genugthuung geben. Jedenfalls war Frankreich blosgestellt worden. In französischen Blättern erklärten geflüchtete italienische Deputirte und Officiere mit Namensunterschrift, daß in Bologna Versicherungen für Aufrechthaltung der Nichtintervention von französischer Seite gegeben, und dadurch die Schritte der Insurrection bestimmt worden seyen. Ja, das ministerielle Journal des Debats hatte unmittelbar nach dem Einrücken der Oestreicher erklärt, es sey ein Angriff auf die Unabhängigkeit von Europa; wenn es noch kein Kriegsfall sey, so sey es der Fall einer Ehrensache, und C. Perier habe Genugthuung versprochen. Wenn zwei Gegner, welche drohende Blicke wechseln, einander gegenseitig fürchten, so hat der gewonnen, welcher zuerst von der Demonstration zum Schlag übergeht. Jetzt war Oestreich im Besitze, zögernd und stolz verließ es den Schauplatz eines moralischen Sieges über Frankreich. Am 18 Mai wurde Ancona geräumt, erst am 15 Julius Bologna. Die Oestreicher ließen die Gährung zurück, es zeigten sich neue Unruhen, die Bevölkerung wollte eine politische Reform, vollkommene Amnestie, Zulassung der Laien zu den Staatsämtern, und ein neues Gesetzbuch. Eine Proclamation Gregors XVI vom 5 Julius an seine „vielgeliebten Unterthanen" in den Legationen erinnerte sie, daß er, stark in den Rechten des heiligen Stuhles, stark in den feierlichen, ihnen nicht unbekannten Garantien, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen von den Mächten Europa's gegen ihn erneuert worden seyen, vielmehr die Stimme des Herrschers, als die des Vaters erheben sollte. Auch der General Frimont erklärte war-

nend beim Abzuge: „Wißt, daß alle Souveräne Europa's „darüber einig sind, keine Usurpation der Rechte Eures „Souveräns zu dulden..... Oestreichs Waffen werden be„ständig zur Wiederherstellung der Ruhe gebraucht werden.“ Es blieb ein merkwürdiges Verhältniß zurück, in der Regierung Kampf zwischen Bewilligung oder Versagung, Opposition der Cardinäle gegen den milden Papst, und im Lande eine Mischung von Früchten der Revolution und der Reaction neben einander. Oestreich verließ eine Eroberung, die fast nichts als den Schall der Trompeten gekostet hatte, und nahm, den Einfluß des Sieges behaltend, die Intervention zurück, nachdem sie Alles geleistet hatte. Mit dieser späten Satisfaction hatte Frankreich sein Ansehen in Italien aufgegeben, da der Schwächere, wie überall, so auch in der Politik, sich instinctmäßig dahin anschließt, wo sich eine Kraft ankündigt und rechtfertigt. Darum mußte sich auch Sardinien von Frankreich abneigen. Am 27 April starb der König Karl Felix und mit Karl Albert kam die Nebenlinie Savoyen-Carignan auf den Thron, ohne daß nach diesem Wechsel ein Wechsel der Politik oder des Princips der Regierung sichtbar wurde. Gerüchte von Ansprüchen Oestreichs wegen Erlöschung der ältern Linie auf das Novaresische oder die Simplonstraße zeigten sich grundlos. Auch der König von Neapel, welcher durch Ersparnisse und Leutseligkeit der absoluten Regierung ihren Stachel zu nehmen suchte, verrieth in nichts eine Anschließung an die Principien Frankreichs. Italien war in Folge dieser Ereignisse entweder geradezu in der Hand und unter dem Einflusse Oestreichs, oder noch schwankend und unentschieden, in welchem Fall es der zuerst zugreifenden Energie gehört; in beiden Fällen für den Eintritt einer europäischen Krisis ein wahrscheinliches Werkzeug des Absolutismus.

Ein wahrhaft classischer Boden für diese Regierungsform war die pyrenäische Halbinsel. Die beiden Staaten

derselben, durch die Pyrenäen, wie durch eine politische Wetterscheide, von Frankreich getrennt, waren unter sich durch ein enges Band vereinigt, durch gemeinschaftliche Richtung und gemeinschaftliche Besorgnisse. Das Bewußtseyn ihres Gegensatzes mit den Forderungen der Zeit zeigte ihnen in dieser eine beleidigte Macht, welche sie fürchten mußten, und gegen diese schlossen sie den natürlichen Bund der von einer gleichen Gefahr Bedrohten. In Spanien mahnten die Versuche der Constitutionellen fortwährend an diese Gefahr, die Nachwirkungen des Einfalls der Ausgewanderten äußerten sich noch in der Stimmung der Gemüther, und die bloßen Gesinnungen, wenn auch ohne thätliche Aeußerung, waren für die Regierung ein scharf bewachter Gegenstand der Besorgniß. Spanien war wieder wie das Spanien Philipps II, nur daß jetzt politische Ketzereien unter die Inquisition fielen, und daß die Regierung völlig kraftlos war, zu schwach, um den Bund der Hierarchie zu entbehren, zu schwach, um in diesem Bunde den ersten oder nur den gleichen Rang zu behaupten. Das Land genoß der „Ruhe eines Kirchhofs,“ und die Tagesgeschichte bewegte sich eintönig durch Hofränke, welche den politischen Gang der Regierung bestimmten, durch Stiergefechte, Finanzverlegenheiten und eitle Kriegsplane, untermischt mit Verhaftungen und Hinrichtungen von constitutionell Gesinnten. Die gemeinsame Furcht vor den Ideen der letzten schien sogar die Karlistenpartei dem Könige näher zu bringen, und ihre Usurpationsplane zu vertagen; sie fürchteten beide, daß ein Größerer über sie komme. Auf so schwankenden Grundlagen stand die Regierung, ein Musterbild der Konsequenzen des Absolutismus, ohne Kraft, ohne Ansehen, ohne Subsistenz=Mittel, nichts weiter verlangend, als ihr Daseyn von Tag zu Tag fortzuspinnen, und gleichsam von der Hand in den Mund zu leben. Ein solcher Zustand konnte bloß von Portugal überboten werden. Don Miguel, der sich bei den Erschütterungen Europa's fast unbeachtet und seine

Usurpation zur Verjährung kommen sah, steigerte seine Anmaßung, und verwickelte sich in ernsthafte Zwistigkeiten mit England und Frankreich, indem er seine Grausamkeiten auf Bürger dieser Staaten auszudehnen wagte. Die Anmaßung dauerte nicht länger als bis zu dem Erscheinen einer kriegerischen Zurechtweisung. Am 2 Mai gab er England, durch die Ankunft einer Flotte überzeugt, die verlangte Genugthuung in demüthigenden Formen. Bald nachher erschien eine französische Flottille, als Vorhut einer größern Expedition, vor Lissabon, und da er sich unter Ausflüchten auf englische Vermittlung berief, nahm sie portugiesische Schiffe weg, und hob die Blokade von Terceira auf. Am 11 Julius erzwang der Admiral Roussin die Einfahrt in den Tajo, und dictirte dem Regenten von Portugal eine neue Demüthigung. Als Folge dieser Ereignisse erwarteten Manche eine innere Volksbewegung gegen ein Ungeheuer, das als solches nicht nur von der öffentlichen Meinung, sondern auch in gesetzgebenden Versammlungen und von Ministern, also gewissermaßen officiell, bezeichnet war. Ein öffentliches Blatt hat dem Despotismus desselben an Verhafteten, Deportirten und Hingerichteten gegen 40,000 Opfer nachgezählt, und so konnte eine Zeit, welche so viele Acte der strafenden Nemesis sah, leicht dem Gedanken Raum geben, daß auch ein solcher Despotismus seinem Ende nahe sey. Aber Portugal krümmte sich noch ohne Hülfe unter dieser Geißel, als jenseits des Meeres eine Veränderung eintrat, welche dem Usurpator sehr gefährlich werden konnte.

Der Kaiser von Brasilien traf als Privatmann in Europa ein; kaum vorher, fast zugleich damit die Nachricht von der Revolution, welche ihn vom Throne vertrieben hatte. Diese große Veränderung fiel mit Einem Schlag, obschon Gährung und einzelne Unruhen als Vorzeichen erschienen waren. Der letzte Grund mag in der Verbindung Brasiliens mit Europa zu suchen seyn; das brasilische Volk wollte keine Opfer für Portugal oder für ein Hausinteresse bringen und

die Europäer nicht länger vorzugsweise im Besitze der Gewalt sehen. Diese Differenzen führten zu wiederholter Vertagung der Kammern, und dadurch steigerte sich der Gegensatz, den man unterdrücken wollte; das Volk verlangte zuletzt ein Ministerium, das aus lauter Brasiliern bestände. Don Pedro hatte Charakterfestigkeit genug, um sich nicht zur Nachgiebigkeit herabzulassen; er besaß die angestammte Kraft, der Gesammtheit den Willen eines Einzelnen entgegenzusetzen, und ernannte am 5 April ein völlig unpopuläres und aufreizendes Ministerium. Die Revolution dauerte nur einen Tag, unblutig und ohne Gefahr für das Eigenthum; die Truppen verweigerten den Kampf gegen die Bürger, und der Kaiser befand sich am 7 April bereits an Bord eines englischen Linienschiffes. Er hatte zu Gunsten seines Sohnes, eines fünfjährigen Kindes, abgedankt, und es war eine provisorische Regierung bis zur Versammlung der Kammern eingesetzt worden. Die Abdankung war lakonisch: „In Ausübung des von der Constitution zugestandenen Rechtes erkläre ich, daß ich freiwillig zu Gunsten meines geliebten und theuern Sohnes Don Pedro von Alcantara entsagt habe. Boa Vista, 7 April 1831, im 10ten Jahr der Unabhängigkeit des Reichs. Pedro.“ Lebendiger war die vom Schiff aus erlassene Proclamation an das brasilische Volk, in welcher er sagte: „Ich wende mich nach Europa, schmerzlich scheidend von meinem Lande, meinen Kindern, meinen Freunden. So liebe Gegenstände zurückzulassen, müßte auch das härteste Herz bewegen; aber sie zurückzulassen, um die Ehre zu erhalten, ist der größte Ruhm. Lebe wohl, mein Land! Lebt wohl, Freunde! Lebt wohl für immer!“ Auch der Präsident der National-Legislatur gab eine Proclamation, durch welche ein klares Licht darauf fällt, in welchem Sinne der Sieg von dem Volke betrachtet wurde. „Unser National-Daseyn, heißt es darin, hat nun begonnen. Brasilien gehört den Brasiliern, und ist frei. Wir haben nun ein Vaterland, wir haben nun

einen Monarchen, das Symbol unserer Einigkeit und der Untheilbarkeit des Reichs." Zu gleicher Zeit mit den Vorgängen in Rio-Janeiro hatten in Bahia Unruhen stattgefunden; die Revolution wurde im ganzen Reich anerkannt.

Am 11 Junius stieg Don Pedro in Europa ans Land, wo man, verwöhnt durch die ungeheuern Veränderungen eines Jahres, kaum auffah über die Erscheinung eines entthronten Kaisers. Im Julius kam auch Donna Maria in Europa an, und obschon der Herzog von Braganza, wie sich jetzt Don Pedro nannte, dem Privatleben angehören wollte, so war er doch im Stande, zu ihren Gunsten gegen den Usurpator von Portugal etwas zu unternehmen. Eine Andeutung davon lag in seinem Schreiben an den Grafen Villaflor vom 20 Mai, worin er alle „ehrenwerthen Portugiesen" versicherte, daß der Vater auch als Privatmann nie aufhören werde, die Interessen seiner Tochter zu befördern, und, wie er dieß auch als Souverän gethan habe, sein ganzes Herz der Sache der Legitimität und der Constitution zu widmen. Die Truppen der Regentschaft von Terceira hatten im Junius auch Fayal eingenommen, und in Verbindung mit einem Aufstand in Portugal selbst konnte eine Expedition von den Azoren aus gefährlich genug werden. Don Miguel selbst beobachtete die Schritte Don Pedro's in Frankreich und England mit wachsender Besorgniß, und fürchtete ernstlich eine Veränderung, welche nicht nur Portugal, sondern auch Spanien eine andere Gestalt geben konnte. Dadurch würde die pyrenäische Halbinsel auch gegen Außen in ein anderes Verhältniß treten, während sie jetzt kaum in Berechnung kommt, und die Versuche Spaniens zu Kriegsrüstungen, so wie seine Tendenz gegen Frankreich, nur als die Aeußerungen eines unmächtigen Willens betrachtet werden, selbst in Zusammenhang mit einem allgemeinen Kriege gedacht nicht von allzugroßem Gewichte.

In der letzten Beziehung gewinnt die Schweiz eine be-

sondere Bedeutung, da sie nach ihrer Lage inmitten des wahrscheinlichen Schauplatzes dem Krieg eine Pforte weiter öffnen oder verschliesen kann. Die Schweiz war immer eine ganz besondere Gemeinschaft, getrennt in Sprache, in Kirchenthum, in politischen Formen, mit Naturgränzen in der Mitte und nur durch ein historisches Band zusammengeknüpft. Die Reformen der neueren Zeit waren geeignet, auf politische Einheit, innere Stärke, und festes Zusammenhalten gegen Außen hinzuwirken. Sonst sind die Veränderungen in einzelnen Kantonen, bloß auf sich bezogen, zu klein, um sich in einer gigantischen Zeit hervorzuheben, und in diesem Sinne sprachen wohl französische Blätter vom Sturm in einem Glase Wasser. Die Reformen waren noch nicht überall entschieden; das aristokratische Bern sträubte sich lang, Basel verweigerte die Amnestie und erhielt sich in seinem provisorischen Siege, dessen Geist durch die Gewaltschritte gegen Troxler hinlänglich bezeichnet war. Die Urkantone, dießmal im Einverständnisse mit den aristokratischen Kantonen, wollten die Freiheit als Privilegium erhalten, und in Schwyz sollten die äußern Bezirke als Heloten von derselben ausgeschlossen bleiben. In Zürich und Lausanne wurde die Reform vollendet, in Schaffhausen hatte ein improvisirter Act eines Aufstandes statt, der ohne weitere Folgen vermittelt wurde. Selbst in Neuenburg wurden von Preußen Concessionen gemacht, Steuernachlässe, Jagdfreiheit und ein gesetzgebender Körper eingeführt. Die Tagsatzung suchte, so viel thunlich war, vermittelnd einzuwirken, und als sie am 7 Mai auseinander ging, übernahm der Vorort Luzern die Verpflichtung, über die Vertheidigungsanstalten für die Neutralität zu wachen, und die Aufgabe, im Innern zu vermitteln, bei einer Krisis aber von Innen oder Außen die Bundesversammlung wieder einzurufen. Am 4 Julius wurde die Tagsatzung wieder eröffnet, und es zeigten sich neue Bestrebungen für ein festeres Band der Kantone; zugleich aber auch ein Mangel an Uebereinstimmung für diesen Zweck,

Wichtig sind die Resultate für die Stellung gegen Außen; es war ein Gebäude des Wiener Congresses, das hier in seinen Principien umgestoßen wurde, und die Schweiz hatte ihre Mündigkeit und Selbstständigkeit wieder an sich genommen. In dieser Beziehung ist es interessant, das Verhältniß gegen die Großmächte in der Neutralitätserklärung und ihren Folgen zu betrachten. Schon die Antwortsnote Metternichs hatte etwas von einem solchen Geiste sehen lassen; er fand sich wiederholt und deutlicher ausgesprochen in der russischen Note, welche im Mai übergeben ward. Es heißt in derselben unter Anderm: „Se. k. M. hat sich eines schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren können, als sie wahrnahm, daß die schweizerische Eidgenossenschaft sich Besorgnissen hingab, die keine nahe Gefahr rechtfertigt, und daß sie, um ihren Vorsatz, die ihr durch ihre Neutralität gebotenen Pflichten zu erfüllen, an den Tag zu legen, eine kriegerische Haltung gerade gegen diejenigen Mächte annahm, welche zuerst den Grundsatz dieser Neutralität ausgesprochen und seine unverbrüchliche Handhabung gewährleistet haben.... Nach dem vorhin Bemerkten hätte man es für die Schweiz überflüssig erachten sollen, ihren Vorsatz, im Fall eines europäischen Krieges eine strenge Neutralität zu behaupten, öffentlich bekannt zu machen, da die Verträge sie dazu berechtigen und sie sogar verpflichten. Eben so überflüssig war es, die verbündeten Mächte zu einer ausdrücklichen Anerkennung dieser Neutralität zu veranlassen, da gerade sie es sind, welche die Wohlthaten derselben einstimmig der Eidgenossenschaft zugesichert haben." Aus der diplomatischen Sprache in die deutsche übersetzt, war diese Note ein Verweis für die Schweiz, und eine Erinnerung, daß sie durch die Gnade der großen Mächte, nicht durch sich, neutral sey, daß sie in dieser Neutralität eine Verpflichtung wider Frankreich, dem die „verbündeten Mächte" stillschweigend entgegengesetzt werden, nicht aber ein Recht für sich selbst besitze. Man sieht daraus, welche Art von Dictatur die Al-

lianzmächte über Europa ausübten, und welchen langen Arm namentlich die russische Suprematie bis an die äußersten Enden ausstreckte. Der Vorort Luzern gab unter dem 2 Junius eine Erwiederung, worin er an das „Wohlwollen und das Billigkeitsgefühl Sr. k. M." appellirte, und den aufrichtigen Wunsch der verbündeten Stände zu erkennen gab, daß die Reinheit ihrer Gesinnungen von dem Petersburger Hofe vollständig erkannt werden, und Se. M. ihnen eine wohlwollende Theilnahme erhalten möge. Trotz dieser schönen Worte ist das Verhältniß der Schweiz zu den europäischen Mächten nicht nach den Worten, sondern nach der That zu beurtheilen, und man kann annehmen, daß es von beiden Seiten auch so beurtheilt werden wird.

Das Bild, welches die Schweiz im Kleinen gewährte, zeigte Deutschland in einem weitern Rahmen und in großartigen Verhältnissen, im Innern das Streben nach politischer Reform, gegen Außen das Streben nach Einheit und Selbstständigkeit. Das Herz Europa's konnte von dem Pulsschlage der geistigen Bewegung nicht unberührt bleiben; die deutsche Nation bewegte sich in einem frischen, politischen Leben, und entfaltete darin so viel Uebereinstimmung, daß ihre Stellung auch der stärksten Neigung zum Widerstande zu imponiren anfing. Im Norden von Deutschland, wo der Weg zur gesetzlichen Freiheit durch Gewalt gebahnt worden war, herrschte noch die Spannung, welche den vollständigen Erfolg erwartete, und vor diesem das Vertrauen nicht aufkommen ließ. Am meisten trat dieß in Sachsen hervor, wo die Gährung im April zu einem Ausbruche führte. In Dresden kam es zum Kampfe in den Straßen, und es floß Bürgerblut; die Communalgarde, welche man gegen den Aufstand nicht anwenden wollte, wurde aufgelöst, die Linientruppen entschieden für die Staatsgewalt. Von welcher Art auch die Partei gewesen seyn mag, welche unterlag, so hatte doch die Idee der Reform überhaupt eine Art von moralischer Niederlage mit erlitten. Leipzig schickte eine Adresse

an den König, welche in mehr als schmeichelnden Ausdrücken um die Verlegung der Residenz warb, und durch eine andere von dem eifersüchtigen Dresden noch überboten wurde. Während eine Bekanntmachung von Anton und Friedrich August die alten Versprechungen erneuerte, wurden strenge Untersuchungen gegen die Theilnehmer des Aufstandes eingeleitet, und viele schuldig Befundene auf den Königstein geschickt. Bald nachher wurde die Censur wieder geschärft, und selbst der Ausdruck der Wünsche für unbedingte Preßfreiheit, als dem Bundesverhältnisse zuwider, verboten. Die Feudalstände zogen die Verhandlungen über einen vorgelegten Verfassungsentwurf immer mehr in die Länge, theils durch den Aufenthalt in den getrennten Curien, theils durch die Opposition der Privilegien gegen die allgemeine Freiheit, wobei besonders die Stände der Ober-Lausitz betheiligt waren. Die Regierung mußte endlich selbst auf Beschleunigung dringen, indem sie durch ein Decret vom 11 Junius auf die Spannung hinwies, welche der Uebergang von einem alten Regierungssystem in ein neues errege und jeden Aufschub für nachtheilig erklärte. In Braunschweig wurde endlich durch die Form eingeführt, was durch die That längst eingeführt war: der vertriebene Herzog Karl wurde durch agnatischen Beschluß vom 20 April wegen „absoluter Regierungs-Unfähigkeit" entsetzt, und am 25 nahm Herzog Wilhelm die Huldigung ein; der Bundestag selbst hatte die Agnaten benützt, um einen Act der Volksgerechtigkeit legitim machen zu lassen. In dem Nachbarstaate Hannover rangen die Bestrebungen des Volks gegen ein aristokratisches System, welches nirgends anderswo so sehr bis auf die äußerste Spitze getrieben wurde, und dieser erfolglose Kampf bildete einen schneidenden Contrast gegen Großbritannien, wo eben die Sache der Reform unter demselben Könige ihren Sieg vorbereitete. Die Deputirten erhoben auch in Hannover den Ruf nach Preßfreiheit; allein man stritt sich selbst noch über die volle Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlun-

gen, und die aristokratische Kammer setzte sich schroff jeder Verbesserung entgegen. Dieser feindselige Gegensatz der Staats- und der Standes-Interessen in zwei Kammern war Kurhessen durch eine vortreffliche Verfassung erspart; allein es fehlte nicht an Widerstand gegen die neue Ordnung der Dinge. Der Kurfürst selbst äußerte eine entschiedene Abneigung gegen Kassel, und verlegte seinen Aufenthalt nach Hanau; daraus entstanden politische Verwicklungen, deren letzte Ursache, wie in den schönsten Zeiten der französischen Ludwige, in einer Maitresse lag. Das hessische Volk wandte verschiedene Mittel an, um den Kurfürsten zur Rückkehr zu vermögen, Adressen, in deren Anwendung es einen Ruf von Meisterschaft erlangt hatte, Deputationen der Kammer, und als Alles umsonst war, den Vorschlag, nach Maßgabe eines Paragraphen der Verfassung eine Regentschaft einzusetzen. Auch im äußersten Norden von Deutschland, in den deutschen Provinzen von Dänemark, zeigte das Volk ein Verlangen nach einer Repräsentativ-Verfassung, welches man durch Provinzialstände nach preußischer Art abzufinden suchte. Selbst nach Lippe-Bückeburg verlief sich eine kleine Welle des Stromes, und die Landstände machten 62 Vorschläge zu verschiedenen Verbesserungen. Im Ganzen fehlte es im nördlichen Deutschland an einem Mittelpunct und gemeinschaftlichem Halt für die constitutionellen Staaten, welche vereinzelt, von Gebieten entgegengesetzter Tendenz durchschnitten und überhaupt durch die Lage Preußens dominirt waren.

Anders war es im Süden, wo größere constitutionelle Staaten bestanden, die durch Wechselwirkung des öffentlichen Geistes und durch das Bewußtseyn gleicher politischer Interessen zu einem geistigen Ganzen verbunden waren. Hier waren die schon länger vorhandenen Verfassungen in das Leben übergegangen: die Völker hatten den Gebrauch ihrer Rechte gelernt, und die Repräsentation stützte sich auf eine energisch entwickelte öffentliche Meinung. Bayern, das den

natürlichen Beruf hatte, an der Spitze des constitutionellen Deutschlands zu stehen, hatte gerade in dem Augenblicke, wo seine Stellung doppelte Wichtigkeit gewann, einen Wendepunct in seiner Politik und eine Anlehnung an das absolute Oestreich durch die bekannten Preßbeschränkungen bezeichnet. Die öffentliche Meinung stemmte sich kräftig gegen diese anticonstitutionelle Neuerung, die Deputirtenkammer führte den parlamentarischen Kampf, und die Regierung mußte nachgeben. Die Systemsfrage personificirte sich in der Opposition gegen Schenk, den Minister des Innern. Mit Noth entging er der Anklage durch die Kammer; doch wurde die Beschwerdeführung über ihn beschlossen, die Censur-Ordonnanz für verfassungswidrig erklärt und von der Regierung zurückgenommen; die Folge war die Entfernung Schenks aus dem Ministerium am 26 Mai. In Baden fand die, aus freien Wahlen hervorgegangene, volksthümliche Deputirtenkammer das Ministerium, welches das alte System repräsentirte, nicht mehr vor, da es vorher vor der öffentlichen Meinung gefallen war. Gegen die Reste des Systems aber war noch Manches zu thun, und es geschah mit imponirender Kraft, in politischen Hauptfragen gewöhnlich mit Stimmeneinheit und von dem lauten Beifalle des Volks begleitet. Das zwischen beiden liegende Würtemberg theilte mit lebhafter Sympathie die Richtung der Nachbarvölker, seinen Landtag erwartend, um vollkommen in die Reihe einzutreten. In Nassau entstand eine ernsthafte Spaltung zwischen Regierung und Ständen, eine Fortsetzung des seit der Gründung der Verfassung obwaltenden Streites über die reichen Domänen, welche der Herzog für sich ansprach und mit einer Civilliste zu vertauschen sich weigerte. Die Stände wurden am 2 Mai vertagt, und die Regierung, ohne Steuern, nahm ihre Zuflucht zu einer Anleihe als temporärem Auskunftsmittel. Im Großherzogthum Hessen wurden endlich nach den Ergebnissen einer Untersuchung die „Helden von Södel", welche im Oc-

tober 1830 ein mörderiſches Fauſtrecht gegen friedliche Einwohner ausgeübt hatten, durch das Kriegsminiſterium vor Gericht geſtellt.

Wenn man aus dem Ganzen die Reſultate zieht, ſo erkennt man darin eine europäiſche Bedeutung. Ein allgemeiner Drang nach wahrer, lebendiger, conſtitutioneller Freiheit ging durch die deutſchen Völker; der Ruf nach politiſchen Garantien entwickelte ſich in vielfachen Formen, und namentlich die Preßfreiheit näherte ſich in Baden und Bayern ihrem vollſtändigen Siege. Gleichen Schrittes damit ſtrebten auch die materiellen Intereſſen nach dem Ziele der Verbeſſerung, nach Erleichterung des Volkes und beſonders der ackerbauenden Claſſe, nach Wegſchaffung der Feudalreſte, Verminderung der Militärlaſten, Hebung des Handels, für den auch in dem endlich abgeſchloſſenen Rheinſchifffahrts-Vertrage nur etwas Unvollſtändiges geſchah, und nach Befreiung von dem vervielfachten Drucke der Mauthen. Es iſt nicht zu verkennen, daß der Bundestag, wenn er anders je durch ein geiſtiges Band mit der Nation verbunden war, ſich jetzt in einem Gegenſatze mit derſelben, und von moraliſcher Kraft entblößt fand, da die Oppoſition der Völker gegen die Ausflüſſe des Syſtems der heiligen Allianz auch gegen die von ihm adoptirten Grundſätze anſtieß. Eben ſo wenig aber mag verkannt werden, daß in dem Streben nach conſtitutioneller Freiheit keine Vereinzelung oder Trennung Deutſchlands liegt, ſondern eben durch die Mündigkeit der einzelnen Völker und durch ihre conſtitutionellen Erfolge das deutlich hervortretende Streben nach einem deutſchen National-Daſeyn eine neue Stütze erhält. Dieſe politiſche Bewegung Deutſchlands mußte einen natürlichen Einfluß auf ſeine Stellung zu den europäiſchen Verhältniſſen äußern, und namentlich bei der Frage über eine mögliche europäiſche Kriſis durch einen Principienkrieg ein beſonderes Gewicht in die Wagſchale legen.

Preußen und Oeſtreich ſtanden für ſich geſchloſſen und

abgesondert von Deutschland, beide nach dem allgemeinen Charakter absoluter Staaten ohne den Anschein einer innern Geschichte. Preußen befand sich nicht mehr an der Spitze des geistigen Deutschlands, und verlor den letzten Nachklang einer ehemaligen Popularität durch den Anschluß an Rußland gegen Polen, und die durch diese Verbindung vermittelte Einführung der Cholera. Die sonderbare Erscheinung einer Volksbewaffnung ohne Volksstimme verstärkte sich noch, da Preußen unter dem schärfsten Gegensatze der neuen Zeit sein altes politisches System beibehielt, und die Bande desselben noch straffer anzog. Oestreich hielt sich in der unveränderten Stellung seiner Grundsätze, consequent den einmal genommenen Standpunct behauptend; nach Außen hatte es die Hand auf Italien gelegt, nach Innen bewachte es sein Königreich Ungarn, das in der Sympathie für Polen zugleich eine gefährliche Sympathie für die Freiheit überhaupt an den Tag legte. Beide Staaten machten Kriegsrüstungen, deren Absicht nicht zweifelhaft seyn konnte, und bloß durch die Erwartung auf das Ende des polnischen Kampfes und die dadurch freigegebene Macht Rußlands bedingt schien. Es war natürlich und ein Erforderniß der gewöhnlichsten Politik, daß man die Absicht in Abrede stellte, bis die Zeit zur Ausführung reif geworden wäre. Durch das Verhältniß mit Rußland trat auch Schweden und die Türkei in die Berechnungen der Kriegsfrage. Kein Lebenszeichen der schwedischen Politik verrieth ein Anerkenntniß der Bedeutung, welche der polnische Krieg für dieses Land haben mußte. Der König war von einer Krankheit gefesselt, welche im Junius sogar die Errichtung eines Regentschaftsrathes nöthig machte; Schweden lag so ruhig als sein König. Die Türkei war durch ihre inneren Verhältnisse gebunden, welche sich, ganz ohne Einfluß der französischen Julius-Revolution, in einer ungeheuern Schwankung befanden. Der Sultan suchte, wie ein neuer Peter der Große, mit Gewalt des Stockes und des Schwertes eine

gewisse Civilisation einzuführen, mit dem sich von selbst verstehenden Vorbehalt, daß ihre Kräfte bloß dem Despotismus gewonnen seyn sollten. Das Reich war an sich schwach, da die eigentliche Nation als ein herrschender Stamm unverhältnißmäßig klein, und selbst diese unter den Pascha's zersplittert war; die Reform des Sultans bestand darin, daß er im Interesse des Despotismus die Einheit der Kräfte in seiner Hand zusammenfassen und vor Allem nach der wohlverstandenen Lehre des Abendlandes eine blind gehorchende Militärmacht schaffen wollte. Durch diesen großen und gefährlichen Versuch befanden sich die Kräfte des türkischen Reiches in der Schwäche eines Uebergangs aus dem alten Schwerpuncte geworfen, ohne den neuen erreicht zu haben. Eine Diversion für Polen von dieser Seite war daher an sich schon schwierig, und ohne die Einwirkung einer europäischen Macht fast undenkbar. General Guilleminot, der französische Botschafter, suchte zwar in der letzten Beziehung auf den Divan zu wirken, wurde aber von dem französischen Ministerium verläugnet, und unmittelbar darauf zurückgerufen. Außerdem brach noch in den westlichen Provinzen der europäischen Türkei ein Aufstand aus, der die Wiederherstellung des alten legitimen Regiments zum Zwecke hatte. Der Pascha von Scutari, der Führer desselben, erklärte sich zum Oberhaupte der ehemaligen Janitscharen, und machte bedeutende Fortschritte; am 21 April wurde er zwar von dem Großwessir bei Perlepe geschlagen; allein der Aufstand war dadurch noch nichts weniger als unterdrückt. Diese Revolution, welche man sogar von russischen Einwirkungen ableiten wollte, war jedenfalls von dem äußersten Vortheile für Rußland, das sich dadurch gegen jede Gefahr von dieser Seite gesichert sah. So griffen alle Verhältnisse in einander, um einen Krieg gegen die von Frankreich repräsentirten Principien möglich zu machen. Spanien und Portugal, obschon in ihrem Innern nicht eben unantastbar, harrten nur auf die Losung eines Mächtigern, um

die Gefahr jenseits der Pyrenäen zu bekämpfen; Oestreich hatte den Fuß in Italien festgesetzt, und reichte Bayern die Hand; Preußen warf seine Massen nach den Rheinprovinzen, und bot Holland, das den Kampf um Belgien rüstete, einen Anlehnungspunct. Auf der andern Seite war England durch die Sache der Parlamentsreform beschäftigt, und konnte selbst noch durch den etwaigen Sieg eines Tory-Ministeriums gewonnen werden; Frankreich selbst hatte in Italien sein moralisches Gewicht aufgegeben, und eine schwache Seite nicht nur an der Vendee, sondern auch an einem Ministerium, das berufen schien, die innere Spannung und die Schwäche nach Außen zu verewigen; für sich hatte Frankreich nichts, als das schwache Belgien und eine allerdings wichtige Allianz mit dem öffentlichen Geiste der Völker, von denen es aber das Bedeutendste durch ungereimte Eroberungsansprüche von sich abstieß. So lagen die Verhältnisse, als Bedingungen eines Schlusses gewärtig, und in einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte zusammenlaufend: an der Losung Rußlands hing der Krieg. Die Losung Rußlands aber hing an dem Ausgange des polnischen Kampfes, und so führt uns das Ende dieser Uebersicht wieder auf denselben Punct, von welchem sie ausgegangen. So lange in Polen noch keine Entscheidung gefallen war, so blieb immer die Nothwendigkeit eines Krieges um Principien, welche ihrer Natur und ihrer geistigen Ausbreitungskraft nach nicht neben einander bestehen konnten; allein diese Nothwendigkeit blieb durch eine andere Nothwendigkeit vertagt, und das Verhältniß ließ sich in den paradoxen Satz einschließen: der Krieg konnte nicht geführt werden, und der Friede war unmöglich. Wenn Polen fiel, so war Rußland entfesselt, und mit ihm alle Elemente eines europäischen Krieges: denn so viele Kräfte auch der polnische Kampf aufgezehrt haben mochte, der moralische Eindruck eines Sieges der Reaction war hinlänglich, um diesen Abgang zu ersetzen. Während das Schwert des

Krie-

Krieges wie an einem Haar über Europa hing, und jeden Moment zu fallen drohte, intervenirte eine Macht, welche noch im Anfange des Jahres in keiner Politik mitgerechnet wurde: es war die asiatische Cholera. Diese verheerende Seuche rückte mit langsamen, aber sichern Schritten vor, die Kordone durchbrechend, und gleich einem Eroberer die Gränzen ihrer verhängnißvollen Herrschaft erweiternd. Jahre lang hatte sie den Zug aus Ostindien fortgesetzt, und trat jetzt, wie ein Deus ex machina in die europäische Krisis ein. Nachdem sie im Mai in Riga und zu gleicher Zeit in Archangel erschienen war, brach sie im Junius in Petersburg aus, überschritt die Gränzen Polens, und zeigte sich nach allen Seiten hin, in Danzig, in Krakau, in Gallizien, in Jassy. Im Julius drang sie in Ungarn ein, wo sie besonders viele Opfer wegraffte, und die beiden Endspitzen ihres Zuges reichten bereits auf einer Seite bis gegen Wien, auf der andern bis in die Nähe von Berlin. Der Ruf des Schreckens ging vor ihr her, an einigen Orten zeigten sich abergläubische Aufstände bei ihrem Erscheinen, überall nahmen die Gegenanstalten einen Aufwand von Finanzmitteln und Militärkräften in Anspruch. So wurde das politisch-getheilte Europa auf die Sorge für die nächsten und materiellen Interessen geworfen, und der so oft vorausgesetzte Krieg wirksamer hintangehalten, als durch die geschäftigsten Bemühungen der Diplomatie. Diese Vertagung des Krieges eröffnet andere Aussichten, und läßt hoffen, daß der Kampf der feindlichen Principien vorerst nur mit geistigen Waffen werde geführt werden. In einem solchen Kampfe aber kann der endliche Sieg nicht zweifelhaft seyn; er wird und muß sich auf die Seite neigen, wo nicht die zufälligen Einsetzungen der Geschichte oder der Selbstsucht, sondern wo die ewigen Ideen des Gemeinwohls, der gesetzlichen Freiheit, des angebornen und unveräußerlichen Rechtes, ihr Panier aufgesteckt und den Kern der Völker um dasselbe versammelt haben.

II.

Miscellen.

Von den Vortheilen des Vielregierens, zur Erhaltung des monarchischen Princips. Von Dr. Bombastus II. Schöppenstadt bei Baldrian. Dritte vermehrte Auflage, 1r Theil, XXII u. 395 S. 2ter Th. 425 S. 3r Th. 403 u. 4r Th. 504 S. 1831. 8. 10 Thlr. 6 Sgr. (Von . . . n. *).

Es ist zu bedauern, daß dieses Werk des gelehrten Herrn Verfassers bei der dritten sehr vermehrten Auflage zu vier Bänden angeschwollen, des theuern Preises wegen, *einen* starken Absatz bei Privaten nicht finden wird. Da es aber als ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch allen hohen und höchsten Behörden, besonders in dieser sehr bewegten Zeit, ganz unentbehrlich ist, so ist zu erwarten, daß die Vorsteher der zahlreichen Hof- und Regierungsbibliotheken ex mandato superiorum dieses Werk, welches cum summa laude das Imprimatur erhalten hat, in vielen Exemplaren ankaufen.

Der Verf. entschuldigt in der Vorrede die Breite und Ausführlichkeit seines Werks, indem er sagt, daß es nicht möglich sey, über Viel nur Wenig zu sagen. Gegen die Vermittlung der Extreme, in der entgegengesetzten Meinung mehrerer neuern Schriftsteller erklärt er sich bestimmt. Wir

*) Der achtungswürdige Herr Verfasser dieses Aufsatzes will zwar vorerst seinen Namen nicht genannt wissen; sollte jedoch irgend eine deutsche Regierung in dem darin gezeichneten Bilde sich selbst erkennen, so wird er wohl keinen Anstand nehmen, auf Verlangen solchen Namen zu offenbaren. A. d. R.

würden dieses mißbilligen, wenn es eine Anspielung auf einen rühmlichst bekannten Publicisten wäre, welcher versucht hat, dieses Unmögliche möglich zu machen. Bei dem jetzigen Zustande der Welt — sagt der Hr. Verf. — wo Jedermänniglich ex plebe unzufrieden ist, und sich etwas Besseres wünscht, wo sogar ungestüm und mit Grobheit verlangt wird, was nicht bewilligt werden darf, wo sogar die Juden es ertrotzen wollen, Menschen- und Bürgerrechte zu bekommen, wie in dem Briefe der Hebräer an Paulus geschrieben steht, ist es leider so weit gekommen, daß es den Staatsregierungen geht, wie jenem Ehemann, welcher ausrief: „wenn meine Frau nicht will, wie ich will, so will ich, wie meine Frau will.“ Wohin solche ungemessene Forderungen, dieses Sehnen nach einem andern Zustande führen, haben wir gesehen.

Nicht die übermäßige Vermehrung der Menschen ist Ursache dieser allgemeinen Calamität, wie Herr Weinhold glaubte, als er den patriotisch-christlichen Vorschlag zur Infibulation aus der Finsterniß an das Licht treten ließ, bei deren Versuch der Realisirung zu Krähwinkel Herr Doktor Fuselgrimm den Zorn des schönen Geschlechts entflammte, und ein schmähliches Opfer der blinden Volkswuth wurde.

Der Herr Verf. dieses Werks hat sich dadurch ein bleibendes Verdienst erworben, daß er die Kunst des Vielregierens, welcher bisher ein Hauptgrundsatz fehlte, zu einer Wissenschaft erhoben hat.

Seinem Hauptgrundsatze, „daß alles Bestehende gut, und das Gute bestehend sey,“ werden nur Neuerungssüchtige entgegentreten. Den Einwand, daß die Regierungen unter der Last des Vielregierens erliegen würden, widerlegt der Herr Verf. dadurch siegreich, daß thatsächlich noch kein Fall dieser Art sich zugetragen habe. Ernstlich dringt er darauf, daß die Zahl der Beamten und des stehenden Militairs vermehrt werden müsse, wodurch sich verhältnißmäßig auch die Zahl der Anhänger der Regierungen vergrößere, wenn diese gut be-

zahlen; dadurch allein wird die Last des Vielregierens bedeutend vermindert, weil sie auf vielen Schultern ruht. Es ist erwiesen unrichtig, daß viele Beamte nicht genugsam beschäftigt werden könnten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Behörden, denen es an Geschäften fehlte, sich diese selbst verschafft haben.

Kindlich fromm und folgsam hielten die Menschen diesen Hauptgrundsatz vorher für unbestritten, und waren mit ihrem Zustande zufrieden. Jetzt sind sie unzufrieden, weil sie nicht mehr daran glauben.

Wohin hat dieses geführt? Wir sehen es leider. Wenn das Pferd in die Stange beißt, sich bäumt, ausschlägt, und seinen Reiter unsanft auf den Boden wirft, so ist dieses immer Schuld des letztern, der es nicht zu regieren verstand.

Es ist unwahr, und wird nur von Kurzsichtigen behauptet, daß das Vielregieren Anlaß zur Unzufriedenheit und Empörung gegeben habe. Der Herr Verf. weist geschichtlich nach, daß durch das Zuwenigregieren im Gegentheil alle Calamitäten der Zeit entstanden sind.

Großer Gott — ruft er in seinem gerechten Eifer aus — welch schauderhafte Anarchie müßte kommen, wenn die Welt auch nur einen Tag nicht regiert würde. Nur durch das Vielregieren kann die Welt von dem Abgrunde des Verderbens gerettet werden. Der Verf. bemüht sich, dieses zu beweisen. Ob seine Gründe überall Eingang finden, möchten wir, bei der weit verbreiteten Verstocktheit der Menschen, bezweifeln. Sie sind einfach und einleuchtend.

„Die meisten Menschen,“ sagt er, „bleiben von der Wiege an bis zum Grabe Kinder. Ihre Kraft nicht kennend, wissen sie nicht, was sie können, und was sie wollen. Daher ist es zu ihrem und der Welt Heil, unter väterlicher Vormundschaft zu bleiben. Sie gewöhnen sich bald an die vorgeschriebene Ordnung. Man sieht täglich, daß die Menschen

natürlich finden, was so und nicht anders war. Man glaubt endlich, daß es nicht anders seyn könne."

In dem ersten und zweiten Theil dieses gediegenen Werks wird gehandelt von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch die obrigkeitlichen Behörden mit Hülfe der Gelehrten, der hohen und niedern Geistlichkeit, der Lehrer an den Elementar= und Gelehrtenschulen — der Privatunterricht ist consequent verboten, weil er nicht unter genaue Controlle gesetzt werden kann, und dieser sogar widerstrebt — und der von den Regenten, ohne Concurrenz der Bürger, ernannten Gemeindevorsteher.

Wir dürfen, um die Gränzen einer kritischen Anzeige nicht zu überschreiten, nur Einiges im gedrängten Auszuge geben.

Mit großem Scharfsinn wird nachgewiesen, wie durch ein solches Regierungsreglement mit wechselseitiger Hülfeleistung Ordnung, Subordination und Friede im Innern erhalten werden könne. So sehr sich der Herr Verf. für das Vielregieren erklärt, in eben dem Grade eifert er mit Recht gegen Vielwisserei, oder die sogenannte Aufklärung des gemeinen Volks. Hinc illae lacrymae! Bekannt ist es, daß dieses dadurch mit seinem Zustande unzufrieden, anmaßend und rebellisch wird. Wirklich ruchlos muthet es den Vornehmen zu, aus den warmen und reichen Betten aufzustehen, um sich in dieselben zu legen.

Folgerichtig wird gerathen, in den Elementarschulen für die Kinder der Bauern und Bürger den Unterricht auf Lesen, Schreiben und Rechnen zum nothdürftigen Hausbedarfe zu beschränken, die meiste Zeit aber auf das Auswendiglernen von Sprüchen zu verwenden. Den Kindern muß Folgsamkeit und Achtung vor der Obrigkeit fühlbar eingeschärft werden. Vor Allem hält der Hr. Verf. für nöthig, der Geistlichkeit wieder ausschließlich die Leitung des öffentlichen Unterrichts anzuvertrauen. Aller und jeder Vermittelung der Extreme abhold, wünscht der Hr. Verf., daß solche in diesem Falle ausnahms=

weise versucht, und in der Art ausgeführt werden, daß der geistliche Stand der Staatsregierung nur coordinirt werde. Einverstanden sind wir mit ihm, daß in den höhern Schulen nicht allein in den zum Staatsdienste nöthigen positiven Kenntnissen, sondern vorzüglich in den todten Sprachen Unterricht ertheilt werde. Sogar hält er es für nützlich, daß die Knaben alles Ernstes angehalten werden, lateinische, griechische und hebräische Verse zu componiren, wenn solche auch, als Schülerarbeit, ungenießbar bleiben, und diese Versmacherei und die todten Sprachen selbst in dem künftigen Lebensberufe von keinem praktischen Nutzen sind. Es wird dadurch der wichtige Zweck erreicht, die zu demagogischen Umtrieben und Naseweisheit geneigte Jugend zu gewöhnen, das zu thun, was befohlen wird, und sie in einem Grade zu beschäftigen, daß keine Zeit übrig bleibt, verderbliche Verbindungen anzuknüpfen und ruchlose Schriften zu lesen. Alle Regierungen, welche ihr wohlverstandenes Interesse im Auge behalten, waren von jeher darauf bedacht, den Stand der Geistlichkeit und der Philologen zu ehren — welche wohl um deßwillen für die Ersten sich halten, weil jene den Schlüssel zum Himmel, diese den Schulscepter — den Anfang alles Regiments — führen — und deren mächtigen Einfluß auf die Gemüther zu ihren heilsamen Zwecken zu benutzen. Gelehrte, in Akademien vereint, und nach Verdienst charakterisirt und besoldet, können den Staatsregierungen sehr nützlich seyn, wenn denselben zur Dienstpflicht auferlegt wird, die Censur zu übernehmen, die Staatszeitungen zu redigiren und die öffentliche Meinung gut zu stimmen.

In dem dritten Theile ist des Hrn. Verfassers politisches Glaubensbekenntniß über constitutionelle Verfassungen enthalten. Die zum Wohle der Staaten hier vorgeschlagenen Einrichtungen verdienen beherzigt zu werden. Besonders wichtig sind seine Gründe für die Beibehaltung des zwei Kammernsystems der landständischen Constitutionen. Jede erste

Kammer soll, nach dem Vorschlage des Hrn. Vrfs., nur aus dem Adel bestehen, mit Ausschluß der Geistlichkeit und der Repräsentanten des gelehrten Standes, weil beiden letztern in der Kammer der Gemeinen Virilstimmen vorbehalten bleiben, um auch in dieser der Sucht Neuerungen durchzusetzen so viel als möglich entgegen zu treten. Wir wissen es aus Erfahrung, daß sie diese ehrenvolle Aufgabe glücklich gelöst haben. Da aber doch immer in einer zweiten Wahlkammer demagogische Umtriebe vorkommen, so dringt er sehr darauf, Staatsdiener und die reichsten Bürger für wählbar zu erklären. Die erste Kammer, nach seinem Vorschlage gebildet, nennt er das feste Bollwerk gegen demagogische Neuerungen, den goldnen Hemmschuh, welcher den Staatswagen vor dem Herabstürzen und Umwerfen bewahrt. Hier nimmt der Hr. Verf. Gelegenheit, gegen einen Vorschlag zu warnen, welcher, durch den äußern Schein, leider in vielen Staaten Beifall gefunden hat. — Es ist das den Ständen zu verleihende Recht der Steuerbewilligung. Uebelgesinnte riethen unter dem Vorwande dazu, weil die Staatsregierungen dadurch das Gehässige der Steuerausschreibungen von sich auf Andere wälzen könnten. Anguis sub herba. Wehe jeder Regierung, welche dieses kostbare Recht ihren Händen entwinden läßt, weil eine immer mögliche Steuerverweigerung nur durch lästige Concessionen zu beseitigen ist.

Ohne unser Erinnern werden die Leser finden, daß der Hr. Verf. diesen höchst wichtigen Gegenstand mit Würde und Consequenz behandelt hat. Seine Vorschläge werden um so mehr einleuchten, weil sie in vielen Staaten mit Erfolg bereits in's Leben getreten sind.

Der vierte Theil des Werks handelt von der Verleihung des Adels, der Orden, der Titel, der Belohnungen, von dem Einflusse des schönen Geschlechts auf die bürgerliche Gesellschaft, und im Anhange von der hohen Polizei.

So ungern Abgaben und schuldige Gelder bezahlt wer-

den, so willig geben die Menschen diese hin, wenn sie dadurch über ihre zeitherigen Standesgenossen erhoben werden. Durch Verleihung des Adels, der Orden und der Titel an Jeden, welcher die Taxe bezahlt, wird die jährliche Staatseinnahme und die Zahl der Anhänger und Freunde jeder Regierung vermehrt. Besonders räth er reichen Juden Adel und Orden — zuweilen sogar gegen Erlaß der Taxen — zu verleihen, weil diese dadurch in das Interesse des Staats gezogen werden, und, in Geldverlegenheiten, durch Anlehen sehr nützlich seyn werden. Sie haben die nöthige Gewandtheit, Vieles auszuforschen, was auf geradem Wege nicht wohl möglich ist.

Der Hr. Verf. spottet über den Unverstand der Engländer, Franzosen und Holländer, welche, verblendet, nicht begreifen können, welchen Werth Titel und Orden haben. In Deutschland hat dieser Baum tiefe Wurzeln geschlagen, und besonders das schöne Geschlecht großes Behagen und Lust an seinen Früchten gefunden. Da nun bei einer günstigen Stimmung dieser holden Hälfte der Menschen die Staatsregierungen an Stärke und Festigkeit gewinnen, so wünscht er, daß die einflußreichsten Damen, selbst in unverehlichtem Zustande, mit Orden und Titel erfreut würden. Gewiß wird eine mit dem Hausorden und dem Charakter einer simplen Räthin Ausgestattete, das Lob der Regierung ausbreiten und ihre Sache verfechten, während dem von unvermählten Damen in mittlern Jahren — vulgo alte Jungfern genannt — leider das Gegentheil zu besorgen steht. Bei Realisirung dieses patriotischen Vorschlags wird es allein möglich, die Theevisiten zu controlliren, welche sich bis jetzt aller polizeilichen Aufsicht frevelhaft entzogen haben.

Dieser Vorschlag des Hrn. Verfassers ist dadurch empfehlenswerth, weil er die Staatscassen nichts kostet. Auf eben diese Art kann durch Verleihung der Hoffähigkeit Mancher oder Manche gewonnen werden, welche sonst zur Opposition sich hinneigen würden.

Unter allen Verwaltungszweigen setzt der Verf. mit Recht die Polizei oben an, mahnt aber zugleich die Staatsregierungen mit triftigen Gründen, in der Auswahl der Vertrauten beiderlei Geschlechts die größte Vorsicht anzuwenden, weil nämlich diesen Vertrauten nicht immer zu trauen ist. Und diese wichtige Branche der Administration nicht übermäßig kostspielig zu machen, räth derselbe, statt mit Geld, meist nur mit Versprechungen und Hoffnungen zu bezahlen.

Zuletzt hat der Verf. übersichtlich noch gezeigt, welche fast nicht zu berechnende Vortheile durch eine consequente, umsichtsvolle Vollziehung dieses Systems entstehen. Regierungen, welche in diesem Systeme regieren — man sehe sie, wie sie sind — wissen Alles voraus, können daher manches Unheilbringende verhüten; sie sind Sonnen, um die sich ruhig in den bezeichneten Bahnen ehrerbietig die Planeten mit ihren Trabanten bewegen. Alles ist in Ordnung und ruhig. Ein am Schlusse befindliches vollständiges Sachregister zum Nachschlagen wird Geschäftsmännern gute Dienste leisten. Papier und Druck sind gut.

III.

Politische Grillen.

Von Wolfgang Menzel.

Der Dichter Matthisson hat zwar sein Dianenfest von Bebenhausen erst nach der Revolution geschrieben, aber wir dürfen dennoch fragen, wie kam die französische Republik dazu, ihn jemals zu ihrem Ehrenbürger zu ernennen? Es gab indeß auch im Gegentheil einige äußerst wilde Conventsmitglieder, die zugleich Ehrenmitglieder sehr zahmer deutscher Academien waren.

Es möchte hingehen, daß kleine Menschen sich sehr breit machen, wenn sie zufällig einmal einen guten Gedanken haben; aber das ist unleidlich, daß sie sich eben so breit machen, wenn sie bei einem großen Menschen einmal einen Irrthum oder Fehler entdecken.

Ein kleiner Wald in der Schweiz bietet ein interessantes politisches Problem dar. Er liegt auf einer Landzunge im Zugersee und heißt der Kiemen. Die umliegenden kleinen Republiken stritten sich einst um seinen Besitz und kamen endlich dahin überein, daß Luzern den Grund und Boden, Schwyz die Jagd und Zug das Holz davon besitzen sollte. Ein Staat begnügte sich mit der Ehre, der andere mit dem Vergnügen und der dritte bekam den Vortheil.

Die Krankheiten der Fürsten sind lauter ansteckende Krankheiten.

Es hat schon Fürsten gegeben, die selber nur die verantwortlichen Minister ihrer Minister waren.

Die Griechen haben zwar immer an die Macht, aber nie an die Weisheit der Türken geglaubt. Wenn wir Deutschen an der Stelle der Griechen gewesen wären, wir würden wahrscheinlich auch an die Weisheit der Türken geglaubt haben. Wir trösten uns gar zu gern über unsre Niederlagen, indem wir unsre Ueberwinder für Götter halten. Hielten wir nicht auch Napoleon für einen Gott, und zwar geraume Zeit für einen guten?

Je mehr die Fabriken vervollkommnet werden, desto mehr Hände machen sie entbehrlich. Warum bildet man sich

ein, daß die Staatsmaschine vollkommener werde, je zahlreicher die Staatsdiener werden?

In der Monarchie bringt jeder neue Monarch einen Wechsel hervor. In der Republik kann der Wechsel nur durch Revolutionen hervorgebracht werden.

Rußland hat durch das böse Beispiel seiner Nachbarn, der Türken, gelernt, daß Vicekönigreiche nichts taugen. Daher hat es immer nur abhängige Gouverneure, niemals Unterkönige geduldet, oder, wo es dieselben Anfangs dulden mußte, sie bald wieder zu beseitigen gewußt. Alle Anfangs noch mit einem Scheine von Freiheit mit Rußland verbundenen Länder sind in Kurzem dem großen Reiche einverleibt worden, die Ukraine, die Krimm, Georgien, Curland. Wird es Polen und vielleicht der Moldau und Wallachei nicht eben so gehen? Wornach strebte der kaiserliche Liebling Potemkin sehnlicher, als nach einer kleinen Souveränität? aber die Kaiserin gab ihm Alles, nur das nicht. Rom hat ehemals gegen seine immediaten Bundesgenossen ganz dieselbe Politik befolgt.

Die ältere Diplomatik hatte einen etwas pfäffischen Anstrich, weil dabei die Geistlichen eine große Rolle spielten. Die neuere Diplomatik hat dagegen einen weibischen Anstrich, weil die Damen dabei thätig sind. Man muß sich in der diplomatischen List und Geschmeidigkeit Vieles daraus erklären, daß diese feinen und koketten Eigenschaften ursprünglich von den am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Politik glänzenden Damen als weibliche Talente und Reiz geltend gemacht wurden. Die Damen wurden weniger diplomatisch, weil die Diplomatie ein weibliches Geschäft ist, als die Diplomatie weibisch wurde, weil die Damen diplomatisch würden.

Warum gehört es mit zum Amte eines Diplomaten, ein schöner Mann zu seyn? Doch nur, weil es auch weibliche Ministerien gibt.

Man würde viel mehr Ursache haben, sich über große Frauen zu wundern, wenn sie nicht fast alle, wie Frau von Staël, ihre beste Zeit damit verschwendeten, sich über sich selbst zu wundern. Sie scheinen zu fühlen, daß sie nicht eigentlich für den Ruhm geboren sind, und glauben immer nöthig zu haben, sich deßfalls weitläuftig vor Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen.

Cyrus und Darius erlagen den armen Scythen, Xerxes den armen Griechen, Rom den armen Germanen, *Karl von Burgund* den armen Schweizern, Karl XII und Napoleon den armen Russen. Nie bringt es den reichen Staaten Vortheil, die armen anzugreifen, weil sie im glücklichen Falle wenig dabei gewinnen, im unglücklichen aber viel dabei verlieren. Dieß gilt aber nicht bloß von Staaten, auch von Ständen. Auch den Patriciern gewährt es niemals Vortheil, die Plebejer zu mißhandeln und Krieg mit ihnen anzufangen.

Leidet die Wissenschaft und der gelehrte Stand mehr unter dem Despotismus der Kirche oder unter dem des Staats? Macht Staatsdienst die Lehrer der Wahrheit nicht eben so zweideutig als Kirchendienst?

Schmarotzerpflanzen sind zwar im Stande einen gesunden Baum ganz aufzuzehren, aber wenn er verzehrt ist, gehen sie mit ihm zu Grunde.

In Frankreich wird man sehr berühmt, oder man wird es gar nicht. In Deutschland steht aber zwischen den Unberühmten und Berühmten eine ungeheure Armee von halbberühmten Leuten, und es kostet Mühe, sich durch dieselben hindurch zu schlagen und ganz berühmt zu werden.

In Monarchien herrscht mehr Furcht, als in Republiken, aber auch mehr Hoffnung, beides wegen der Ungewißheit, ob der Monarch gut oder schlecht seyn wird.

Noch vor hundert Jahren gab es wenige geschichtliche Darstellungen, deren Verfasser nicht bei jeder Begebenheit, die ihnen gottlos und unmoralisch vorkam, treuherzig oder leidenschaftlich ihren Tadel ausgesprochen hätten. Jetzt ist es dagegen, namentlich in Frankreich, Mode geworden, mit affectirter Gleichgültigkeit gegen alle Moralität in den Handlungen nur das Intellectuelle und Politische zu würdigen.

Wir sehen gern in unsere Kindheit zurück, aber wir wollen doch nicht dahin zurückkehren. So sollten wir auch alles Schöne der Vorzeit mit Liebe betrachten, ohne noch selbst wieder in die Jahrhunderte rückwärts leben zu wollen.

Es gibt Fälle, wo die Scham der Beleidigten der Arglist der Beleidiger selbst hilft, die Oeffentlichkeit zu vermeiden.

Constitutionelle Versammlungen kommen zuweilen in den Fall des Ehemanns, der es so wenig als der Ehebrecher merken lassen will, daß er ein Hahnrei geworden ist.

Zum Regieren gehört unter Anderm auch etwas Poesie. Mit der prosaischen gesunden Vernunft kommt man nicht aus.

Das Volk will Schauspiele. Für eine Kirche oder für ein Theater gibt es lieber den letzten Heller her, als für ein solides Rathhaus den ersten. So lange die Kirche in Verfall bleibt, muß das Volk durch Schauspiele in Spannung erhalten werden, und diese Schauspiele sind vorzüglich Kriege.

Wenn drei Frauenzimmer, worunter zwei Schwestern sind, zugleich in einen Mann sich verlieben, so wird jede der beiden Schwestern auf die andere weit eifersüchtiger seyn, als auf die dritte Nebenbuhlerin. Das gilt auch von politischen Parteien. Die Spartaner waren eifersüchtiger auf die Athener, als auf die Perser; die Gallier waren es mehr auf einander selbst, als auf die Römer; die Lutheraner mehr auf die Reformirten als auf die Katholiken; die Prager im Hussitenkriege mehr gegen die Taboriten, als gegen die Kaiserlichen; die Episcopalen in England mehr auf die Presbyterianer als auf die Papisten, und die Presbyterianer mehr auf die Independenten als auf die Episcopalen; die Constitutionellen in Frankreich mehr auf die Gironde, als auf den Hof, die Gironde mehr auf die Jakobiner als auf die Constitutionellen. Vor Allem aber sind die deutschen Stämme zu allen Zeiten mehr auf einander selbst, als auf ihre Nachbarn eifersüchtig, neidisch und schadenfroh gewesen.

Als Karl X Villèle und die Jesuiten entfernte, hat er wahrscheinlich in der englischen Geschichte gelesen, daß Jacob II versäumt hat, dasselbe zu thun. Die französische Restauration ging wie die englische bis auf die Jesuiten zurück, sie hat aber sehr wohl gethan, das Beispiel nicht weiter zu befolgen, als es ihr zuträglich ist.

Inhalt des siebenten Bandes.

Neueste Folge.

Seite

Erstes Heft.

I. Das Eine, was Deutschland Noth thut. V. W. Schulz 1
II. Die Religion in Beziehung auf den Staat. Von W. Pletsch, in Mainz. 44
III. Politische Literatur. Neueste Flugschriften der Deutschen. Angezeigt von Julius Velor. . 52
A. Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Von E. M. Arndt. Leipzig bei Weidmann. März. 1831.
B. Demagogie, Aristokratismus, Jesuitismus, und die neuesten Revolutionen. Ein Abschiedswort an das Jahr 1830 nebst Bemerkungen über das Demagogische im preußischen Agendenstreite, so wie in den Machinationen der sogenannten Evangelischen. Neustadt an der Orla *) bei Wagner. 1831.
C. Von Staat und Kirche. Ein Beitrag zum Besserwerden in beiden. Allen Regierungen und deren Organen in Staat und Kirche, wie nicht minder den Völkern wohlwollend zugeeignet beim Beginne des Jahres 1831. Neustadt an der Orla *) bei Wagner 1831.
D. Deutschlands Vergangenheit und Zukunft, die Gefahren, welche ihm drohen, und die Mittel, denselben zu begegnen. Ein Wort der Zeit, des Friedens und der Einigung an die Regierungen und an die Nation. Von Dr. Ernst Münch. Motto: Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit. Nicht ohne tiefen Schauer greift der Mensch in des Geschicks geheimnißvolle Urne. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Haag, bei Gebrüder Hartmann. 1831.
IV. Politische Grillen. Von Wolfgang Menzel. 93

*) Durch einen Druckfehler steht S. 52 u. 53 im Juliusheft Oder statt Orla.

Seite

Zweites Heft.

I. Die Königreiche der Niederlande und Belgien, in Beziehung auf ihre frühere und gegenwärtige Eintheilung und Bevölkerung. Von dem königl. bayr. Rittmeister Bickes. 97
II. Reisen in Griechenland. Aus meinem Tagebuche. Von dem k. k. österreichischen Major A. Prokesch, Ritter von Osten. (Fortsetzung. S. oben Heft 2 des IV. Bandes S. 136.) 133
III. Wünsche für Deutschland. Von Ephorus J. Fr. Reuß in Blaubeuren. 159
IV. Italien im Jahre 1830. Von ....z. 166
V. Ueber den Einfluß der Stellung des Militärs auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Von Feldmann. 180
VI. Miscellen.
1. Veränderung des Geldwerthes in den letzten Jahrzehnten. Von ...r. 188
2. Wichtigkeit der Wiedergeburt Polens für Deutschlands Handel und Manufacturen. 195
VII. Politische Grillen. Von Wolfgang Menzel. 197

Drittes Heft.

I. Uebersicht der neuesten politischen Begebenheiten. April bis August. Von Gihné. 201
II. Miscellen. 298
Von den Vortheilen des Vielregierens, zur Erhaltung des monarchischen Princips. Von Dr. Bombastus II. Schöppenstadt bei Baldrian. Dritte vermehrte Auflage. 1r Theil, XXII u. 395 S. 2r Th. 425 S. 3r Th. 403 und 4r Th. 504 S. 1831. 8. 10 Thlr. 6 Sgr. (Von ...n).
III. Politische Grillen. Von W. Menzel. . . 305

Gedruckt in Augsburg in der J. G. Cotta'schen Verlags-Buchdruckerei.

Allgemeine politische Annalen.

Neueste Folge.

Herausgegeben

von

C. v. Rotteck.

Achter Band.

München, Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

I.

Ueber die Kriegsmittel der europäischen Völker.

Von dem Herrn Staatsrath von Bosse in Braunschweig.

Wenn man nach den Kriegsmitteln der europäischen Völker fragt, so fragt man nach allen Hülfsmitteln, welche sie mit der größten Anstrengung für ihre Erhaltung und also auch unbeschadet derselben aufbieten und aufopfern können, und diese Hülfsmittel will man mit einander vergleichen, um ihr gegenseitiges Verhältniß, ihre Stärke oder Schwäche zu erkennen. Man fragt also nach dem Maße und der Summe aller Kriegsmittel der einzelnen Völker und verlangt folglich Nachweisung und Darstellung von Größen, die sich berechnen lassen; man fordert aber nichts weniger als phantasievolle Schilderungen, die nur verdunkeln und täuschen können.

Nun haben zwar die Völker Europa's sich so oft und so lange bekriegt, daß man glauben sollte, sie wüßten aus Erfahrung, wie stark oder wie schwach sie wären; aber sie sind immer von Neuem durch Leidenschaft und kriegerische Einbildungskraft, da ihnen klare Berechnungen ihrer Kriegsmittel fehlten, getäuscht und in Schmutz und Blut geführt. Ja ein einziger Mann hat zu Zeiten vermocht, ganz Europa zu verwirren und zu betäuben. Und doch sind die europäischen Völker nach den wildesten Erschütterungen wieder mit wenigen Veränderungen in die Stellungen und Verhältnisse zurückgekommen, worin sie am Schlusse des sogenannten Mittelalters, oder ihrer Jünglingszeit standen, und worin daher etwas fest

Begründetes und Nothwendiges seyn muß. Als Kaiser Karl V den Stolz der Spanier, den düstern Freiheitssinn der Niederländer gebeugt, Italien überwältigt, Deutschland folgsam gemacht und seinen glänzendsten Gegner, den König von Frankreich gefangen hatte, konnte man da nicht hoffen, daß Europa ihm dienen, und er die schon in Amerika begründete Herrschaft der europäischen Ideen, Gesetze, Künste und Waffen nach Asien und Afrika verbreiten und der Gründer eines Weltreichs werden würde? Er stieg aber freiwillig von seinen Thronen herab, und die europäischen Völker schieden sich wieder von einander. Frankreich hatte unter Ludwig XIV Augenblicke des Glücks, worin es über Europa sich zu erheben schien, es sank aber schnell zurück und behieltnur als Eroberung, was sich selbst ihm längst durch Sprache, Sitten, Handels- und Hofbeziehungen angeeignet hatte. Endlich sah Europa neuerdings die Soldatenmajestät eben so bald verschwinden, als sich bilden, und fand sich wieder in seinen alten Stellungen und Verhältnissen. Aber die Ordnung befestigte sich nicht, sondern die Bewegung stieg zur Unruhe, und fast läßt sich zweifeln, ob jene Soldatenmajestät nur ein flüchtiges Schreckbild, oder das drohende Vorzeichen des nahen Verhängnisses von Europa gewesen sey. Unsere Entwicklungszeit ist vorüber. Wir haben die Gränzen unserer Erkenntniß erreicht und wissen wie weit wir mit unsern Begriffen, ohne sie zu verflüchtigen, und mit unsern Ideen, ohne sie zu verzerren, kommen können; alle unsere Empfindungen sind in ihrer Stärke und Feinheit entwickelt; wir haben in dem alten vollkommene Muster, die sich nur erreichen, nicht übertreffen lassen; unsere herrschenden Sprachen sind geschlossen, sie lassen sich nicht wesentlich in der Form verändern, in dem Inhalte vermehren: die Reife ist erreicht; wird sie zur Fäulniß führen, oder sich schützen lassen, daß Mehres als bisher reif wird, wenn auch nichts reifer werden kann? Das scheint die Frage zu seyn. Wenn wir aus der Geschichte wissen, daß in solchen Zeiten die größten Waffenthrone errichtet sind, wenn wir ihn

selbst schon einmal gesehen haben, und wenn wir wieder von einem unsern ganzen Welttheil ergreifenden Kriege bedroht werden, sollte dieser Krieg dann nicht entscheidend werden? Liverpool sagte schon vor 10 Jahren: ein neuer Krieg werde wahrscheinlich mit dem Untergange einer Partei endigen, und er kannte damals noch nicht einmal die ganze Macht und Stellung der Parteien in seinem Vaterlande und die Unhaltbarkeit des bourbonischen Thrones in Frankreich, geschweige denn die Volksbewegung und die Volksbewaffnung bis in das innere Thor der an Sieg und Gehorsam gewöhnten Russen, und die Heerlager auf den Gränzen der Reiche, und das ganze ungeheure Aufgebot der alten und auch neuen Kriegsmittel. Liverpool sah nur als ferne Nebelgestalten die kriegsdrohenden Stoffe und Massen, die wir nun dicht vor uns betrachten, ermessen und berechnen können.

Aber, sagen viele, die Kriegsmittel lassen sich gar nicht berechnen, weil sich die Hauptsache, die moralische Kraft, nicht auf die Rechnungstafel bringen läßt. Nun bedeutet Kraft allerdings die unbekannte Ursache von anerkannten Wirkungen, und wenn wir von moralischer Kraft sprechen, so gestehen wir, daß wir den Begriff davon schuldig bleiben müssen, und also von einer Größe sprechen, die wir auf der Rechentafel nicht finden können. Indessen vermögen wir das eben so wenig mit der mechanischen Kraft, ohne uns dadurch von den Berechnungen der Mechanik abhalten zu lassen; und diese metaphysischen Feinheiten werden schon durch die Frage beseitigt: ob ein General dadurch seinen Kopf retten werde, daß er der bewiesenen Anklage das eingeschlossene feindliche Heer aus der ungünstigsten Stellung ruhig entlassen zu haben, nichts weiter entgegensetzt, als daß er dessen moralische Kraft nicht habe berechnen können? Wenn man sich dem blinden Wunderglauben an das Walten und Wirken der Geister auf Erden nicht überläßt, sondern sich an die menschliche Natur und an das hält, was sich sinnlich offenbart und verkörpert, so findet

darin alle Kraft ihr Maß und so läßt sich auch berechnen, was die moralische Kraft durch den besten Willen, Geist und Muth im Kriege zu leisten vermag. Sie kann die menschliche Natur, das Werkzeug für ihre Wirkungen nicht ändern, sondern erhält dadurch ihre unübersteiglichen Schranken; und wie sie auch den Muth entflammt und den Verstand anstrengt, so hat sie noch nie aus einem Volke nichts als Helden gemacht, die es nicht einmal in Sparta gab, und eben so wenig hat sie je und irgendwo zu einer Vervollkommnung der Kriegsmittel geführt, die nicht zu berechnen und nicht auch von Andern zu erreichen gewesen wäre. Sie hat ihr Maß und Ziel; aber sie ist unter sonst gleichen Umständen entscheidend und das Heer des Sieges gewiß, welches die meiste Seele hat.

Nach den Erfahrungen alter und neuer Zeit hält das muthigste Heer nicht, wenn der dritte Mann fällt. Ist man in der Schlacht so stark und so gestellt, um eines solchen Verlustes bei dem Feinde gewiß zu seyn, so ist man des Sieges gewiß. Man nennt auch bereits schulgerechte Schlachten diejenigen, welche sich auf eine solche Berechnung gründen. Hat man den Maßstab für den muthigsten Theil des Volks, so hat man ihn für den Muth des ganzen Volks. Das Volk ist zwar noch nicht bezwungen, wenn gleich seine Heere geschlagen sind, und es läßt sich nicht so auf einmal zur Hälfte niederschmettern; aber sein Widerstand verschwindet vor der Liebe zur Heimath, wenn diese überall dem feindlichen Racheschwert zugängig wird: und die grimmigen Catalonier, die noch neulich selbst Menschenfleich nicht verschmähten, wie die kühnsten Schweizer des Hochgebirgs, unterwarfen sich, als es keinen sichern Zufluchtsort mehr für sie gab. Da nun jede Festung, gleichviel ob durch die Natur oder die Kunst erbaut, bekanntlich ihren Preis hat, und da man die festen Plätze jedes Landes, wie seine Bevölkerung kennt, so läßt sich auch berechnen, wie viel Zeit und Blutarbeit die Besiegung der muthigsten Verthei-

digung eines Landes kostet; und eben so wie viel Vertheidigungsmittel ein Land besitzen muß, um jeden Angriff zurückzuweisen.

Wir wollen nun sehen, ob man die Anstrengungen des Verstandes auch berechnen kann, ohne uns durch dichterische Schilderungen von der menschlichen Seele als Flammenmeere, worauf jeder verunglückt ist, der es hat ergründen wollen, und von dem unermeßlichen Zusammenwirken der glühendsten Volksthätigkeit für Freiheit und Kriegsruhm irre machen zu lassen. Das Erste ist nun wohl die Feldherrneinsicht. So wichtig sie ist, so ist sie doch nicht unbedingt entscheidend. Hannibal gilt in der Geschichte für den größten Feldherrn, und wer hat je mit einem Heere und noch dazu der verschiedenartigsten Völker mehr als er geleistet! aber die römischen Generale widerstanden ihm doch glücklich. Rom hatte auch einst einen Feldherrn, der seinen ersten Sieg erfocht, als er den Krieg selbst noch nicht, sondern nur die Kriegskunst kannte, welches sich fast selbst von Cäsar sagen läßt. Man weiß ferner, daß die Heere oft die Fehler ihrer Feldheeren gut gemacht haben. Je höher in alter und neuer Zeit die Kriegskunst stieg, desto wichtiger wurden die Generalstäbe, sie haben berühmten Feldherren die Schlachten abgewonnen. Der Feldherr kann in der That nicht alle die Kenntnisse haben, der Generalstab muß sie aber haben, die zu dem Entwerfen und Ausführen eines Feldzugsplanes erfordert werden. Mit allen Studien über die Oertlichkeit, die eigenen und die feindlichen Hülfsmittel und Bewegungslinien vermag jedoch Niemand einen Kriegsplan zu entwerfen, der nicht nach den Umständen abgeändert werden müßte; und die hochgefeierte Feldherrnweisheit, die Alles voraussehen soll, erscheint schon abenteuerlich, w nn man nur bedenkt, daß die Züge eines Schachspiels sich nicht vorher bestimmen lassen, obgleich man hier bloß 64 Feldchen und 32 durchaus bekannte, unabänderliche Streitkräfte klar vor Augen hat. Da ferner die Einsicht des Einzelnen nie so groß

seyn kann, als die Einsicht mehrer Sachkenner zusammen nommen, wie kein Theil so groß ist, als das Ganze; so m die Einsicht des tüchtigsten Generals immer geringer seyn, die Einsicht der übrigen zusammengenommen. Betra man endlich die größten Eroberer genau, was bleibt nen eigenthümlich, wenn man das Glück und das R seyn zur Eroberung, die Vorarbeiten und die Hülfe den Freunden und dem Heere und dem Volke abrech Als eben der Muth des Heeres ermessen ward, ist nicht da geredet, wie entscheidend der Heldenmuth des Einzelnen w den kann, weil das nur ein möglicher Glücksfall ist, nicht in die Berechnung gehört. Eben so wenig ist hier von zu reden, wie entscheidend das Feldherrngenie wer könne, ja man bedarf überhaupt seiner Berechnung nicht. D klingt parador, wird sich aber beweisen lassen. Wenn m Krieg führen will, so muß man sich auf den Krieg versteh und versteht man sich auf ihn, so hat man einen tüchti Generalstab und fähige Heerführer. Diese können den Kam wider das Feldherrngenie glücklich bestehen, wie es w Hannibal und ähnliche Feldherren neuerer Zeit gesche Es ist der gewöhnliche und nicht ungleiche Kampf des S diums und kalten Verstandes mit Geistesschwung und Ph tasiegluth. Es kommt hinzu, daß ein Feldherrngenie, w chen Einfluß es auf die Seele des Heeres haben mag, d diese Seele nicht ausmacht, die dessen ungeachtet grundschl seyn kann, und daß die körperlichen Eigenschaften des Hee seine Geübtheit und Abhärtung eben so entscheidend sind, die darin verbreitete Einsicht und Entschlossenheit. Se Seele und sein Körper sind die beiden Größen, die man n der Wahrscheinlichkeitsrechnung abschätzen muß. In die Größen ist das feldherrliche Talent inbegriffen, und es fin darin seine Ausgleichung, wenn diese beiden Größen zwei e gegengesetzten Größen derselben Art gleich sind. Tritt a dann das Feldherrntalent im Kriege selbst auf der einen S

weniger als auf der andern hervor, so ist das nicht Fehler der Rechnung, sondern der Ausführung.

Die Bestimmung der Normalgröße für die Seele und den Körper des Heeres kann keine Schwierigkeit haben, sie wird von dem vollkommenen Zustande Beider entnommen, wie er sich in der Wirklichkeit darstellen kann; also von einem schlagfertigen Heere, das aus den kraftvollsten Männern eines einigen Volks besteht, nach den besten jetzt bekannten Methoden geübt, und an den Krieg gewöhnt ist, und welches Ehrgefühl und Einsichten in dem höchsten Grade besitzt, den die jetzige Volksbildung ergibt. Dieser Normalgröße nähern sich die bestehenden Heere mehr oder weniger, und das, was davon abzurechnen ist, geschieht allerdings nicht nach untrüglichen Richtsätzen, aber doch nach Wahrnehmungen, die eben so bestimmt sind, als die, nach welchen die übrigen Wahrscheinlichkeitsrechnungen gemacht werden. Der General muß nothwendig den Werth seiner Truppen kennen, um sich nicht in allen seinen Berechnungen zu irren, wenn er nach der jetzigen Kriegsverfassung auf die Gestaltung des Heeres auch wenig oder gar nicht einwirkt, geschweige denn es sich selbst schafft, oder es selbst aufgliedert und beseelt. Er kann ferner über den Werth der feindlichen Truppen nicht im Zweifel bleiben, wenn er sie im Feuer arbeiten gesehen hat, und er darf es nicht bleiben, wenn er die eigenen und die feindlichen Streitkräfte mit einander vergleichen und richtig verfahren will. Indessen ist klar, daß man nicht unüberlegter und gewagter handeln kann, als die Kenntniß der gegenseitigen Streitkräfte erst im Kriege zu sammeln, und sich auf den Kriegeinzulassen, ohne zuvor die möglichst genaue Vergleichung der Streitkräfte gemacht zu haben.

Um ein Heer zu kennen, muß es von Sachverständigen und mit bewaffnetem Auge oder mit historischen und statistischen Hülfsmitteln beobachtet werden. Alle seine Bestandtheile müssen untersucht, geprüft und abgeschätzt werden.

So reich die deutsche, englische und französische Literatur an Beschreibungen und Beurtheilungen des Militärwesens ist, so findet sich darin doch eine gründliche Vergleichung der Heerkräfte nicht. Ist sie für eine Regierung gemacht, so bleibt sie natürlich Geheimniß. Sie erfordert, daß daraus ein eigenes Geschäft für Sachverständige gemacht, und daß nach einem festen Plane verfahren werde, sowohl um die Nachrichten über die fremden Heere so vollständig als möglich zu sammeln, als um den Werth der Streitkräfte zu beurtheilen und abzuschätzen; daß Sachverständige, die mit Sprache, Land und Leuten bekannt sind, auf angewiesenen Standpuncten das dortige Heereswesen umständlich beschreiben, wie es nach den Verordnungen seyn soll, und sich in der Wirklichkeit gestaltet; daß andere diese Berichte an Ort und Stelle prüfen, und daß Alles in letzter Hand vereinigt, erwogen, verglichen, und von Zeit zu Zeit zu allgemeinen Darstellungen und einer Hauptübersicht benutzt wird. Auf das übereinstimmende Urtheil von Sachkennern über den Werth von Truppen kann man sich ohne Zweifel eben so verlassen, wie auf ein solches übereinstimmendes Urtheil von wissenschaftlichen Werken, oder Kunstsachen. Aber weder jene noch diese lassen sich beurtheilen, ohne daß man sieht; auf künstliche Schlüsse läßt sich kein Urtheil darüber gründen. So wenig man von der Vollkommenheit aller bekannten Schriften eines Verfassers auf die Vollkommenheit einer unbekannten schließen darf, wie denn z. B. Voltaire alles Uebrige meisterhaft, aber nur schlechte Lustspiele geschrieben hat, so wenig ferner als man des Werthes eines Pferdes gewiß ist, wenn man weiß, daß es von Vollblut=Race ist, und die beste Wartung gehabt hat; so wenig erkennt sich der Werth eines Heeres daraus, daß es aus einem gebildeten und kriegsberühmten Volke durch die Conscription ausgehoben ist. Die hierauf gegründete Vermuthung kann durch begünstigte Stellvertretung, verwahrloste Kriegszucht, betrügerische Verwaltung

und ihre Folgen gänzlich vernichtet werden. Man muß das Heer sehen und studiren, um es zu kennen. Findet man es aber in allen Stücken trefflich, so kann man sich doch über die Kriegskräfte des Volkes täuschen, wenn man das Volk nicht auch kennt. Dieses schöne Heer kann für das Volk zu zahlreich, zu kostbar, zu schwer zu ergänzen seyn; jenes verdorbene Heer kann dagegen leicht umgestaltet und schnell erneuert werden; und man wird den Ausgang des Krieges nicht nach den Kräften berechnen dürfen, mit denen beide Heere ihn anfangen. Siegt das erste Heer, so wird von ihm gelten können, was Pyrrhus sagte, mir bleibt nichts übrig, um ferner zu siegen. Das englische Heer besteht nur aus 88,000 Mann, die allerdings so schlagfertig sind, daß am Weihnachtstage die Truppen zu Lissabon landeten, deren Absendung das Parlament auf die kön. Botschaft vom 7 December bewilligt hatte; das französische Heer von 445,000 Mann mag eben so schlagfertig seyn und die gleiche Truppenzahl gleichen Werth haben; dürfen wir nur die englischen Heereskräfte mit 88,000 Mann, und die französische mit 445,000 Mann unbedenklich in Rechnung bringen, oder wie müssen wir rechnen? Die wirkliche Heeresmacht können wir nicht entbehren bei der Verrechnung. Sie ist das bestimmt Gegebene, der feste Standpunct, den wir nöthig haben, um seine Entfernung von zwei andern Puncten zu ermessen: nämlich von der Heereskraft, die sich nachhaltig aus der Bevölkerung nehmen läßt, wie diese beschaffen ist, und von der allgemeinen Normalgröße der Heereskraft, wovon schon gesprochen ist.

Wenn wir wissen, wie stark die Heere wirklich sind, so finden wir mit Hülfe der Normalgröße, wie stark sie werden und bleiben können; und dazu müssen wir die Normalgröße feststellen. Nun lehrt die Erfahrung, daß kaum ein Procent der Bevölkerung sich nachhaltig zum Kriege verwenden läßt, und unsere gebildetsten Völker sind nicht zahlreicher als 30 Millionen Köpfe, vermögen also nachhaltig nur eine Heeres-

macht von 300,000 Mann abzugeben. Selbst Rußland hat nie mehr ins Feld gestellt, obgleich es eine grössere Bevölkerung und zahlreichere Kriegsmacht hat. Aber jene 300,000 Mann schmelzen im Kriege jährlich mindestens um ein Drittel auf, und dieses Drittel muß ersetzt, und die Ersetzung wieder durch Aushebung gedeckt werden. So bekommen wir also 500,000 Soldaten*), und zwar die besten, die man hat.

*) Der Satz, daß nachhaltig der Haushalt jährlich 100,000 Mann zum Kriegsverbrauch und noch andere 100,000 Mann zur Verwendung für das schon gelieferte Heer von 300,000 Mann aus einer Bevölkerung von 30 Mill. abgeben könne, ist von vollgültigsten Kennern bedenklich gefunden, und der Verfasser glaubt, ihnen seine Huldigung nicht besser bezeugen zu können, als wenn er ihre Bedenken völlig zu den seinigen macht, jedoch dawider zugleich seinen Satz vertheidigt, welcher die Grundlage der weitern Berechnung bildet. Beide Meinungen scheinen ihre Vermittlung darin zu finden, daß eine Rechnung über die nachhaltig aufzubietenden Kriegsmittel bis dahin reichen muß, wo nichts mehr nachhaltig aufzubieten ist, sondern eine Mehrausgabe sich ergibt.

Nachhaltig ist der Mannschaftsgebrauch zum Kriege, wenn die Bevölkerung und die Wirthschaft dabei ihren üblichen Fortgang haben können, während eines Menschenalters von 30 Jahren; und es fragt sich: ob ein solcher Gebrauch 1⅓ Procent der Bevölkerung betragen kann? Die Vorfrage ist daher: wie viele Männer sind vorhanden, aus denen diese Lieferung erfolgen kann? und da in dem angenommenen Beispiel das Heer von 300,000 Mann schon geliefert ist, und die jährliche Lieferung sich auf die Ersatzmannschaft von 200,000 Mann beschränkt, so läßt sich die Frage gleich so stellen: wie viel zwanzigjährige Männer sind da und zur Kriegsernte reif? Die allgemeinen Lebensberechnungen weichen unter einander ab, und die bekannt gewordenen Aushebungsnachweise gleichfalls, sie reichen bis zu 12 zwanzigjährigen Männern in einer Bevölkerung von 1000. Nimmt man 10 an, so stehen 300,000 zwanzigjährige Männer unter einer Bevölkerung von 30 Mill. zur Kriegsernte bereit, davon muß aber ein Fünftel unberührt bleiben, weil dasselbe

Wäre nur die Soldatenkraft, so wie sie der Fürst von Dessau einst in nackter Gestalt Frauenzimmern zeigte, das ein-

---

von Natur zum Kriegsdienste unbrauchbar ist. Diese gebrechlichen oder schwachen Leute sollen auch für die Wirthschaft und Bevölkerung hier nicht gezählt werden, weil für deren Aufrechterhaltung schlecht gesorgt seyn würde, wenn sie ihnen überlassen und weil diese Aufrechterhaltung gerade Vorbedingung bei der Untersuchung ist. Sie wird ohne Zweifel erreicht, wenn die in Jahresfrist erledigten Hausvaterstellen wieder besetzt werden. So viel es solcher erledigten Stellen gibt, so viel ledige Männer müssen vorhanden seyn, um einzurücken; und wie viel neue Hausväter gibt es jährlich? Die Antwort lautet für jedes Land selbst zu gleicher Zeit verschieden. In Frankreich kommt ein neues Ehepaar auf 135 Einwohner, sonst auf 111, in England auf 124, in Deutschland etwa auf 115. Rechnet man es nur auf 110 Einwohner, so bleibt man fast bei Süßmilch's Durchschnitt und hat auf 30 Mill. Einwohner höchstens 280,000 neue Ehepaare, darunter aber nur 224,000 neue Hausväter, weil ein Fünftel der neuen Ehepaare Wittwer mit ihren zweiten Frauen ausmachen. Werden sich diese 224,000 Hausvaterstellen jährlich in einem dreißigjährigen Kriege besetzen lassen, der drei Mill. Männer kostet, ohne daß die Warnung des grundverständigen Aristoteles vor zu frühem Heirathen unbeachtet bleibt, wenn auch auf Plato nicht gehört wird, welcher von fünf und fünfzigjährigen Vätern keine Kinder dulden will? Da die Männer im Allgemeinen vor dem 30sten Jahre nicht heirathen, und erst die 20jährigen für den Kriegsgebrauch berechnet sind, so stehen zur Bewerbung um die 224,000 Hausvaterstellen, die sich in dem Jahre des Kriegsausbruchs eröffnen, noch die sämmtlichen Männer vom 21sten bis 30sten Lebensjahre bereit, und sie betragen nach dem schon erwähnten Abzuge von 20 Proc. noch 2,100,000 Mann. Da man aber vor dem Ausbruche des Krieges das Heer und die Ersatzmannschaft schon haben muß, da man mit reifen Männern im Felde, wie bei der Wirthschaft und Bevölkerung das Meiste ausrichtet, und wenn man Frieden gehabt hat, in ihre dichten Reihen weit hinein greifen kann, so

zige Kriegsmittel, so könnten wir gleich 500,000 Soldatenkraft als Normalgröße nehmen, und den Werth der wirkli-

---

werden die Männer aus den Vorjahren des Krieges nicht allein zuerst das Heer bilden, sondern auch ergänzen, und den Verbrauch verhältnißmäßig übertragen. Nun betragen die Hausväterstellen, welche jährlich mit 224,000 ledigen Männern zu besetzen sind, in 30 Kriegsjahren 6,720,000 St.

und die ledigen Männer aus den Vorjahren des Krieges . . .	2,400,000 M.	
Davon werden im Kriege verbraucht	500,000 M.	
sie können also noch besetzen . . .		1,900,000 St.
und es bleiben noch zu besetzen . .		4,820,000 St.
Die heranwachsenden Männer in der Kriegszeit betragen . 9,000,000 M.		
Davon gehen die Dienstunfähigen mit 20 Proc. ab 1,800,000 M.		
und werden im Kriege verbraucht 2,500,000 M.		
Im Ganzen gehen ab .	4,300,000 M.	
und sie können also nur noch besetzen .		4,700,000 St.
Es bleiben folglich offen . . .		120,000 St.

und überdem ist das Heer und die Erzsatzmannschaft schon in Hausväterstellen eingerückt; es fehlen also überhaupt 620,000 M. Die Rechnung muß daher entweder mit dem 27sten Kriegsjahre schließen, oder eine Einnahme nachzutragen haben, und diese findet sich wirklich. Wie staatswirthschaftlich es seyn mag, auf die Dienstunfähigen auch für die Hausväterstellen nicht zu rechnen, in der Wirklichkeit ist es nicht so; sie sind theils dazu völlig geeignet, und theils gelangen sie durch ihr Vermögen dazu. Schon ein Viertel von ihnen von 2,400,000 M. gleicht aber den obigen Ausfall von Hausvätern aus, und es kommt hinzu, daß je seltener die Männer werden, desto häufiger verheirathen sich auch die ältern Männer, und je rascher der Krieg die Menschen verbraucht, desto rascher vermehren sie sich, und desto dichter werden also schon nach zwanzigjährigem Kriege die Reihen der aufwachsenden Männer: Daraus entsteht eine neue nachträgliche Einnahme, und

chen Heere, den wir schon kennen, damit bemessen und vergleichen. Aber die andern Kriegsmittel haben meist ihren bestimmten Geldwerth und darin läßt sich die Soldatenkraft auch verwandeln. England hat für den ins Feld gestellten Infanteristen in dem Vertrage von Chaumont und auch später auf ein Jahr ohne Sold, 20 Pf. St. zu zahlen übernommen, und Colqhoun berechnet die Kosten eines englischen Soldaten auf 35 Pf. St. Den Landmächten kostet er nicht 100 Rthlr. jährlich, und 100 Rthlr. sind bei ihnen schon im Durchschnitt mehr als das Einkommen eines Taglöhners. Der obige Preis von 20 Pf. St. für den Mann ist weniger, als der Soldat in England und mehr als er auf dem festen Lande kostet; dieser Preis ist zwischen der zahlungsfähigsten Macht und den heerreichsten Mächten bestimmt, er gleicht einem auf dem Hauptmarkte festgestellten Werthe, und er wird noch dadurch unterstützt, daß die Schweiz vertragsmäßig jährlich an Frankreich 1000 Mann gegen ein Handgeld von 130 Franken für den Mann gestellt hat. Frankreich hat die eigenen Soldaten, aber nicht die Schweizer wohlfeiler haben können; und wir fragen nicht, wie man irgendwo am wohlfeilsten Soldaten haben könne? sondern wir suchen die allgemeine Werthbestimmung für die Soldatenkraft und glauben sie mittelst der Preise, wofür sie im Großen geliefert, und mittelst des

so schließt die Rechnung doch mit Ueberschuß. Bekanntlich würde ein Vater, wenn er seine Enkel im 10ten Grade sähe, und jede Ehe nur vier Kinder gäbe, mehr als eine Million um sich sehen. Eine solche Vermehrung verträgt sich mit unserer Wirthschaftsordnung nicht; erweist aber, wie leicht sich der Menschenverlust ersetzt, wenn die Wirthschaft es erfordert und begünstigt, und darauf muß allerdings mitgerechnet werden, um den Verlust durch den natürlichen Tod, welcher indeß in dem Alter von 20 bis 40 Jahren gering ist, zu decken, der eben so wenig als der Ehestand von Soldaten in Anschlag gebracht ist, damit die Uebersicht nicht erschwert werde.

Durchschnittswerthes des Tagelohns gefunden zu haben. Nehmen wir den Werth zu 120 Rthlr. an, so erhalten wir für 500,000 Mann den Werth von 60 Millionen. Dieses ist der Rahmen, in welchen die Soldatenkraft jedes Staates zum Angriffskriege passen wird, wenn sie nachhaltig seyn soll: oder man wird ein Menschenalter hindurch von 30 Millionen Einwohnern jährlich 500,000 Soldaten halten und 100,000 Mann dem Typhus opfern können. Aber man wird im Vertheidigungskriege weit mehr aufbieten und verbrauchen können, ohne Familien- und Wirthschaftszerrüttung, weil die Mannschaft im Lande bleibt, und großentheils neben dem Felddienste ihre Geschäfte fortbesorgen kann.

Möglicherweise läßt sich alle die Mannschaft zum Angriffskriege aufbieten, welche sich zum Vertheidigungskriege aufwenden läßt; aber die Zeiten und Volkslagen, worin das geschah, liegen uns zu fern; und wir haben es nicht mit dem Möglichen, sondern mit dem Wahrscheinlichen, nicht mit einer augenblicklichen, sondern nachhaltigen Anstrengung, nicht mit der Zerstörungswuth, sondern mit der Erhaltungssorge des Volksgedeihens zu thun; dieses soll hier nur in seinen allgemeinen Umrissen und nicht weder mit umständlichen Erörterungen aus der Geschichte von Macedonien und Rom, von Schweden, Preußen und Frankreich u. dgl. m., noch mit dem statistischen Detail gegeben werden, worauf es beruht. Wie jetzt die europäischen Völker sind und leben, hat das rüstigste und tüchtigste unter 30 Millionen Köpfen wohl kaum 5 Millionen wehrhafter Männer; und wie günstig man Alles für das Aufgebot der Mannschaft berechnet, wenn der Boden fruchtbar, das Klima mild, der Ackerbau Hauptbeschäftigung, die Lebensart im Ganzen einfach, die Ordnung musterhaft ist, wenn nichts geschont wird, als was für den Krieg selbst geschont werden muß, und wenn alle Arbeit den Knaben und Frauen zugetheilt wird, die sie zu leisten vermögen, so bleibt doch so viel nothwendig männliche Arbeit übrig, daß die Hälfte

der

der wehrhaften Männer dazu nicht entbehrt werden kann, um den Handlangerdienst, so zu sagen, für den Krieg zu leisten, und dessen Bedarf durch den Gewerb- und Verwaltungsbetrieb zu sichern. Das ganze Aufgebot wird hiernach 2,500,000 Mann betragen; und so hat England in der That sich gewaffnet, als es von der französischen Landung bedroht wurde, so Preußen zum zweiten Kriege wider Frankreich, und dem nähert sich die jetzige Bewaffnung der Schweiz. Kann man so viel Soldatenkraft auf die Länge verwenden, so kann man sie nach diesem Verhältnisse doch nicht verbrauchen, ohne sich zu verbluten, wenn die ausfallenden Familienhäupter, mindestens 1,200,000 Mann nicht rascher als bei uns ersetzt werden. Es gehören dazu Einrichtungen, wie das Recht der spartanischen Frauen, ihren Häusern Söhne zu geben, von wem es seyn mochte, oder wie die Vorschriften, welche Mahomed und seine Räthe für ihren kriegerischen Staat berechneten, und denen wir noch nachrechnen können. Das Vierfrauenhaben ward als frommes Werk um der Witwen und Waisen willen im Koran empfohlen; und konnte dazu doch im Frieden, oder in dem Verhältniß der Verwaisung durch den natürlichen Tod nichts helfen, denn es schadete eben so viel, als es half, und wer vier Frauen nehmen konnte, der konnte auch vier Wittwen hinterlassen. Aber im Kriege wirkte es dem gewaltsam gesteigerten Verhältnisse der Verwaisung entgegen, und that ein Mann den Dienst von vieren bei der Bevölkerung und bei der Wirthschaft. Aber warum sollte er gerade drei, nicht weniger oder mehr vertreten? Schon in unserem europäischen Haushalte haben wir etwa ein Sechstel wehrhafter Männer, und ein Fünftel Familienhäupter; unter den damaligen Arabern konnte wohl ein volles Viertel der Bevölkerung Familienhäupter und rüstige Männer gewesen seyn. Nehmen wir nun an, daß von den wehrhaften Männern drei Viertel im Kriege verbraucht wurden, so erhielt das zurückbleibende Viertel die Familien und die

Digitized by Google

Wirthschaften im Stande. Ein solcher Verbrauch ist schon wahrscheinlich, weil der beständige Krieg Staatszweck war, und überdem die Pest im Gefolge hatte; und die Wahrscheinlichkeit steigt fast zur Gewißheit, da Mahomed ohne Zweifel den wirklichen Verbrauch kannte und darauf seine Anordnung gründete. Aber noch mehr: die Liederlichkeit und das Weintrinken ward verboten, und dadurch die aufblühende Mannskraft geschützt, die durch solche Ausschweifungen jetzt in Europa mehr verzehrt wird als durch lebhafte Feldzüge. Die Natur will nicht, daß die Jünglinge in den zwanziger Jahren sterben, aber zu Paris sterben ihrer eben so viele als siebenzigjährige Greise. Uebrigens werden in der Ehe mehr Knaben geboren als außer der Ehe. Doch wir wollten uns ja in statistische Erörterungen nicht einlassen.

Ist die Untersuchung nicht mißglückt, so scheint sie zu ergeben, daß man in Europa $^1/_{60}$ der Bevölkerung oder $^1/_{20}$ der rüstigen Männer zum Angriffskriege und die Hälfte derselben $^3/_{10}$ zum Vertheidigungskriege verwenden kann, woraus folgt, daß ein Volk von 10 Mill. der Angriffskraft eines Volkes von 50 Mill. zu widerstehen vermag. Man sage nicht, daß die Völker Meeren gleichen, welche über ihre Ufer, durch die Dämme brechen wollen, daß sie verschwenderisch mit ihrem Blute sind, daß man, wie man Schulden macht, auch vorwärts und rückwärts auf die Soldatenkraft greifen und eine Million Bajonnette auf das Ausland schleudern kann, wenn es nachhaltig nur mit 300,000 geschehen dürfte. Von dem beweglichsten Volke gilt doch auch die Lehre Adam Smiths, daß der Mensch die Waare ist, welche sich am schwersten von der Stelle bewegt, wie glänzend man sich das Kriegen und Siegen denkt, die Aushebung thut weh, und die ersten Auslagen schrecken ab, das Land erbebt unter der ungeheuren Last, und wie schnell man eine Million Soldaten zum Angriffe drängt, die Angegriffenen sind im eigenen Lande früher zusammen und empfangen als die Stärkeren die zuerst Ankommenden.

Digitized by Google

Ein solcher Angriff gefährdet zu große Interessen, um wahrscheinlich zu seyn, wenn nicht schon Alles gefährdet ist, und selbst in diesem Falle läßt er sich bis zu seiner äußersten Möglichkeit ermessen. Das Volk ist auf dem Wege sich selbst zu zerstören und gleicht einem Selbstmörder. Die Selbsterhaltung aber und nicht die Selbstzerstörung ist das Naturgesetz, und nach der Selbsterhaltung muß also nothwendig der Maßstab der Angriffskraft bestimmt werden.

Es fragt sich nun weiter, ob man in der allgemeinen Vergleichung der Kriegsmittel der Staaten die Soldatenkraft zum Angriffe oder zur Vertheidigung in Ansatz bringt? Welchen Ansatz man wählt, so viel ist schon klar, daß man weder nach den bestehenden Heeren, noch nach den eingerichteten Landwehren rechnen darf, wenn man sich nicht verrechnen will. Wollte man z. B. das französische Heer mit 445,000 Mann, und das englische zu 88,000 Mann aufrechnen, so würde die englische Soldatenkraft weit schwächer erscheinen, als sie ist, und sie ist der französischen gegenüber nicht dadurch geschwächt, sondern vielmehr gestärkt, daß sie im Frieden nicht gleichmäßig hervortritt, sondern soviel nur möglich bei der Erwerbarbeit bleibt. Da nun jede Angriffskraft zugleich Vertheidigungskraft, aber nicht jedes Vertheidigungsmittel zugleich Angriffsmittel ist, und da die Vertheidigungsmittel in der Rechnung nicht entbehrt werden können, wenn diese vollständig seyn soll, so wird die Soldatenkraft zur Vertheidigung zu berechnen seyn. Sie ist der erste und Hauptsatz, weil sie zur Entscheidung aufgerufen wird, wenn ohne sie, ohne Krieg nicht mehr durchzukommen ist. Sie ist indeß immer nur ein Theil der Volkskraft, und die übrige Volkskraft kann selbst im Kriege und für ihn noch mehr leisten als sie, und insofern dieser geschehen mag, muß es berechnet werden. Aber die Rechnung würde doch falsch werden, wenn man die übrige Volkskraft ganz darin aufnehmen wollte. Wie wird sich

hier richtig trennen lassen? Wird die Untersuchung der Dienste, welche Mathematiker, Chemiker, Physiker, die Erfindungen eines Foulton, Chappe und Congreve, die Beredsamkeit eines Burke, der Sinn eines Hofer, die Begeisterung einer Jeanne d'Arc, der Volkseifer im Kriege leisten, nicht mit Verwirrung oder Phantasien endigen? Wir wollen uns indeß nicht abschrecken lassen, und gleich mit dem Schwersten anfangen.

Die Völker üben ihre Kraft an einander, auch wenn sie mit einander nicht Krieg führen, und das eine kann die übrigen überwältigen, ohne dazu Soldatenkraft aufzubieten. Es sind nicht die Heere und die Kriegskunst, sondern die Friedenskünste, die Ideen und die Sitten, welche die größten und die sichersten Eroberungen machen. Der griechische Geist, die griechische Kunst, Anmuth und Sprache waren schon bis nach Indien gedrungen und hatten dem Siegeszuge dahin die Bahn gebrochen, als Alexander ihn antrat. Sein Waffenthron stürzte in Asien eben so schnell zusammen, als er errichtet war, aber das Reich des griechischen Geistes dauerte da fort, und dehnte sich zugleich über Italien, und durch die griechische Stadt Marseille über Frankreich aus. Die Römer bezwangen dann zwar mit Heeresmacht Griechenland, aber sie wurden ihrerseits von griechischen Ideen und Sitten beherrscht, und dadurch gewannen die Griechen ihnen selbst das Reich wieder ab, und gründeten unter Constantins Namen eine Hauptstadt, die sie bis dahin nie gehabt hatten, die aber in der Folge verderblicher als Rom für sie ward. Die italiener beherrschten und besteuerten die europäischen Völker durch Jahrhunderte, so lange als sie an der Spitze der Kunst und Wissenschaften standen und voranschritten. Die italienische Gewalt war ohne Soldatenkraft stärker als die Soldatenkraft aller Staaten zusammen genommen, bis die Wissenschaft unter die Völker trat, und die Landessprachen das Lateinische als Staats- und Ge-

schäftssprache verdrängten. Die auswärtige Gewalt der Italiener durch alle die Hülfsmittel, welche in Rom aus der alten Weltherrschaft und in den Ländern bis zum Rhein aus seiner Sprachherrschaft übrig geblieben waren, hat kein anderes Volk erlangt. Ein jedes Volk, das auf der jetzigen Höhe der Kunst und Wissenschaft steht, übt die volle Gewalt auf seinem Gebiete aus, und außerhalb nur eine Art Bundesgewalt, so weit als seine Sprache, seine Sitten, seine Gefühle und Ideen herrschen.

Auf dieser Höhe finden wir alle gebildeten Völker durch gegenseitige Unterstützung, nur ihre dahin aufdrängenden Massen sind nicht gleich, aber von den Statistikern abgeschätzt. Da bekommen wir ja schon Zahlen, und wenn wir wissen, daß ein Volk von 20 Millionen Köpfen 300,000, und ein anderes von 30 Mill. auch 300,000 wissenschaftlich gebildete Männer besitzt, so haben beide gleiche wissenschaftliche Hülfe für den Krieg, aber unter zwei gleich großen Heeren derselben werden die wissenschaftlich gebildeten Officiere sich gegen einander wie drei zu zwei verhalten. Das ist klar, und zeigt den Weg zum weitern Fortschreiten. Die Statistik weist nicht bloß die wissenschaftlichen Geschäftsmänner eines Staates, sondern die Anstalten und den Stand aller praktischen Bildung, so wie den Maschinendienst nach, wodurch den Einwohnern mechanische Arbeit erspart, wodurch ihre Zeit zu werkthätigen Verstandesarbeiten, zu Kunstfertigkeiten, und auch zu Kriegsübungen vermehrt wird. Je geringer in einem Staate die Zahl der praktisch gebildeten Männer ist, deren Arbeit mittelbar oder unmittelbar im Kriege nützt und zählt, desto weniger Arbeitswerth und materielle Kriegsmittel können sie liefern; und je weniger die nothwendige mechanische Arbeit bei solchen Kriegsmitteln durch Maschinendienst geleistet wird, desto weniger Handarbeiter können dabei entbehrt und ins Feld gestellt werden. Haben zwei Staaten eine gleiche Bevölkerung, und liefert

der Arbeitsstand in dem einen nur die Hälfte des Arbeitswerthes des andern, so liefert er auch nur die Hälfte der materiellen Kriegsmittel des andern. Das weitere Berechnungsverfahren ergibt sich von selbst, und wird leichter, als sich anfangs erwarten ließ. Die Hauptwirkung der Volksbildung auf das Kriegswesen kennen wir schon in und mit dem Zustande des Heeres, und von diesem läßt sich auf jene auch zurückschließen; ihre Einwirkung auf die materiellen Kriegsmittel braucht nicht besonders verfolgt zu werden, da diese Mittel aus dem Vermögen erfolgen, und sämmtlich zur Berechnung kommen. Es bleibt daher nur noch der Werth der Kriegsverwaltung und des dabei helfenden Volksverstandes zu erwägen übrig. Nehmen wir die Kriegsverwaltung so gut an, wie wir sie nur haben, so leistet sie für den Krieg eben das, was jede andere Verwaltung für ihren Haushalt leistet, und so verhält sich ihr Werth zu dem Heerhaushalte, wie der Werth jeder andern guten Verwaltung zu ihrem Haushalte: das mögen etwa 5 Procent seyn. Eine schlechte Kriegsverwaltung kann weit mehr schaden, und sie hat oft gute Heere zu Grunde gerichtet; das läßt sich indeß eben so on jeder andern schlechten Verwaltung sagen, und die Frage nach einem solchen negativen Werthe richtet sich nicht an die Wissenschaft, sondern an Thatsachen.

Wir müssen nun noch sehen, welche geistige Gewalt das eine Volk auf andere ausübt, und diese Gewalt selbst ist zwar unsichtbar, ihr Hauptmittel aber, wodurch sie wirkt und sich auch ermessen läßt, ist offenbar und durchaus erkenntlich. Es ist die Sprache, diese vollständige und reinste Form, worin sich die Volksseele in allen ihren Zuständen ausdrückt. Die Sprache hat gleiche Gestalt, Bewegung und Weise mit dem Geiste ihres Volks, und wer in ihr denkt, der muß in diesem Geiste denken, und steht unter seiner Gewalt. So weit eine Sprache verbreitet ist, so weit reicht auch irgend eine Gewalt ihres Volkes, und ihre

Verbreitung in der Fremde kann nur Folge, entweder von der dortigen Anwesenheit seiner Angehörigen, oder von seiner Macht in Waffen, Handel, Wissenschaft u. s. w. seyn. Seit die französische Sprache in Europa vorherrschend an den Höfen und in der Diplomatik geworden, ist sie zugleich ein Hülfsmittel für die äußere Macht der Franzosen gewesen. Würden sie wohl außerhalb ihres Gebiets mächtig seyn, wenn sie Alles wären, was sie sind, aber das Lateinische zur Staats- und Hofsprache hätten? Sie sind nicht allein dadurch gegen die übrigen Staaten im Vortheile, daß sie in ihrer Sprache mit ihnen unterhandeln und auf alle Ausländer einwirken, die Französisch verstehen, sondern auch dadurch, daß die übrigen Sprachen französische Wendungen, Vorstellungen, Begriffe, Kunstwörter sich aneignen müssen; das ist bei den ersten englischen Geschichtschreibern, Hume, Gibbon, Robertson, selbst bei dem Dichter Byron unverkennbar, und wie geht es vollends in der Diplomatik von der monarchie universelle, dem droit de réunion, bis zu système continental und nonintervention herab. Die französische Sprachherrschaft gleicht einer Bundesmacht, und keine andere Sprache gibt eine gleiche Gewalt für jetzt. Wir wollen nun die Geschichte fragen, was mittelst der französischen Sprachgewalt, und durch die Verbreitung französischer Gesinnung und Sitten für Frankreich außerhalb Frankreichs erreicht ist? Wir finden mit ihrer Hülfe Staaten befreundet, Bündnisse geschlossen, Bewegungen für und wider die Throne veranlaßt, Gunst oder Mißgunst erregt; aber aus den dazu vereint wirkenden Mitteln und Umständen läßt sich der Antheil der Sprachgewalt nicht rein ausscheiden. Auch kommt die Gegenwirkung davon vor, daß die Ausländer die französische Sprache, die Franzosen aber nicht die ausländischen Sprachen verstanden. Näher wird eine Eintheilung des auswärtigen Gebietes der französischen Sprache führen. Die englische Sprache ist zum Theil französischen Ursprungs, und

Digitized by Google

kann sich jedes französische Wort noch aneignen; die vornehmen Engländer, und viele des Mittelstandes sprechen Französisch, ohne es jedoch zur zweiten Muttersprache zu machen. Beides trägt wohl dazu bei, daß beide Völker, wie verschieden ihr Charakter seyn mag, nicht selten fraternisiren, und wir wissen, wie der Anfang der Revolution, und die Juliustage in England begrüßt wurden, welchen langen und einmal selbst siegreichen Widerstand Fox dem Kriege wider Frankreich entgegensetzte. Wir werden uns daher nicht zum Vortheile des Letztern verrechnen, wenn wir den französischen Spracheinfluß in England nur nach dem abschätzen, was sich bestimmt aufzählen läßt, nach der Anzahl der französischsprechenden Engländer, als bloßen Mittheilungsposten zwischen beiden Ländern. Es gibt aber Länder, wo theilweise der herrschende Stand das Französische als seine zweite Muttersprache spricht, und zu den Angehörigen Frankreichs gezählt werden muß, die sich auch in Menge in der Moldau und Wallachei, in Griechenland und zu Constantinopel finden. In den Niederlanden endlich und in der Schweiz ist ein Theil des Volkes durchweg französisch, und zählt als Genosse des französischen Volkes. Wir haben nun die Hauptgröße der Sprachgewalt in der französischen drei Theile: auswärtige Volksgenossen, Sprachangehörige, bloße Sprachkundige, und dreifache Zahlen von verschiedenem Werthe gefunden; wir müssen aber diesen Werth noch zu bestimmen suchen. Die auswärtigen Genossen eines Volks würden sich mit ihm vereinigen, wenn diesem natürlichen Triebe nicht stärkere Interessen sich entgegensetzten. Ihre Vereinigung wird entweder durch andere Staaten verhindert, und das haben wir hier nicht zu untersuchen, oder durch den Staat selbst, in welchem die Genossen verschiedener Völker durch ihr Interesse zusammengehalten werden. Ihre gegenseitige Stärke kann in diesem Staate gleich oder ungleich seyn. Sind sie von gleicher Stärke, so kann kein

Theil den andern verhindern, sich von dem Staate zu trennen, und sich seinem Volke anzuschließen. Sie haben es aber nicht gethan, und die Gewalt ihrer Volkssprachen hat für jeden Theil den Widerstand gegen sich gehabt: 1) von der Sprachgewalt des andern Theils, 2) von dem gemeinschaftlichen Interesse beider Theile, von ihrem Volke getrennt zu bleiben, und 3) von dem besondern Interesse jedes Theils in der Gemeinschaft mit dem andern zu verharren. Nehmen wir nun einen Staat von vier Millionen Bevölkerung an, die sich unter zweierlei Volksgenossen, sowohl an Zahl als an Kraft, oder Mitwirkung bei der Regierung und Betriebsamkeit gleicht, also je mit zwei Millionen sich vertheilt, so hat das Volk, wozu der eine Theil gehört, dort eine Sprachgewalt über zwei Millionen, mit der es auch auf die andern zwei Millionen einwirkt, aber von ihnen mit gleicher Kraft zurückgestoßen wird. Es würde nun seinen Theil durch die Rückwirkung der in dem andern Theile zurückgestoßenen Sprachgewalt an sich ziehen, wenn sie nicht durch die der Vereinigung entgegenstehenden Interessen jenes Theils, z. B. durch bessere Staatseinrichtungen, Handelsvortheile u. s. w. mindestens aufgewogen würde. Sie müßte indeß doch noch zur Trennung jenes Theils von dem andern und zum Bundesverhältnisse mit seinem Volke führen, wenn sie nicht wiederum mindestens eben so mächtige Interessen zur bleibenden Vereinigung beider Theile in einem Staate gegen sich hätte. Das Volk, welches zwei Millionen seiner Genossen in einem fremden Staate von vier Millionen hat, besitzt dort einen stetigen Einfluß auf diese vier Millionen, er verhält sich aber wie 2 zu der vereinigten Macht der fremden Sprache, die gleich stark, also auch 2 ist, ferner zu dem besondern Interesse der eigenen Volksgenossen, gleichfalls 2, und endlich zu ihrem gemeinschaftlichen Interesse mit dem andern Theile 2, das ist, wie 2 zu 6, oder das Volk wird im günstigsten Falle bei dem Staate, worin seine Volks=

genossen sind, ein Interesse von 2 aus dem Gesammtinteresse von 8 finden, und durch jenes Interesse eine Bundeshülfe von etwa ein Viertel des dortigen Militärs erhalten können. Es wird sie aber nicht gegen das andere dort auch verwandte Volk, oder wenigstens nicht durch die bloße Sprachgewalt erhalten, da für dieses dieselbe Rechnung gilt. Uebrigens fand Frankreich im Unglück auf bloße Bitte, mehr als Einmal Beistand von seinen schweizerischen Volksgenossen, und die niederländischen stritten mehr als Einmal für Frankreich und boten sich ihm an. Erweist sich aber nicht die Rechnung unrichtig, weil sie nicht zutrifft, wenn der eine Volkstheil schwächer als der andere ist, und nicht bloß übereinstimmt, sondern durch Zwang im Staatsverbande gehalten wird? Wir wollen sehen: Die Sprachgewalt ist die edelste und feinste Gewalt, die es gibt, und hat mit der rohen Zwangsgewalt nichts zu thun. Ist der schwächere Volkstheil durch Zwangsgewalt im Staatsvereine, so ist er ein geheimer Feind des Staats und berechnet sich anders als nach der Sprachgewalt. Ist er aber ein freiwilliges Mitglied des Staats, so ist er durch sein gemeinschaftliches Interesse mit dem Stärkern vereint, und durch sein individuelles Interesse von seinem Volke getrennt. Unsere Rechnung paßt also völlig auf ihn, und sie verändert sich nur nach den veränderten Größenverhältnissen. Wir kommen zu den Sprachangehörigen: Sie sind durch ein künstliches, aber unauflösliches Band an das fremde Volk gebunden, in dessen Sprache sich ihre Gedanken und Gefühle entwickelt haben, und worin sie denken und sprechen. Sie können diese Form, worin ihre Seele sich entwickelt hat, und sich bewegt, nicht ablegen; sie müßten sonst ihre ganze Bildung wieder von vorn anfangen können. Die Gewalt dieser Sprache wirkt auf sie ein, aber nicht wie auf die ihr eigenthümlichen Sprachglieder, die in ihr sich Eines Sinnes und Lebens fühlen und freuen, und sich frei bewegen, wohin der Geist, die Stimmung sie treibt, sondern wie auf die geführte Hand die führende einwirkt. Sie werden von einer

fremden Gewalt, aber doch auch von dem natürlichen Volksgefühle geleitet, und jene Gewalt über sie wird durch dieses beschränkt. Sind sie nun der herrschende Stand eines Volks und sämmtlich die Angehörigen von derselben fremden Sprache, so gebieten sie über die Kraft ihres Volks, welche, wie im ersten Beispiele vier Millionen seyn mag, und sie können dabei der fremden Sprachgewalt folgen, insofern das natürliche Volksgefühl nicht entgegen steht, und da das natürliche Band immer stärker als das künstliche ist, so wird die Sprachgewalt nur halb so stark bei ihnen, wie bei den Volksgenossen seyn: also hier zwei Millionen seyn; insofern das eigene Volksinteresse nicht entgegensteht, und wenn dieses hier von dem beherrschten, oder stummen Volkstheile nicht geltend gemacht werden kann, so macht es sich doch durch sein materielles Gewicht geltend, und muß zur Gegenrechnung mit vier Millionen kommen; und insofern endlich das eigene materielle Interesse des herrschenden Standes nicht entgegensteht, der das verliert, was er dem fremden gewährt, da er über die ganze Kraft für sein Interesse gebieten kann, das wir also wieder als 4 annehmen. Hiernach würde das fremde Volk von seinen Sprachangehörigen eine Bundeshülfe von ⅙ ihrer verfügbaren Soldatenkraft zu erwarten haben. Die Berechnung wird noch klarer werden, wenn wir annehmen, daß nur ein Theil des herrschenden Standes aus solchen Sprachangehörigen besteht. Ihr Verhältniß zu der Gegenpartei läßt sich in Ermanglung näherer Hülfsmittel nach dem Vermögensverhältnisse abschätzen, wie es auch von Humezu dem Machtverhältnisse beider Parlamentshäuser geschehen ist, und überhaupt bei solchen Berechnungen den festen Anhalt gibt. Ist das Vermögen beider Parteien gleich, so zählen wir sie für gleich, aber die Gewalt der fremden Sprache kann doch nur zur Hälfte auf ihre Partei rechnen, und die andere Partei macht die volle Gewalt der Volksinteressen und der Standesinteressen geltend, wenn die einheimische Sprache auch nicht zur Gewalt gelangt, sondern völlig roh seyn sollte. Zuletzt nun die bloßen Sprach-

bekannten eines Volks können ihm allerdings nachtheilig werden, wie sie es geworden sind; wie die Römer sich durch die Kenntniß des Griechischen Mittheilungen und Einverständnisse in Griechenland verschafften, und sich dort leicht zu finden wußten, und wie es auf ähnliche Weise von den Deutschen in Italien und von den Engländern in Frankreich geschah; aber der überwiegende Vortheil ist doch auf Seite des Volks, dessen Sprache im Auslande verbreitet ist, weil es seine eigene Sprache doch immer besser als der Fremde zu benutzen weiß, und weil es so viele Zugänge im Auslande als Sprachbekannte dort hat, um seine Interessen geltend zu machen, um auf die öffentliche Meinung zu wirken und um Anhang zu erwarten, zuletzt selbst um Eroberungen vorzubereiten und zu befestigen. Ein solches Mittel ist der Kosten wohl werth, und doch lernt man unsre Sprache im Auslande auf eigene Kosten, wollte man es aber nur auf unsere Kosten thun, so würden wir unseres Interesses wegen die Kosten nicht verweigern, und sie sind in alter und neuer Zeit dazu wirklich verwendet. Wenn wir nun das Mittel zum Einflusse im Auslande haben und die Kosten desselben, gleichviel wer sie bezahlt, kennen, so wissen wir auch seinen Werth und dürfen wohl unsern Einfluß nach ihm, bis wir einen bestimmteren finden, berechnen, weil wir dadurch einen Einfluß gegen andere Mächte gewinnen, den wir durch andere Mittel doch wohl nicht wohlfeiler erhalten würden. Kostete der Unterricht in unserer Sprache einem fremden Staate 500,000 Rthlr. und das läßt sich berechnen, so würden wir dort im Verhältnisse gegen andere Mächte einen Mehreinfluß von gleichem Werthe haben, oder in der Berechnung der Kriegsmittel zu unsern Gunsten berechnen.

Es scheint dieses zu genügen, um auf die Formeln zu solchen Berechnungen hinzudeuten, ohne anderer dabei anzuwendender Hülfen zu erwähnen; und mit dem Einzelnen darf man es überhaupt bei allen Wahrscheinlichkeitsrechnungen nicht zu genau nehmen. Wie weit man es aber in ih=

nen für politischen Einfluß und Parteiverhältnisse schon gebracht hat, beweisen die zutreffenden Vorausberechnungen des Ausfalls der englischen Parlamentswahlen und Verhandlungen.

Wir haben die Soldatenkraft berechnet und die dabei mitwirkende Geisteskraft des Volkes von ihrer Höhe herab in der Breite und Tiefe der Masse ermessen, ihren auswärtigen Dienst vermittelst der Form, der Sprache wodurch sie wirkt, zu bestimmen gesucht; und wir haben nur noch nöthig, um auf die Vermögenskraft und die daraus zu schöpfenden Kriegsmittel zu kommen, die Hülfe abzuschätzen, welche der Sinn und Eifer des Volks im Kriege noch gewähren. Sein Muth, seine Beharrlichkeit, seine Sorgfalt für gediegene und vollendete Arbeit, seine Liebe und seine Ehre, alle seine natürlichen Eigenschaften finden sich zu gleichmäßigem Theile in seinem Heere, und sind bei der Abschätzung seiner Soldatenkraft zur Berechnung gekommen; und aus dem gefundenen Theile können wir das Ganze ermessen. Wie sich die Zahl seiner Soldaten zu dem Werthe seiner Soldatenkraft verhält, so verhält sich die ganze Bevölkerung zu dem Werthe ihres Sinnes und Eifers. Dadurch ist indeß der Werth der Hülfe nicht gefunden, den sie neben der Soldatenkraft im Kriege leisten. Diese Hülfe kann bis zur größten Aufopferung, bis zur eigenhändigen Verwüstung des Landes und zum allgemeinen Aufstande wider den Feind gehen; aber wir haben es nur mit dem zu thun, was gewöhnlich geschieht, was das Volk nach seinem gewöhnlichen Sinn und Eifer zum Schaden des feindlichen und zum Vortheile des eigenen Heeres leistet. Beides kann nur im Vertheidigungskriege geschehen, und wie es nach Land und Leuten mehr oder weniger geschehen ist, darüber gibt die Geschichte bestimmte Auskunft. Die praktische Hauptfrage wird seyn, wenn zwei Heere gleich sind, wie viel Truppen kann dann das Heer auf seinem eigenen Boden mehr als das feindliche auf das Schlachtfeld bringen? Wenn jenes nichts als das feindliche Heer, dieses aber auch das Land zu bewachen hat,

wenn jenes nur schlechte Dienste, und dieses nur gute Dienste von den Einwohnern zu erwarten hat, so dürfte im Allgemeinen wohl von dem feindlichen Heere ein Zehntel weniger auf dem Schlachtfelde erscheinen können, oder die Volkshülfe einer Soldatenkraft von $^{2}/_{10}$ des aufgebotenen Vertheidigungsheeres gleichkommen. Dieses ist eben so berechnet, daß es Alles, was Landwehren und Freicorps leisten, begreift, und die hier erwogenen Volkshülfen beschränken sich auf das, was dem feindlichen Heere von den Landeseinwohnern entzogen wird, und auf die Dienste, die sie dem eigenen Heere leisten, wozu auch die Krankenpflege gehört; die Sachlieferungen gehören unter die Kriegsmittel aus dem Vermögen. Die so beschränkten Nebenleistungen des Volkssinns und Eifers im Kriege (die Hauptleistung hat das Heer) sollen hier nicht näher betrachtet werden, um nicht zu ermüden; auch leuchtet das Verhältniß von selbst ein, worin sie zur Volksbildung stehen. Sie können dort am größten seyn, wo man sich am besten zu helfen weiß.

Das Heer in seiner Vollkommenheit vereinigt wie in einem Brennpuncte die Thatkraft der rüstigsten und tüchtigsten Männer eines Volks und die Benutzung der wirksamsten Mittel, um vor demselben Scheu und Schrecken zu erregen, aber auch um ihm Wohlgefallen, Vertrauen und Bewunderung zu erwerben. Wenn die Menschen auch insgemein so schwach und niedrig sind, daß sie ihren Prunk in Mordwerkzeugen, und ihren glänzendsten Ruhm im Morden suchen, so haben sie sich doch immer dawider durch ihr sittliches Gefühl und den Glauben an ihre Vernunft gestärkt und erhoben. Das Heer wird nie des Sieges gewiß seyn, das die in Schweiß und Schmutz vollbrachte Blutarbeit für seine einzige Bestimmung hält, und der Stolz darauf kann nur schaden. Es bereitet dagegen seine Erfolge vor, und sichert sie nachher, wenn es neben seiner ganzen Furchtbarkeit auf dem Schlachtfelde, mit werkthätiger Sorgfalt das Leben und Gedeihen, das

Gute und Schöne fördert, und jeder Krieger dem Heere und Volke zu dienen glaubt, indem er sich überall und so viel er vermag, theilnehmend und hülfreich erweist. Auf ähnliche Weise wurden griechische und römische Heerschaaren die Lehrer eines geordneten Ackerbaus, die Gründer ihres städtischen Gemeinwesens, die Verbreiter ihrer Sprache und Sitten unter besiegten Völkern; und zeigte das französische Heer in dem verfallenen Aegypten das Bild einer, Leben und Gedeihen fördernden Verwaltungsordnung, dessen Spur nicht verloren ging, obgleich dieses herrliche Heer schnell in den syrischen Wüsten größtentheils begraben wurde. Das Kriegsheer muß die Blitze des Volkszorns schleudern, und es muß dazu die volle Freiheit haben, weil er nicht geboten, sondern nur in ihm selbst erzeugt und entflammt werden kann. Aber die Waffen, die es dazu führt, sind nicht die stärksten, die es hat. Durch seine innere Rüstung wird es am gewaltigsten; durch den guten Willen, und den besten gibt die Gottesfurcht, welche seit Gustav Adolph erst in unsern Zeiten wieder glücklich benutzt worden, nachdem es mit Unrecht lange Zeit unnöthig geschienen hatte, wenn auch mit Recht der geschlagene Vendome die Seufzenden, daß es so komme, wenn man nicht in die Kirche gehe, fragte: Geht Marlborough mehr in die Messe, als ich? durch den Verstand, der nirgend fehlt, aber entwickelt seyn will, und durch das Arbeitsgeschik und den Ordnungssinn, die nur aus guter Volkserziehung hervorgehen. Diese ganze innere Rüstung des Heeres hängt zuletzt von dem sittlichen Zustande des Volks ab; die beste Kriegsverwaltung kann dabei bloß nachhelfen, vergliedern und verstärken. Je besser das Volk also ist, desto besser ist auch das Heer, und je gediegener seine Rüstung ist, desto mehr spart es seine äußern Waffen, desto leichter öffnet sich ihm das Feindesland. Dagegen ist oft der auswärtigen Gewalt eines Volks durch seine Heere, die sie unterstützen sollten, und selbst durch siegreiche Heere geschadet; aber oft haben auch Heere

gesiegt, ohne sich geschlagen zu haben; so sind mehr als Einmal die Deutschen durch Italien gezogen, so ist die Bourgogne als reife Eroberungsfrucht an Frankreich gefallen. Herodot hat ein Beispiel, das auf unsere Zeiten nicht paßt: In einem scythischen Lande konnten die Herren den Aufstand ihrer Knechte mit den Waffen nicht niederschlagen, da folgten sie dem Rathe, statt des Schwertes mit der Peitsche auf die Knechte loszugehen, die sich von der alten Furcht überwältigen ließen. In unserm letzten großen Kriege sind dagegen entzogene und dargebotene Leckereien, Putzsachen und Absatzgelegenheiten von großem Einflusse gewesen: wie sehr hat den Franzosen die schwere Vertheuerung von Zucker und Kaffee, das Verbrennen der englischen Waaren geschadet! Wie günstig hat für die Engländer die Wohlfeilheit dieser Waaren, der Absatz von Wein, Korn und Wolle gestimmt! Man kann auch viele Mittel von augenblicklich großem Erfolge, aber später verderblichster Wirkung aufbieten, man kann dem Ehrgeize, der Phantasie, der Lüsternheit schmeicheln, den eisernen Zwang zu übermenschlicher Anstrengung mit der wildesten Zügellosigkeit vergelten, und das Heer mit der ganzen Macht verführerischer Zauberwörter, aufregender Ideen und Glücksverheißungen umgeben. Solche Mittel muß man verschmähen, aber sie zu berechnen, und ihnen zu begegnen wissen. Ueber die Berechnungsweise braucht wohl nichts mehr gesagt zu werden, und der Gegenmittel ist auch schon erwähnt, außer des einen, auch sehr wirksamen: Zeit zu gewinnen, welches den Römern wider Hannibal, sein siegtrunkenes Heer und seine Aufregung der Armen wider die Reichen in ganz Italien glückte.

Wir verlassen die Heere, und gehen zu den Schiffen, um den Werth der Seemacht gleichfalls abzuschätzen. Wir müssen nehmen, was wir an dienstfähigen Schiffen und Seeleuten finden, aber mehr können und brauchen wir nicht zu nehmen. Ein Inselstaat kann ohne Herr sich vertheidigen, und auch den Landmächten furchtbar werden; sein Seewesen

wesen kostet nicht so viel als ein Heer und vertritt doch dessen Dienst in Hinsicht der Vertheidigung vollkommen; da nun die Vertheidigung für beide Hauptzweck ist, so kann das Werthverhältniß des Seewesens zu dem Heere hier nicht nach den Kosten berechnet werden, sondern er stellt sich dem Werthe des Kriegsheeres gleich nach Abzug der Seeleute. Die Seemacht entzieht dem Staate nicht mehr Soldatenkraft als in der Mannschaft, die sie beschäftigt, enthalten ist; und die übrige Soldatenkraft muß also neben ihr berechnet werden, weil dieselbe neben ihr aufgeboten werden kann. Ihre Aufnahme in die allgemeine Berechnung der Kriegsmittel veranlaßt indeß ein Mißverhältniß: ausgelassen darf sie nicht werden, weil sie überhaupt ein Vertheidigungsmittel ist, und weil der Staat, der durch sie stark ist, ohne sie schwach erscheinen und offenbar unrichtig abgeschätzt seyn würde; nimmt man sie aber auf, so kann ein Staat, der eine verhältnißmäßig große Flotte und geringe Soldatenkraft hat und auf dem Lande mit einem mächtigeren Staate ohne Flotte zusammengränzt, gegen diesen stärker erscheinen als er ist. Dieser Uebelstand hat indeß auf die allgemeine Berechnung keinen Einfluß und er hebt sich auch zwischen den beiden Staaten, wenn man, wie man muß, ihre gleichartigen Kräfte, womit sie sich bestreiten können, gegen einander stellt, ohne Einmischung des Ungleichartigen. Die Flotte jenes Staates hat in einem Seekriege, oder einer Verbündung ihren vollen Werth, und kann sie in einem Landkriege nicht helfen, so können darin Festungen, die am andern Ende des Reichs liegen, auch nicht helfen, und vor diesen haben die Kriegsschiffe noch immer den Werth voraus, daß es bewegliche Festungen sind. Uebrigens steht das mächtigste Seewesen darin der Heereskraft nach, daß seine Angriffe sich auf das feindliche Uferland beschränken, nicht ins Innere verfolgt und durch die rauhen seemännischen Sitten und Weisen nicht begünstigt und nicht gefördert werden können. Das Seeufer bleibt daher auch einer herrschenden feindlichen Seemacht ge-

Digitized by Google

genüber eine natürliche Befestigung, die so viel Werth hat als sie Soldatenkraft erspart.

Wenn die Untersuchung bisher nicht mißglückt ist, so würde es die Leser nur ermüden, wenn noch ausgeführt werden sollte, wie sich der Werth von Hülfsmächten und Bündnissen berechnen lasse, da von der Abschätzung des damit verwandten auswärtigen Einflusses des Volks und seiner intellectuellen Hülfsmittel bereits bei der Berechnung der Streitkräfte gehandelt ist, um gleich die praktischen Momente unbehindert durch systematische Staffelei zu zeigen. Nur darf wohl nicht unbemerkt bleiben, daß die Hülfe des deutschen Bundes für Oestreich und für Preußen, also doppelt zum Ansatze kommt, aber in dem Machtverhältnisse dieser Reiche zu einander heben sich die gleichen Größen auf; und für die Bundeslande jedes dieser Reiche in seinem Verhältnisse zu andern Staaten zählt die Bundeshülfe für voll.

Wir können uns nun zu den Hülfsmitteln wenden, welche für den Krieg aus dem Vermögen geschöpft worden. Sie bestehen in Sachen, Arbeit und Geld. Was man von Sachen im Lande hat, und bereiten lassen kann, das weiß man, und sie haben einen bestimmten Werth, wonach sie berechnet worden, natürliche und künstliche Befestigungen, wie Telegraphen und Plankammern u. s. w. Man darf aber nur die Sachen in die Berechnung aufnehmen, welche das Land abzugeben vermag, also nicht solche Sachen, welche es zwar hat, aber doch jährlich zukaufen muß, insofern sie nicht zugekauft werden, um, in welcher Gestalt es sey, wieder ausgeführt zu werden; so wird man für Frankreich allerdings Wolle, aber nicht Flachs und Hanf in Rechnung bringen; und wenn England auch selbst den eigenen Holzbedarf nicht hat, so liefert ihn doch Canada und Ostindien, die, wie alle Colonien, nur bei den materiellen Hülfsmitteln und nicht bei den Streitkräften, in Anschlag kommen. Es ist offenbar besser, die Sachen selbst als bloß das Geld zu ihrem Ankaufe zu

haben; und hat man die Sachen, so muß man doch Geld dazu haben; beides steht mit einander in solcher Verbindung, daß man es nicht klar übersieht, wenn man es nicht in dieser Verbindung betrachtet.

Was ein Staat auf den Krieg an Geld verwenden kann, das ist schwer zu bestimmen. Wenn wir die Geschichte fragen, so antwortet sie, daß in Frankreich mehr als der ganze Werth des Volkseinkommens auf den Krieg verwandt ist, und daß England in Einem fort 20 Jahre hindurch Schulden zum Kriegführen gemacht hat. Beides beweist zu viel und also nicht was es soll. Es ist eben so unmöglich, daß man all und jedem sein volles Einkommen nehmen, als daß man in Einem fort Schulden machen könne. Ist sein Werth auch wirklich auf den Krieg verwandt, so ist nicht sowohl das Einkommen genommen, als seine Vertheilung verändert, und so ist das Stammvermögen in den Verkehr gezogen. Hat England 20 Jahre hindurch Schulden gemacht, und zwar an 3 Milliarden Thaler, so war es reich genug, um die Zinszahlung durch Steuererhöhung zu decken; es leidet aber doch jetzt an den schweren Nachwehen dieses Schuldenwesens. Man hat die Reichen dadurch zum Kriege verführt, daß sie bei den Anleihen mehr gewannen als sie bei der Steuervermehrung verloren; aber am Ende des Krieges hat man eben so viel Steuern gehabt, als wenn man von Anfang an die Kriegskosten damit bestritten hätte, und der Schuldenbetrag blieb oben ein. Um in 20 Jahren keine 3000 Millionen Schulden zu machen, hätte man jährlich 150 Mill. Kriegssteuern erheben müssen, und man hätte es von Anfang an thun können, weil man nachgerade zur Zinszahlung für die Anleihen mehr gethan hat· man hat die Steuern nachgerade vervierfacht von 17 Mill. Pf. auf 64 Millionen, oder von 100 Mill. Thaler fast auf 400 Mill. Bis dahin hätte man die Steuern nicht zu erhöhen gebraucht, und doch alle Kriegskosten bezahlen können, wenn man keine Anleihen gemacht und verzinset hätte: denn

es betragen in den 20 Jahren

die Einnahmen an Steuern . . .	4,500	Mill. Thaler.
Deßgleichen durch Anleihen . . .	3,000	= =
Im Ganzen	7,500.	
Davon ab:		
die Einnahmen nach dem Friedensfuße	2,000	
Die Zinsen der Anleihen . . .	1,500	
überhaupt mit	3,500	
Bleiben Kriegskosten in 20 Jahren	4,000	Mill.

die sich mit einem jährlichen zweifachen Betrage der Steuern nach dem Friedensfuße mit 200 Millionen ausgleichen. Indeß hätte man doch in England auf dem eingeschlagenen Wege noch weiter fortschreiten können, und man hat wirklich noch zuletzt 1813 ein größeres Anleihen als je zuvor, 64 Mill. Pf. St. oder an 400 Mill. Thaler mit einer Leichtigkeit erhoben, als wenn es Pfennige gewesen wären. Jetzt kann man dort ohne Zweifel den Weg von Vorn wieder anfangen, da man mehr als 200 Mill. Steuern erlassen hat, und weit reicher ist, als man damals war, wo das Volkseinkommen auf mehr als 2500 Mill. Thaler berechnet wurde. Einen Wendepunct für die Steuern und die Schulden muß es dort und überall geben: dieser Punct wird mit dem Puncte zusammentreffen, bis zu welchem die Bevölkerung für den Krieg verwandt, die Erwerbarbeit gegen Kriegsarbeit vertauscht und das ausfallende Erwerbeinkommen gedeckt werden kann. Läßt sich nun ein Zwölftel der Bevölkerung, das aber ein Sechstel der Arbeitskraft enthält, zum Vertheidigungskriege verwenden, so läßt sich auch ein Sechstel des Volkseinkommens dazu verwenden. Da nun die englischen Kriegssteuern zu 300 Mill. von dem Volkseinkommen zu 2,500 Mill. ein Achtel betragen haben, so würden sie hiernach 400 Mill. betragen haben können (das französische Volkseinkommen ist zu 6 Milliarden Fr. berechnet, vor dem Kriege betrugen die Steuern nicht 600 Mill. und

nun 1000 Mill.) Gehen wir nur so weit, als der reichste Staat in der entscheidendsten Zeit gegangen ist, so sind wir doch gewiß auf sicherm Wege, und können die hier gefundene Größe als die Normalgröße aufstellen. Wir wollen aber noch auf einem andern Wege dazu gelangen.

Baares Geld kann im Kriege nützlich, selbst entscheidend seyn, aber es ist kein unbedingt nothwendiges Kriegsmittel. Wie das! wollen die Heere, die Kriegslieferungen und Leistungen nicht bezahlt seyn? Allerdings und gut. Aber dazu kann man Papiergeld brauchen. Der Krieg ist eine Volksarbeit und jeder sollte, der Rechtsidee zufolge, seinen Theil daran leisten. Das läßt sich nicht ausführen; die Leistung muß von denen, die dazu geschickt sind, für diejenigen, welche dazu nicht geschickt sind, mit übernommen werden und für die Hauptleistung: für die Lebensaufopferung ist nicht einmal eine Entschädigung von Seite der Nichtleistenden denkbar. Die übrigen Leistungen und Lieferungen können zwar und müssen auch, wenn es ordentlich zugeht, vergütet werden, aber eine gleichmäßige Vertheilung der Kriegskosten auf die Einwohner zur unverzüglichen Erhebung ist zwar denkbar, aber nicht ausführbar, da der vollkommene Steuerfuß erst nach begründetem ewigen Frieden erfunden werden wird, da wir mitten in der friedlichsten Ruhe die Steuern nicht ohne die plumpsten Ungleichheiten, Nachtheile und Verstörungen zu vertheilen verstehen, da wir es noch weniger mitten unter der ersten vollsten Kriegsarbeit mit den Kriegssteuern zu thun vermögen, und da wir unmöglich den Erwerb von den Kriegskosten im Voraus zu bestimmen und zu besteuern vermögen. Welcher andere Geldweg läßt sich einschlagen, um die Lieferungen sogleich zu bezahlen, weil namentlich die Landwirthe untergehen, wenn sie jahrelang auf die Vergütung von geliefertem Vieh, verheerten Feldern und verbrannten Gebäuden warten müssen, und weil der Wirthschaftsbestand auf der Stelle wiederhergestellt werden muß, wenn der Ertrag nicht leiden soll? Der

nächste Weg zur Bezahlung der Kriegskosten wäre wohl, ihren Betrag durch Erhöhung der bestehenden Steuern, wenn diese in leidlicher Ordnung sind, zu erheben, das Geld würde indeß auf diese Weise doch erst im Laufe eines Jahres erhalten werden; die Steuerverdoppelung könnte kein Geheimniß bleiben und würde also früher als es rathsam seyn möchte, den beschlossenen Krieg offenbaren; sie würde die größten Klagen veranlassen, und wenn auch nicht im Allgemeinen, doch im Einzelnen zu drückend und verstörend seyn. Wollte man zur Bestreitung noch nicht gemachter Kriegskosten eine Anleihe eröffnen, so würde man ernten wollen, ohne zuvor gesäet zu haben; man würde die Capitale noch nicht finden, die erst durch die bezahlten Kriegskosten erworben werden; man würde der landwirthschaftlichen Verwendung Capitale entziehen, den Zinsfuß steigern und die Masse des Zins-Capitals auf Kosten des umlaufenden Capitals und des Arbeitsstandes vermehren. Alle diese Nachtheile werden vermieden und überdem eigenthümliche Vortheile erreicht, wenn man die Kriegskosten mit Papiergeld bestreitet. Daß man mit dem Papiergelde unverständig und unredlich umgehen kann, hebt seinen Nutzen so wenig auf, als den Gebrauch eines Messers sein Mißbrauch zum Dolche. Der Nutzen des Papiergeldes zur Bezahlung der Kriegskosten besteht darin, daß Geheimniß bleiben kann, in welcher Masse es dazu verwandt wird (und selbst das englische Parlament läßt und ließ der Regierung völlige Freiheit in der Ausgabe von Schatzkammerscheinen), daß durch seine Ausgabe also der Beschluß des Krieges nicht vor der Zeit verrathen wird; ferner läßt sich das Papiergeld am leichtesten versenden und vertheilen, am bequemsten aufbewahren; seine Anschaffung macht so gut als keine Kosten, und die Regierung kann mit ihm alle Ausgaben, sobald sie zahlbar werden, auf der Stelle berichtigen.

Alle die Kriegsausgaben, welche im Innern gemacht werden, lassen sich zuletzt auf die Bezahlung von Arbeit zu-

rückführen, welche durch den Krieg veranlaßt wird. Diese Arbeit ist für den, welcher sie leistet und bezahlt wird, eine Erwerbarbeit, und sie kann zwar die übrigen Erwerbsarbeiten benachtheiligen, aber dieselben nicht aufheben. Sie wird vielmehr neben den fortgehenden übrigen Erwerbsarbeiten geleistet, sie kommt zu denselben als neue Quelle des Erwerbes, des Einkommens und Capitalsammelns hinzu; und wenn sie den übrigen Erwerbsarbeiten auch Hände entzieht, so bethätigt sie doch zugleich jene Arbeiten, weil das Einkommen, welches sie gewährt, wieder verwendet wird, neuen Verbrauch veranlaßt und den Verkehr durchdringt und steigert. Es bestehen nämlich die Kosten, die der Krieg veranlaßt: 1) in den Anschaffungskosten von Lebensmitteln und Pferden. Die Kriegsverwaltung tritt in dem Handel derselben als ein neuer Abnehmer von großer Bedeutung auf, und ist sie ein gleichzahlender Abnehmer, so steigert sie die Preise, kauft aber nicht theurer als die übrigen Abnehmer; die höheren Preise vergrößern das Einkommen der Landwirthe, erkräftigen sie zu vermehrten Kostenverwendungen und gleichen sich für die Gewerbsleute insofern aus, als von ihnen den Landwirthen das vermehrte Einkommen abverdient wird. Insofern es aber zu landwirthschaftlichen Verbesserungen verwendet wird, geht es ins Capitalvermögen über. Ist dagegen die Kriegsverwaltung ein schlechter Bezahler, so kauft sie theurer als die übrigen Abnehmer, und weil man der Zahlung nicht gewiß ist, so kommt Ungewißheit in die Preise und in den Vermögensstand. Sind dieses schon große Nachtheile, die nur zu schlimme Folgen haben, so geht es vollends ins Wilde, wenn mehr oder weniger unentgeldliche Lieferungen erzwungen werden, wozu es unter solchen Umständen leider zu bald kommt.

Zwangslieferungen lassen sich nicht immer vermeiden und nur nach allgemeinen Preisen vergüten. Sie können als Ausnahmen hier nicht weiter in Betracht kommen.

2) Die Anschaffung von Kleidungsstücken. Bei dem

jetzigen Stande unserer Gewerbe und Maschinen ist die Lieferung der Bekleidung einer ganzen Armee ohne merklichen Einfluß auf die Preise der Arbeit und der Zeuge, da man außerdem weniger Arbeit und Absatz hat, als man haben möchte, und da man das Arbeiten und Zeugbereiten, aber nicht das Ernten in seiner Gewalt hat. Wenn die Lieferung eines solchen Bekleidungsbedarfs außer der Reihe die Preise auch gar nicht erhöhen sollte, so gibt sie doch Arbeit und Absatz, also ein Einkommen, welches man sonst nicht gehabt hätte; sie verhindert folglich ein Sinken des Arbeitslohns und Materials, welches sonst wohl erfolgt wäre. Wie ferner diejenigen, welche diese Kleidungsstücke verfertigen, ihre Mehreinnahme verwenden mögen, sie zählt und wirkt in dem ganzen Verkehr und befördert den Geldumlauf; und diejenigen, welche die Zeuge und übrigen Zuthaten liefern, ergänzen ihre Lager wieder, kaufen mehr rohe Stoffe und lassen mehr arbeiten, als sie ohne jenen Armeebedarf gethan hätten, und so entsteht auch hier eine neue Gewerbthätigkeit und Geldbewegung, deren Vortheile sich der Landwirthschaft mittheilen. Wie erklärt sich nun, daß hiernach die Wirkungen des Kriegsbedarfs größer erscheinen in Hinsicht auf die Kleidungsstücke, als in Hinsicht auf die Lebensmittel, da doch dieser und nicht jener Bedarf nothwendig die Preise erhöhen muß? Die Lebensmittel würden verbraucht seyn, wenn auch der Kriegsbedarf nicht eingetreten wäre und sie konnten nicht wieder ersetzt werden. Jene Kleidungsstücke würden aber nicht verbraucht, sondern die Zuthaten in den Waarenlagern geblieben seyn, statt daß ihre Anschaffung nicht bloß die Verfertigungsarbeit, sondern eine neue Fabrikarbeit und Materialnachfrage veranlaßt.

3) Die Anschaffung von Waffen hat eine ähnliche, aber beschränktere staatswirthschaftliche Wirkung, weil sie an einzelnen Fabrikorten geschieht, weil die Fabriken meist Staatseigenthum sind, und weil bei guter Verwaltung die Zeughäuser so versorgt sind, daß es im Kriegsfalle einer plötzlichen

Anschaffung von großen Waffenmassen zu sehr bedeutend höheren Kosten nicht bedarf.

4. Die Lieferung des Kriegsgeräthes hat ähnliche staatswirthschaftliche Folgen, wie die Lieferung der Bekleidung.

5. Die Kriegsbaukosten aller Art steigern den örtlichen Arbeitslohn und Erwerb; ihre allgemeine Wirkung hängt von dem Maße ab, worin sie den Geldumlauf vermehren.

6. Der Kriegssold wird theilweise im ganzen Lande ausgegeben; er steigert aber nur dort die umlaufende Geldmasse beträchtlich, wo die Heere sich zusammenziehen oder stehen. Hier gleichen die Soldaten Kaufleuten, ihre Standorte Märkten, worauf eine lebhafte Nachfrage die Preise rasch steigert und die Waarenanfuhr beschleunigt. Wird nun der Sold gehörig fortgezahlt, so wird die Waare gut bezahlt und reichlich angefahren, und die Geldmasse ergießt sich von hier, wie aus einem Becken in vielfachen Strömungen durch das Land.

7. Die Vergütung der Kriegsfuhren und anderer Dienstleistungen, welche zur Beförderung der schon besprochenen Kriegsmittel gebraucht werden, gehört zu den Kosten derselben, und bedarf nur insofern einer besondern Erwähnung, als diese Leistungen nicht mehr freiwillig, sondern gezwungen übernommen werden. Die Leistung kann dann nicht nach dem vergütet werden, womit sie der Pflichtige abkaufen möchte, sondern nach gewöhnlichem Preise.

8. Vergütung von Kriegsschaden. Es gibt eine Rechtslehre, welche die Kriegsschaden dem Eigenthümer tragen läßt. weil sie Unglücksfälle wären, die nach bürgerlichem Rechte der Eigenthümer tragen muß, und weil durch die Vergütung den durch Kriegsschaden Verarmten nicht aufgeholfen, sondern die zur Vergütung Steuernden arm gemacht würden. Diese

Rechtslehre ist schwerlich so wahr, als sie bequem ist. Der angeführte Grundsatz des bürgerlichen Rechts scheint nicht zu passen, wenn er sich auch auf staatsrechtliche Verhältnisse unbedingt anwenden ließe, weil Kriegsschaden wohl nichts weniger, als nicht vorhergesehene, nicht veranlaßte und nicht absichtlich herbeigeführte Uebel, nicht weniger als bloße Unglücksfälle seyn möchten, denn sie sind allbekannte Uebel, welche der Krieg mit sich führt, sie werden durch den Krieg veranlaßt und mit dem Beschlusse des Krieges freiwillig übernommen; der Staat beschließt den Krieg, führt ihn, gibt Anlaß zu den Kriegsschaden, welche die Einzelnen treffen, und er dürfte daher die Schadensvergütung zu leisten haben. Dafür spricht ferner, daß der Krieg in dem Interesse des Staats geführt wird, und, geschieht es glücklich, ihm Vortheil bringt; und daß der Einzelne durch Kriegsschaden das verliert, was unter dem Staatsschutze steht. Der Grund wider die Schadensvergütung, daß sie im Ganzen mehr Nachtheil als Vortheil bringt, ist politischer Natur und nicht richtig, wenn das Verwaltungsverfahren über den Nachweis der Kriegsschaden gut geordnet wird, die Vergütung sogleich darauf folgt, so kann sie ohne Bedrückung der Unbeschädigten erfolgen, wenn in Papiergeld gezahlt wird. Erfolgt die Vergütung sofort, so wird der Schaden auch sofort getilgt, und die Herstellung der Gebäude, des Viehstammes, der Vorräthe hat neben der Sicherung des Privatvermögens und Einkommens alle staatswirthschaftlichen Wirkungen eines vermehrten Gebrauchs und Absatzes. In dem Conflict des Rechtsgrundsatzes über Kriegsschaden mit den mancherlei Rechts- und Verwaltungsfragen läßt sich hier ohne noch größere Abschweifung nicht eingehen. Es genügt hier gezeigt zu haben, wie sich der durch Krieg also unwirthschaftlich zerstörte Werth wiederherstellen lasse, und daß durch diese Herstellung zugleich ein neuer Werth durch die Bezahlung der Arbeit und des Materials in Umlauf gebracht werde.

Dieses wären nun die Kriegskosten, welche der Staat zu bezahlen hat; mögen sie in einem Jahre 100 Millionen Thaler betragen, so sind sie doch nur ein Theil der Kosten, welche der Krieg dem Lande macht; durch die Arbeitsversäumniß und Ausgaben bei der Recrutenstellung und Vorspannleistung, durch alle die Störungen und Aufwendungen, welche die Einquartierung in dem Hauswesen veranlaßt, durch den Geldwerth alles dessen, was Officiere und Soldaten aus dem Privatvermögen beziehen und verbrauchen, durch den Verlust des Arbeitsertrages, welchen die zu Soldaten über die gewöhnliche Zahl ausgehobenen Leute geleistet haben würden, und durch alle Nachtheile, welche die Ersetzung des Ausfalles von hunderttausend geschickten Arbeitshänden hat, durch den Magazinverlust, durch die ganze Summe des unwirthschaftlichen Verbrauchs, und aller Beschädigungen, die sich entweder nicht streng erweisen, oder ohne ins Gränzenlose zu fallen, nicht vergüten lassen: wie wenn man über Holzverschwendungen, über die Nachtheile bei Zwangslieferungen und Leistungen, und über die Kosten verbreiteter Seuchen u. s. w. Buch halten wollte. Man sieht, daß die Kosten weit größer sind, welche das Land von dem Kriege hat, als welche die Regierung bezahlt, wenn auch nichts von Verheerungen aus Noth oder durch Feindes Gewalt in Rechnung kommt.

Je größer nun jene Verluste in dem Volkshaushalte sind, desto dringender erscheint, daß die Regierung ihre Kriegskosten sogleich bezahlt. Sie kann das mit Papiergeld thun, weil es bekanntlich oft geschehen ist. Aber die Bezahlung mit Papiergeld, sagt man, ist trügerisch, weil es sich entwerthet, und dann ein Uebel mehr ist. Der Einwurf wäre schlagend, wenn jene Entwerthung nothwendig erfolgen müßte. Sie ist aber nicht nothwendig, weil England seinen langen Krieg mit Papiergeld geführt hat, welches eine solche Entwerthung nicht erlitt. Es fragt sich also nur, wie man seine Entwerthung verhütet? Nun können schon bei seiner

ersten Ausgabe Schwierigkeiten entstehen, wenn sie ohne Vorbereitung zur Bezahlung der Kriegskosten erfolgt, und wenn das Papiergeld entweder als eine ganz neue Erscheinung, oder wegen seines früheren Mißbrauches mit Mißtrauen aufgenommen wird. Bringt man es jedoch vor der Kriegskostenzahlung in Umlauf, und wird es überall in seinem Vortheile gezeigt, um es überall suchen zu lassen, ist die Freiheit seines Umlaufs nicht beschränkt, kann es Jedermann nach Gutfinden geben oder nehmen, so mag selbst seine Zulassung in den öffentlichen Cassen widerruflich bleiben, so ist ihm doch bald Vertrauen und selbst Gunst verschafft. Ist dieses, wenn auch mit Kosten für den Staatsschatz erreicht, und ist das Papiergeld in die Hände des Volks gebracht, so ist auch erreicht, daß in dem Staatsschatze jene Kosten abgerechnet, das baare Geld für das umlaufende Papiergeld geblieben ist, und daß die Bezahlung von Kriegskosten mit Papiergeld keine Schwierigkeit findet. Wenn dem Staatsschatze auch hinlängliche Einnahmen zur Bestreitung der Kriegskosten überwiesen werden, wie dieses wirklich in Frankreich eine Zeit lang der Fall war, so können doch die Kriegsausgaben, bei unvermehrter Geldmasse, nicht ohne solche Beschleunigung des Geldumlaufes und solche Benutzung von künstlichen Hülfsmitteln bezahlt werden, wodurch Kosten und Nachtheile im Verkehr entstehen. Die Zahlungen von Kriegssteuern, wie leicht sie sich erhalten lassen mögen, wenn die Kriegsausgaben von dem Staatsschatze gemacht sind, erheben sich schwer, bevor und während es geschieht. Soll nun beides gleichzeitig geschehen, so wird das Geld in seinem natürlichen Umlaufe gestört, und ehe es seinen Erwerbgang vollendet, in den Verbrauchsgang getrieben; und um dieses zu vermeiden, muß der Schatz und der Verkehr sich durch Bons, Wechsel, Abschlagszahlungen, Ueberweisungen und Anleihen helfen, die viel Kosten, Aufenthalt und Rechnungswirrwarr machen. Wie ganz anders gestaltet sich Alles, wenn die Geldmasse in dem Verhältnisse vermehrt wird, in

welchem es die Ausgabenvermehrung oder die Kriegskosten erfordern, die der Staatsschatz und, wie oben gezeigt, noch mehr das Land zu bestreiten hat und ohne gesteigerte Zahlmittel nicht berichtigen kann. Bezahlt der Staatsschatz seine Kriegskosten mit Papiergeld, so bleibt der Umlauf des baaren Geldes in seiner ungestörten Ordnung; das Papiergeld macht erst alle seine Gänge durch die Erwerber, bis es zu den Verbrauchern und an den Staatsschatz wieder kommt. Es geht in Masse an die Hauptlieferanten, von diesen an die Aufkäufer und dann weiter an die Gewerbleute, Landwirthe, Handwerker und Taglöhner, und erst nachdem es so als Erwerbseinkommen verbreitet ist, tritt es seinen Dienst für den Verbrauch an.

Aber hierin kann es die Gränzen seines Landes nur ausnahmsweise überschreiten, und namentlich das Zahlungsmittel für verbrauchte auswärtige Waaren nicht abgeben. Je größere Zahlungsmittel dieser Verbrauch in Anspruch nimmt, desto fühlbarer wird die Unbrauchbarkeit des Papiergeldes dazu werden, und je mehr wird es den öffentlichen Cassen zuströmen, statt des baaren Geldes, welches man zur Bezahlung der ausländischen Waaren verwenden wird. Hieraus entsteht an sich noch kein staatswirthschaftlicher Nachtheil, denn die Bezahlung der ausländischen Waaren würde schwieriger werden, wenn man kein Papiergeld hätte, und das baare Geld dazu verwenden und den vermehrten inneren Ausgaben entziehen müßte. Es würde aber eben daraus, daß durch das Papiergeld die Verwendung des baaren Geldes zum Ankauf ausländischer Waaren erleichtert wird, Nachtheil entstehen, wenn diese Waaren hätten entbehrt werden können und sollen, weil die Kriegskosten doch durch Kostenersparungen, der Kriegsverbrauch durch Genußbeschränkung ausgeglichen werden müssen; und wenn statt dessen der anscheinende Geldüberfluß zu vermehrtem Verbrauche jener entbehrlichen Waaren verführt. Dieser Nachtheil läßt sich indeß durch ihre erhöhte

Digitized by Google

Besteuerung verhüten, welche überdem aus andern Gründen der Bezahlung der Kriegskosten mit Papiergeld auf dem Fuße folgen muß.

Ist diese Einwendung beseitigt, so kommt uns das Bedenken entgegen, daß sich das Papiergeld auf den Puncten, wo es in den größten Massen ausgegeben wird, in der Hauptstadt und bei den Heeren so anhäufen kann, daß der Verkehr es nicht aufzunehmen vermag, und daß es sich entwerthet, wenn dawider nicht besondere Vorkehrungen getroffen werden. Der Verkehr wird es dort insofern zurückweisen, als er es für Sachen erhält, die er dem Auslande baar bezahlen muß, wenn es nicht durch Wechsel geschehen kann. Werden z. B. Lieferungen von Tuch, Korn, Pferden, die vom Auslande kommen, mit Papiergeld bezahlt, so entwerthet es sich, wenn die Lieferanten nicht dafür eben so wohlfeil als für baares Geld Wechsel kaufen können. Man muß daher solche Lieferungen entweder baar bezahlen, oder bewirken, daß die Wechselhäuser eben so gute Rechnung dabei finden, gegen Papiergeld ihre Wechsel zu geben, als gegen Baarzahlung. Sie werden das thun, wenn sie das Papiergeld wie Wechsel im Inlande gebrauchen, und daraus sonst einen Gewinn ziehen können. Der Gewinn läßt sich erst in der Folge klar machen, den sie von den mancherlei Geschäften mit dem Papiergelde haben; und es versteht sich von selbst, daß hier nicht von Gewinn an entwerthetem Papiergelde die Rede ist. Sie können es Wechseln gleich gebrauchen, wenn es in den Provinzen beliebt ist, und von dort große Waarenbeziehungen erfolgen, und also dorthin große Wechselzahlungen gemacht werden. Die Kriegslieferungen und der vermehrte Verbrauch in der Hauptstadt lassen an den beiden letzteren nicht zweifeln; es kommt daher nur darauf an, daß man in den Provinzen das Papiergeld gern nimmt. Ist die Vorbereitung gut getroffen, so hat man vor seiner Ausgabe im Großen für Lieferungen und Sold das Papier-

geld in den Provinzen gern gehabt, und es mit Kostenersparung statt der Baarsendungen zwischen den Landstädten und nach der Hauptstadt gebraucht. Dieser Gebrauch muß zunehmen, wenn wegen der Kriegskosten jene Zahlungen zunehmen, und das Papiergeld zugleich dort mehr und mehr von der Regierung verbreitet wird. Der Theil seiner dortigen Masse also, welcher auf diese Weise in den vermehrten allgemeinen Verkehr kommt, belästigt wenigstens vorerst die Regierung nicht weiter. Was davon zur Hauptstadt zurückgeht, fließt von dort wieder in die Provinzen ab, und dieser ganze Theil hat vorerst alle Vortheile der Lieferung eines Zahlungsmittels, dessen man nothwendig bedarf, und dessen richtigen Umlauf die Wechselhäuser befördern, weil es für sie das bequemste und vortheilhafteste ist. Eine besondere Einlösungscasse hilft dazu wenig, und kann unter Umständen sehr schädlich werden. Ist im Ganzen weniger oder nur so viel Papiergeld ausgegeben, als der Verkehr aufzunehmen und vortheilhaft zu verwenden vermag, so findet es seine rechten Wege von selbst, und wird sich weder in der Hauptstadt, noch auf den Heermärkten anhäufen. Dieses Bedenken fällt also nieder, aber nur um sich als ein weit größeres zu erheben.

Man weiß ja nicht, wie viel Papiergeld der Verkehr aufzunehmen vermag, wie nun, wenn man zu viel ausgibt und er es zurückweist? Wird das Papiergeld in den öffentlichen Cassen zugelassen und doch an dieselben nicht in bedeutender Menge abgegeben, so hat man dadurch das untrügliche Zeichen, daß man es nicht in größerer Masse ausgegeben hat, als der Verkehr verträgt. Aber man darf das entgegengesetzte Zeichen nicht abwarten, und sich nicht in die Verlegenheit setzen, daß die Cassen mit zurückkommendem Papiergelde angefüllt werden, daß seine Verausgabung schwierig wird, und daß man sie gerade dann, wenn sie am nothwendigsten ist, beschränken, oder mit schwerem Verluste und großer Verkehr-

störung fortsetzen muß. Davor muß man sich schützen, und davor kann man sich nicht blos schützen, sondern auch sichern.

Das erste und nächste Sicherungsmittel ist die Ausschreibung einer Kriegssteuer in Papiergeld. Sie kann dem Betrage der Kriegskosten ohne Schaden für die Wirthschaft nicht gleich seyn; sie darf aber nicht niedriger seyn, als der Zinsbetrag der Kriegskosten mit 1 Pct. zu ihrer Tilgung; weil die Kriegskosten eine Schuld sind, die getilgt werden muß, und zwar von dem Geschlechte, welches die Schuld machte, wenn es nicht schlecht wirthschaften und seine Kinder mit Schulden belasten will; ferner weil das Papiergeld nur insofern staatswirthschaftlich vortheilhaft wirkt, als es die Zahlmittel nach dem Bedarfe des vermehrten Verbrauches und Verkehrs vermehrt, weil es aber als erkünsteltes Vermögen nachtheilig wirkt, wenn es nach dem Aufhören jenes Bedarfes in dem Umlaufe bleibt, und weil es daher allmählich aus dem Verkehre zurückgezogen werden muß, damit die Werthe in ihr natürliches Verhältniß zurücktreten, ohne darin durch nicht reellen Geldwerth gestört zu werden. Wie hoch die Kriegssteuer seyn könne? ist eine Frage, die sich nur für jedes Land nach seiner staatswirthschaftlichen Lage beantworten läßt; und daraus ergibt sich auch, wie die Kriegssteuer sich am besten gestalten lasse. Doch kann man schon im Allgemeinen sagen, daß ihre Vertheilung auf alle bestehenden Steuern die wenigsten Umstände macht, und den Schein der Gleichmäßigkeit hat; daß dagegen eine Einkommensteuer, welche erst angelegt wird, nachdem die Kriegskosten gemacht sind, das Einkommen mit trifft, welches durch die Kriegskosten erworben ist, und die wirklich vorhandenen Steuerkräfte so gleichmäßig, als es praktisch geschehen kann, benutzt. Uebrigens läßt sich durch die Kriegssteuer noch der Nachtheil vermindern, daß der Erwerb von den Kriegskosten des Staats den Verbrauch der entbehrlichen ausländischen Waaren steigert, indem die Besteuerung derselben, des Weines, Zuckers, Kaf-

fe's

fe's u. s. w. bedeutend erhöht wird. Wenn die Kriegssteuer in Papiergeld erhoben, aber ihre Entrichtung in baarem Gelde zugelassen werden soll, so hebt man dadurch das Papiergeld in den Volksaugen mehr als durch die verbotene Annahme des baaren Geldes, wodurch die Steuerentrichtung lästiger und kostbarer wird, wenn das Papiergeld selten ist, und wodurch leicht Mißtrauen erregt wird, wenn es im Ueberflusse vorhanden ist. Man thut für das Papiergeld am meisten, wenn man nichts dafür zu thun scheint.

Die Kriegssteuer gibt das Mittel, die sämmtlichen Kriegskosten der Regierung zu verzinsen und zu tilgen, und sie gibt mehr als man bedarf, wenn man nicht mehrere Jahre hindurch Kriegskosten hat. Sie zieht mehr $^{1}/_{10}$ des Papiergeldes jährlich aus dem Umlaufe; aber sie thut das erst nach Jahresfrist. Sie wirkt nachhaltig und sichert gut; aber sie gibt doch nicht die volle Hülfe in dem Augenblicke, worin es am nöthigsten ist, worin das Papiergeld zuerst in vollen Massen ausgegeben wird, und sich am leichtesten nachtheilig anhäufen kann, und sie schützt auch nicht wider seinen Ueberfluß im Verkehre, der sich später ergeben könnte. Dawider müssen wir mehre Hülfsmittel anwenden, wovon das Hauptsächlichste eine Anleihe in Papiergeld ist. Ihr Betrag muß dem Betrage des Papiergeldes gleich seyn, das sich im Umlaufe nicht zu halten vermag, weil es darin entweder die Stelle des baaren Geldes nicht zu vertreten vermag, oder weil es in feste Hände kommt, d. h. den Theil des durch die Kriegskosten erworbenen Einkommens darstellt, der nicht wieder verbraucht, sondern zu Stammvermögen geschlagen wird. Im ersten Falle geben die verzinslichen Schuldscheine für eingezogenes Papiergeld zwar nicht das, was man sucht: kein baares Geld, aber doch einen Handelswerth, wofür man es auch außer Landes haben kann, und noch leichter im Lande selbst. Wenn nun die Papiergeldsanleihe gleichzeitig mit seiner Ausgabe für die Kriegskosten eröffnet wird, so ver-

hindert sie, daß der Ueberfluß an Papiergeld fühlbar wird, und daß man es mit Verlust anbietet, um baares Geld zu haben, weil man den Verlust in Gewinn verwandeln kann, wenn man für das Papiergeld Schuldscheine nimmt, und damit Zahlung leistet, und weil der Staat den Verlust durch die Zinszahlung auf die Schuldscheine übernimmt, der aus der Seltenheit des baaren Geldes entstehen könnte. Macht sich aber dennoch das baare Geld selten, so ist der Ueberfluß des Papiergeldes nicht Schuld daran, denn dieser wird durch die Anleihe in seinem ersten Entstehen zurückgezogen; und sie thut noch mehr: sie sichert die volle Wirksamkeit des im Umlauf bleibenden Papiergeldes in dem inneren Verkehr, und gibt volle Freiheit, das baare Geld zu auswärtigen Zahlungen und allem dem zu verwenden, wozu es unentbehrlich ist. Indem endlich das in feste Hände gekommene Papiergeld gegen Staatsschuldscheine umgetauscht wird, tritt der Baarschaft ein Geldcapital zur Seite, welches ihren Dienst gegen das Ausland versehen kann, und dazu beiträgt, das baare Geld im Lande zu halten. Geschieht nun die Vermittlung bei diesen mancherlei Geschäften mit nicht geringem Gewinne der Wechselhäuser, so geschieht sie doch zugleich im Interesse des Papiergeldes. Da sich nicht im Voraus berechnen läßt, ob und welcher Ueberfluß an umlaufendem Papiergelde sich ergeben, und wie viel davon ins Stammvermögen übergehen werde, so läßt sich auch im Voraus nicht bestimmen, zu welchem Betrage die Anleihe eröffnet werden müsse, wie man ihn bestimmen wollte, es könnte nachtheilig seyn: man würde entweder unter dem Bedürfnisse bleiben, oder einen unnöthigen Credit in Anspruch nehmen. Wenn man auch schon älteres Papiergeld haben sollte, so wird doch nicht die Hälfte des neuen durch Staatsschuldscheine gedeckt werden müssen, aber es kann nützlich seyn, auf ihren ganzen Betrag Staatsschuldscheine auszufertigen, um sie bei mehrjährigen Kriegskosten zu verwenden. Wenn man noch kein Papiergeld hat,

so fragt sich, ob überall die Papiergeldsanleihe auf eine bedeutende Weise benutzt werden wird, wenn sich kein Staatsunglück ereignet? Die Milliarden Papiergeld, welche in Oestreich und Rußland lange Zeit in Umlauf waren, sollen für uns nichts beweisen, sie hatten Zwangsumlauf, den wir ausschließen. Wenn aber in Preußen mitten im Frieden und in dem ruhigen Gange des Verkehrs, ohne gesteigerten Geldbedarf, neben 80 Millionen Staatsschuldscheinen, die zum Theil Papiergelds-Dienste thaten, noch 10 Millionen Tresorscheine willig aufgenommen und fortgenommen wurden, so wird Niemand zweifeln, daß bei einem gesteigerten Verbrauche durch eine Kriegsausgabe von 40 Millionen, eben so viele Millionen Tresorscheine willige Aufnahme finden würden; und daß es mit 100 Millionen Papiergeld dort der Fall seyn müßte, wo man verhältnißmäßig 100 Millionen Kriegskosten verwendete. Was äußerlich und inwiefern die Unbrauchbarkeit des Papiergeldes zu auswärtigen Zahlungen diesen Umlauf stören könnte, haben wir schon untersucht, und müssen nun auch das betrachten, was im Innern ihn stören könnte. Mit dieser innern Störung drohen zwei nahe Folgen, welche die Ausgabe des Papiergeldes in solcher Masse hat: die Schuldner wollen es ihren Gläubigern geben und die Gläubiger es nicht annehmen. Den Haupterwerb durch die Kriegskosten macht der Arbeitsstand, er verbessert dadurch sein Einkommen und erleichtert sein Schuldverhältniß, worin er von oben bis unten zu den Capitalisten steht. Erhält er nun sein Mehreinkommen in Papiergeld und hat er nur dieses seinen Gläubigern anzubieten, so werden sie davon Vortheil zu ziehen suchen und es nur mit Verlust für den Schuldner in Zahlung annehmen wollen. Der Stoß, welchen das Papiergeld hierdurch erhalten kann, vermehrt sich noch durch die Vorsicht, welche die Reichen anwenden, um es zu bleiben und in der sie das Papiergeld bei seiner Erscheinung als vorherrschendes Zahlmittel mit Mißtrauen betrachten, es nur, wenn sie ihrer Rechnung dabei ge-

wiß sind, nehmen und das baare Geld in Hoffnung seiner gewinnreichen Verwendung zurückhalten. Dieser Stoß gegen das in Umlauf kommende Papiergeld ist unvermeidlich, und man muß darauf gefaßt und vorbereitet seyn. Kann der Schuldner für sein Papiergeld ohne Verlust die Baarschaft finden, um den schwierigen Gläubiger zu bezahlen, weil dazu die schon beschriebenen Wege eröffnet sind; kann er dafür Staatsschuldscheine erhalten, so Forderung und Schuld ausgleichen und zu seinem Vortheile zugleich Schuldner und Gläubiger seyn, weil er Herr des Geldwerthes bleibt; sieht der Reiche seinerseits sein baares Geld zinslos und den Zinsfuß zurücksinken, weil neue Capitale sich neben den alten den Nachfragenden anbieten und diese sich bei vergrößerter Wohlhabenheit des Arbeitsstandes vermindern, so wirkt der Stoß zu Gunsten des Papiergeldes zurück, das baare Geld wird von dem Papiergelde überwältigt, dieses herrscht im Verkehr und das baare Geld sucht im Auslande die höhere Verwerthung, worauf es im Lande vergeblich gehofft hat und hier bleibt es nur einem Anker gleich, woran das Papiergeld sicher ruht und umtreibt. Hat man das erreicht, so wird die Papiergelds-Anleihe wenige Liebhaber finden. Der Kriegsbedarf, welchen die Regierung mit 100 Mill. Papiergeld bezahlt, wird von dem ganzen Lande geliefert und überall bezahlt: Steigert er nur um 5 Proc. die Preise, so muß $^1/_{20}$ des Papiergeldes diese Preissteigerung und Ausgabenvermehrung decken und ergänzt folglich die umlaufende Baarschaft. Von dem Taglohn, welcher in den Kriegskosten begriffen ist, wird nichts Bedeutendes zurückgelegt, und er beträgt doch mindestens 20 Proc. die erst auf ihren weitern Erwerbgängen Stammvermögen absetzen. Rechnen wir, daß von den übrigen durch die Kriegskosten erworbenen Einnahmen zu 80 Mill. selbst die Hälfte nicht unmittelbar wieder ausgegeben wird, sondern ihre Bestimmungen zu neuen Waarenanschaffungen, Arbeitsbestellungen und Verbesserungen erwartet, was wird dann zur ver-

zinslichen Belegung übrig bleiben, wenn wir 5 Mill. wegen Preissteigerung und 5 Mill. wegen Kriegssteuer abziehen? Oder läßt sich wohl das reine Einkommen, welches durch 100 Mill. Kriegskosten erworben wird, höher als zu 20 Proc. annehmen und wie viel wird davon der Papiergelds-Anleihe zufließen, wenn man alle Wirthschaftsverwendungen abrechnet und wenn das freigewordene baare Geld auswärts zu höheren Zinsen sicher untergebracht werden kann? Hieran schließt sich die Frage, wie hoch soll der Zinsfuß bei der Papiergelds-Anleihe bestimmt werden? Ihr Zweck ist nicht das Papiergeld aus dem Umlaufe zu ziehen, sondern es darin zu erhalten und zu verbürgen. Also wird der Zinsfuß nicht zu ihrer Benutzung anreizen, nicht hoch seyn dürfen. Er wird aber auch nicht niedriger seyn dürfen als ein mäßiger Disconto, oder ein Verlust an dem Papiergelde in seinem ersten Entstehen. Er muß endlich dem Zinsfuße der in vollem Werthe stehenden alten Staatsschuldscheine gleich seyn, damit man sieht, daß die Regierung ihr Papiergeld dem Baaren gleichachtet und ein Darlehen darin dem vollen Capitalwerthe. Stehen die alten Schuldscheine aber tiefer unter dem Nennwerthe als der Disconto betragen kann, so ist man schon in einem künstlichen Zustande und muß nun noch mehr künsteln und noch mehr Kosten übernehmen. Am besten scheint zu seyn, diese Kosten gleich zu übernehmen und so viel Renten gegen Papiergeld zu verkaufen, als man sie gegen baares Geld in alten Schuldscheinen kauft: wenn also diese vierprocentig sind und nur 80 kosten, so scheint der Zinsfuß bei der Papiergelds-Anleihe zu 5 Proc. zu bestimmen zu seyn, während man die 4proc. Schuldscheine wieder zu heben sucht.

Wenn dem Ueberfluß an Papiergeld durch die Eröffnung der Anleihe auch am kräftigsten entgegengewirkt wird, so darf man doch die Hülfsmittel, wodurch sich das Papiergeld außerdem in Vertrauen erhält, nicht vernachlässigen. Von der Hülfe eines vollkommnen, dem Staate gehörigen Bankwesens

braucht die Rede nicht zu seyn, weil wir, wie wir jetzt sind, es nicht erreichen können; aber ein von der Regierung unabhängiges Bankwesen kann doch die Geschäftsverbindung mit derselben nicht vermeiden, und wenn es sich auch über die Provinzen verzweigt, ihr am ersten und besten Nachricht geben, wenn und wo sich ein Ueberfluß an ihrem Papiergelde zeigt, das an seinen Noten einen gefährlichen Nebenbuhler hat. Es wird sich ferner dazu verstehen, den Besitzer von Staatsschuldscheinen gegen deren Verpfändung Darlehen zu geben und die Baarschaften der Regierung in Verzinsung zu nehmen, oder sich dem Geschäfte damit Papiergeld einzulösen zu unterziehen, welches nur vortheilhaft auf das Vertrauen zu Letzterem wirken kann. Die Regierung thut wohl, das baare Geld an sich zu halten, wenn ihr Kriegsausgaben bevorstehen, sie mag bereits Papiergeld in Umlauf haben, oder erst darein bringen wollen, um das baare Geld erscheinen zu lassen, sobald sich das mindeste Mißtrauen bei dem Papiergelde befürchten läßt. Hat sie schon früher Papiergeld in Umlauf, so hat sie bei seiner Mehrausgabe zur Bezahlung der Kriegskosten leichtes Spiel; aber es kommt dann auch in ihre Cassen in größerer Masse zurück, und läßt das Sammeln der Baarschaft nicht mehr zu, die man nöthig hat, um einen dem Verkehre lästig werdenden Ueberfluß von Papiergeld abzuwenden. Hat man dagegen noch kein Papiergeld gehabt und erst nur zur Vorbereitung seiner Verwendung zu den Kriegskosten in Umlauf gesetzt, und hat man so viel baares Geld in den Cassen zurückbehalten als man Papiergeld ausgegeben hat, so kann man dieses baare Geld zur Beseitigung der Hemmnisse gebrauchen, welche bei dem ersten Umlaufe des für Kriegskosten ausgegebenen Papiergeldes eher als später sich besorgen lassen, wenn es sich aus wenigen Händen und große Summen in viele Hände und kleine Summen vertheilt hat. Das baare Geld gleicht hier einer Reserve, die überall zum Schutze des Papiergeldes bereit erscheint, wo ihm Widerstand droht. Der größte

Digitized by Google

Feind, welchen es hat, sind große Zahlungen für Kriegsmittel an das Ausland. Es sind die Kriegsmittel nicht bloß sicherer und leichter, sey es auch nicht wohlfeiler, anzuschaffen, wenn man sie im eigenen Lande hat, sondern sie verbürgen alsdann auch die freie Benutzung des Papiergeldes als Kriegsmittels. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß man sorgt, die Kriegsmittel im eigenen Lande sämmtlich zu haben und das etwa Fehlende zeitig vom Auslande zu ziehen, um davon im Kriege nicht abhängig zu seyn. Es gehört ohne Zweifel große Geschicklichkeit dazu, um dieses zu erreichen, und die Verwaltung muß dabei eben so gut ihr Geheimniß haben, als der reichste Bankier bei seinem Verfahren. Sie wird sparsamer mit dem Papiergelde als mit der Baarschaft zu seyn, lieber dieses als jenes zu zahlen scheinen und es nach Möglichkeit begünstigen. Wie man überhaupt nur gut regiert, wenn man mit der öffentlichen Meinung regiert, so regiert man das Papiergeld nur so lange, als man es in der öffentlichen Meinung hält. Das größte Bedenken, welches man der Einführung des Papiergeldes entgegensetzen kann, ist wohl, daß die Regierung ihren Credit auf ein Blatt Papier setzt, das sie der öffentlichen Meinung, oder einem ungewissen Schicksal überlassen muß; denn die öffentliche Meinung kann irregeführt und verfälscht werden. Aber darin besteht ja die Regierungskunst, daß man die öffentliche Meinung nicht irreführen, das Urtheil und Vertrauen der rechtlichen Leute von der Regierung nicht abwenden läßt. So wenig man die Freiheit der öffentlichen wissenschaftlichen Untersuchung über das Papiergeld beschränken darf, so wenig darf man es dulden, daß Beamte irgend einer Art wider das bestehende Papiergeld schreiben und sprechen, sondern muß vielmehr erwarten, daß sie ihre Bedenken der Regierung mittheilen und das Ihrige zur Aufrechthaltung des Credits des Papiergeldes beitragen. Es muß Jedermann freistehen, die Annahme des Papiergeldes zu verweigern, er muß aber gestraft werden,

wenn er sich dabei Aeußerungen erlaubt, die sträflich seyn würden, wenn sie gegen den Credit eines Kaufmannes gerichtet wären. Noch sträflicher ist die öffentliche Verbreitung falscher Gerüchte über die Masse des Papiergeldes, über daraus entstandene Verluste, über seine bevorstehende Herabsetzung u. s. w. Bewacht und schützt nun die Regierung ihr Papiergeld mit aller Vorsicht und Strenge, so erreicht sie Alles, was sie bezwecken darf, und sie kann mehr erreichen; sie kann schwindelnde Hoffnungen von dem Papiergelde erwecken, und kann es eine Zeit lang hoch über seinen Nennwerth steigern, wie durch den geistvollen Law wirklich geschah. Aber das wäre zuletzt ihr Schaden; ihr Vortheil ist, zu erreichen, daß sich das Papiergeld auf seinem vollen Nennwerthe hält, und sein Credit zum Volksinteresse und zur Ehrensache wird.

Hat die Regierung die Meinung und die Cassen auf die Ausgabe des Papiergeldes zu den Kriegskosten vorbereitet, hat sie Baarschaft zur Unterstützung seines Dienstes, wo er bedroht werden sollte; hat sie die Anleihe und die Kriegssteuer in Papiergelde angeordnet; läßt sie seinen Umlauf sorgfältig bewachen und beschützen und es in dem vollen Lichte des allgemeinen Interesse's erscheinen; so ist nicht zu zweifeln, daß der Verkehr die 100 Millionen Kriegskosten in Papiergelde aufnehmen und im Umlaufe bewahren werde. Aber wie wird es mit den nachfolgenden Kriegskosten? Nach der Erfahrung kann man zwar das Papiergeld wohl auf Milliarden vermehren, aber es ist eine böse Erfahrung, die nichts weniger als empfohlen werden soll, und die hier gar nicht gebraucht werden kann, wo die Aufstellung der nachhaltigen Kriegsmittel in ihrer vollständigen Vergliederung und in ihrem richtigen Ebenmaße versucht wird. Man wird die neuen Kriegskosten wieder mit Papiergeld bezahlen können, ohne seine Masse bedeutend zu vermehren, denn die Ausgabe der ersten 100 Millionen Kriegskosten hat die Staatseinnahmen vermehrt, weil sie Erwerb, Verbrauch, und folglich Steuer-

zahlung vermehrt hat, die Kriegssteuer bringt 4 Millionen ein, und eine neue Kriegssteuer kann das Doppelte eintragen; die Anleihe in Papiergeld wird nun gleichfalls benutzt werden, wenn sie es nicht schon ist; und so wird man die neuen Ausgaben meist wieder mit dem alten Papiergelde decken können. Unmöglich kann das zwar Jahr ein Jahr aus so fortgehen, weil man unmöglich in Einem fort Schulden machen kann, aber man kann auch nicht immerfort im Großen Krieg führen, und so lange es mit dem Kriege gut geht, so lange geht es auch mit dem Papiergelde.

Hat man aber Unglück im Kriege, so wird es noch durch die Entwerthung des Papiergeldes vergrößert. Das ist allerdings wahr, beweist aber nicht gegen das Papiergeld, welchem gewaltsam die Kraft genommen wird, die Zerrüttungen in der inneren Wirthschaft ferner abzuhalten, die von vorn an selbst mit dem glücklichsten Kriege verbunden gewesen wären. Selbst in dem schlimmsten Falle, wenn das Papiergeld bei dem eintretenden Kriegsunglück völlig entwerthet und außer Umlauf gesetzt wird, so geschieht doch eigentlich nichts mehr, als was eigentlich gleich bei dem Anfange des Krieges hätte geschehen sollen: das Land trägt und bezahlt die 100 Millionen Kriegskosten. Das Papiergeld stellt ihren Werth dar, es befindet sich in allen Händen, sein Werth verschwindet darin, und alle tragen also und bezahlen einen Theil der Kriegskosten. Ihre Vertheilung ist nicht richtig, und sie geschieht mit großer Bedrückung und Verstörung des Verkehrs, mit schwerem Bedrängniß und Verlust in den Familien, aber wie man die Kriegskosten auf das Land hätte vertheilen wollen, gleichmäßig konnte es nicht geschehen, und wie groß der Schaden von dem entwertheten, aber schon nützlich gewesenen Papiergelde ist, er ist kleiner, als der Schaden von einer gleich großen, im Voraus baar erhobenen Kriegssteuer gewesen wäre. Diese würde größere Bedrängnisse, Vermögenszerrüttungen und Verkehrsstörungen zur Folge haben, weil sie

nimmt, wo nicht gegeben ist, weil sie das wirksamste Erwerbsmittel, das baare Geld, aus dem Verkehre zieht, weil sie dadurch den Verbrauch behindert, und weil sie als plötzlich hinzukommende Last alle die zu Boden drückt, welche sich bis dahin noch so eben aufrecht erhalten haben. Gibt man dagegen Papiergeld, statt Kriegssteuer zu nehmen, so bleibt der ganze Verkehr nicht bloß in seiner Ordnung und bei seiner vollen Kraft, sondern Verbrauch und Erwerb, der ganze wirthschaftliche Betrieb erhalten neuen Schwung, und wenn das baare Geld ins Ausland geht, so wird von dort durch seine Verzinsung, so zu sagen, eine Kriegssteuer bezogen. Kommt nun auch das Kriegsunglück und die Entwerthung des Papiergeldes, so hat das Land durch das Papiergeld größere Kräfte gewonnen, um jenes zu bestehen, und den Schaden von dem entwertheten Papiergelde zu ertragen.

Es bleibt noch übrig die Folgen des Papiergeldes zu erwägen, wenn nach einem glücklichen Kriege Frieden gemacht wird. Die Volkshaushaltsrechnung ist in Verwirrung gebracht, wo sie jährlich eine Ausgabe von 100 Millionen haben sollte, hat sie eine Papiergelds-Einnahme gehabt. Die große Masse des umlaufenden Geldes hat zu Verschwendung und hohen Preisen geführt, und wenn sie mit dem Aufhören des Kriegsverbrauchs verschwindet, so muß Brodlosigkeit der Arbeiter und übertriebene Wohlfeilheit entstehen; die in ihrem Zusammentreffen mit dem großen Vermögen, das aus dem Erwerbe durch die Kriegskosten sich gebildet hat, und dem kein reeller Werth entspricht, dahin führt, daß die Werkstätten, Häuser und Güter in die drückendste Zinslast gegen die Geldreichen, den vorherrschendem Stand fallen. Das Alles ist wahr. Würde der Zustand aber nicht schlimmer seyn, wenn der Kriegsverbrauch aufhörte, und man zuvor schon durch die Kriegssteuern in baarem Gelde ein Heer von Armen, das in England z. B. 1813 anderthalb Millionen betrug, gemacht, den Zinsfuß hoch gesteigert, die Zinsherrlichkeit vergrößert,

und das Betriebscapital geschwächt hätte, wo es stark seyn sollte? Und lassen sich die schlimmen Folgen des Papiergeldes im Frieden nicht abwenden? Muß auf die heiße Thätigkeit im Kriege kalte Unthätigkeit im Frieden folgen? Können mit dem Aufhören des Kriegsverbrauches nicht alle die Arbeiten vorgenommen werden, welche unterbrochen oder aufgeschoben werden mußten? Wie vieles ist nicht in den Festungen, an Straßen und Flüssen herzustellen? Wird der Ruf nach Verbesserungen in Stadt und Land vergeblich gehört werden, oder Geist und Hände in Bewegung setzen für die Felder und die Heerden, für die Gewerbe und die Waaren, für die Frachtfuhr und die Seefahrt? Ist die öffentliche Meinung nicht für die Errichtung großartiger Werke zu gewinnen? Darf man die Millionen schonen, um herzustellen, was beschädigt worden, oder um zu Verbesserungen gegen Sicherheit Anleihen zu bewilligen, wenn man dadurch der plötzlichen zerrüttenden Veränderung der Preise, des Einkommens und der Vermögensverhältnisse vorbeugt? Da sich so viele Mittel zur Benutzung anbieten, so läßt sich offenbar der Uebergang aus dem Kriege in den Frieden für das Wirthschaftswesen unschädlich machen, und wie der Verkehr sich allmählich wieder auf den Frieden einrichtet, auch das Papiergeld aus ihm größtentheils zurückziehen.

Wenn der Krieg auch längere Zeit gedauert und eine Ausgabe von 400 Millionen Papiergeld veranlaßt haben sollte, so wird man sie binnen 40 Jahren zurückziehen können, und zwar schneller oder langsamer, wie der Verkehr dieses oder jenes verlangt. Man bedarf dazu auch nicht einmal durch den Frieden Geld oder Land zu erwerben; aber man muß dazu alle sich anbietenden Mittel kunstmäßig anwenden. War bis jetzt immer davon die Rede, die Millionen nicht zu schonen, so wird nun auch davon die Rede seyn, die Pfennige zu sparen, um Millionen zu erwerben, und einem neuen Kriege gewachsen zu seyn. Sobald man des Friedens gewiß ist, kann

Digitized by Google

man zwar nicht alle Kriegskosten sogleich aufhören lassen, wie oben gezeigt ist, aber man braucht sich mit ihrer Bezahlung nicht zu übereilen, sondern läßt sie nur bei dem Ablaufe der dazu schon bestimmten Frist leisten, oder bedingt die Frist dazu so spät, als es geschehen kann. Die Liquidationen von Kriegsschäden werden keineswegs erschwert, die Zahlungsanweisungen aber von ihrer Beendigung im Ganzen abhängig gemacht, wozu ein Zeitraum festgesetzt wird, nach welchem keine Liquidationen weiter vorgenommen werden. Bestehen Contracte über Lieferungen, die nicht mehr nöthig sind, so werden sie gegen Entschädigung aufgehoben. Die Hauptersparung und zugleich eine wirksame Sicherstellung künftiger Kriegsmittel ist, die Hände, welche dem Landbau und Gewerbe von dem Heere entzogen sind, ihm schnell wieder zuzuwenden, sey es durch Dienstentlassung, oder wenigstens durch Beurlaubungen. Zu dieser Ersparungsart gehört auch die anscheinende Kostenvermehrung, wenn den überzähligen Officieren statt eines Wartegeldes eine Abfindungssumme angeboten wird, weil diese weniger als jenes beträgt, und in den Wirthschaftsbetrieb übergeht, während jenes nur als künstliche Rente wirkt. Alle unnöthigen Kriegsvorräthe werden nicht allein sogleich verkauft, sondern auch die schlechten, welche durch bessere allmählich ersetzt werden, damit die Arbeit für den Kriegsverbrauch nicht plötzlich unterbrochen werde, insofern es sich vermeiden läßt. Wenn der Verkauf solcher Sachen und der Pferde auch am besten meistbietend geschieht, so werden doch die Käufer gegen gerichtlich bescheinigte Sicherheit mit der Bezahlung befristet werden können, welches der Wirkung nach mit den oben erwähnten Darlehen zum Wirthschaftsbetriebe übereinkommt. Ferner ist nun die rechte Zeit, die gutsherrlichen Rechte, welche der Staat besitzt, ablösen zu lassen, und dasjenige Grundeigenthum zu verkaufen, welches besser im bürgerlichen Händen ist, wozu indeß wenigstens Waldungen nicht zu rechnen

seyn werden wegen ihres Nutzens im Kriege. Die Einnahmen von den Verbrauchssteuern haben sich im Kriege vermehrt und werden im Frieden nicht bedeutend zurückschlagen; ihr Ueberschuß erwartet aber nach dem Aufhören der Kriegskosten eine neue Bestimmung, oder es ruht ein gleicher Betrag von Papiergeld in den Cassen. In den Cassen ruht nun auch, wenn der Umlauf des Papiergeldes keine Störung erlitten hat, das baare Geld, welches ihn sichern sollte. Aber nun ist zeitgemäß dieses in Umlauf zu setzen, und jenes in den Cassen zurückzuhalten, weil es seinen Dienst gethan hat. Rechnen wir nun, daß von den ausgegebenen 400 M. Papiergeld 100 M. durch die Anleihe zurückgekommen sind, und daß andere 100 M. durch die eben angedeuteten Ersparungen, Verkäufe, Cassenbestände, Darlehen und Ueberschüsse endlich ihre Ruhe in den Cassen finden, so bleiben nur noch 200 M. in Umlauf, und diese werden in den Verrechnungen und Bewegungen mit den öffentlichen Cassen und zwischen allen, die dort zu geben und nehmen haben, begriffen seyn, und also den eigentlichen Verkehr nicht belästigen. Sollte es aber doch der Fall seyn, so ist ja die Papiergelds-Anleihe nicht geschlossen, und der Ueberfluß wird sich dort ablagern; nach vierzig Jahren aber die ganze Schuld getilgt und alles Papiergeld verschwunden seyn.

Dagegen läßt sich einwenden, daß man die Cassen von allem baaren Gelde entblößt, und sich der Gefahr aussetzt, mit bloßem Papier in den Cassen einen neuen Krieg zu bestehen, daß man nichts von dem Papiergelde tilgt, als was man mit baarem Gelde oder gering verkauften Sachen deckt, und daß man das angeliehene Papiergeld gar nicht tilgt, sondern gerade wieder eben so viel in Umlauf setzt, wenn man die Schuldscheine durch die Kriegssteuer, d. h. durch eingegangenes Papiergeld einlöset, daß folglich das umlaufende Papiergeld eine Staatsschuld bleibt, die man mit baarem Gelde einlösen muß.

Das scheint wahr und klar zu seyn, und ist doch unrichtig. Haben wir 400 M. Papiergeld ausgegeben, so haben wir mindestens eine Kriegssteuer von 16 Millionen zu seiner Einlösung ausgeschrieben. Haben wir von den 400 M. schon durch die Anleihe 100 M. und durch die andern Mittel auch 100 M. eingezogen, so haben wir es offenbar nur noch mit den umlaufenden 200 M. zu thun, und wir können, die Verzinsung der Papiergelds-Anleihe zu 3 Pct. angenommen, 13 M. jährlich von der Kriegssteuer auf die Tilgung des Papiergeldes verwenden. Wir werden nun zuerst allerdings das Papiergeld wieder ausgeben, um die Schuldscheine von der Anleihe einzulösen, aber damit sind wir nach sechs Jahren fertig, und haben sodann von den eingezogenen 100 M. Schuldscheinen keine Zinsen weiter zu bezahlen, sondern ziehen mit der vollen Kriegssteuer zu 16 M. das noch umlaufende Papiergeld von 200 M. ein, das ist gleichfalls in 12 Jahren geschehen, und sonach das sämmtliche Papiergeld in 18 Jahren aus dem Umlaufe zurückgenommen. Das ist ein nicht halb so langer Zeitraum, als oben dazu berechnet ward, um das lebende Geschlecht die Kriegskosten tragen zu lassen, aber sie gleichmäßig und nach der Zinseszinsrechnung zu vertheilen, und ferner um dem Verkehre weder umlaufende Zahlmittel zu entziehen, noch das Unterbringen der Capitale zu erschweren, sondern das raschere oder langsamere Verfahren, die Herabsetzung der Kriegssteuer und die Tilgung des Papiergeldes von Zeit und Umständen abhängig zu machen. Es würde zu weit führen in die Finanzoperationen einzugehen, welche dabei vorkommen können, nur soll beiläufig des Abkaufs der Kriegssteuer erwähnt werden, welcher in den ersten 10 Jahren geschehen könnte, wenn die Kriegssteuer auf das Grundeigenthum, oder was ihm ähnlich ist, gelegt wird. Es ist die Kriegssteuer 1 Pct. höher als die Verzinsung der Schuldscheine von der Papiergelds-Anleihe; wird nun gestattet, sie mit solchen Schuldscheinen abzukaufen, und z. B. einen Kriegssteuer-

beitrag von 5 Rthlrn. mit 4 Pct. Schuldschein, so gewinnt der Staat nichts, wenn es im ersten Jahre geschieht, und der Schuldschein wie die Kriegssteuer 37 Jahre fortlaufen würden; der Steuerpflichtige würde aber 37 Rthlr. ersparen; in den folgenden Jahren würde dagegen der Staat je einen Thaler gewinnen, und der Steuerpflichtige weniger ersparen; der eigentliche Zweck wäre aber den Ueberfluß an Schuldscheinen und Papiergeld zu vermeiden. Auf ähnliche Weise ist die Grundsteuer in England ablöslich.

Hat man glücklich Krieg geführt, und geschickt die aufgeregte Thätigkeit auf Friedenswerke gewandt, die Einlösung des Papiergeldes aber der einfachen Wirkung des ursprünglichen Tilgungsfonds überlassen, so ist der Wirthschaftsbetrieb und der Geldreichthum in solcher Bewegung, daß man bei noch so raschem und unvermeidlichem Zuströmen des Papiergeldes in die öffentlichen Cassen das Verdrängen der Baarschaften daraus nicht zu befürchten hat. Der Haushalt ist blühender, als er ohne die Hülfe des Papiergeldes gewesen wäre; und ist das Land reicher, so ist die Regierung offenbar bei dem Ausbruche eines neuen Krieges weniger in Gefahr, die Hülfsmittel dazu unvollkommen und unvollständig zu erlangen, und auch in Geldverlegenheit zu kommen, als wenn es ärmer geblieben wäre. Käme sie aber doch hinein, so würde sie, wenn sie nur baares Geld als Cassenzahlung gehabt hätte, in noch größere Geldverlegenheit gekommen seyn. Es fragt sich nicht, ob die Regierung das baare Geld zu den Kriegskosten hat, sondern ob das Land die Sachen und die Arbeit zum Kriege zu liefern vermag? Liefert es diese, so liefert es in und mit diesen zugleich den Werth der Kriegskosten, also ihre Zahlmittel. Die Regierungen hielten in alter Zeit einen Schatz für Nothfälle; jetzt weiß man, daß der Schatz am besten in den Händen des Volkes ist, und werkthätig für die Benutzung der Natur- und Arbeitskräfte verwandt wird. Hat die Regierung ihn nöthig, so fordert sie ihn vom Lande, und

gibt ihn nach geendigtem Gebrauche dahin zurück. Das Mittel dazu ist das Papiergeld, womit für Alle bezahlt wird, was von Allen gefordert, aber für sie von den Einzelnen geliefert und geleistet wird. Jener Schatz in der alten Zeit war heilig, und heilig muß auch das Papiergeld seyn. Wo Treu und Glauben gilt, da erscheint es als ein mächtiger Geist, wenn es Noth thut, und verschwindet unmerklich, wenn die Hülfe vollbracht, vor dem glänzenden Metalle, das nicht bloß Geld, sondern auch vielfach gebrauchte Waare ist, am brauchbarsten aber zur Gewähr vor unredlichen Leuten. Wo man nicht trauen darf, da darf man kein Papiergeld dulden.

Uebrigens soll hier über die Berechnung der Kriegsmittel im Allgemeinen noch bemerkt werden, daß die dazu erforderlichen Vorarbeiten sich nur von einem zahlreichen Vereine Sachverständiger zusammen bringen lassen; und es ist nur die Absicht, die gegebenen Formeln in ihrer Anwendung und Uebersicht zu zeigen, wenn hier ein Entwurfsversuch von der allgemeinsten Berechnung nach den statistischen Angaben beigefügt wird, welche als die besten gelten, aber weder vertreten, noch als richtig angenommen werden sollen.

Ueber=

Uebersicht

des Geldwerthes in Millionen Thalern von den Kriegsmitteln der europäischen Mächte zur Vertheidigung.

Kriegsmittel.	England.	Frankreich.	Preußen.	Oestreich.	Rußland.
I. Streitkräfte.					
1) Heeresmacht.	150	270	110	230	200
2) Seemacht.	150	57	—	8	26
II. Hülfsmittel.					
1) Intellectuelle.					
A. im Lande.					
Kriegsverwaltung.	7	13	5	9	5
Volkseifer ꝛc.	14	26	10	18	10
B. Im Auslande.					
Einfluß.	2	6	2	2	—
Bündnisse.	5	3	33	30	5
2) Materielle.					
A. Naturgegenstände.					
Gränzbefestigung.	12	11	7	10	6
Eisen ꝛc.	4	4	3	7	6
Holz.	3	1	2	4	4
Flachs ꝛc.	3	—	2	4	4
Getreide ꝛc.	35	76	31	66	60
Wolle.	5	5	2	4	4
Felle.	3	5	2	4	4
Schlachtvieh.	15	27	10	20	20
Pferde.	12	18	8	14	16
B. Arbeit.					
Bekleidung.	12	21	8	16	10
Bewaffnung.	15	24	9	18	15
Geräthlieferung.	8	14	5	9	5
C. Geld.	400	250	60	120	90
	853	831	309	593	490

Digitized by Google

II.

Bemerkungen

auf

einer Reise durch Tyrol, einen Theil Oberitaliens und des Königreichs Bayern

im Frühjahre 1831

von W. Schulz.

Politische Entdeckungsreisen. Scharnitz. Oestreichische Mauthner. Politische Unterhaltung.

Reisen ist Leben, und so trägt auch das Reisen das Gepräge dessen, wodurch das Leben bestimmt und bewegt wird. Noch im vorletzten Jahrzehent des verflossenen Jahrhunderts sah man ruhig dem Schauspiele der kommenden Tage entgegen. Man ahnte nicht die welterschütternde Tragödie, auf deren endlichen Ausgang wir mit widersprechenden Ansichten und Gefühlen noch in diesem Augenblicke harren, welche auch den bequemen Zuschauer nöthigt, handelnd oder duldend seine Rolle zu spielen; welche die Leidenschaften der Völker erweckt hat, um sie — so hoffen wir — für eine bessere Zukunft zu reinigen und zu läutern. In stiller Betrachtung und dankbarem Genusse nahm man hin, was das Schicksal dargeboten; und in dieser Zeit der Beschaulichkeit und des politischen Stilllebens war es, als Goethe seine Reise nach Italien unternahm. Einen Theil seines Weges habe ich mit meinen Reisegefährten im Frühling dieses Jahres zurückgelegt. Alles, was die Natur mit unvergänglichen, was eine dauernde Geschichte mit schwer verlöschlichen Zügen in das Leben der Menschen hineingebildet, das Alles hatte das klare Auge Goethe's umfaßt und in wunderbar treuem Gemälde für alle kommenden

Zeiten zusammengedrängt. Sein Reisewerk ist die Grundlage geworden, auf welcher jeder künftige Reisende fortbauen sollte; und gewiß werden Alle, die seines Weges kommen, den Genuß und den Nutzen sich verdoppeln, wenn sie dasselbe zum steten Begleiter und Rathgeber erwählen. Allein ein neues und wichtiges Element bietet sich gegenwärtig dem Beobachter dar: das Sinnen und Trachten der Menschen, die so mächtig gewordene Meinung des Volks, weil nicht mehr das, was ist und was besteht, sondern das Streben nach dem, was da werden soll, in unserer Zeit des Kampfes und des Ringens den wesentlichen Inhalt des Lebens bildet. Die Bemerkungen hierüber drängen dem Reisenden von selbst sich auf, da in den ungeheueren Ereignissen unserer Zeit eine natürliche Aufforderung liegt, in Wünschen und Ansichten darüber sich auszusprechen. So ist es wenigstens in Deutschland, wo trotz aller Hemmungen von oben die Offenheit noch eine Tugend ist; und darum beziehen sich die nachfolgenden Erinnerungen vorzugsweise auf die öffentliche Meinung in dem Theile meines Vaterlandes, den ich zu durchwandern Veranlassung hatte.

Es wäre wohlgethan von unsern Regierungen, wenn sie nicht länger versäumten, vorurtheilsfreie Männer zeitig unter die Völker zu senden, um von der Stimmung derselben Kenntniß zu nehmen. Solche Entdeckungsreisen nach der öffentlichen Meinung lassen auf bessern Erfolg rechnen, als alle die kostspieligen Reisen unserer „Prinzen Zerbino's nach dem guten Geschmacke;“ und in unseren Tagen, wo die Cabinette nicht mehr das Schicksal der Nationen, sondern die Nationen das Schicksal der Cabinette bestimmen, thun solche Gesandtschaften an die Völker nicht weniger Noth, als der diplomatische Verkehr zwischen Fürsten und Höfen. Unsere ganze Zukunft, die der Throne, wie der Hütten, hängt davon ab, daß man die öffentliche Meinung erkenne und beachte, daß man sie frei sich äußern lasse, um sich dadurch in Stand zu setzen, die

Irrthümer zu berichtigen, oder durch Gewährung aller gerechten Forderungen den Drang der Leidenschaften und der Selbstsucht zu besänftigen oder unschädlich zu machen. Und dennoch sehen wir unsre Cabinette die volle Freiheit der Presse verweigern. Wir sehen unsere Diplomatie im alten Schlendrian und im Wahne verharren, daß sie die Staaten lenke, wenn sie nur ihre Segel nach dem Winde richtet, womit der Dünkel und die Unwissenheit der Höfe sich blähen. Wie noch jetzt die Lage der Sachen ist, kann jeder Einzelne im Volke, der mit offenem Auge und Ohr unter die Menge tritt, klarer in die Zukunft sehen als es die hochfahrende politische Afterweisheit vermag; und jeder thätige Factionsmann, der sich mit einiger Klugheit an die Leidenschaften und Vorurtheile der Menge wendet, bringt der bestehenden Ordnung größere Gefahr, als unsere Minister und unsere Bundestage hinter dem Schirm ihrer Geistessperranstalten und ihrer Censuren zu träumen geruhen.

Auf der großen Straße aus dem Königreiche Bayern in das Land Tyrol, zwischen dem Kochersee und Wallensee und auf einer Höhe, wo bereits die hellgrünen Buchen den dunkeln Fichten weichen, erblickt der Reisende die schneebedeckten Gipfel der Scharnitzberge, die gewaltigen Marksteine und Riesenmauern, welche von dieser Seite das östreichische Staatengebäude umschließen. Wie ein ungeheuerer Riegel, der das bayerische Oberland vom Lande Tyrol trennt, schieben sie dem Auge sich vor; und die Natur selbst scheint hier der absondernden Politik der östreichischen Regierung zu Hülfe zu kommen. Um so auffallender ist es, wenn man nun das Land selbst betritt und in den Ansichten und der Stimmung der Bewohner erkennt, wie unmächtig jede künstliche Hemmung gegen die Macht des Volksgeistes erscheint.

Ehe man den Engpaß erreicht, sieht man zur Seite die Trümmer der ehemaligen Scharnitzfeste, ein neues Denkmal von der alten Uneinigkeit der Deutschen, die unter den ge-

genwärtigen Verhältnissen sich zu erneuern droht, wenn nicht an der Stelle diplomatischer Spinnengewebe für starke volksthümliche Bande zeitig gesorgt wird. Im Kriege von 1809 hatten einige tausend Tyroler den Paß und die Feste besetzt, und hinter ihrer sicheren Schutzwehr glaubten sie die Anstrengungen der Bayern und Franzosen leicht vereiteln zu können. Ein Postmeister aus dem benachbarten bayerischen Orte Mittenwald führte jedoch die Feinde auf wenig bekannten Seitenwegen ins Land hinein: die Tyroler, in ihrem Rücken bedroht, sahen sich genöthigt, ihre Stellung zu verlassen; die Feste Scharnitz wurde geschleift.

Man gelangt hier an die erste östreichische Zollstätte. Nachdem man seine Pässe abgegeben und aus nicht sehr freundlichen Gesichtern mit lauernden Blicken sich hat besichtigen lassen, vernimmt man die bedeutungsvollen Fragen nach Tabak und nach Büchern. Also Tabak und Geist! Nach dem Systeme der höchsten Staatsbehörden darf man annehmen, daß die Bücher im Verzeichnisse der verbotenen Waaren oben an stehen. Dennoch wurden wir vor Allem nach Tabak und dann erst nach Büchern gefragt, und das schien uns gerade der Triumph der Politik, daß die untergeordneten Diener derselben die geistige Waare so viel geringer taxirten.

Die östreichischen Mauthner suchten uns in ein politisches Gespräch zu ziehen. Es war von den kriegerischen Aussichten die Rede, so wie von den zahlreichen Durchmärschen östreichischer Truppen nach dem Vorarlbergischen und wie dieß Alles die wahrscheinliche Ursache sey, daß Tyrol in diesem Jahre weniger als früher von Fremden besucht werde. Wir hatten keine Neigung, darauf näher einzugehen, fanden jedoch in der Folge Veranlassung, die Meinungen und Ansichten des Volks über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Man klagte über die Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, welche durch die Anhäufung bedeutender Truppenmassen in hohem Grade gesteigert werde,

Man fand es auffallend und betrachtete es als das Zeichen eines nahen Kriegs, daß bereits die Landwehr ihre Provinzen verlassen müsse. Man bedauerte die zum Theil bejahrten Landwehrmänner, die genöthigt waren, von ihren häuslichen Geschäften und zum Theil aus dem Schoß ihrer Familien sich loszureißen, um einem ungewissen Schicksale entgegenzugehen; auch wurden wir versichert, daß die Stimmung dieser Truppen keineswegs eine sehr kriegerische sey.

Nahe bei Innsbruck wohnten wir als stille Beobachter einer besonders charakteristischen Unterhaltung bei. Ein Oberöstreicher und ein derber Tyroler Bauersmann tauschten über das, was da kommen könne und müsse, ihre Ansichten und Erwartungen aus. Der rechtgläubige Oestreicher versicherte, sein Kaiser wisse bereits aufs Haar, ob es Krieg gebe oder Frieden bleibe und was sonst Bedeutendes sich zutragen werde. Der skeptische Tyroler behauptete, der Kaiser wisse im Grund nicht mehr als jeder Andere. Der Oestreicher sah mit pflichtmäßiger Zuversicht einem Kriege entgegen, der von seinen hohen Vorgesetzten beschlossen werden sollte. Der Tyroler meinte, Oestreich werde wohl thun, vor Krieg sich zu hüten, es habe dabei nimmer etwas gewonnen. Der Oestreicher schien das übel zu nehmen und mit boshafter Anspielung auf die Stimmung der Tyroler erklärte er, daß es allerdings ein Unglück sey, wenn nicht alles Volk eines und desselben Staats gegen den Feind zusammenhalte. Der Tyroler aber fand dieß sehr natürlich: der Staat sey etwas absonderlich zusammengesetzt und der Deutsche werde zum Wälschen und Ungar, zum Kroaten und Granitzer nimmer ein Herz fassen. Der Oestreicher glaubte an die Wunder der militärischen Disciplin und erklärte die östreichische Cavallerie für vortrefflich. Der Tyroler wollte die Stockprügel keineswegs als das beste Erweckungsmittel des kriegerischen Muthes gelten lassen; er behauptete, Oestreich habe keine „Marschälle,“ wie Frankreich, und es fehle am Besten, so lange nicht der

gemeine Mann Aussicht habe, sich bis zu den höchsten Befehlshaberstellen aufschwingen zu können. In seiner eigenthümlichen Weise wußte er recht gut auseinanderzusetzen, daß jeder Soldat den Marschallsstab in der Patrontasche tragen müsse, und daß er unter der Herrschaft des Stockes auch vor dem Feinde geneigt seyn werde, sich in sein gewöhnliches Schicksal zu ergeben, in das Schicksal, geschlagen zu werden. Wir konnten nicht umhin, dem gesunden Urtheile des Bauern unsern Beifall zu geben, und mußten wohl bemerken, daß der Geist des Tyroler Volks bereits höher reiche, als die Haselbüsche wachsen.

Das Land Tyrol und Oberitalien. Gegensätze der Natur und des Charakters. Die Tyroler Dörfer und die italienischen Städte.

Jenseits des Brenners und schon diesseits Brixen verkündet sich die Nähe des italischen Himmels. Die Ufer der wilden Eisack sind von hochstämmigen Wallnußbäumen, von Kastanien und Reben bekränzt; in den Städtchen und Dörfern bemerkt man bereits die platteren Dächer und mancherlei Anstalten zum Schutze gegen die heißeren Strahlen der Sonne. Entschiedener und in größeren Massen prägt sich der Charakter des Südens in der Gebirgsbucht aus, in welcher das reizende Botzen liegt. Rings um die Stadt ein weites grünes Meer von Reben, das in steilen Wogen fast bis an die Gipfel der nächstliegenden Berge steigt; unter den Kirschbäumen und Aepfelbäumen auch Feigen-, Mandel- und Granatbäume; in der Stadt lange Arkaden, unter welchen die Handwerker ihre Geschäfte treiben; auf den Straßen offene Tafel; in den Häusern steinerne Fußböden und weite luftige Räume; selbst die ältesten Frauen ohne Hüte und Hauben, und nur aus den benachbarten Alpenthälern sieht man Tyroler Bäuerinnen, die ihre schön geflochtenen Zöpfe unter häßliche, dicke, spitze Baumwollenkappen verstecken.

Nicht weit von Botzen schließen wieder die Berge zum

engen Felsenthale, das erst gegen Verona hin in die Ebenen Oberitaliens sich verliert. In wesentlich gleichen Formen setzt dieses Thal durch Gegenden fort, welche von Deutschen, Wälschtyrolern und eigentlichen Italienern bewohnt sind. Auch hier ist es nicht die äußere Natur, welche die Gränzen der Völker zieht. Diese Gränzen werden durch die Sprache bestimmt und durch die eigenthümliche Art und Weise, womit der Geist der verschiedenen Völker in die umgebende Natur hineinschafft und hineinbildet. So weit die deutsche Zunge reicht, erkennen wir am besseren Anbau des Bodens und insbesondere an der sorgfältigen Behandlung der Reben den unermüdlichen Fleiß unsers Volkes. Die Stöcke werden an künstlichen Spalieren gezogen, die senkrecht in die Höhe gehen und von da — wie die Sparren eines Daches — gegen den Boden hin sich neigen. Die langen Reihen der dichtbelaubten, grünen Rebendächer gewähren einen herrlichen Anblick, allein man bemerkt sogleich, daß hier die Schönheit dem Nutzen sich unterwerfen muß. Anders sieht es in Italien aus. Hier müssen dem sorgloseren Bewohner die in langen Reihen gepflanzten Maulbeerbäume als natürliche Stützen seiner Reben dienen, welche dann in mannichfacher Beugung — gewöhnlich zierliche Festons, zuweilen auch volle Kränze bildend — von Stamm zu Stamm sich schlingen. Es scheint die nächste Absicht der Menschen zu seyn, die Natur wie zu einem beständigen Feste, wie zu einem langen Feier- und Ruhetage auszuschmücken; der Nutzen scheint erst als der zweite und zufällige Zweck in den Hintergrund zu treten.

Auch in Werken jüngerer deutscher Künstler fanden wir bis an die Gränzen des deutschen Volkes erfreuliche Spuren seiner Thätigkeit, die stets nach jedem Drucke der Zeit mit der alten Schnellkraft sich wieder in die Höhe richtet. Einige Bilder von Winkler aus Taufers in der Kirche des Fleckens Salurn, wo die deutsche Sprache der italienischen bald gänzlich weichen muß, geben Zeugniß eines ächt künstlerischen Stre-

bens. Einer besonders auszeichnenden Erwähnung aber verdient das von einem jungen deutschen Bildhauer, Reinalder, gefertigte Denkmal — ein Todesengel, welcher an eine abgekürzte Pyramide sich anlehnt — auf dem neuen, freundlichen Gottesacker zu Botzen.

Wie sehr der Wanderer nach dem gepriesenen italischen Lande sich sehnt, er wird ungern die Tyroler Berge hinter sich lassen, welche den Blick freundlich begränzten, der nun irrend auf der weiten, grünen Fläche schweift. Sie haben eine wunderbare Kraft, diese Berge! Wie sie die Wolken immer wieder um ihre Gipfel sammeln und sie halten und nur ungern weiter ziehen lassen, um die Ebene zu tränken: so halten sie auch das Volk zusammen, welches die Thäler und Abhänge bewohnt und — wie weit es in die Ferne zieht — stets wieder durch eine unauslöschliche Sehnsucht nach der geliebten Heimath gezogen wird. Wer von Norden kommt und nun von der Höhe, welche die Wasser der Isar und des Inns scheidet, hineinblickt in das herrliche Innthal, wo ein üppigeres Pflanzenleben sich regt; wem die blendenden Schneegipfel neben den glänzend grünen Matten, die schäumenden Wasser aus den dunkeln Fichten in die Augen leuchten, und über dem Allem und über den schimmernden Hütten der Bewohner der reine, tief blaue Himmel, — dem ist es wohl klar, warum der Tyroler von seinem Lande nicht lassen mag. Er liebt es um so mehr, da es ihm in steilen Höhen, in Klüften, in Eisfeldern und Sturzbächen bei jedem Schritte tausend Hindernisse in den Weg wirft. Die Natur ist ihm eine spröde Geliebte, die er überwinden muß, um sie zu besitzen. Dafür freut er sich nicht bloß ihrer Reize, sondern auch seiner eigenen Kraft; und dieses Doppelgefühl gibt ihm jenen unverwüstlichen Frohsinn, der so ganz rein und kindlich aus sich selbst seine Lust schöpft.

Nicht so ist es bei dem Italiener. In den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens gibt die Natur ihre reichen Spenden so

leicht weg, daß er sich zu besonderem Danke ihr nicht verpflichtet fühlt und ihre Gaben eincassirt, wie etwa der Gläubiger seine Zinsen. Der Italiener liebt nicht die Natur. Er liebt nur sich selbst und weil er das thut, gefällt er sich im geselligen Kreise mit Andern, die ihm seinen eingebildeten oder wahren Werth fühlbarer machen. Auch er, in seiner Sorglosigkeit, nimmt das Leben leicht und scherzt und lacht viel; aber ein Jeder thut es gern auf Kosten des Andern, so daß der Scherz dem Spott, die Lust der Schadenfreude nahe kommt.

Wie der Italiener auf die todte Natur keine sonderliche Mühe wenden mag, so nicht auf das Lebende, das ihm angehört oder in Beziehung zu ihm tritt. Seine nächsten Zwecke rücksichtslos verfolgend und selbst um künftigen möglichen Schaden unbekümmert, braucht er die Kräfte seiner Hausthiere bis zur Ueberspannung und bis zur grausamen Quälerei. Der Tyroler aber — wie überhaupt der Deutsche — geht mit größter Schonung zu Werke und dieß nicht bloß aus weiter reichender Berechnung seines Vortheils, sondern auch aus einem natürlichen, achtungswerthen Gefühle des Mitleids. Dieselbe Verschiedenheit macht bei der Kinderzucht sich bemerkbar. In Italien fanden wir aller Orten eine auffallende Menge von Krüppeln und Verwachsenen, was sicher nur von der augenfällig nachlässigen Behandlung der Kinder herrührt. In Tyrol begegnet man unter Jung und Alt nur kräftigen, wohlgebildeten Gestalten, obgleich das felsichte, höckerige Land das Ansehen gibt, als könne an verrenkten Gliedmaßen und zerbrochenen Knochen nicht Mangel seyn.

In derselben Weise, wie der Italiener seinen Grund und Boden behandelt und ohne große Arbeit dessen Früchte verlangt, sieht er auch das Geld der Fremden, die sein Land besuchen, ungefähr wie Früchte eines Baumes an, die ihm aus dem Garten des Nachbars zugefallen sind, und die er einzuscheuern die vollkommenste Befugniß sich zutraut. Er macht sich irgend etwas zu thun, das wie Arbeit aussieht, und for-

dert den Lohn dafür nicht als eine Gnade, sondern als ein Recht. Seine Bettelei hat Methode und seine Unverschämtheit kleidet sich in einen Anstand, der seiner Würde nichts zu vergeben scheint. Auch in Tyrol macht man sich hier und da ein Geschäft, die Mildthätigkeit der Reisenden in Anspruch zu nehmen. Allein da sich der Tyroler der Bettelei noch schämt, so nimmt er sich dabei um Vieles erbärmlicher als der Italiener aus. Dafür darf der Fremde für seine Gabe auf freundlichen Dank rechnen, was dort nur selten der Fall ist. Hat der Italiener keine andere Gelegenheit, so macht er sich bekanntlich auch kein Gewissen, die Reisenden ohne weitere Förmlichkeit auszuplündern. Nicht viel besser machen es ihre Gastwirthe, die geradezu Alles nehmen, was sie bekommen können, ohne Rücksicht auf die Verhältnißmäßigkeit ihrer Leistungen. In Tyrol ist es gleichfalls nicht wohlfeil leben; doch hat Alles sein bestimmtes Maß, und man wird dasselbe nicht unbillig finden, wenn man die größere Theuerung der Lebensmittel in Rechnung zieht.

Die Beschaffenheit der Gegend hat in Tyrol den Menschen nicht Raum gelassen, in größeren Massen sich zusammenzudrängen. Auch die Hauptstadt, das freundliche Innsbruck, ist wenig bedeutend in Vergleich mit der Ausdehnung des Landes. Die Berge, die Klüfte und Wasser halten die Menschen aus einander und haben sie genöthiget, in einzelnen Dörfern, oder zerstreuten Häusern und Hütten sich anzusiedeln. Aber erst in der Trennung lernt man den vollen Werth der menschlichen Hülfe erkennen, und so liegt schon in der äußeren Natur ein Grund, warum durch das ganze Land hindurch der innigste Zusammenhang des Volkslebens sich gebildet hat. Im Gegensatze damit sind die Ebenen Oberitaliens mit Städten bedeckt, wie sie in dieser Größe und Nähe kaum irgend anderswo zu finden sind. Im Gewühle der Menschen wird man leichter des freundlichen Beistandes des Einen oder Anderen entbehren; man gewöhnt sich, die menschliche

Hülfe, wie jede andere feile Waare zu betrachten. Darum ist man einsam, wo Tausende im engsten Kreise zusammenwohnen; man fühlt sich verbunden, wo die Natur selbst gesondert und geschieden hat. In Tyrol ist ein lebendigerer, kräftigerer Volksgeist als in den italienischen Städten Gemeindegeist zu finden; das ganze Land ist dort eine weite, feste Burg, von einer gleichgesinnten Besatzung bewohnt und geschützt.

Der immer wiederkehrende Kampf mit der Natur hat dem Tyroler nicht Zeit und Kräfte gelassen, um in größeren Werken der Kunst die Vergangenheit seines Volks zu verherrlichen. Er hatte von je mit der Gegenwart und dem Schaffen und Wirken für die nächsten Tage allzuviel zu thun, als daß er darauf gedacht haben sollte, für eine fernere Zukunft zu sorgen. Man findet nur wenige und wenig bedeutende Denkmale des Alterthums. Selbst Andreas Hofer's Grabstätte in der Domkirche zu Innsbruck ist bis jetzt nur mit einem einfachen Steine bedeckt, und seit Jahren wartet man vergebens auf die Vollendung eines für diesen Volkshelden bestimmten Monuments, woran in Wien, jedoch mit immer erneuerter Unterbrechung, gearbeitet wird. Dagegen lebt Hofer's Name in der treuen Brust aller seiner Landsleute. Ueberhaupt ist die ganze Geschichte des Volks als ein lebendiges Denkmal im Gedächtnisse der Tyroler, und unter ähnlichen Verhältnissen würde sich dieselbe Geschichte mit ähnlichen Ereignissen und ähnlichen Thaten auch jetzt noch wiederholen.

Wie die meisten anderen Städte, hatten auch die Städte Oberitaliens ihre Entstehung der Noth zu verdanken. Man suchte hinter Mauern und Wällen in gemeinsamer Vertheidigung Schutz gegen äußere Feinde. Die Venetianer hatten überdieß dem Wasser den Grund und Boden ihrer Stadt abzutrotzen und gegen die Wogen des stürmischen adriatischen Meeres sich zu schützen gewußt. So lange der Kampf gegen die äußere Noth dauerte, mußten die gespannten Kräfte, wie

die Sehnen eines Fechters, immer höher schwellen, und indem sie in den Zwischenzeiten der Ruhe mit voller ungeschwächter Einheit nach Innen sich wandten, sahen wir in gedrängter Folge jene Riesenwerke der Kunst und menschlicher Ausdauer entstehen, die wir in unserer gewöhnten Vereinzelung nur noch anstaunen und bewundern können. Als aber das Ziel erreicht schien, als kein naher Feind mehr drohte, als sich das Meer dem Herrscherwillen der Menschen gehorsam gedemüthigt hatte, da begann mit der Erschlaffung die Auflösung, da mußte selbst der venetianische Löwe die leichte Beute seiner Feinde werden. In den weiten Ebenen und an der unbegränzten Meeresfläche ist dem Willen der Menschen ein weiter Spielraum gelassen; allein jene Ebenen mit ihren Städten und ihren Bewohnern fallen auch dem Wechsel und den Launen des Schicksals anheim. In den Gebirgsländern findet sich nirgends derselbe mächtige Zusammenfluß von Kräften, doch wie die frischen Alpenquellen verjüngen und erneuen sie sich von Geschlecht zu Geschlecht. So haben die italienischen Städte in den letzten Jahrhunderten nur noch eine Geschichte des gemeinsamen Duldens. Das Land Tyrol hat auch in der neuesten Zeit eine Geschichte des gemeinsamen Handelns gehabt.

Und alle diese Berge mit ihren Dörfern und Hütten, wie jene Städte mit ihren Marmorkirchen und ihren verödeten Säulenpalästen *) ruhen jetzt im dunkeln Schatten des

*) Man hat uns in Venedig einen Palast gezeigt, der fast in jeder deutschen Stadt seine hunderttausend Gulden gelten würde und den man dort für die Summe von 2000 Zwanzigern feil bietet. Einen anderen Palast wollten venetianische Juden an sich kaufen, nur um die Pfeiler brasilianischen Holzes zu gewinnen, auf welchen derselbe errichtet seyn soll; man duldete den Verkauf nicht und hat nunmehr die Post in dieses Gebäude verlegt. Bekannt ist, daß einige Engländer venetianische Paläste abbrechen und das Material nach England schaffen ließen.

östreichischen Doppeladlers. Da und dort sehnt man sich nach Licht und nach Freiheit. Allein der Italiener will die Freiheit nur für sich und aus Haß gegen die Fremden; der Tyroler will sie für sich wie für sein Land, und aus Liebe zu seinem Volke.

Andenken an den Tyroler Aufstand. Trauerspiel in Tyrol. Marbergers Ermordung. Graf Arco.

Es ist ein eigenthümlich erhebendes Gefühl, unter einem Volke zu seyn, wo man ziemlich sicher darauf rechnen kann, daß jeder männliche Bewohner, der vor 22 Jahren nicht unter sechszehn zählte, an der einmüthigen Erhebung desselben und an einem Kampfe Antheil genommen, der gewiß eines der schönsten Blätter der deutschen Geschichte füllt. Jedem Tyroler sind fast alle Einzelnheiten aus dem Kriege von 1809 und Ort und Zeit auf das genaueste bekannt. Sie wissen Vieles und mancherlei zu berichten, was noch lange nicht Alles zur öffentlichen Kenntniß gekommen und doch einer allgemeineren Beachtung im hohen Grade werth ist. Allein die Art, wie sie über ihren Aufstand, über die Veranlassungen und Folgen desselben sich äußern, und der bittere Schmerz getäuschter Erwartung, der aus ihren Erzählungen unverkennbar hervorleuchtet, läßt zugleich deutlicher als alles Andere die jetzige Volksstimmung erkennen. Der Tyroler spricht gern, und hat man ihn erst mitten in den Fluß der Rede gebracht, hat er es über sich gewonnen, von der untröstlichen Gegenwart abzusehen und sich recht lebendig in jene thatenreiche Vergangenheit zu versetzen, so wird er bald warm, es reiht sich ihm Geschichte an Geschichte, und um Stoff ist er nicht mehr verlegen. Nicht selten kostet es indessen einige Mühe, ihn bis zu diesem Puncte zu führen. Fast allerwärts, wo wir anpochten, hatte es den Anschein, als habe er erst eine gewisse Scheu zu überwinden, ehe er auf das zu sprechen kam, was ihm zur Ehre und zum Ruhme gereichte. Stets fanden

Digitized by Google

wir die Tyroler bereit, sich selbst ihren Ruhm zu schmälern, indem sie die Erhebung des Volks keineswegs als eine durchaus freiwillige darstellten, sondern vielmehr den Aufreizungen Oestreichs und östreichischer Agenten Schuld gaben. Sie schienen ihren Aufstand als einen verzeihlichen Irrthum schildern zu wollen, und es war ihnen mehr darum zu thun, die Gründe hervorzuheben, aus welchen sie gegenwärtig über Oestreich sich beschweren, als diejenigen, aus welchen sie früher für Oestreich die Waffen ergriffen hatten.

Besonders zurückhaltend ist der Tyroler, so lange er sich nicht versichert, daß er mit keinem Oestreicher oder Bayern zu thun hat. Er setzt voraus, daß die Geschichte seiner Thaten und Opfer bei jenem den geringsten Anklang finden werde. Diese Voraussetzung gründet er nicht bloß darauf, daß ihm nach seiner Meinung diese Opfer schlecht gelohnt worden, sondern auch auf die Ueberzeugung, daß der Oestreicher am wenigsten den Enthusiasmus für Unabhängigkeit und Freiheit verstehe, welcher dem Tyroler die Büchse in die Hand gegeben. Er bemerkt sehr wohl, daß die Begeisterung des Volks kein privilegirtes Landesproduct ist, auf dessen Cultur besondere Sorgfalt verwendet werden darf.

Was dagegen Bayern und die Bayern betrifft, so weiß zwar der Tyroler einzelne Willkürlichkeiten dieser frühern Beherrscher seines Landes anzuführen, wodurch er zu erklären sucht, warum er sich zur Selbsthülfe befugt gehalten. In Vergleichung seines jetzigen Zustandes mit dem früheren mag er jedoch dafür halten, sich einigen Unrechts gegen Bayern schuldig gemacht zu haben; und eine ehrenvolle Rücksicht verbietet ihm, einem Bewohner dieses Landes gegenüber in die ausführlichere Geschichte jener Zeit einzugehen. Obgleich also verschiedene Sagen von Grausamkeiten und Bedrückungen einzelner bayerischer Beamten und Soldaten im Umlaufe sind, wird man doch nicht die geringste Spur von einer fortwährenden Abneigung gegen Bayern erblicken. Eben

so wenig ist etwas von Haß gegen die Franzosen, und am wenigsten ist derselbe im Andenken an Napoleon zu bemerken. Ein Tyroler, der auf den Kaiser der Franzosen zu reden kam, ließ sich dessen Rechtfertigung gegen den Vorwurf, daß er die Hinrichtung Hofers verschuldet, eifrig angelegen seyn. Er maß der bekannten, von Andern in Zweifel gezogenen Erzählung, daß es Napoleons ernstliche Absicht gewesen, den Sandwirth zu retten und zu begnadigen, und daß dessen Hinrichtung nur durch Uebereilung der Untergebenen herbeigeführt worden, vollkommenen Glauben bei. Auch auf den Sohn des außerordentlichen Mannes scheint sich die lebhafte Theilnahme der Tyroler zu erstrecken. Man erzählte uns, daß der Herzog von Reichstadt, als ihm einige Herren vorgestellt wurden, die bei Napoleons Sturze thätig gewesen, diesen mit zornigem Blicke und mit den Worten: „Also Sie sind auch von denjenigen, die meinen Vater verrathen halfen,“ den Rücken gewendet habe. Wie die Thatsache, wenn sie richtig ist, den Sohn ehren würde, so mußte die Art, wie sie ein Tyroler uns berichtete, dem Erzählenden zur Ehre gereichen. Wir hörten in der Folge über den Herzog von Reichstadt auch einen Oestreicher sich äußern. Dieser wußte nichts Anderes zu loben als die Wachsamkeit der östreichischen Polizei, die gar strenge Aufsicht über den Sohn des Kaisers halte.

Die Leser von Heine's Reisebildern erinnern sich, daß darin von einem Tyroler Wirthe die Rede, der im Besitze von Immermanns „Trauerspiel in Tyrol“ ist. Bei dieser Gelegenheit macht sich der Verfasser darüber lustig, daß dieses Trauerspiel, welches die Erhebung Tyrols zum Vortheile Oestreichs feiert, in Oestreich verboten wurde. An mehreren Orten hörten wir von einem Gastwirthe, der an der Insurrection besonders thätigen Antheil genommen. Wir wurden versichert, er werde uns mehr als jeder Andere von den Ereignissen des Jahres 1809 erzählen können, und gegen uns nicht zurückhalten, da wir keine Oestreicher seyen.

Un-

Unsere Vermuthung, daß er vielleicht der Besitzer des Trauerspiels sey, fanden wir bei der Einkehr in seinem Gasthause bestätigt. Unser Wirth, da er von unserer Reise über München gehört hatte, läugnete zuerst seine Theilnahme an den Ereignissen im Jahre 1809. Erst auf unsere Versicherung, daß wir nicht aus Bayern gebürtig, ging er näher darauf ein. Er vertraute uns, daß er das Trauerspiel in Tyrol in Händen habe; daß das Buch in Oestreich verboten worden; daß der Verfasser ein Preuße, und daß er Alles recht treu und wahr geschildert habe. Nur das Eine hatte er auszusetzen, daß in dem Buche lange nicht genug stehe. Nebenbei sprach er sich darüber aus, wie die Insurrection nur durch östreichischen Einfluß und durch mancherlei Versprechungen und Vorspiegelungen veranlaßt, und wie sehr die Erwartung der Tyroler getäuscht worden sey. Dieß geschah mit einer Bitterkeit, die uns in dem Munde eines Mannes, der einen historischen Namen in Tyrol gewonnen zu haben schien, besonders bedeutend erscheinen mußte.

Bei anderer Gelegenheit unterhielten wir uns mit einem schon ziemlich bejahrten, aber noch vollkräftigen Manne, der unter einem Insurgentenhäuptlinge, Namens Marberger, im Jahre 1809 eine Compagnie Scharfschützen befehligt hatte. Er wußte viel zum Lobe seines alten Anführers, und von dessen tragischem Schicksale zu sagen. Nach seiner Versicherung ist Marberger in Wien ermordet worden, als er sich in der Absicht dahin begeben hatte, auf eine gerechtere Vertheilung der aus England zur Unterstützung der Tyroler eingegangenen Gelder zu dringen. Die Sache selbst mag wahr oder falsch seyn, so ist doch die Sage von dieser Ermordung und der im Volke verbreitete Glaube daran ein neues Zeugniß von der Stimmung desselben.

Derselbe Schützenhauptmann erzählte uns, daß in der Nähe seines Ortes ein Graf Arco, der aus Tyrol (aus Arco am Gardasee) abstamme und im Jahre 1809 in bayerischen

Militärdiensten gestanden habe, durch den wohlgezielten Schuß eines Tyroler Schützen aus sehr weiter Ferne getödtet worden sey. Zugleich erinnerte er, daß viele Jahre zuvor ein Vorfahr dieses Grafen Arco gleichfalls im Kampfe gegen seine Landsleute in Tyrol sein Grab gefunden. Anderswo in Deutschland hätte man vielleicht ein solches Ereigniß, als ein nicht sehr auffallendes Spiel des Zufalls, völlig außer Acht gelassen. Allein der Tyroler, dem es die erste Pflicht ist, zu seinem Volke zu halten, erblickte darin mehr als Zufall; es wollte ihm nicht weniger bedeutend scheinen, als den Franzosen der Tod Moreau's bei Dresden.

Mauthen und Tabaksregie. Schmuggel. Stempel. Zeitungen. Volksstimmung.

Unter den Ursachen der Unzufriedenheit der Tyroler mit ihrem gegenwärtigen Zustande steht oben an das östreichische Mauth- und Sperrsystem und die hiermit zusammenhängende Tabaksregie. Durch die letztere, von welcher Tyrol unter der bayerischen Regierung nichts wußte, ist die freie Benutzung des Grundeigenthums in hohem Grade beeinträchtigt, und dem ohnehin armen Lande ein unberechenbarer Nachtheil zugefügt worden. Namentlich sollen im Vorarlbergischen, wo früher viel Tabak gebaut und in die benachbarte Schweiz und nach Schwaben verkauft wurde, durch Einführung der Regie ganze Gegenden verarmt seyn. Hierzu kommen die unsäglichen Plackereien und Willkürlichkeiten, welche die Aufrechthaltung des unseligen Systems nothwendig zur Folge hat. Man versicherte uns, wenn auf einem Grundstücke, das nicht zum Tabaksbau berechtigt sey, auch nur zufällig das Saamenkorn einer Tabakspflanze aufgehe, und wenn dieß ein östreichischer Aufseher erwittere, daß alsdann die Freiheit, welche der Zufall und die Natur sich genommen, am Eigenthümer auf's strengste gebüßt wird. Die Pflanze wird ausgezogen, zugleich mit der Erde, welche an die Wurzeln sich

anhängt, gewogen und nach dem Gewichte wird nun die schwere, fast unerschwingliche Geldstrafe festgesetzt. Halb im Spott und halb im Zorn erzählte uns ein Kaufmann aus der Gegend von Botzen von den großen Anstalten und Vorsichtsmaßregeln, die vorausgehen mußten, um die feinere, privilegirte Nase eines Tyrolers von Adel, die sich durchaus nicht an das schlechtere inländische Gewächs gewöhnen mochte, mit einigen Pfunden ausländischen Tabaks zu versorgen. In dem Maße, wie das Volk die Gesetzgebung und Verwaltung für hart und willkürlich hält, setzt es eine Ehre darein, die Gesetze zu umgehen und die Aufsicht der Beamten zu täuschen. Nicht nur an der bayerischen Gränze werden bedeutende Quantitäten Tabaks eingebracht, sondern es gibt auch noch eine andere Art von Schmuggel, die freilich kaum anderswo als in Tyrol zu Hause seyn kann. An mehreren Orten nämlich, besonders im Süden des Landes, zieht man Tabak über steilen Felsenabhängen, die nur auf Leitern bestiegen werden können, an Stellen, wohin sich die Aufseher nicht wagen, oder welche ihrer Wachsamkeit entgehen.

Ein weiterer Grund zur Klage ist die schwere Stempelabgabe, mit ihren vielfachen Abstufungen und ihren tausend Hindernissen, die sie allen Geschäften des gewöhnlichen Lebens in den Weg wirft. Die Tyroler glauben ihre Beschwerden hierüber um so mehr gerechtfertigt, da sich nach ihrer Behauptung das Land Tyrol schon zweimal durch Aversionalsummen, die es an Oestreich zahlte, von dem Stempel losgekauft hat.

Unter Anderem trifft diese Abgabe mit besonderer Schwere die wenigen Zeitungen, welche von der östreichischen Obervormundschaft nicht unter die absolut giftigen Geistesgenüsse gezählt und hiernach gänzlich verboten sind. Die gewöhnlichen politischen Blätter in Tyrol sind der östreichische Beobachter, die Wiener Zeitung, der Bote aus Tyrol und die Augsburger Allgemeine Zeitung. Die beiden ersteren gelten als die eigent-

lichen Flügelmänner für das Exercitium des gesammten östreichischen Volksgeistes, und geben Tag ein und aus die Gedanken an, die ohne Gefahr in der ganzen Monarchie nachgedacht werden dürfen. Dem Tyroler Boten merkt man schon die Freiheit an, die so gern auf den Bergen wohnt. Er hat keine liberale Tendenz — das wäre von einer östreichisch censirten Zeitung zu viel verlangt — allein aus der Zusammenstellung der Thatsachen schien uns doch eine geheime Neigung zum Liberalismus durchzuschimmern; er kam uns vor, wie ein stummer Liebhaber, der — wenn ihm erst die Zunge gelöst wäre — nicht verfehlen würde, seine Liebe offen zu erklären. Die Allgemeine Zeitung hat sich durch ihre Allgemeinheit und durch die klügliche Vertheilung des Plus und Minus in Oestreich Eingang verschafft. Da überdieß in die eine Wagschale der östreichische Beobachter und die Wiener Zeitung fallen, so darf man billiger Weise hoffen, daß sich die entgegengesetzten Ansichten trefflich balanciren, und daß das gewünschte Resultat — die politische Indifferenz des Publicums — vollständig erreicht werde. Um desto sicherer zu gehen, läßt man es an einigen weiteren Vorsichtsmaßregeln nicht fehlen. Der Jahrgang der Allgemeinen Zeitung kostet bekanntlich in Augsburg 16 fl. Durch die Ehre, mit einem östreichischen Stempel versehen zu werden, kommt er in Tyrol auf das Doppelte zu stehen. Nebenbei kommt es nicht selten vor, daß man die Beilagen zur Allg. Zeitung, sobald sie von fern etwas Verfängliches zu enthalten scheinen, mit Beschlag belegt. Durch die Vertheurung des Blattes hofft man wohl den Absatz desselben auf den reicheren und ohnehin stabileren Theil des Publicums zu beschränken. Dennoch wird es von den Tyrolern sehr allgemein gelesen, und was die in Beschlag genommenen Beilagen betrifft, so haben uns Einige mit triumphirender Miene versichert, daß sie dieselben als Emballage für Waaren und auf andere Weise, trotz aller Verbote, sich zu verschaffen wissen. Es geht dann mit den

eingeschmuggelten Wahrheiten wie mit den eingeschmuggelten Waaren: je strenger das Verbot gewesen, um so höher werden sie im Werth gehalten.

Es ist ein oft bestätigter und leicht erklärlicher Erfahrungssatz, daß ein Volk, bei dem keine Oeffentlichkeit herrscht, und das erst in einigen Puncten Ursache zur Unzufriedenheit zu haben glaubt, leicht auch das wirklich Gute und die Entschuldigungsgründe des Schlimmen verkennt und übersieht, und dagegen eifrig bemüht ist, das Register der angeblichen Sünden und Fehler der Regierung möglichst vollständig zu führen. Man hält sich dann nicht bloß an die Gegenwart, sondern greift auch in die Vergangenheit zurück. Seit jenen bekannten Finanzoperationen der östreichischen Regierung, wodurch der Werth der Staatspapiere plötzlich bedeutend herabgesetzt worden, ist schon geraume Zeit verflossen. Wir glauben daher gern, daß im eigentlichen Oestreich die hierdurch geschlagenen Wunden bereits vernarbt sind, und daß man dort geneigt seyn mag, diese Maßregel mit der früheren dringenden Noth des Staats zu entschuldigen. Nicht so ist es in Tyrol. Das Unglück, welches jene Maßregel über so viele Familien gebracht, lebt hier noch in frischem Andenken; und durch Erzählung von mancherlei Nebenumständen — wie von der Bereicherung einzelner Vornehmen in Wien — wird die bittere Erinnerung noch mehr geschärft.

Die Art und Weise der östreichischen Administration, namentlich die der Polizei, ist nicht geeignet, die alten Uebel vergessen und die neuen weniger fühlbar zu machen. Wie fast alle Gebirgsbewohner haben die Tyroler viel Sinn für persönliche Unabhängigkeit und ein Gefühl von Manneskraft und Selbstständigkeit, welches durch die herabwürdigenden körperlichen Strafen, womit man in Oestreich so überaus freigebig ist, tief verletzt wird. Daher findet sich durch das ganze Land eine unverkennbare Erbitterung gegen die Localbeamten. Sie ist um so größer, da weit die meisten Stellen

nicht durch Landeseingeborne, sondern hauptsächlich durch Oestreicher besetzt werden, und da sich die Tyroler eines geistigen Uebergewichts, das sie in einem vielseitig regern Leben gewonnen haben, sehr wohl bewußt sind.

Nicht zufriedener sind ihrerseits die östreichischen Beamten mit den Tyrolern. Das ist sehr natürlich, da völlig abstoßende Elemente gemischt sind. Man wird nicht leicht einen größeren Gegensatz finden, als zwischen den Angehörigen der östreichischen Beamtenhierarchie, die sich in ein scharf gegliedertes Subordinations- und Respectsystem und in eine hingebende oder wegwerfende Unterwürfigkeit unter jeden höheren Rang und Titel ganz eingewöhnt und eingelebt haben, und zwischen den Tyrolern mit ihrem Gleichheitssinne und einem Selbstgefühl, welches oft bis zum kecken Trotze sich steigert.

Wir lernten einen östreichischen Beamten kennen, der nur eine untergeordnete Stelle bekleidete, allein um so mehr das Ansehen hatte, eine große Classe von Beamten in seiner Person zu repräsentiren. Die erste und nächste Merkwürdigkeit in jeder Stadt waren ihm die Zucht- und Strafhäuser, und während ein Tyroler spottend uns darauf aufmerksam machte, daß das größte Gebäude in Innsbruck das Zuchthaus sey, wollte dieß der Oestreicher sehr im Ernste genommen haben. Von der Polizei sprach unser Beamter mit großem Respect, von seinem Kaiser mit Neigung und Liebe, von den Wiener Speisen und Speisezetteln mit Enthusiasmus. Der Refrain aller Oestreicher: „es gibt nur ein Wien,“ tönte allen seinen Erzählungen nach. Die Tyroler nannte er ein „störrisches Volk“ und meinte, wenn ein Feind der Gränze sich nähere, würden sie ihm haufenweise entgegenlaufen. Er habe Gelegenheit gehabt, in ihren Wirthsstuben, wenn ihnen der Wein zu Kopf gestiegen, sie genauer kennen zu lernen. Die mildesten Ehrentitel, die er ihnen gab, und die bei seiner sonstigen Gutmüthigkeit um so härter ins Ohr fielen, waren „Räuber“ und „Spitzbuben.“ Er versicherte,

es behage ihm gar schlecht in ihrer Mitte, und wie ihm ergehe es allen andern Beamten. Mit wahrer Salbung sprach er von der prompt gehandhabten Justiz in Tyrol, von den gut östreichischen Fünf und Zwanzig, und von der Art, wie auch die Weiber daselbst körperlich abgestraft werden. Dem Andreas Hofer rechnete er es als große Anmaßung an, daß er Geld geschlagen und aufs „Gouverniren" sich eingelassen, und den Tyrolern als eine große Dummheit, daß sie ihm, der nicht einmal seinen Namen habe schreiben können, so willig gefolgt seyen. Auf unsere Bemerkung, daß das Andenken Hofers hochgefeiert, und daß gegenwärtig in Wien an einem Denkmal für ihn gearbeitet werde, glaubte er uns auf seine Autorität versichern zu dürfen, daß daran der Kaiser keinen Antheil habe. Der Kaiser möge die Tyroler nicht leiden; er ertheile keinem derselben eine besondere Audienz, und sie alle müßten von Wien zurückkehren, ohne je ihre Zwecke erreichen zu können. Darin mag der Oestreicher wohl geirrt haben. Wenigstens hörten wir einen Tyroler eine Anekdote erzählen, wonach der Kaiser die Anklage eines östreichischen Großen gegen einen Tyroler Geistlichen, der sich im Insurrectionskriege ausgezeichnet, mit dem Bedeuten abgewiesen haben soll, daß man es mit einem Manne nicht so gar genau nehmen müsse, der mehr als sie Beide gethan, das Land vertheidigt und Festungen erobert habe. Wenn sich in dieser Antwort das bekannte Wohlwollen des Monarchen für alle seine Unterthanen von Neuem abspiegelt, so bleibt es nichts desto weniger sehr bedeutend, daß ein östreichischer Beamter seine Unzufriedenheit mit den Tyrolern durch die Berufung auf das Beispiel seines Kaisers rechtfertigen zu müssen glaubte.

Politische Bildung. Gründe derselben. Kapuziner und Franziscaner. Ansichten und Wünsche des Volks.

Wer Gelegenheit hatte, mit den tausend Hemmanstalten in Oestreich gegen allen geistigen Verkehr sich bekannt zu machen, wird um so mehr über den hohen Grad der politischen Bildung des Tyroler Volkes erstaunen, und, wenn er ein Freund der Geistesfreiheit ist, über die völlige Zwecklosigkeit jener Censuren u. dgl. herzlich sich freuen. In andern Ländern des östreichischen Staates mag man vielleicht jedem politischen Gespräche gern auszuweichen suchen. Selbst in Venedig, in den glänzenden Kaffeehäusern, unter den Hallen des Marcusplatzes, wo Tausende von Fremden aller Nationen, mit dem geistreichen und lebhaften Volke der Italiener sich mischen; wo die gewaltigen Denkmale der wunderbaren Meeresstadt eine große Vergangenheit vergegenwärtigen und zur Vergleichung mit den Ereignissen der neuesten Zeit auffordern, ist von diesen nur wenig die Rede, und jeder Einzelne zieht es vor, seine Ansichten und Empfindungen stnmm in sich zu verschließen. In den Tyroler Dörfern dagegen sieht man nicht selten die Bauern, zahlreich versammelt, vor ihren Häusern sitzen. Einer aus ihrer Mitte liest die Zeitung vor, und daran knüpfen sich Gespräche, worin sehr treffende Urtheile zum Vorschein kommen.

Schwerlich wird man bei irgend einem andern deutschen Volksstamme diese gesunden und klaren politischen Ansichten so gleichmäßig und allgemein verbreitet finden. Für diese Erscheinung lassen mancherlei Gründe sich anführen, von welchen jeder einzelne mächtiger ist, als das ganze System der östreichischen Geistessperre. Es gibt in Tyrol keinen andern scharfen Unterschied der Stände, als etwa den Unterschied zwischen fremden Beamten und einheimischen Regierten, der aber die letzteren um so inniger mit einander verbindet. Aus der benachbarten Schweiz weht ein demokratischer Geist herüber. Der Kreis der Ansichten und Interessen wird erweitert, theils durch die

zahlreichen Fremden, welche jetzt auch die Tyroler in Menge besuchen; theils durch ihre eigenen Wanderungen, die sie um des Verkehrs und Gewinnstes Willen in die Fremde unternehmen. Noch jetzt, wie in den alten Zeiten sind sie ein rüstiges Jägervolk. Obgleich die Gemse und der Steinbock auf ihren Hochgebirgen selten geworden,*) ist noch immer die Jagd ihre Lust, die sie mitunter selbst in den Bergen der Schweiz und des Bayerlandes zu befriedigen streben, und jeder Knabe, der erst im Stande ist, die Büchse oder den Stutzer zu handhaben, übt sich im Gebrauche dieser Waffen. Die Jagd, das Kriegsspiel im Frieden, erweckt auch den Sinn für den Krieg und läßt sie mit lebendigerer Theilnahme auf die Völker blicken, um deren Schicksal in diesem Augenblicke mit eisernen Würfeln gespielt wird. Allein mehr als dieses Alles hat die Geschichte des Volks den Geist der Tyroler geweckt: das Leben selbst ist ihre Schule gewesen, und in der Wärme ihres eigenen Kampfes ist auch ihre politische Bildung gereift.

Ein Volk, das für Freiheit und Unabhängigkeit in Noth und Tod zusammensteht, lernt ja in Monaten mehr, als ein anderes, wo Jahre lang davon nur geschrieben und gesprochen wird. Und das Tyroler Volk hatte für Freiheit und Unabhängigkeit gefochten, nicht für die rothen Hosen seines Kaisers, wie Hr. Heine in seinen Reisebildern uns versichert, um lieber eine Unwahrheit zu sagen, als einen Witz zu unterdrücken.

Man hat wohl auch die Anhänglichkeit der Tyroler an ihre bisherigen kirchlichen Institute als einen Beweis beschränkter politischer Bildung auslegen wollen. Es ist wahr, daß die Aufhebung der Capuziner- und Franziscaner-Klöster ein Hauptgrund ihrer Beschwerden gegen Bayern gewesen ist, und daß sie nach ihrer Rückkehr unter die östreichische Herrschaft die Wiederherstellung derselben ihre erste Bitte seyn lie-

*) Ein Tyroler meinte, daß man wohl auf jede Gemse im Lande ein Dutzend Gemsenjäger rechnen könne.

ßen, zu deren Erfüllung auch die östreichische Regierung sehr bereitwillig die Hände bot. Um jedoch hierin gerecht zu urtheilen, sind die nähern Verhältnisse nicht aus den Augen zu verlieren. Einen großen Theil ihrer Popularität hatten jene Mönche den Unterstützungen zu verdanken, die sie den ärmeren Classen zukommen ließen. Man mag dagegen mit Recht einwenden, daß hierdurch nur der Bettelei und Faulheit Vorschub geleistet wird; daß sich für Unterstützung der wahrhaft Bedürftigen auf zweckmäßigere Weise sorgen läßt; daß der Nationalwohlstand gewinnt, wenn ein beträchtlicher Theil des Grundvermögens aus der todten Hand in den lebendigen Verkehr übergeht. Alle diese Vortheile sind aber nicht so unmittelbar, daß sie auch der großen Menge alsbald in die Augen leuchten sollten. Ueberdieß erfolgte die Aufhebung durch eine neue, aufgedrungene Regierung, und durch einen Act der Fürstensouveränität, ohne daß man das Volk durch das Organ von Vertretern zu Rath gezogen hätte. Es war also ganz natürlich, daß das Volksgefühl tief verletzt werden mußte, und die Aufhebung der Klöster in Tyrol, ehe man sich daselbst von der Nothwendigkeit dieser Maßregel allgemeiner überzeugt hatte, war deßhalb nicht weniger unpolitisch, als es neuerdings die Herstellung von Klöstern in Bayern gewesen, da dieß gleichfalls durch einen einseitigen Regierungsact bewirkt, und nur von einer schwachen und verhaßten Partei, keineswegs von der Masse des Volks, gewünscht und gefordert worden ist. Hierzu kommt, daß sich in Tyrol wirklich geistvolle und gebildete Männer den beiden Mönchsorden widmen, und durch Jugendunterricht oder auf andere Weise wahre Verdienste sich erwerben sollen. So versicherte uns wenigstens ein gebildeter Tyroler, der keineswegs befangen urtheilte, sondern über die fromme Faulheit anderer geistlicher Orden mit verdienter Verachtung sich aussprach.

Wenn die Tyroler durch Aufhebung der Capuziner und Franziscaner erbittert wurden, und wenn diese auch jetzt noch

Digitized by Google

bei ihnen in Achtung stehen, so verkennen sie deßhalb keineswegs die mannichfachen Vortheile, die ihnen aus der früheren Vereinigung mit Bayern entsprungen sind. Bliebe ihnen die freie Wahl zwischen dem jetzigen und dem früheren Zustande, den sie von sich gestoßen, sie würden sicher nach diesem zurückgreifen. Damit ist nicht behauptet, daß die Rückkehr unter die bayerische Herrschaft der höchste und letzte Wunsch des Volkes sey. Wie das Land durch seine Berge und Engpässe ein räumlich geschlossenes Ganzes bildet, so hat auch der Geist des Volkes durch gemeinsame Geschichte, Sitte und Lebensweise ein völlig eigenthümliches Gepräge erhalten. Man will daher keine völlige Verschmelzung mit irgend einem Nachbarvolke, aber man fordert für Tyrol selbst eine freie Verfassung, und eine engere, commercielle und politische Vereinigung mit Deutschland und zunächst mit den constitutionellen süddeutschen Staaten.

Der Wunsch nach einer engeren commerciellen Verbindung entspringt aus der natürlichen Lage und Beschaffenheit des Landes. Tyrol hat den vorzüglichsten Absatz seiner Erzeugnisse — seines Weins, seines Obstes, *) der Producte seiner Viehzucht — im Norden und zunächst in Bayern zu suchen, von wo es dagegen seinen hauptsächlichsten Bedarf an Getreide empfängt. Darum wird in Tyrol — aus ähn-

*) Dahin gehören Kastanien, Nüsse, Mandeln und selbst Aepfel und Kirschen aus dem südlichen Tyrol. Die ersten eigentlichen Südfrüchte – Limonen und Orangen — wachsen in der Lombardei, in den bekannten Limonengärten des Ortes Limone am Gardasee, aber nur wenige Stunden von der Tyroler Gränze, und hier schon in sehr beträchtlicher Menge. Aus einem einzigen dieser Limonengärten wurden im verflossenen, keineswegs besonders günstigen Jahre nicht weniger als 1½ Millionen Stück Citronen verkauft. Für den Vertrieb dieser Früchte, die einen sehr beträchtlichen Handelsartikel bilden, und zum größten Theile über Roveredo nach dem Norden gehen, pflegen die Tyroler die Spediteure oder Zwischenhändler zu machen.

lichen Gründen auch in Salzburg und Böhmen — das östreichische Ausschließungssystem, — das für das eigentliche Oestreich vortheilhaft, oder minder nachtheilig seyn mag, — sehr drückend empfunden, und darum fanden wir, daß die Kunde von dem wahrscheinlichen Abschlusse eines Handelsvereins mit Bayern sehr freudig aufgenommen wurde.

Das Verlangen einer freisinnigen Verfassung, im Sinne des mehr und mehr herrschend werdenden reinen Repräsentativsystems, ist die natürliche Folge der hochgestiegenen politischen Bildung der Tyroler. Ohne die einzelnen Mitglieder des Postulatenlandtags zu tadeln und zu schmähen, erkennen sie gar wohl, daß das ganze Institut in seiner jetzigen Verfassung eine leere Comödie ist, worin die Regierung den Souffleur macht, und das Volk auf seine eigenen Kosten zum Besten gehalten wird. Ueberhaupt kann man leicht bemerken, daß die Tyroler recht gut wissen, was sie wollen, und daß ihnen durch die Herstellung der östreichischen Herrschaft nicht weniger klar geworden, was sie nicht wollen. Das Tyroler Volk ist zur Freiheit reif, wie kaum ein anderes in Europa; möge die Regierung sich hüten, es nicht bis zum Abfallen reifen zu lassen. Und es verdient so sehr, daß ihm diese Freiheit nicht länger vorenthalten wird! Wer es verlernt hat, darauf stolz zu seyn, daß er Deutschland angehört, der möge in die Tyroler Berge wandern, und sich an dem Anblicke der an Geist und Körper so gesunden und kräftigen Bewohner das erschlaffende Nationalgefühl erfrischen und beleben.

Periodische Literatur in Altbayern. Bayerthum und Deutschthum. Hr. von Schenk. Bausucht in München. Hofstaat.

Wer nach Tyrol wieder Altbayern betritt, dem muß es auffallen, daß man in diesem Lande, wo seit Jahren eine repräsentative Verfassung eingeführt ist, welche die lebendige Theilnahme des Volks in Anspruch nimmt; wo eine Menge von öffentlichen Blättern, die sämmtlich auch in die Politik

pfuschen, durch alle Dorfschenken verbreitet sind; wo das für Reiche und Arme gleich wohlfeile Landesgetränke, das Bier, alle Classen von Menschen an den öffentlichen Orten zusammenführt, — daß man hier dennoch nicht diese durchgebildete öffentliche Meinung und selbst nicht das allgemeine politische Interesse, wie im östreichischen Nachbarlande findet. Der Grund hiervon mag hauptsächlich in dem noch immer so kläglichen Zustande der Münchener periodischen Literatur liegen, die ihre schlimme Wirkung weniger in der Hauptstadt selbst, als in ziemlich weitem Umkreise auf dem Lande äußert. Das Volk ist besser und tüchtiger als weit die Meisten derjenigen, die als seine Wortführer auftreten. Allein die vorzüglichsten politischen Zeitschriften, die mit den inneren Angelegenheiten sich befassen, wie das Inland oder jetzt die deutsche Tribüne und das bayerische Volksblatt — sind theils dem Preise nach zu theuer, theils der Form und dem Inhalte nach nicht populär und mannichfaltig genug, um sich als eigentliche Volksblätter geltend zu machen. Der „Landbote" und „die Landbötin," „der reisende Teufel," und wie das windige Gesindel, das in dürren Blättern rauscht, sonst noch heißen mag, geben dagegen sich und ihre Erbärmlichkeit um spottwohlfeilen Preis zum Besten, und die größere Masse des Volks ist eben geneigt, dem wohlfeilen Kaufe nachzugehen. Die Verbindlichkeit zur Cautionsleistung für die öffentlichen Blätter, — wenn auch nicht in dem niederdrückenden Grade, wie durch den neuesten bayerischen Preßgesetzentwurf beantragt ist, dürfte darum für die Umgegend von München eine wahre Wohlthat seyn. Noch mehr aber würde auf positive Weise, durch die Gründung eines tüchtigen liberalen Volksblattes, das alle andern auch im Preise abböte, bewirkt werden können. Es müßte nicht schwer fallen, auf Aktien und ohne selbst im Anfange von den einzelnen Theilnehmern große pecuniäre Opfer zu fordern, ein solches Unternehmen durchzuführen, welches bei dem jetzt schon so allgemein verbreiteten Bedürfnisse einer täglichen politischen

Lectüre den Einfluß der liberalen Partei jedenfalls sehr verstärken würde.

Wenn es da und dort auf dem Lande und in den kleineren Landstädten noch etwas finster aussieht, so ist dagegen in München nicht bloß unter den zahlreich versammelten Fremden, sondern auch unter den Eingebornen, eine sehr erfreuliche Entwicklung des öffentlichen Geistes und ein lebendiges Interesse an den Angelegenheiten des Landes zu bemerken. Mitunter hörten wir zwar die Besorgniß äußern, daß die projectirte Einführung der Geschwornengerichte für Bestrafung der Preßvergehen der liberalen Journalistik in München nicht eben förderlich seyn werde, und daß man von einer Münchener Jury strengerer Urtheile als selbst von den ordentlichen Richterbehörden, sich gewärtigen müsse. Diese Besorgniß scheint ungegründet. Unter dem Einflusse der jetzigen, fast durchaus liberalen Kammer der Abgeordneten, deren Sitzungen fort und fort von einer gedrängten Menge von Zuschauern besucht werden, sind im Verlaufe weniger Monate viele inhaltschwere politische Wahrheiten in Umlauf gebracht und in ihrer ganzen Bedeutung vom Publicum erkannt worden. Ueberdieß ist die Einführung der Geschwornengerichte an sich selbst eines der tüchtigsten Mittel zur Erziehung des Volks für die constitutionelle Freiheit, und es heißt einen schlechten Gebrauch von dem beliebten Systeme der allmächtigen Reformen machen, wenn man im Sinne der leider noch in Preußen vorherrschenden Politik — die Leute nicht eher will ins Wasser lassen, als bis sie schwimmen gelernt haben.

Von einer andern Seite dürfte dagegen das politische Streben der Bayern zu nicht ganz ungerechtem Tadel Ursache geben. Man hört bei ihnen noch immer so gar viel von einer bayerischen Nation, von einem bayerischen Reiche und von bayerischen Reichsvertretern reden. Es gibt aber keine bayerische Nation, sondern nur einen bayerischen Volksstamm, mit dem ein Theil des fränkischen, schwäbischen und rheinpfälzi-

schen enger sich verzweigt hat. In Deutschland gibt es nur eine deutsche Nation, oder es sollte wenigstens eine deutsche Nation geben, und dafür zu wirken, daß dieß endlich in Wahrheit der Fall sey, dazu ist Bayern, als der mächtigste constitutionelle deutsche Staat, und dazu sind die bayerischen Volksvertreter zunächst und vor allen berufen und befähiget. Was soll eine affectirte Selbstständigkeit für ein Land von 4 Millionen Menschen, das von Monarchien begränzt ist, die um das Siebenfache überlegen sind, — eine Selbstständigkeit, die in der Wirklichkeit nicht besteht und nicht bestehen kann? Das erkennt zwar jeder verständige Bayer an, allein die Erkenntniß will noch immer nicht zur entschiedenen That reifen. Während französische Heeresmassen an den westlichen Gränzen sich sammeln, während die östreichischen Bajonnette und die Metternichische Politik das constitutionelle Süddeutschland in wenigen Wochen mit Beschlag belegen können, ist in der Mitte der bayerischen Abgeordneten noch keine Stimme laut geworden, die über die Verhältnisse zum Auslande bestimmte Auskunft verlangt. Während man aller Orten in Deutschland, in Bayern nicht weniger als anderswo, fest versichert ist, daß der Frankfurter Bundestag keine Garantie für die Einheit des Vaterlandes gewährt, und daß in den leeren Formen der jetzigen Bundesverfassung nur die alte Uneinigkeit der Deutschen sich versteckt, um im entscheidend gefährlichen Augenblicke offen wieder hervorzubrechen, — ist in der bayerischen Deputirtenkammer noch kein Antrag auf Herbeiführung einer engeren nationalen Vereinigung gestellt worden, ein Antrag, wie er in der zweiten Kammer der badischen Stände wenigstens angekündigt ist. Doch müssen wir bemerken, daß in der letzten Zeit auch in Bayern manche Stimmen sich hören ließen, die hierzu dringend auffordern. Daher hoffen und erwarten wir, daß die jetzt versammelten bayerischen Abgeordneten nicht sich trennen werden, ohne auch von ihrer Seite für ein festeres politisches Band der rein deutschen Volksstämme

und für die Befreiung unsers Vaterlandes von jedem fremden Einflusse sich erhoben zu haben.

Diese Hoffnung hat um so mehr Grund, da die letzten Ueberreste einer ausschließend bayerischen Selbstgenügsamkeit doch nur im eigentlichen Altbayern noch zu finden sind, unter den Bewohnern des Stammlandes der Wittelsbacher Regenten, die man dort seit Jahrhunderten gewöhnt ist, als den Mittelpunct zu betrachten, von dem aus das Schicksal des Volkes bestimmt worden ist. Anders ist es in den neu erworbenen Landestheilen, und namentlich in den größeren Städten: Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Bamberg, Bayreuth ꝛc. Ueberhaupt läßt sich beobachten, daß die Gegenden und Städte Deutschlands, die in den letzten Jahrzehenten ihre Herrscher gewechselt, im Umfang ihrer politischen Erkenntniß besonders gewonnen haben. Wenn hierdurch manche theure Erinnerung verletzt und mancher empfindliche Nachtheil herbeigeführt wurde, sind zugleich tausend Vorurtheile und spießbürgerliche Ansichten entwurzelt worden, und in dem Maße, wie sich das Andenken an den Untergang des particularen Vaterländleins verlor, ist für das gemeinsame deutsche Vaterland das Interesse gestiegen.

Zur Zeit unserer Durchreise durch Bayern machten sich gerade die öffentlichen Blätter ein Vergnügen, die eben bekannt gewordene Entlassung des seitherigen Dichterministers des Innern der Welt zu verkünden. Da man dem Hrn. von Schenk vorgeworfen, daß er allzuviel Vergangenheit in die Gegenwart eingemischt habe, wurde dessen Versetzung nach Regensburg besonders passend gefunden, weil hier einige Gespenster des verstorbenen deutschen Reichstags noch am lichten Tage unter den Lebendigen wandeln sollen. Die Freude über die Entlassung des Hrn. Ministers ist allgemein gewesen, nur läßt sich nicht behaupten, daß das Volk hierdurch freudig überrascht worden sey, da es seit lange vorausgesehen, daß es nicht anders kommen könne und dürfe. So aber trifft es sich öfters

bei der noch beliebten Art zu regieren, da man fortwährend Scheu hat, auf die freie Stimme der öffentlichen Meinung zeitig zu hören. Statt nach ihrem Rathe die Zügel zu lenken, sind die Regierungen zufrieden, am rollenden Wagen der Zeit als fünfte Räder sich nachschleifen zu lassen, und wenn endlich geschieht, was schon früher hätte geschehen sollen, wenn man lange genug gezögert, um sich auch den vollen Dank des Volkes zu verscherzen, beruhigt man sich mit dem leidigen Troste, standhaft und beharrlich ausgehalten zu haben.

Auf ziemlich schlechten Wegen, die man nach den vorzüglichen Straßen in Oestreich besonders unangenehm empfindet, nähert man sich vom Städtchen Wasserburg aus der Residenz des Bayerlandes. Nicht weit vom rechten Isar-Ufer bemerkt der Reisende eine Menge von Ziegelhütten. Allein nur da und dort steigt noch ein Rauch aus den Hütten auf, und Alles läßt erkennen, wie sehr das Gewerb ins Stocken gerathen. Sieht man nun in den weitläufigen Vorstädten von München sich um, so findet man lange Reihen der geschmackvollsten neuen Gebäude und die Anlage zu hundert neuen Straßen; allein man sieht nur wenig bauen und selbst an halb vollendeten Häusern keine Spur von Thätigkeit. Noch im verflossenen Jahre soll dieß anders gewesen seyn. Ein ehrlicher Bürger meinte, die gewaltigen Juliusereignisse hätten auch darauf eingewirkt. Wenn mächtige Staaten umgewälzt und uralte Dynastien aus den Wurzeln gerissen wurden, so möchten freilich auch die Bewohner einiger deutschen Residenzen Ursache haben, in ihrem gewohnten Glauben an die Stabilität der Verhältnisse schwankend zu werden. Wir hörten bittere Klagen, daß sich durch übertriebene Bausucht viele Familien ins Unglück gestürzt; daß die größere Menge der Bauhandwerker nahrungslos geworden; daß fast alle neueren Häuser schwer verschuldet seyen; daß sehr viele Wohnungen leer stehen rc.

Eine hauptsächliche Ursache dieser Erscheinung mag in der Neigung der neuen Könige von Bayern gelegen haben, sich

möglichst bald in Mitte einer großen Königsstadt zu erblicken. Die sehr bedeutende Civilliste gab die Mittel an die Hand, kostbare Prachtgebäude aufzuführen und Alles zu deren Aufführung Erforderliche aus der Nähe und Ferne herbeizuschaffen. Hierdurch und durch die Bewilligung besonderer Vortheile, ist auch den Privaten das Bauen erleichtert und die Lust dazu bis zum verderblichen Schwindel gesteigert worden. Wir sehen hier ein Beispiel, wie die maßlose Ausstattung der Fürsten selbst den Bewohnern einer Residenz zum Schaden ausschlägt, und wie das, was anfangs Vortheil schien, in der Folge zum Verderben sich wendet. Auch für die Vertreter des Volks liegt darin eine wiederholte Aufforderung, sich nach dem allgemeinen Verlangen in Deutschland die allmähliche Verminderung der 30 Civillisten eifrig angelegen seyn zu lassen, und vor Allem auch dafür zu sorgen, daß die den Fürsten bewilligten Gelder einen auf die Dauer zweckmäßig geregelten Abfluß erhalten. Bleibt die Verwendung so bedeutender Summen nur der Laune und Willkür der einzelnen Regenten überlassen, so werden plötzlich einem Theile des Volkes Nahrungsquellen eröffnet, die aber mit der wechselnden Laune oder dem Tode eines Regenten ebenso plötzlich wieder verschwinden. So wird ein Schwanken in die ökonomischen Verhältnisse gebracht, dessen Folge am Ende nur eine Vermehrung der Bettler und des Pöbels ist, wie sie in vielen unserer Residenzstädte auf sehr bedenkliche Weise wirklich statt hat.

Betrachtet man die schönen öffentlichen Gebäude in München, und macht man sich mit den daselbst reichlich aufgehäuften Schätzen der Malerei und Bildhauerei bekannt, so kann man nicht umhin, den bewährten Kunstsinn der letzten bayerischen Regenten lobend anzuerkennen. Einen besondern Eindruck macht es jedoch, wenn erst das Auge durch den Anblick dieser Gegenstände für das rein Schöne sich geläutert und geschärft hat, und wenn es nun in denselben Gebäuden und Kunstsälen dem Prunke eines modernen Hofstaates begegnet,

wie er sich in buntscheckigen Hatschieren und in Livreen und Hofuniformen darstellt, die mit der höheren Charge ihrer Inhaber an Geschmacklosigkeit zuzunehmen scheinen, weil sie an Einfachheit abnehmen. Es ist damit nicht gesagt, daß die Barbarei der Hoftrachten und Hofetikette in München besonders weit getrieben werde. Vielleicht ist es nicht einmal in dem Grade, wie an anderen Höfen, der Fall; allein es wird auffallender durch den Gegensatz mit einem ächten Schönheitssinne, wie er in Anderm vielfach sich äußert. Man baut Tempel im reinen griechischen Styl und hat kein Arg daran, die menschliche Gestalt zum Zerrbilde zu verunstalten. Wenn man überhaupt beachtet, wie der Nimbus der Majestät mit den bunten Lappen sich herausputzt, die aus dem Blüthenalter der Perrücken, aus der Zeit eines Louis XIV und XV übrig geblieben; wenn man die tausend Monstrositäten sich vergegenwärtigt, die in allen Fächern der schönen Künste durch den Luxus der Höfe erzeugt worden, — so kommt man leicht auf den Gedanken, daß unsere Höfe nach ihrer jetzigen Beschaffenheit neben manchem Schlimmern auch Schulen der Geschmacklosigkeit sind. Man darf immer einräumen, daß in früherer Zeit die Künste und Künstler, — so wie die Völker selbst — des Schutzes und der besonderen Pflege mächtiger Monarchen bedurft haben. Allein es ist nicht weniger gewiß, daß jetzt auch im Reiche des Schönen die Herrschaft des volksthümlichen Princips beginnen, daß auch hier die Abhängigkeit von der Laune und der Willkür Einzelner verschwinden muß. Ein guter Anfang dazu ist durch Gründung zahlreicher Privatvereine zur Unterstützung aller Arten künstlerischer Bestrebungen gemacht. Die Associationen haben bereits für alle Zweige menschlicher Thätigkeit Außerordentliches gewirkt, und es läßt sich mit Grund hoffen, daß sie auch die Fürsten der Nothwendigkeit eines ausschließenden Protectorats über alles Schöne im öffentlichen Leben mehr und mehr entheben werde. Damit fällt gleichfalls ein wichtiger Grund für die allzu reichliche

finanzielle Ausstattung der Höfe weg, — ein Grund, den man im Namen der höheren Bildung stets wieder von neuem geltend zu machen suchte.

Preßgesetz. Volksstimmung in Beziehung auf Oestreich und Preußen. Zollvereine. Schluß.

Der neue Entwurf eines Preßgesetzes gab in München und in den anderen Städten Bayerns reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Allgemein war man mit der Einführung einer Jury zur Aburtheilung der Preßvergehen wohl zufrieden, und im Wesentlichen auch mit der im Gesetz vorgeschlagenen Organisation derselben. Auch die Verbindlichkeit zur Cautionsleistung fand dem Princip nach allerwärts Billigung; doch hielt man dafür, die Größe der festgesetzten Summen sey so hoch gegriffen, daß hierdurch die periodische Literatur in Bayern fast erdrückt werden müsse, indem hier der Fall, wo das Talent auch mit zeitlichen Gütern gesegnet sey, nicht eben häufig statt finde. Man tadelte ferner die Härte der einzelnen Strafbestimmungen, so wie die große Ausdehnung und vielzuverwickelte Abfassung des Gesetzes. Mit allgemeinem und entschiedenem Unwillen sprach man endlich gegen die Unterscheidung von Gegenständen der inneren und äußeren Politik und gegen die Beibehaltung der Censur für Alles, was die Verhältnisse der deutschen Staaten unter sich und zur Gesammtheit des deutschen Bundes, oder zu solchen ausländischen Staaten betrifft, die gegenseitig auch in Beziehung auf Bayern Censur ausüben lassen. Abgesehen von der Schwierigkeit, hier eine scharfe Gränze zu ziehen; von dem Umstande, daß bei der oft unvermeidlichen, gleichzeitigen Behandlung der innern und äußeren Verhältnisse selbst die Preßfreiheit für innere Angelegenheiten höchst illusorisch wird, und daß die der Censur noch unterworfenen Gegenstände gerade die wichtigsten der Politik sind, weil von Außen, und insbesondere im Namen der Gesammtheit des deutschen Bundes, stets wieder verdor-

ben werden kann und verdorben wird, was im einzelnen Staate Tüchtiges geschehen, — man sah auch gerade diese Unterscheidung als das schmachvolle Geständniß einer fortdauernden Abhängigkeit von auswärtigem Einflusse an. Es liegt nahe, daß die Staaten, die man schonen zu müssen vermeint, keine anderen als Oestreich und Preußen sind, und daß man ihnen verspricht, die eigenen Unterthanen unter Geistesdruck zu halten, weil sie die traurige Gewogenheit haben, es mit den ihrigen nicht anders zu machen. Aber es thut vor Allem Noth, dem Volke die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die constitutionelle Entwicklung fortan nicht durch äußeren Einfluß gehemmt werden könne; und zur Abwehr desselben ist Bayern vorzugsweise berufen, indem es an die Spitze der constitutionellen Staaten sich stellt. Darum sieht man es als eine Ehrensache der Vertreter des Volks an, die volle unverkümmerte Preßfreiheit zu erringen, wären sie auch genöthigt, vom äußersten Mittel Gebrauch zu machen, und wie man gegenwärtig in Bayern denkt, dürfte den Deputirten kein sehr ehrenvoller Empfang in der Heimath bereitet werden, wenn sie schwach und nachgiebig sich bezeigen sollten.

Man würde darin einen Sieg des östreichischen Systems erblicken, das man allgemein in Bayern von sich stößt. Diese Stimmung findet sich namentlich auch bei dem bayerischen Militär, und hat durch den Anblick der nach Mainz und nach dem Vorarlbergischen durchziehenden östreichischen Truppen neue Nahrung erhalten. Man hatte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Erfahrungen während der letzten Kriege den alten militärischen Schlendrian und das beliebte Stabilitätssystem der östreichischen Regierung nicht zu erschüttern vermocht hatten. Da hiernach auch der Geist ihrer Truppen keine besondere Bürgschaft des Sieges verleiht, so kann schon aus diesem Grunde das bayerische Militär nicht geneigt seyn, als Bundesgenosse dieselbe Sache zu verfechten. Ihre Abneigung wird durch das anmaßliche Benehmen einzelner östreichi-

schen Militärs noch mehr gesteigert. In Regensburg rühmte einer derselben, wenn es zum Kriege käme, werde man vorerst Bayern „als Frühstück" verzehren. Dagegen meinte ein bayerischer Officier, das Frühstück werde jedenfalls übel aufstoßen, sollte auch Bayern in seiner jetzigen isolirten Stellung nicht im Stande seyn, dem ersten Andrange einer überlegenen Macht zu widerstehen. — Was in der badischen Ständeversammlung zur Sprache gekommen, — die geringe Vergütung für Einquartierungslasten von Seite der östreichischen Regierung, so daß mehrere deutsche Bundesstaaten die Ehre östreichischer Truppendurchmärsche noch besonders bezahlen müssen — ist auch in Bayern ein Grund zur Beschwerde, und dieß um so mehr, da die eigenen Soldaten, welche in den Rheinkreis, oder von daher auf die rechte Rheinseite in Urlaub gehen, nicht selten genöthigt seyn sollen, sich nach ihrer Heimath zu betteln.

In anderer Weise spricht sich die öffentliche Meinung in Beziehung auf Preußen aus. Man schätzt in ihrem ganzen Werthe die Opfer, welche das preußische Volk zur Rettung seiner Unabhängigkeit und für die gemeinsame deutsche Sache gebracht hatte; man verkennt nicht dessen Fortschritte und den in mancher Beziehung so hohen Standpunct seiner intellectuellen Bildung, den es theils sich selbst, theils der Fürsorge seiner Regierung verdankt. Allein um so verhaßter ist die Partei, welche dieses tüchtige Volk unter das erniedrigende Joch der Censur gebeugt hält, welche im Widerspruch mit der Stimmung desselben eine feindselige Politik gegen Polen beobachtet, welche endlich die Einführung der lang versprochenen Verfassung verzögert und dadurch auch den Ruhm des Königs gefährdet, da man im gegenwärtigen Augenblicke die Gewährung der Constitution in ganz Deutschland mit allgemeinem Jubel und als das freiwillige Geschenk eines wohlmeinenden Regenten aufnehmen würde, während dasselbe in der Folge und unter veränderten Verhältnissen gar leicht als durch die Umstände abgenöthigt erscheinen möchte.

Digitized by Google

Die Verfassungsscheu in Preußen ist auch der Grund, warum man noch zur Zeit gegen jedes engere Anschließen an diesen Staat im südlichen Deutschland ein sehr natürliches Bedenken äußert. Eine solche nähere Verbindung, auch wenn sie den Namen einer bloß commerciellen trägt, würde die Berührungspuncte mit der absoluten preußischen Regierung und die Rücksichten vermehren, die man ihr von Seite der anderen Regierungen schuldig zu seyn glaubt. Der hierdurch herbeigeführte lebhaftere Verkehr zwischen den Beamten der verschiedenen Staaten, und namentlich zwischen den höheren Beamten, würde zugleich die Mittel und Wege des preußischen Einflusses vervielfachen. Da jede Constitution eine Schutzwehr gegen einseitige Willkür der Regierung ist, so würde Preußen zwar geneigt seyn, im Sinne des Absolutismus auf die constitutionellen Regierungen einzuwirken, aber diese würden ihrerseits zu Gunsten der Volksfreiheit in Preußen keine besondere Thätigkeit entwickeln. Ueberdieß würde dem preußischen Einflusse, gegenüber jedem kleineren constitutionellen Staate, das natürliche Uebergewicht des Stärkeren über den Schwächeren zur Seite stehen. Darum befürchtet man mit Recht die geheimen Interventionen in den Verfassungsangelegenheiten; man besorgt, daß hierdurch die Entwicklung der constitutionellen Freiheit gestört und gehemmt werde; man ist endlich überzeugt, daß schon der unvermeidliche Glauben an das Daseyn eines solchen Einflusses die Regierungen und ihre Unterthanen entzweien und selbst eingebildete Uebel in wirkliche verwandeln müßte.

Keineswegs geht man jedoch in diesen Ansichten so weit, daß man im Falle eines Eroberungskriegs von Seite Frankreichs wünschen sollte, dem preußischen Staate möge von den übrigen deutschen Staaten die zum Schutze seiner gegenwärtigen Gränzen erforderliche Hülfe versagt werden. Man verlangt nur eine solche engere Verbindung der constitutionellen deutschen Staaten, welche dieselben in den Stand

setzt, auch im Verhältnisse zu den absoluten Regierungen, die dem deutschen Bunde angehören, eine hinlänglich selbstständige Politik beobachten zu können, um nicht gegen die Meinung und Neigung des Volkes zu gehorsamen Werkzeugen in den Händen der Großmächte dienen zu müssen.

Diese Stimmung und diese Ansichten kommen zunächst bei dem Project einer allgemeinen deutschen Handelsvereinigung in Betrachtung. An mehreren Orten Bayerns hörten wir darüber Vieles hin- und herreden, da kurz vorher der großherzoglich hessische Landtagsabgeordnete E. E. Hoffmann, ein bewährter Freund des Vaterlandes, eine Reise durch Deutschland unternommen und allerwärts diese hochwichtige Frage in besondere Anregung gebracht hatte. Darüber ist man allgemein einig, daß die Mauthen im Innern, welche den Wohlstand zerrütten und die Sittlichkeit des Volkes vergiften, ein Unglück und eine Schmach für Deutschland sind und nicht zeitig genug verschwinden können. Auch erkennt man dankbar die Bemühungen der Männer an, durch welche der Abschluß der jetzt bestehenden Handelsvereine und Handelsverträge bewirkt, und somit die commercielle Frage wesentlich vereinfacht worden ist. Ueber die Art und Weise, wie die vollständige Vereinigung zu bewirken, sind dagegen die Meinungen sehr getheilt. Die eifrigen Freunde der Verfassungen und der politischen Freiheit erklären sich aus den angeführten Gründen gegen jedes engere Anschließen an Preußen, so lange Preußen keine Repräsentativ-Verfassung besitzt. Der größere Theil derjenigen, die vorzugsweise die materiellen Interessen im Auge haben, namentlich fast der ganze Handelsstand und was damit in Verbindung steht, dringt überhaupt auf größere Handelsfreiheit und verwirft die hohen Zollsätze sowohl des preußischen, als des bayerisch-würtembergischen Tarifs. Bei Anderen treffen beide Gründe zusammen: sie glauben an keine wahrhafte Befriedigung der materiellen Be-

dürfnisse des deutschen Volks, so lange keine engere politische Vereinigung vorangegangen ist.

Im Allgemeinen ist man daher auch gegen den Vorschlag eingenommen, vorläufig das preußische Zollsystem einzuführen und die nothwendigen Abänderungen durch eine Versammlung von Commissarien der betheiligten Regierungen berathen und beschließen zu lassen. Abgesehen davon, daß es nach Einführung des preußischen Zollsystems schwer halten dürfte, die gewünschten Modificationen auf dem in Deutschland als sehr langwierig bekannten Wege der Unterhandlungen herbeizuführen, glaubt man, daß dem Projecte noch andere Schwierigkeiten im Wege stehen. In keinem constitutionellen Staate darf man nämlich das Volk zu befriedigen, also den wesentlichsten Regierungszweck zu erreichen hoffen, ohne dessen Meinung selbst zu Rathe gezogen zu haben; denn das ist gerade der Sinn der Repräsentativ-Verfassung, daß alles Bedeutende im Staate nicht bloß für das Volk, sondern daß es auch mit dem Volke geschehe. Man ist hiernach genöthigt, das neu einzuführende Zollsystem in den constitutionellen Staaten von der Einwilligung der Landstände abhängig zu machen, und diese werden und müssen um so mehr darauf bestehen, da hier vom wichtigsten ständischen Rechte, von dem der Steuerbewilligung die Rede ist, welches zum Präjudiz künftiger Ständeversammlungen für eine längere Reihe von Jahren vermittelst eines Staatsvertrags beschränkt werden soll. Die Stände dürften also nicht geneigt seyn, die Regierungen zum Abschlusse von Handelsvereinen in der Art zu bevollmächtigen, daß sie ohne vorgängige Prüfung ihren Beschlüssen sich unterwerfen; und wäre dieß dennoch der Fall, so würden sie sicherlich auf den Dank ihrer Committenten nicht rechnen dürfen.*) Unterwirft man nun aber das von den

---

*) Es entsteht hier überhaupt die Frage, ob und in wie weit eine Ständeversammlung berechtigt seyn könne, mit bindender

Regierungscommissarien ausgehende Project eines deutschen Handelsvereinigung der Abstimmung der Ständeversammlungen, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß sich alsdann die besonderen Interessen jedes einzelnen Staates geltend zu machen suchen, und daß die so wünschenswerthe allgemeine Vereinigung auf solche Weise schwerlich zu Stande gebracht wird.

Nach dem Allem sind die Schwierigkeiten in der Wirklichkeit um Vieles größer, als sie in der oberflächlichen Betrachtung vom Schreibtische aus erscheinen möchten. Dennoch dürfte es einen Weg zum Ziele geben, auf welchem die zur Zeit noch widerstreitenden Ansichten und Wünsche der Bewohner des constitutionellen Deutschlands gern sich begegnen würden. Man überlasse den zu bestellenden Commissarien der Regierungen die Ausarbeitung des Projects einer allgemeinen Handelsvereinigung und mache die Einführung desselben und die etwaigen Modificationen nicht von der Einwilligung der einzelnen Ständeversammlungen abhängig, sondern von der Majorität einer gemeinsamen Repräsentation des gesammten constitutionellen Deutschlands, welche durch freie Wahl aus

Kraft für künftige Ständeversammlungen auf dem Wege eines Staatsvertrages über öffentliche Einnahmen verfügen zu lassen. In derselben Weise, wie man hierdurch über einen Theil der indirecten Abgaben disponirt, läßt es sich als möglich denken, daß mehrere Staaten auch über eine gemeinsame Verwaltung und Vertheilung der directen Steuern und der Einkünfte aus Domänen und Regalien übereinkommen, wodurch denn das ständische Recht der Steuerbewilligung vollständig aufgehoben werden könnte. Für den Abschluß eines Handelsvereins, der seine Wirksamkeit über die Dauer einer Finanzperiode hinaus erstrecken und hierdurch die verfassungsmäßigen Rechte der Stände beschränken soll, ist daher jedenfalls erforderlich, daß die verfassungsmäßigen Bedingungen zur Abänderung der Constitution selbst vorhanden seyen.

der Mitte der einzelnen volksvertretenden Versammlungen, nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten, gebildet werden müßte. Der hiernach zu fassende Beschluß würde dann jedenfalls für das constitutionelle Deutschland bindend seyn, und für diejenigen Staaten, die noch für eine Zeit lang mit Preußen in engerem commerciellem Verbande stehen, wenigstens nach Ablauf dieser Zeit Gültigkeit erhalten, wenn nicht zugleich auch mit Preußen eine Vereinbarung bewirkt werden könnte. Selbst in diesem Falle wäre die Lösung der commerciellen Frage für ganz Deutschland sehr vereinfacht, da nun alle constitutionellen Staaten als eine Gesammtheit dastehen und nach Umständen auch mit Preußen das weiter Erforderliche beschließen könnten. Immer würde vielleicht schon jetzt wenigstens ein Handels*vertrag* mit Preußen abgeschlossen werden können, und wenn erst dieser Staat durch Bewilligung einer Verfassung einen Theil der noch bestehenden Hindernisse weggeräumt hätte, würde auch einer vollständigen commerciellen Vereinigung, die alsdann zugleich eine engere politische Vereinigung wäre, wenig mehr im Wege stehen.

Nach allen Erfahrungen über die in den constitutionellen Staaten Deutschlands vorherrschenden Ansichten und Wünsche, dürfte einem solchen Vorschlage die freudige Zustimmung der großen Mehrheit nicht fehlen. Die Freunde der größeren Handelsfreiheit würden die Einführung geringerer Zollsätze erwarten dürfen, da überhaupt im constitutionellen Deutschland die öffentliche Meinung gegen jede übermäßige Beschränkung des Handels entschieden sich ausspricht. Die Freunde der politischen Freiheit würden zu Besorgnissen in Beziehung auf Preußen keine Ursache mehr haben, da hier das constitutionelle Deutschland als eine Gesammtheit handeln und die für den einzelnen Fall gegründete gemeinsame Repräsentation bald auch in anderen gemeinsamen Angelegenheiten ihre Wirksamkeit äußern würde, womit zugleich der Grund zu einer Vertretung des deutschen Volkes vor dem deutschen Bundes-

tage gelegt wäre. Man mag aber die innere und äußere Lage Deutschlands von einer Seite, von welcher man will, betrachten, immer dringt sich die Ueberzeugung auf, daß ohne engeres politisches Band, welches die einzelnen Völkerstämme zur deutschen Nation verbindet und aus dem Vertrauen des Volkes selbst hervorgegangen ist, alle Maßregeln der Regierungen und der Stände mit dem Fluche der Halbheit gezeichnet, und weder die materiellen Interessen, noch die öffentliche Meinung zu befriedigen im Stande sind.

III.

Politische Grillen.

Von Wolfgang Menzel.

Die Menschen sind geneigt, etwas Großes bei viel Kleinem mehr zu loben, als viel Großes bei etwas Kleinem. Ein großer Mann, der einige Schwächen zeigt, ein vortreffliches Buch, das einige Fehler hat, wird weit strenger getadelt, als ein kleiner Mann, der irgend einmal etwas Großes gethan, oder als ein unbedeutendes Buch, das hin und wieder einen guten Gedanken enthält. Es scheint, als ob die Seltenheit des Großen Achtung, der Reichthum des Großen aber Geringschätzung einflöße.

Die legitimsten unter allen Demagogen sind einflußlose Kronprinzen.

Die Jugend sieht immer mehr auf die That selbst, das Alter mehr auf die Folgen.

Alte Staatsmänner lieben und unterstützen junge Staatsmänner nicht gern, wohl aber junge Generale, und doch sind ihnen diese oft am gefährlichsten.

Es gibt eine Gattung von alten Patrioten, die in früheren Zeiten der Noth gute Dienste geleistet haben, die man dann mit Undank vergißt, aber doch wie Spargelder und Pathenpfennige im Vorrathe behält, und die in neuen Zeiten der Noth plötzlich wieder in Curs kommen.

Junge Politiker ahmen gern Andern nach, alte ahmen gern sich selbst nach. Jene experimentiren zu viel, diese zu wenig. Jene wollen Alles neu machen, weil sie selbst neu sind, diese bleiben beim Alten, weil sie selbst alt sind.

Man muß die Furchtsamen nicht vor der That widerlegen, sondern durch die That; dann halten sie uns nicht nur für klüger und muthiger, sondern für Zauberer. Napoleon berieth den Sieg nicht, er commandirte ihn.

Vieles geschieht, was Niemand für möglich gehalten hätte; Vieles ist wahr, was durchaus nicht wahrscheinlich war, und Vieles ist heilsam, was lange Zeit schädlich schien.

Das Genie erkennt nicht eher eine Schranke, als bis es darauf gestoßen ist. Der gemeine Haufe aber sieht jede Wolke für eine eherne Mauer an.

Der Held hat vor dem Weisen das voraus, daß seine Thaten auf demselben Felde geschehen, auf dem der gemeine Haufe sich herumtreibt, während die Gedanken des Weisen sehr oft in Regionen sich bewegen, zu denen der gemeine Haufe sich nicht emporschwingt.

Versuche muß man so viel als möglich im Stillen machen, denn wenn sie öffentlich gemacht werden und mißlingen, hat man selten Freiheit und Muth genug, sie zu wiederholen.

Manches Gute würde nicht geschehen, wenn es nicht cholerischen Menschen Gelegenheit verschaffte, ihren Muth und ihre Talente zu zeigen.

Manche Zions-, Throns- und Freiheitswächter übertreiben die Gefahr, um ihre Vorsicht und ihre Tapferkeit herauszustreichen. Sie malen sich einen recht furchtbaren Gegner in die Luft hin und rühmen sich dann ihrer geschickten Fechterstreiche.

Eine kluge Politik gebietet, nur da Belohnungen auszutheilen, wo sie Sporn zu neuen Diensten werden, aber nie, wo sie dem Diener nur eine behagliche Ruhe gewähren. Nur der wird wohl regieren, der ewig seiner Diener Schuldner bleibt.

Es gibt eine gewisse Grazie des Lasters; wer möchte sie in den Memoiren von Fouché, von Vidocq :c. verkennen? Es ist die Aufrichtigkeit des Lasters, aber es ist doch Aufrichtigkeit, und diese ist immer liebenswürdig.

Man hat in neuerer Zeit einen Neger magnetisirt, und es zeigten sich dieselben Erscheinungen, wie bei einem Weißen. Dieß hätte man schon im Voraus aus der Revolution in St. Domingo schließen können, in welcher die Neger sich so gut, wie die Weißen elektrisiren ließen.

In Deutschland muß die Wahrheit einen Paß haben, sonst hält sie Jedermann für eine Landstreicherin.

Wir leben in einer Zeit, in welcher Wissenschaft und Kunst zu einem bloßen handwerksmäßigen Gewerbe herabgewürdigt werden, indeß sich gemeine Handwerker zum Rang einer Wissenschaft und Kunst emporzuheben trachten. Warum sollte man auch, wenn unter den Gelehrten immer von Brodstudium und Buchhändlerhonoraren die Rede ist, nicht von einer Wissenschaft der Schneiderkunst reden dürfen? Warum sollte man es, wenn die Gelehrten nur an ihren Gehalt denken, dem Schneider vorwerfen, daß er an Ehre denkt.

Der alte Herr von Moser schrieb in seinen Reliquien vom Jahre 1766: „Die Berliner Gelehrten haben sich einen gewissen mystisch=pretiösen politischen Jargon angewöhnt, wozu sie die Grammatik noch zur Zeit vor sich behalten.“ Das paßt auf das Jahr 1829 noch eben so gut, als ob es heute geschrieben wäre.

Wenn es irgend einen Vortheil brächte, daß zweimal zwei nicht vier gäben, so würden genug Dialektiker kommen und beweisen, daß zweimal zwei nicht vier geben. Wie mancher politische Satz ist nicht eben so ausgemacht, als das Einmal Eins, aber man bestreitet ihn aus Interesse.

Wenn der Deutsche sich müde gedacht hat, das Unmögliche möglich zu finden, so fängt er von vorn wieder an, das Natürlichste für unmöglich zu halten.

Wenn der dümmste Satz von der Welt nur mit einer gewissen Feierlichkeit ausgesprochen wird, so versteht der Deutsche die Kunst, eine tiefe Weisheit oder wenigstens eine tiefe Poesie darin zu finden.

Es giebt nichts Dummes und Verkehrtes in der Welt, das man nicht durch Goethe'sche Schönfärberei oder Hegel'sche Sophistik in etwas Vortreffliches umdichteln oder umraisonniren könnte. Die beiden genannten Männer haben es möglich gemacht, daß Alles, auch das Abgeschmackteste, für poetisch schön und philosophisch wahr ausgegeben und gehalten werden kann. Noch nie hat Schein und Lüge so meisterlich verstanden, sich an die Stelle der Wesenheit und Wahrheit zu drängen. Woher mag es aber wohl kommen, daß beide in der vornehmen Philisterei ihrer politischen Ansichten so genau übereinstimmen? Gewiß nur deßwegen, weil wie die Wesenheit und Wahrheit, so auch der Schein und die Lüge immer nur Eins sind.

Gewiß kommt einmal die Zeit, wo man einsehen wird, daß Geschmack und Verstand das Schlechte nicht beschönigen können, daß vielmehr alles Schlechte auch nothwendig geschmacklos und dumm ist.

Binnen zweihundert, vielleicht schon binnen hundert Jahren wird man vieles Unwürdige an Goethe mit der Geschmacklosigkeit und vieles Lügenhafte an Hegel mit der Dummheit unserer Zeit entschuldigen.

Wir besitzen jetzt eine preußische Philosphie von Hegel und eine östreichische von Friedrich Schlegel. Da einmal der Grundsatz galt: cujus regio, ejus religio! warum sollte nicht auch der Grundsatz gelten: cujus regio, ejus philosophia?

Politiker haben dem Zwange die Freiheit und Theologen dem Buchstaben die Vernunft kuppeln wollen; allein im Leben selbst läßt sich nicht Alles, wie in einem Buche, zusammenkleistern.

Digitized by Google

I.

Verhandlungen der schweizerischen außerordentlichen Tagsatzung von 1831.

Von Dr. . . . r.

(Fortsetzung.)

Wir haben in dem Mai-Hefte der politischen Annalen die Verhandlungen der außerordentlichen eidgenössischen Tagsatzung vom 23sten Christmonat 1830 bis 23 März 1831 geliefert, und geben hier die Fortsetzung bis zu dem am 6 Mai erfolgten Schlusse dieser Tagsatzung. Wir fassen, wie früher, die zwei Hauptgesichtspuncte in das Auge, nämlich die innern Angelegenheiten und Verhältnisse der Eidgenossenschaft und ihre Verhältnisse zum Auslande in Bezug auf die Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit und Neutralität.

Betreffend den ersten Punct, so war es nur ein Kanton, welcher der Bundesversammlung während dem Zeitraume, über welchen sich gegenwärtiger Bericht ausdehnt, Stoff zur Berathung darbot, nämlich der Kanton Schwyz. Schon früher war der Tagsatzung, wie bereits unsere letzte Berichterstattung gemeldet, auf Verlangen der Gesandtschaft von Schwyz, ein an den Vorort gerichtetes Memorial der schwyzerischen Bezirke March, Einsiedlen, Küßnacht und Pfäffikon vorgelegt worden, worin diese eine auf gleichmäßige Repräsentation gegründete Kantonsverfassung begehren.

Die Tagsatzung fand damals noch keinen Grund in den Gegenstand einzutreten. Vielfach wurde aber der Wunsch billiger Berücksichtigung dieses Begehrens ausgesprochen. Die Bezirks-Landsgemeinde von Schwyz wies jedoch am 23 Januar das Begehren von sich ab, mit der Erklärung: an der Uebereinkunft von 1814 festzuhalten, und nur auf ihre Grundlagen eine Verfassung entwerfen zu lassen.

Sodann beschloß die Bezirks-Landsgemeinde von March am 20sten und jene von Einsiedlen und Pfäffikon am 28 Februar darauf hin, die Uebereinkunft von 1814 als theils unerfüllt, theils gebrochen, weiter nicht mehr für verbindlich zu betrachten, gegen jede nicht auf dem Grundsatze vollkommener Rechtsgleichheit beruhende Verfassung zu protestiren, und sich bis dahin zwar nicht vom Gebiete, aber von der gemeinschaftlichen Verwaltung des Kantons Schwyz zu trennen. Mit Ausnahme des letztern Punctes stimmte diesen Beschlüssen auch die Bezirks-Landsgemeinde von Küßnacht unterm 2 März letzthin bei. Davon machten die Vorsteher der vier Bezirke dem Vororte Mittheilung. Mehrere Versuche des Präsidenten desselben, in Minne die Sache beizulegen, blieben fruchtlos. Mittelst Schreibens vom 2 April gab der provisorische Landrath der vereinigten Bezirke March, Einsiedlen und Pfäffikon dem Vororte Kenntniß von seiner Constituirung, so wie daß auf den 11 April eine Sitzung des Kantons-Landraths angesetzt sey, die aber die Rathsglieder der äußern Bezirke schon darum nicht besuchen werden, da sie für ihre persönliche Sicherheit fürchten müßten. Eine von Herrn Landammann Reichli von Schwyz, der eben in Luzern anwesend war, auf Veranstaltung des vorörtlichen Staatsraths gegebene beruhigende Zusicherung erreichte ihren Zweck nicht, und der Kantons-Landrath vom 11 April blieb von den genannten Bezirken unbesucht. Bei dieser Lage der Dinge wollte der vorörtliche Staatsrath nicht länger zögern, die oberste Bundesbehörde davon in Kenntniß zu setzen. Bei der in der-

selben hierüber stattgehabten Umfrage erklärte die Gesandtschaft von Schwyz den vorörtlichen Bericht als treu und unparteiisch abgefaßt, und vervollständigte denselben dahin, daß der Kantons-Landrath am 11ten eine nochmalige Einladung an die äußern Bezirke beschlossen habe. Sollte auch diese ohne Erfolg seyn, so werde die Regierung von Schwyz, gestützt auf den Art. 11 des Bundes, die eidgenössische Garantie anrufen. Bis dahin möchte die Tagsatzung nicht in den Gegenstand eintreten.

Instructionsgemäß eröffnete die Gesandtschaft von Glarus den Wunsch ihrer hohen Regierung für einen freundschaftlichen Zusammentritt zwischen Abgeordneten des innern und der äußern Bezirke, unter Vermittlung von Magistratspersonen benachbarter Kantone.

In diesem Sinne sprachen auch die Gesandten von Zug, Freiburg, Solothurn, Appenzell-Außerrhoden; St. Gallen, Thurgau, Tessin, Zürich, Uri und Luzern. Thurgau und Zürich, in Folge erhaltener Instruction, wie Glarus. Die Gesandten von Schaffhausen hingegen, von Unterwalden, Aargau, Wallis, Neuenburg und Bern wollen keinerlei Instruction, so lange sie die Regierung von Schwyz nicht verlangt.

Die Gesandtschaften der erstgenannten Stände, mit Ausnahme von Zürich — das eher weiter zu gehen wünschte und sich das Protokoll offen behielt — und mit Hinzuthun von Obwalden und Aargau, vereinigten sich in folgendem, vom Herrn Gesandten von Glarus in Modification seines frühern Votums nachhin vorgeschlagenem Beschluße: „Da der Erfolg der am 11ten letzthin vom Landrathe zu Schwyz beschlossenen erneuerten Einladung an die äußern Bezirke dieses Kantons zu einem gemeinsamen Zusammentritte noch nicht bekannt ist, und mithin die Hoffnung, daß eine freundschaftliche Verständigung unter den einzelnen Bezirken, aus denen der Kanton Schwyz besteht, zu Stande

kommen könne, noch nicht als völlig erschöpft angesehen werden kann, so hält die Tagsatzung den gegenwärtigen Zeitpunct noch nicht für geeignet, um über den vom Vororte vorgelegten, auf die Verhältnisse des Kantons Schwyz bezüglichen Bericht einzutreten, sondern sie gewärtiget vielmehr, daß es dem eidgenössischen Vororte gelingen werde, ohne zu lange Zögerung überall mit seinen weitern Bemühungen für Ausgleichung auf dem Wege freundschaftlicher Verständigung der im Kanton Schwyz obwaltenden Umstände dermaßen Eingang zu finden, daß die letztern ohne Dazwischenkunft der obersten Bundesbehörde auf eine befriedigende Weise beseitiget werden können."

Nidwalden, Schaffhausen, Bern, Wallis, und Neuenburg stimmten gegen diesen Beschluß; Waadt und Basel sahen den Gegenstand zur Behandlung von Seite der Tagsatzung noch nicht für geeignet. Genf behielt sich das Protokoll offen. Appenzell-Innerrhoden war abwesend.

In der zwei und vierzigsten Sitzung, den 19 April — wo das Protokoll vom 15ten verlesen wurde, glaubten die Gesandtschaften von Aargau und Solothurn in der, Schwyz betreffenden Schlußnahme den Ausdruck „ohne Dazwischenkunft" irrig aufgenommen, und erklärten, daß sie nur zum Ausdrucke „ohne weitere Berathung" gestimmt haben und stimmen können. Obwohl von den übrigen Gesandtschaften die Fassung des Protokolls als richtig anerkannt ward, so stimmten dennoch um größere Mehrheit zu erzielen, zwölf Gesandtschaften, nämlich: Zürich, Solothurn, Aargau, Tessin, Thurgau, Basel, Graubündten, Freiburg, Glarus, Luzern, Zug, Uri und die Gesandtschaft von Obwalden zu dieser Modification. Zürich und Thurgau unter Vorbehalt, daß das ihr früheres Votum nicht schwächen soll, Luzern mit der Erläuterung, daß daraus nicht gefolgert werde, als ob dießfalls gar keine Dazwischenkunft der Tagsatzung statt finden könne.

In der 43sten Sitzung vom 26 April gab der Herr Gesandte von Zürich die Erklärung zu Protokoll, daß wenn aus dem, in der Angelegenheit des Kantons Schwyz letzthin gefaßten Beschlusse böse Folgen entstehen sollten, sein hoher Stand aller Schuld daran sich entschlagen wissen wolle. Das Präsidium benutzte diesen Anlaß der hohen Versammlung von dem durch den Vorort eingeleiteten dießfallsigen Vermittlungs-Versuche Kenntniß zu geben, laut welchem die Regierung von Schwyz in hartnäckiger Ablehnung jeden fernern Versuches zu freundschaftlicher Ausgleichung, mit Hinweisung auf den Art. 1 der Bundesacte, die eidgenössische Garantie für die im Jahre 1821 in das eidgenössische Archiv aufgenommene Kantonsverfassung anzurufen für gut gefunden hat.

Die Gesandtschaft von Luzern legte der Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 14 April die neue Verfassung dieses Standes vor, mit dem Ansuchen um deren Aufnahme in das eidgenössische Archiv und die Gewährleistung derselben. Ein Gleiches geschah in der nämlichen Sitzung ab Seite der Gesandtschaften von Freiburg und Solothurn in Betreff der neuen Verfassungen dortiger hohen Stände; da sich sämmtliche Gesandten ohne daherige Instructionen befanden, so wurde der Gegenstand bis zur nächsten ordentlichen Tagsatzung verschoben.

Angehend den zweiten Hauptpunct, die Verhältnisse der Eidgenossenschaft zum Auslande und die Behauptung ihrer Unabhängigkeit und Neutralität, — so fuhr die Tagsatzung stets fort, der Entwicklung der militärischen Kräfte der Schweiz, gemäß den in Bern gefaßten Beschlüssen, so wie ihrer Stellung zu den auswärtigen Staaten, ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Sie ließ sich fortan über den Erfolg der angeordneten eidgenössischen Inspectionen in den verschiedenen Ständen Bericht erstatten. Sie vernahm diese Berichte des eidgenössi[sch]en Kriegsraths in ihren Sitzungen vom

5ten, 9ten, 12ten, 14ten, 19ten und 26 April. Bei der Inspection im Kanton Neuenburg hatten sich im Rudolphsthale einige Unordnungen ergeben; viele Soldaten erschienen ohne Uniform, einige aus Frankreich heimgekehrte in französischer Uniform und Cocarde; es wurde sogar der eidgenössische Inspector beschimpft. Die Tagsatzung sprach hierüber ihr Bedauern und Mißfallen aus, und die Erwartung, daß die Regierung von Neuenburg ernsthaft einschreiten, Genugthuung verschaffen und die Fehlbaren strafen werde, — was auch seither geschehen ist. — Wenn schon fast keiner der vernommenen Inspections-Berichte vollkommen, so waren doch fast alle mehr oder weniger befriedigend. Am allerwenigsten mochte wohl der Bericht über die Inspection des Kantons Schwyz befriedigen. Es ergab sich, daß, neben mangelhafter Kleidung und gänzlichem Mangel an militärischer Bildung, ungefähr zur Hälfte auch das Materielle abging; fast die Hälfte der dienstpflichtigen Mannschaft, nämlich jene aus den äußern Bezirken, war gar nicht zur Musterung erschienen, und die Mannschaft, die zur Musterung anwesend war, wurde vom Inspector so zu sagen als dienstunfähig erklärt.

Einmüthig beschloß die oberste Bundesbehörde, in Bezug auf das Materielle, die allgemeine, an alle übrigen Stände erlassene Einladung zur schleunigen Ergänzung des Mangelnden auch an den Stand Schwyz, jedoch in verstärktem Maße, zu erlassen, im Uebrigen aber den Kriegsrath aufzufordern, die unvollständige Inspection im Kanton Schwyz zu vervollständigen, und über sich allfällig ergebende Hindernisse zu berichten. — Der Stand Graubündten hatte, in Berücksichtigung der besondern topographischen Lage seines Gebietes, um Erlaß der Inspection des Personellen seines Contingents nachsuchen lassen, indem er sich übrigens zur Inspection des Materiellen bereit zeigte, und dafür zu sorgen versprach, daß die Waffenübungen stattfinden.

Die Tagsatzung hätte um so lieber den von dem Stande Graubündten angebrachten Gründen Rechnung tragen mögen, da derselbe in Organisation der Landwehr außerordentliche und höchst lobenswerthe Anstrengungen gemacht hat; allein um der Consequenz willen fand man dennoch unzulässig, dem gestellten Ansuchen zu entsprechen, dem Kriegsrathe jedoch überlassend, in Bezug auf Art und Weise der Inspection die angemessenen Erleichterungen eintreten zu lassen. — So wie sich die Tagsatzung über die Inspectionen fortwährend Bericht erstatten ließ, so erließ sie auch (am 19 April) an den Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen und das Kriegscommissariat die Einladung zur Berichterstattung, — an erstern über den personellen Zustand des Generalstabs und die zur Vertheidigung des Vaterlandes getroffenen Anordnungen und Einleitungen, — an letzteres aber, an das Kriegscommissariat, über seine Einrichtungen und die Verwendung der ihm bewilligten Credite. Gleichzeitig wurde dem Kriegsrathe ein genereller Bericht über die eidgenössischen Inspectionen und über die für die Abhülfe der sich ergebenen Mängel getroffenen Maßregeln abgefordert.

Alle diese drei Berichte wurden der hohen Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 28 April vorgelegt; dieselben gewährten ihr wesentliche Beruhigung und die Ueberzeugung, daß die in Dienst berufenen Stäbe der Vertheidigung des Vaterlandes ernstes Nachdenken und unablässige Beschäftigung widmen, und daß die Einberufung dieser Stäbe allerdings sehr zweckmäßig gewesen sey. — Wir hatten schon in unserm frühern Berichte anzuzeigen, daß der vom Kriegsrathe gemachte Antrag zur Einführung des effectiven Major=Grades in allen eidgenössischen Stäben einer Commission zur Begutachtung überwiesen worden sey. In der Sitzung vom 29 April vernahm sodann die Tagsatzung die Eröffnung des Kriegsraths, daß er seinen Antrag bis zur nächsten ordentlichen Sitzung der Tagsatzung zu verschieben gedenke, jedoch für noch drei Vor=

schläge zu Majors im eidgenössischen Artilleriestab ermächtiget zu werden wünschte. — Außer diesen, in Folge ertheilter Ermächtigung und sofort erhaltenen Vorschlages getroffenen Ernennungen (5 April) und der Ernennung eidgenössischer Oberstlieutenants im Quartiermeisterstabe (den 15 März) wurden keine andern eidgenössischen Officiere ernannt.

In ihrer Sitzung vom 12 April wurde die oberste Bundesbehörde vom Kriegsrath auf zwei Projecte aufmerksam gemacht, die der eidgenössische Herr Oberbefehlshaber mit dem Chef des Generalstabs und dem Commandanten der Artillerie ausgearbeitet hatte, das eine über den Zusammenzug der Cadres der gesammten Artillerie zu Thun. Der Kriegsrath stellte auf einleuchtende Weise dar, daß nur durch einen solchen, wenn auch kurze Zeit andauernden Zusammenzug der verschiedenen Cadres der Bundesarmee den eidgenössischen Streitkräften die unentbehrliche Beweglichkeit gegeben, und in dieselben die erforderliche Schlagfertigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung gebracht werden könne. Der Bericht des Kriegsraths, nebst den daherigen Projecten, wurde den Gesandtschaften zur Einholung von Instruction mitgetheilt, und am 3 Mai stimmten Luzern, Bern, Aargau, Waadt, Neuenburg und Genf, denen später noch Basel, Zürich und Appenzell-Außerrhoden folgten, zum projectirten Zusammenzuge der Cadres. Gegen das Project erklärten sich schon damals die Stände Uri, Unterwalden, Freiburg und Schaffhausen; mehrere Stände waren noch ohne Instruction.

Eine befremdliche, ja bedauernswürdige Erscheinung im Schoße der Tagsatzung mußte jedem Eidsgenossen, der sein Vaterland, zumal in Tagen der Gefahr, durch Einheit stark und kräftig sehen möchte, die Eröffnung seyn, die der Gesandte von Uri in Betreff des besprochenen Zusammenzug's der Cadres, in der Sitzung vom 5 Mai machte, und die dahin ging: es könne nach dem Dafürhalten seines hohen

Standes, die Mehrheit keine für die Minderheit verbindliche Schlußnahme fassen, da die Tagsatzung so außerordentliche Maßregeln anzuordnen nicht berechtiget, die Pflicht der militärischen Bildung und Einübung der Truppen Sache der einzelnen Kantone, nicht aber des Bundes sey, und zu diesem Zwecke keine gemeineidgenössischen Gelder verwendet werden dürfen.

Dieser Erklärung trat auch der Gesandte von Unterwalden bei. Beide fügten jedoch in Folge einer daherigen Erörterung bei, daß sie keineswegs eine Verwahrung, sondern nur eine Ansicht ihrer hohen Standesregierungen zu Protokoll geben wollen, welchem gegenüber hinwiederum das hohe Präsidium und viele Gesandtschaften zu Protokoll gaben, daß nach ihrer Ansicht laut Art. 8 des Bundesvertrags dieses Recht der Tagsatzung allerdings zustehe, und daß dieses Recht durch die Erklärung von Uri und Unterwalden durchaus nicht geschwächt werden soll.

Zur Zeit unseres letzten Berichts waren auf das Aufgebot des Oberbefehlshabers drei Bataillone aus den Kantonen Waadt, Wallis und Genf in activen Dienst berufen und an der Gränze gegen Savoyen aufgestellt. Diese Truppenaufstellung war durch Anhäufung von piemontesischen Flüchtlingen in dortiger Gegend veranlaßt worden. Da aber diese Flüchtlinge sich wieder zerstreut hatten, also der Grund der Aufstellung von Truppen an der Gränze weggefallen war, so beschloß die Tagsatzung am 9 April die Entlassung der drei Bataillone.

Eine neue Truppenaufstellung wünschte der Herr Oberbefehlshaber im Tessin und auf dem Simplon, als durch Todfall der Thron von Sardinien erledigt worden war, sich derwegen Verwicklungen entspinnen zu wollen schienen, und die östreichischen Truppen in der Lombardei sich stets vermehrten. Vorzüglich um die ökonomischen Kräfte zu schonen, und weil man nach der letzten Erklärung Oestreichs nicht glauben konnte,

daß seine Truppenanhäufungen in der Lombardei der Schweiz gelten, fand die Mehrheit der Gesandten (am 5 Mai) die Abschickung von Truppen nach den Kantonen Tessin und Wallis vor der Hand noch für unnöthig; dem Herrn Oberbefehlshaber wurde jedoch seine Aufmerksamkeit verdankt und Fortsetzung derselben sowohl ihm als dem Vororte, so wie Anordnung der nöthigen Maßregeln, je nach sich ergebenden Umständen empfohlen.

In der Sitzung vom 28 April vernahm die Bundesversammlung auch in Betreff der theils angeordneten, theils noch anzuordnenden Feldbefestigungs-Arbeiten einen umständlichen Bericht des eidgenössischen Kriegsraths, mit welchem Berichte ein Creditbegehren von 100,000 Fr. nachgesucht wurde. Dieser Credit wurde in Erwägung der vom Kriegsrathe gegebenen Zusicherung, daß er nicht überschritten werden soll, bewilligt, jedoch beschlossen, daß weitere weniger wichtige Feldbefestigungs-Arbeiten, den im Conclusum vom 29sten Christmonate vorgesehenen Fall der Dringlichkeit ausgenommen, nicht angefangen werden sollen, bevor der Credit dafür nachgesucht sey.

Wegen Anschaffung von Grund und Boden, auf welchem diese Feldbefestigungen angelegt werden, soll der Kriegsrath sein Gutachten nebst Kostenüberschlag dem Vororte mittheilen, damit dieser die Stände zur daherigen Instructions-Ertheilung an ihre Gesandten auf die nächste ordentliche Tagsatzung einlade.

Zur Bestreitung des bewilligten Credits von 100,000 Fr. wurde verordnet, daß ein Neuntheil des Geldcontingents von den Ständen, eben so viel aus der eidgenössischen Kriegscasse bezogen, und der Ueberschuß auf neue Rechnung getragen werden soll. Der Gesandte von Obwalden wollte, daß die Stände nichts mehr bezahlen sollen, bis die eidgenössischen Cassen vollständig erschöpft seyen.

Bei diesem Anlasse erwähnen wir auch eines Antrags,

den instructionsgemäß in gleicher Sitzung der Gesandte von Tessin eröffnete, daß nämlich die sämmtlichen eidgenössischen Kriegsgelder angeliehen werden, und bei solchen Anleihungen die eidgenössischen Regierungen immerhin den Vorzug haben sollten, als worüber die Einholung der Instruction der Stände auf die nächste Tagsatzung beschlossen worden ist.

So wie alle übrigen eidgenössischen Behörden, so wurde auch der eidgenössische Verwaltungsrath zur Erstattung eines Berichts über seine Verrichtungen eingeladen. Dieser Bericht erfolgte am 16 April auf befriedigende Weise, und ein Antrag dieser Behörde für Ermächtigung zur Auswechslung der französischen sechs Livresthaler wurde genehmigt.

Der Anlaß des Administrations-Wechsels hinsichtlich der in Luzern deponirten eidgenössischen Kriegsgelder wurde benutzt, zu allseitiger Beruhigung deren Verification in Beiseyn der Gesandtschaften der Mitvororte und Abgeordneten des eidgenössischen Verwaltungsrathes vorzunehmen, deren befriedigendes Ergebniß das Präsidium, mittelst eines Verbalprocesses zur Kenntniß der hohen Bundesversammlung zu bringen, in ihrer letzten Sitzung im Falle war.

Wir meldeten bereits früher die beruhigende Beantwortung der eidgenössischen Neutralitätserklärung ab Seite der Höfe von Frankreich, Bayern, Baden und Oestreich; die letztere schien jedoch einer erwidernden Note zu bedürfen, welche von der Tagsatzung am 22 März erlassen worden ist. Später wurde der Tagsatzung die ebenfalls vollkommen befriedigende Antwort der Höfe von Sardinien und Großbritannien überreicht, jene in ihrer Sitzung vom 14ten, diese in der Sitzung vom 19 April.

Noch ermangeln wir nicht, eines Anerbietens zu erwähnen, welches mehrere in Frankreich wohnende Schweizer durch den schweizerischen Geschäftsträger in Paris machen ließen, und welches dahin ging, ein Corps Freiwilliger zu bilden, um im Falle eines Angriffs auf ihr schweizerisches Vaterland dem-

Digitized by Google

selben zu Hülfe zu eilen, so wie auch zu gleichem Zwecke eine Subscription auf Geldbeiträge in Frankreich zu eröffnen. Die Tagsatzung beschäftigte sich hiemit am 9 April; sie ertheilte dem Vororte den Auftrag, auf eine die vaterländischen Gesinnungen der betreffenden Schweizer anerkennende und belobende Weise zu antworten und zu verdeuten, daß in Tagen der Noth und Gefahr keinem Eidgenossen der Eintritt unter die Schaaren der Vaterlandsvertheidiger versagt werden, so auch jede Gabe willkommen seyn würde, daß man aber Bedenken trage, selbst im Auslande die Errichtung von Freicorps zu veranlassen oder zu begünstigen.

Mehr als einmal beschäftigte sich die Tagsatzung mit der Frage ihrer Vertagung, namentlich am 29 März, 16 April und 5 Mai. Nachdem früher, theils verwickelte, Gefahr drohende Verhältnisse im Auslande und im Innern der Schweiz, theils unerledigte Geschäfte vom Vertagungsbeschlusse abhielten, so kam dieser, nach Erledigung der vorgelegenen Geschäfte, am besagten 5 Mai auf unbestimmte Zeit zu Stande. In zwei Sitzungen berieth sodann die Bundesversammlung noch am 6 und 7 Mai die außerordentlichen, während der Dauer der Vertagung dem Vororte zu ertheilenden, von der Siebnercommission vorberathenen Instruction, worauf die Sitzungen als geschlossen erklärt wurden.

Es hat in der Eidgenossenschaft die öffentliche Ordnung im Vaterlande sich fast allenthalben wieder gestaltet, und bange Besorgnisse, deren man sich bei der stets drohenden Gefahr von Außen und den politischen Wirren von Innen kaum erwehren mochte, sind zum größten Theile verscheucht. Außer Luzern, Freiburg, Solothurn und Basel war am 20 März noch in keinem andern Stande das neue Grundgesetz aufgestellt und angenommen. Seither geschah dieses in den Kantonen Zürich, St. Gallen, Thurgau, Aargau und Schaffhausen. Der Verfassungsrath von Waadt hat

seine Arbeit vollendet, und an der Zustimmung des Volks wird kaum gezweifelt.

Die Unruhen in Wallis scheinen nicht von Bedeutung. In Bern gehen die Verfassungsarbeiten einen etwas langsamen Gang, mögen sie bald zu einem glücklichen Ziele geführt werden.

Traurige Wehmuth und Besorgniß erregende Zerrissenheit herrscht im Kanton Schwyz, bedenkliche Spannung im durch Waffengewalt zur Ruhe gebrachten Kanton Basel. Möchten endlich die heißen Wünsche aller unbefangenen Eidgenossen, weise Nachgiebigkeit gegen gerechte Ansprüche bei der Regierung des erstern, — Mäßigung im Siege und Vergessenheit des Geschehenen bei der Regierung des letztern dieser beiden hohen Stände bewirken und neue drohende Stürme abwenden.

II.

Die Thronentsagung des Großfürsten Constantin und ihr Einfluß auf das Königreich Polen, nebst Unterscheidung der polnischen von den russischen Verschwörungen.

Von Dr. Paulus.

In einem wichtigen Momente der neuesten Zeitgeschichte Rußlands und Polens ist es eine Art von Räthsel — wer wunderte sich nicht, — daß nach dem unerwartet schnellen Tode des Kai-

sers Alexander der zweite Bruder, ungeachtet ihm die Thronentsagung des ersten nicht unbekannt war, dennoch zu Petersburg für diesen die Huldigung einnehmen ließ? Der am 26 Dec. 1825 dort (erfolglos) begonnene Aufstand hatte aus der fast vierwöchentlichen Ungewißheit über den Thronfolger wenigstens einen für Manche blendenden Vorwand nehmen können.

Nach den so eben an einem Orte, wo man es schwerlich sucht (im Heft V. von der „Geschichte der geheimen Verbindungen neuester Zeit.“ Leipzig 1831), zusammengestellten Actenstücken ist es nur aus der streng legalen und religiösen Denkart des nunmehrigen Monarchen zu erklären, daß er vorerst „alle Gerechtigkeit erfüllen wollte,“ ehe er die Würde und Bürde des Herrscheramts als die von Gott und den gesetzlichen Verhältnissen ihm bestimmte Lebenspflicht zu übernehmen sich entschloß. Dieser individuelle Charakter ist ein Phänomen der Zeit. Nicht sich anmaßen, einer von Gott gegebenen Bestimmung vertrauen, deßwegen aber auch von derselben entschieden gewiß seyn zu wollen, — dieß sind Züge eines seltenen, in sich hochachtbaren Charakters. Ein solcher wird sodann mit Entschlossenheit handeln. Nur darauf kommt für das wahrhaft Gute Alles an, daß der von einer göttlichen Bestimmung Ueberzeugte auf keine Weise überredet werde, einen gegebenen, aber großer Verbesserung bedürfenden Welt- oder Staatenzustand, insofern er ein Gegebenes ist, für das Göttlichbestimmte zu halten, welches mit aller Gewalt unabänderlich stabil gemacht werden müsse.

Erst als das, was unter früheren bedingten Verwickelungen der Umstände von dem Großfürsten Constantin als Czaars-Sohn (Cesarewitsch) erklärt worden war, jetzt unter unbeschränktern Verhältnissen mit allen Zeichen eines freien Entschlusses wiederholt erschien, trat Nicolaus in die große, schwere Laufbahn. Die darin bei mehreren Anlässen bewiesene Beharrlichkeit läßt sich hieraus psychologisch begreiflicher

Digitized by Google

machen. Er hatte selbst erst dem ältern Bruder gehuldigt, um „Ehrfurcht vor dem Grundgesetze des Vaterlandes zu be„weisen,“ und weil „die Thronentsagung nicht öffentlich be„kannt gemacht war und nicht Gesetzeskraft erhalten hatte.“ Er bewies demnach, auf einer sonst für Leidenschaft gewiß sehr gefährlichen Stufe, daß er dem, was er für Pflicht hielt, zu gehorchen wisse. Wer selbst dem Rechten zu gehorchen weiß, der gewinnt ein großes Vorurtheil für sich, daß er auch nur für das Rechte Gehorsam fordern werde. Nichts bleibt sehnlicher zu wünschen übrig, als daß ein solcher in den wichtigsten Fällen das, was das Rechte sey, richtig genug erkenne, und vornehmlich, daß nicht das umstrickende Netz politischer Verknotigungen ihm den Vorsatz, das Rechte mit Ueberzeugungstreue und mäßigender Klugheit zu vollbringen, dennoch allzuschwer mache.

Auf jeden Fall ist, wenn ein solcher Charakter auf der höchsten Bühne der Weltbegebenheiten steht, eine wichtige Hoffnung geöffnet, nämlich diese, daß, wenn ein solcher Erhabener doch nur nach Ueberzeugung seine Pflicht zu thun den Willen hat, er auch gern das einzige Mittel, für Wahrheit überzeugt zu werden, die Mittheilungsfreiheit für und gegen alle denkbaren Ueberzeugungsgründe gern zugeben, und mehr als bloß zugeben, vielmehr sie rechtlich beschützen und fördern werde.

Schon um dieser Betrachtungen willen scheint uns der Rückblick auf einen Zeitpunct, wo Kaiser Nicolaus seine Charakterbestimmung zum Regenten zuerst veröffentlichte, bei der jetzt möglichen authentischen Darstellung der Vorgänge, ebenso zeitgemäß als irgend eine der allerneuesten Zeitentwicklungen. Ueberdieß aber ist an eben diese Geschichte der Gesinnung, mit welcher Nicolaus den Herrscherthron von Rußland bestieg, auch der Uebergang historisch angereiht, wie er damals zugleich seine Verbindlichkeiten, das unter an-

dern Bedingungen ihm sich anvertrauende Polen als ein constitutioneller König zu regieren, feierlich und unwiderruflich anerkannte und erneuerte.

Der Zusammenhang der urkundlich zu beleuchtenden Vorgänge ist folgender:

Kaiser Alexander hatte keine der Thronfolge fähige Nachkommen. Seit den letzten Kriegen in Westen hielt man bereits den Großfürsten Constantin für den präsumtiven Thronerben. Doch auch er hatte keine solche Kinder. Er lebte sogar von seiner Gemahlin getrennt. So lange er also von dieser nicht förmlich geschieden und wieder vermählt war, konnte mit aller Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden, daß die Nachkommen des zweiten Bruders von Kaiser Alexander, des damaligen Großfürsten Nicolaus, zur Thronfolge gelangen würden. Als eine Tochter des Königs von Preußen ihn 1817 heirathete, war für sie die Hoffnung, Mutter der spätern Beherrscher von Rußland zu werden, entschieden; bereits 1815 sagten wohlunterrichtete Personen ganz laut: Alexander habe dem Könige von Preußen versichert, seine Tochter würde Kaiserin von Rußland werden, indem sein Bruder Constantin (schon damals?) auf die Thronfolge Verzicht geleistet hätte. Doch ward darüber amtlich nichts bekannt. Erst als 1820 Constantin, von der Liebenswürdigkeit der Gräfin Grudzinska gefesselt, sich entschloß, eine neue Ehe einzugehen, ward für ihn eine förmliche Trennung von seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Sachsen-Koburg, nothwendig. Diese Familienangelegenheit konnte ohne Genehmigung des Hauptes der Dynastie nicht bewirkt werden. Mag es, um diese Genehmigung zu erhalten, geschehen oder schon früher eingeleitet gewesen seyn, Constantin entsagte jetzt dem Throne von Rußland. Am 2 April 1820 ward die erste Ehe Constantins durch einen kaiserlichen Ukas getrennt. Welche Urkunde dagegen Constantin ausstellte, ist noch nicht bekannt.

Seine am 24 März 1820 eingegangene Ehe mit Johanna

hanna Gräfin Grudzinska, welche zur Fürstin Lowicz erhoben wurde, war nur Ehe zur linken Hand, und die etwa aus derselben zu erwartenden Nachkommen wären ohnehin zur Thronfolge unfähig gewesen. Auch bei dem Stillschweigen über die erfolgte Entsagung wußte man dieß. Im Stillen aber stieg die Erwartung, daß der älteste Sohn der preußischen Prinzessin, welche mit Nicolaus vermählt war, der Stammhalter des russischen Kaiserhauses werden würde. Hiebei hatten die Polen, wenn sie auch Constantin nicht liebten, die Aussicht, nach dem Tode Alexanders eine Landsmännin als Gemahlin des Kaisers von Rußland und Königs von Polen zu sehen. Manche glaubten sogar, daß diese ihre Landsmännin wenigstens in Polen als Königin anerkannt werden würde; da selbst zu einem Könige von Polen höhere Geburt nicht erforderlich gewesen wäre. Ja Viele glaubten, daß die Nachkommen Constantins und dieser Polin die polnische Krone als eine Secundo=Genitur Rußlands erhalten würden, und auf diese Weise Polen, da der Nationalcharakter der Russen sowohl wie der Polen eine wahre Vereinbarkeit unmöglich zu machen scheint, ein so viel möglich gesondertes Reich werden könnte. Aber auch diese Ehe Constantins war unfruchtbar, und alle Reisen in die Bäder von Ems waren fruchtlos.

Jetzt beginnt das weniger Erklärbare! Noch hatte diese Ehe der Liebe nicht zwei Jahre bestanden, so erfolgte eine förmliche Entsagung auf die Rechte der Geburt von Constantin in folgendem Schreiben an den Kaiser Alexander:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ermuthigt durch die mannichfachen Beweise der Huld Ew. kaiserl. Majestät gegen mich, wage ich selbige noch einmal in Anspruch zu nehmen, und folgende unterthänigste Bitte zu Allerhöchstderen Füßen zu legen. Da ich mir weder

den Geist noch die Fähigkeit zutraue (!), welche erforderlich seyn würde, wenn ich einst die hohe Würde bekleiden sollte, auf die ich durch meine Geburt ein Recht haben dürfte, so bitte ich Ew. kaiserl. Maj. inständig, dieses Recht auf denjenigen überzutragen, dem es nach mir zusteht, und so für immer die Beständigkeit des Reiches (!) zu sichern. Was mich betrifft, so werde ich durch diese Entsagung der von mir bei Gelegenheit meiner Scheidung von meiner ersten Gemahlin freiwillig und feierlich eingegangenen Verpflichtung *) eine neue Gewähr und eine neue Kraft hinzufügen. Alle Umstände meiner gegenwärtigen Lage bewegen mich immer mehr, diese Maßregel zu ergreifen, welche dem Reiche und der ganzen Welt die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen beweisen wird. Möchten Ew. kaiserl. Maj. meinen Wunsch mit Güte aufnehmen, möchten Sie Unsere erhabene Mutter vermögen, demselben beizustimmen, und ihn durch Ihre kaiserliche Genehmigung **) sanctioniren. In dem Kreise des Privatlebens werde ich mich stets bemühen, Ihren treuen Unterthanen und allen denen, welche Liebe zu unserm theuern Vaterlande beseelt, als Vorbild zu dienen.

Mit tiefstem Respect, Sire

Ew. kaiserlichen Majestät

treuster Unterthan und Bruder

(Gez.) Constantin Cesarewitsch.

St. Petersburg ***), den 14 Januar 1822.

---

*) Diese scheint, wenn wir den Zusammenhang der Umstände richtig combiniren, nur darauf, daß die Kinder nicht successionsfähig waren, sich bezogen zu haben. P.

**) Die Aelternrechte erscheinen in dieser Dynastie als sehr hoch gestellt. P.

***) Merkwürdig ist's, daß diese schriftliche Entschließung zu Petersburg niedergeschrieben und von dort datirt wurde. P.

Der Kaiser Alexander genehmigte diese Entsagung, wie folgt:

Sehr theurer Bruder!

Ich habe Ihren Brief mit aller der Aufmerksamkeit, welche er verlangte, gelesen. Ich habe nichts darin gefunden, was Mich hätte überraschen können, da ich die erhabenen Gesinnungen Ihres Herzens stets zu würdigen gewußt habe. Er hat Mir einen neuen Beweis Ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an den Staat und Ihrer Vorsorge für die Erhaltung seiner ungestörten Ruhe (!) gegeben. Ihrem Wunsche gemäß habe Ich Ihren Brief unserer vielgeliebten Mutter vorgelegt. Sie hat ihn mit eben den Empfindungen gelesen, als Ich, und erkennt dankbar die edlen Beweggründe, welche Sie geleitet haben. Nach den Gründen, welche Sie anführen, können Wir Beide nur noch Ihnen volle Freiheit lassen, Ihren unerschütterlichen Entschließungen zu folgen, und den Allerhöchsten bitten, so reinen Gesinnungen die segensreichsten Folgen zu schenken.

Ich verbleibe auf immer Ihr sehr affectionirter Bruder

(Gez.) Alexander.

St. Petersburg, den 2 Februar 1822.

Für gleichlautende Abschrift: (Gez.) Constantin.

Man hatte über diese Cabinetsgeheimnisse doch selbst auswärts so starke Vermuthungen, daß ein im Herbste 1825 zu Frankfurt an der Oder herausgekommener genealogischer Kalender den Großfürsten Nicolaus als Thronfolger von Rußland bezeichnete. Dieß machte jedoch bei der russischen Gesandtschaft zu Berlin und bei den dortigen Behörden gewaltiges diplomatisches Aufsehen, und die Notiz wurde als ein bloßer Irrthum widerrufen; so wie das zeitkundige Publicum dergleichen Widerrufe und Verschleierungen als die eigentlichen Indicia des Wahren und Wirklichen anzusehen schon gewöhnt ist.

Während man noch über die Unvorsichtigkeit eines Kalen-

dermachers hin- und hersprach, kam die Nachricht von dem Tode Alexanders. Nunmehr war die Frage über die Nachfolgeordnung um so wichtiger. Bald kam die höchst unerwartete Kunde: Der Großfürst Nicolaus und ganz Rußland haben dem Kaiser Constantin gehuldigt! Und doch hatte der Senat die bei ihm niedergelegte Erklärung Alexanders, worin er in Folge der Entsagung Constantins seinen jüngern Bruder Nicolaus zum Thronerben bestimmt hatte, vorgelegt.

Die Hauptstellen dieser autokratischen Verordnung des Verstorbenen, datirt Tzarsko-Selo, den 16 August 1823, lauteten auf folgende Weise:

„Während Wir die Sorge, Unsern Thron in eine solche Stellung zu bringen, daß er auch nicht einen Augenblick erledigt bleiben könne, in Unserm Herzen trugen, richtete Unser vielgeliebter Bruder, der Cesarewitsch und Großfürst Constantin, hierin nur seinem eigenen Antriebe folgend, das Gesuch an Uns, sein Recht auf die Herrscherwürde, zu welcher er durch seine Geburt dereinst erhoben werden könnte, auf denjenigen übertragen zu dürfen, welchem jenes Recht in Ermanglung seiner zustehen würde. Er offenbarte zugleich seine Willensmeinung, auf diese Weise der Zusatzacte über die Thronfolge (welche von Uns im Jahre 1820*) erlassen und von seiner Seite freiwillig und feierlich anerkannt worden ist), in so fern nämlich dieselbe ihn angeht, neue Kraft zu verleihen. Wir sind über dieses Opfer, welches Unser vielgeliebter Bruder mit so großer Selbstverläugnung, der Befestigung der erblichen Statuten Unsers kaiserlichen Hauses und der unerschütterlichen Ruhe des russischen Reichs (!) zu bringen sich entschlossen hat, tief ge-

*) Um die Zeit, da Constantin sich mit der Fürstin von Lowicz vermählte.

rührt. . . Da wir finden, daß die auf Ordnung der Thronfolge Bezug habenden Statuten diejenigen, die ein Recht darauf haben, nicht der Befugniß berauben, darauf zu verzichten, sobald in dieser Hinsicht sich keine Schwierigkeit in der Reihe der Thronfolge darbietet, so haben Wir nach vorheriger Zustimmung Unserer durchlauchtigen Mutter sowohl, als nach dem höchsten Rechte des Hauptes der kaiserlichen Familie, welches Uns erblich heimgefallen, und eingedenk der Uns von Gott verliehenen Macht, Nachstehendes befohlen: Zuerst bleibt die freiwillige Acte, durch welche Unser älterer Bruder, der Cesarewitsch und Großfürst Constantin, seinen Rechten auf den russischen Thron entsagt, fest und unveränderlich. Besagte Entsagungs-Acte, um deren Offenkundigkeit zu sichern, wird in der großen Kathedrale zur Himmelfahrt zu Moscow *) und bei den drei obersten

*) Wie diese Acte zu Moskau erst den 30 Dec. 1825 unter einer nicht ganz verständlichen Erklärung des Erzbischofs kund gemacht wurde, ist S. 62 — 64 in folgenden Worten angegeben:

Am 30 December 1825 wurde das Testament des Kaisers Alexander, welches in Moskau in der Himmelfahrtskirche niedergelegt worden war, eröffnet. Der Erzbischof von Moskau, Mitglied der heiligen Synode, Philaret, erschien in Pontificalibus, begleitet von einer zahlreichen Geistlichkeit. Er trug ein silbernes Gefäß, welches er auf einen Tisch vor den Thüren der Sacristei setzte. Hierauf hielt er folgende Rede: „Russen, höret mich! Drei Jahre sind verflossen, seitdem dieser Tempel und diese Vase, die hier vor euern Augen steht, den letzten Willen des Kaisers Alexander enthalten. Die Wächter dieses Heiligthums wagten es nicht, vor der Zeit den Schleier zu lüpfen, mit welchem der Verstorbene es bedeckte." Er kam nur zu schnell, der schmerzhafte Augenblick, wo wir den letzten Willen des Souveräns hervorholen mußten, des Souveräns, der sein glorreiches und edles Leben beschlossen hat.

Behörden im Reichsrathe, bei der heiligen Synode und beim dirigirenden Senate, aufbewahrt werden. Zweitens, hin-

---

Aber lange Zeit (?) wußten wir nicht, daß dieser Augenblick da war. Nicolaus, der Erbe der Tugenden und Großmuth Alexanders, beeilte sich, seinen ältesten Bruder, den Großfürsten Constantin, als Thronerben auszurufen, und hatte zugleich befohlen, daß das Testament des verstorbenen Kaisers unter dem Schleier des Geheimnisses, der es deckte, bleiben sollte. (!) Ohne Zweifel konnten wir das Geheimniß ahnen, welches eine Acte und schon erlassene Gesetze über die Thronfolge enthielt. Aber wenn wir es damals kund gethan hätten, hätten wir nicht das Herz jedes treuen Unterthanen zerrissen durch eine grausame und unvermeidliche Theilung der Liebe und Ergebenheit! Was blieb uns also unter so schwierigen Umständen zu thun übrig? Beseligte Seele! Du hast unsere Absichten gerichtet! Du hast (?) erkannt, daß das einzige Unterpfand der Treue, das wir Deinem Andenken bringen konnten, darin bestand, über das uns anvertraute Depositum gewissenhaft zu wachen, es mit Stillschweigen zu bedecken, und das heilige Geheimniß in dieser Vase in einer Gruft zu bewahren, bis die Vorsehung (?) uns den Augenblick bezeichnen würde, wo wir es vor aller Welt enthüllen könnten. Der König der Könige hat in seinem hohen Rathschlusse die Stunde der Entscheidung beschleunigt. Alle Hindernisse sind verschwunden, und der Wille Alexanders geht lebend aus dem Grabe hervor, um uns unsere Zukunft zu enthüllen. Russen! Seit 25 Jahren habt ihr euer Glück in der Befolgung dieses erhabenen Willens gefunden; ihr werdet ihn jetzt zum letzten Male hören, und wieder euer Glück darin finden." — Nach dieser Rede wurde das Gefäß geöffnet. Nachdem man die Aechtheit des Siegels und der eigenhändigen Aufschrift anerkannt hatte, las der Erzbischof die Originalacten vor. Hierauf wurde in dieser alten Hauptstadt der Zaare dem neuen Kaiser Nicolaus der Eid der Treue geleistet. Dem Publicum ward bekannt

sichtlich dieser Verfügungen und in Gemäßheit des genauen Inhalts der Thronfolge-Acte ernennen Wir zu Unserm Nachfolger Unsern zweiten Bruder, den Großfürsten Nicolaus. Auf diese Weise bewahren Wir Uns die angenehme Hoffnung, daß an jenem Tage, wo es dem König aller Könige, nach dem allen Sterblichen gemeinsamen Gesetze, gefallen wird, Uns von Unserer zeitlichen Regierung in die Ewigkeit abzurufen, die obersten Staatsbehörden des Reichs, denen Unser gegenwärtiger und unwiderruflicher Wille, so wie Unsere gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen zu seiner Zeit und Unserem Befehle gemäß unfehlbar mitgetheilt werden sollen, sich beeilen werden, dem erblichen Kaiser, den Wir so eben für den Thron des russischen Reichs, so wie für die davon unzertrennlichen Throne des Königreichs Polen und des Großfürstenthums Finnland bestimmt haben, den Eid der Treue zu leisten. Was Uns anbelangt u. s. w. — So schien eine unmittelbare Thronbesteigung für den zweiten Bruder des Kaisers Alexander entschieden.

Dennoch wollte der zum Throne berufene Großfürst Ni-

---

gemacht, das vorläufige Resultat der über die zu Petersburg den 26 December ausgebrochenen Unruhen eingeleiteten Untersuchung ergebe, daß seit langer Zeit schon diese furchtbare Verschwörung durch eine geheime Gesellschaft im Dunkel angesponnen worden. Die heiligen Worte der Treue des Eides, der gesetzlichen Ordnung, selbst der Name des Cesarewitsch und Großfürsten Constantin, waren Vorwand, den Thron zu stürzen, die Gesetze zu vernichten, das Reich umzuwälzen. Mit fortgerissen in den Tumult, haben die Soldaten der verleiteten Compagnien an diesen Freveln weder durch die That, noch durch die Gesinnung Theil genommen. Der Kaiser erklärte schon am 31 December: „Eine strenge Untersuchung hat mir davon den Beweis geliefert, und ich betrachte es als meine erste Handlung der Gerechtigkeit und als meinen ersten Trost, sie für unschuldig zu erklären.“

colaus von diesen Vorherbestimmungen keine Notiz nehmen, noch weniger Gebrauch machen. Jedenfalls darf man wohl annehmen, daß noch anderweitige Verhältnisse stattgefunden haben, welche vielleicht erst die Zukunft entdecken wird. Als Bruder überließ es Nicolaus dem älteren Bruder, ob derselbe sich an seine Erklärung gebunden erachte. Er selbst hatte die Verläugnung, ihm zu huldigen und überall huldigen zu lassen. Constantin aber, welcher früher, als man es zu Petersburg wissen konnte, den Tod Alexanders erfahren hatte, beharrte in seinem Schreiben an die Kaiserin Mutter, datirt: Warschau vom 26 November 1825 bei seiner Thronentsagung durch folgende Erklärungen:

Eure kaiserliche Majestät wissen, daß ich, nur meinem eigenen Antrieb folgend, den Kaiser Alexander, glorreichen Andenkens, um die Befugniß gebeten hatte, auf das Recht der Thronfolge zu verzichten, und daß ich in Folge dessen ein eigenhändiges kaiserliches Rescript unter dem 2 Februar 1822, wovon ich hier eine vidimirte Abschrift beilege, erhielt, durch welches der Kaiser seine hohe Bewilligung dieses Gesuchs aussprach, mit dem Bemerken, daß Ew. kaiserliche Majestät gleichfalls Ihre Zustimmung ertheilt hätten, was Hochdieselben mir selbst mündlich bestätigt haben. Die Befehle des Hochseligen Kaisers gingen außerdem dahin, daß das ebengenannte Allerhöchste Rescript bis zum Tode Sr. Maj. in meinen Händen unter dem Siegel der Verschwiegenheit aufbewahrt bleiben sollte. Gewohnt seit meiner Kindheit, gewissenhaft den Willen meines Hochseligen Vaters sowohl, als den des hingeschiedenen Kaisers und Eurer kaiserlichen Majestät zu erfüllen, und auch jetzt noch in den Gränzen dieses Grundsatzes mich haltend, erachte ich es für Pflicht, mein Recht zur Thronfolge, nach Maßgabe der Bestimmungen der Reichsacte über die Successionsordnung in der kaiserlichen Familie Sr. kaiserl. Hoheit dem Großfürsten Nicolaus und seinen Erben abzutreten. Mit der-

selben Freimüthigkeit mache ich mir zur Pflicht, zu erklären, daß ich ohne meine Wünsche weiter zu richten, mich glücklich schätzen werde, wenn, nach mehr als dreißigjährigen, den Kaisern, meinem Vater und meinem Bruder, glorreichen Andenkens, gewidmeten Diensten, es mir erlaubt ist, sie Sr. Maj. dem Kaiser Nicolaus hinfür mit derselben hohen Verehrung, mit demselben feurigen Eifer und derselben unbegränzten Ergebung zu weihen, welche mich bei allen Gelegenheiten beseelt haben und bis zu dem Ende meiner Tage beseelen werden. Nachdem ich auf diese Art meine eben so wahrhaften als unerschütterlichen Gesinnungen ausgesprochen habe, lege ich mich Ewr. kaiserlichen Majestät zu Füßen, indem ich Hochdieselben allerunterthänigst bitte, gegenwärtigen Brief einer wohlwollenden Aufnahme zu würdigen und mir allergnädigst erlauben zu wollen, den Inhalt desselben Jedem, den er angeht, bekannt zu machen, damit er in Ausübung gebracht und auf diese Art der Wille Sr. Maj. des Kaisers, meines hochseligen Herrn und Wohlthäters, so wie die Zustimmung Euer kaiserlichen Majestät in voller Kraft und Ausdehnung erfüllt werde. . . . Ich bin mit der tiefsten Verehrung, meine allergnädigste Fürstin und theuerste Mutter, Ew. kaiserlichen Maj. unterthänigster und gehorsamster Sohn

(Gez.) Constantin.

Auch durch ein Schreiben an seinen Bruder Nicolaus erklärte Constantin: „Es ist mein unwiderruflicher Entschluß, Ihnen meine Successions-Rechte auf den Thron der Kaiser aller Reußen *) abzutreten. Ich bitte zugleich unsere vielgeliebte Mutter, Allen, die es angeht, meinen unerschütterlichen Willen hier-

*) Dieser kaiserliche Thron ist nicht nothwendig zugleich der königliche Thron von Polen. Die folgenden Zeilen aber zeigen, daß Constantin auch nicht auf eine sonst wohl denkbare Absonderung des Throns von Polen für ihn dachte. P.

über bekannt zu machen, damit er gehörig in Ausübung komme. Nach dieser Erklärung halte ich es für meine heilige Pflicht, Ew. kaiserliche Majestät unterthänig zu bitten, von mir zu allererst den Eid der Unterwürfigkeit und Treue anzunehmen, und mir zu erlauben, Hochdenselben zu erkennen zu geben, daß ich, da meine Wünsche auf keine neue Würde, auf keinen neuen Titel gerichtet sind, einzig und allein den des Cesarewitsch zu behalten wünsche, mit dem ich von Unserem hochseligen Vater für meine geleisteten Dienste beehrt worden bin ....

Mit gleichen Gesinnungen werde ich bis an mein Lebensende nicht aufhören, Eure kaiserliche Majestät und Hochderen Nachfolgern in meinen gegenwärtigen Amtsverrichtungen und in meiner jetzigen Stellung zu dienen u. s. w."

Unterdessen war bereits die Huldigung an Constantin geleistet worden. Deßhalb ward noch eine fernere Erklärung desselben abgewartet. Erst als diese erfolgt war, übernahm Nicolaus die Regierung und erklärte in einem Manifest, datirt: Petersburg, den 12 December 1825, die Motive seiner selbstverläugnenden Handlungsweise, wie folgt:

„Nur den Eingebungen Unseres Herzens folgend, leisteten Wir den Eid der Treue Unserm ältern Bruder, dem Cesarewitsch Großfürsten Constantin als rechtmäßigem Erben des russischen Throns, kraft der Erstgeburt. Wir hatten Uns kaum dieser heiligen Pflicht entledigt, als Wir durch den Reichsrath erfuhren, daß in seine Hände am 15 October 1823 ein Schreiben mit dem Insiegel des verstorbenen Kaisers und mit der eigenhändigen Aufschrift Sr. kaiserlichen Majestät: „Von dem Reichsrathe bis auf Meinen weitern Befehl in Verwahrsam zu nehmen; für den Fall Meines Todes aber dieß Paket in einer außerordentlichen Sitzung, bevor zu irgend einer weitern Verhandlung geschritten wird, zu eröffnen," niedergelegt worden, und daß dieser allerhöchste Befehl von dem Reichsrathe (nunmehr) voll-

zogen worden. (In dem erwähnten Paket befanden sich die [im wesentlichen Auszug, aber wörtlich von uns so eben gegebenen] Urkunden über diese Thronentsagung.) Diese Benachrichtungen konnten Unsern einmal gefaßten Beschluß nicht ändern. Wir *) sahen in diesen Acten nur eine Verzichtleistung Sr. kaiserlichen Hoheit bei Lebzeiten des Kaisers und bestätigt durch die Zustimmung Sr. kaiserl. Majestät. Doch Wir hatten weder den Wunsch noch das Recht, diese Entsagung, welche, da sie erfolgt war, nicht öffentlich bekannt gemacht wurde, und nicht Gesetzeskraft erhalten hatte, als unwiderruflich zu betrachten. Wir wollten auf diese Weise Unsere Ehrfurcht vor dem ersten Grundgesetze Unsers Vaterlands, vor der unabänderlichen Thronfolge-Ordnung, an den Tag legen, und dem von uns abgelegten Eide treu, bestanden Wir darauf, daß das ganze Reich Unserem Beispiele folge.

Es war unter diesen wichtigen Umständen nicht Unsere Absicht, die Gültigkeit der von Sr. kaiserl. Hoheit ausgesprochenen Entschließungen zu bestreiten; noch weniger war es Unsere Absicht, Uns mit den Uns stets heilig bleibenden Willensmeinungen des verewigten Kaisers, Unsers gemeinsamen Vaters und Wohlthäters, in Widerspruch zu setzen. Wir suchten lediglich das die Thronfolge-Ordnung bestimmende Gesetz gegen jeden Eingriff zu sichern, die Reinheit Unserer Gesinnungen zu zeigen, und Unser theures Vaterland selbst nicht einen Augenblick über die Person seines recht-

*) Die folgende Darstellung persönlicher Ansichten und Motive scheint uns einen aller Aufmerksamkeit werthen Blick in die individuelle Gesinnung des Kaisers möglich zu machen, von welcher, nach seiner hohen Stellung, für die Mitwelt so viel abhängig ist. P.

mäßigen Souveräns in Ungewißheit zu lassen. Dieser mit reinem Gewissen und vor Gott, dem Allwissenden, gefaßte Entschluß wurde durch Ihre Majestät die Kaiserin Maria, Unsre vielgeliebte Mutter, gesegnet und gebilligt.

„Unterdessen war die traurige Nachricht des Ablebens Sr. Maj. des Kaisers, am 25 November, also zwei Tage früher als hier, direct von Taganrog in Warschau eingetroffen. Unerschütterlich in seinem Entschlusse bestätigte der Cesarewitsch Großfürst Constantin denselben am folgenden Tage, durch zwei vom 26 November datirte Acten; welche Uns zu überbringen er Unsern vielgeliebten Bruder, den Großfürsten Michael, beauftragte. (Diese Acten sind das Schreiben an die Kaiserin Mutter und an den jetzigen Kaiser, wie oben.) Wie entscheidend auch diese Acten waren, und obgleich sie augenscheinlich bewiesen, daß der Entschluß Sr. kaiserl. Hoheit unwiderruflich feststehe; so haben doch Unsere Gesinnungen und die Lage der Sache selbst Uns bewogen, die Kundmachung der erwähnten Acten so lange aufzuschieben, bis Se. kaiserliche Hoheit Ihren Willen in Absicht des Ihnen geleisteten Eides erklärt hatten. Nachdem Wir nunmehr auch diese letzte Willenserklärung *) von Seite Sr. kaiserl. Hoheit erhalten haben, machen Wir solches Unseren Unterthanen unter Beifügung der (fünf frühern) Actenstücke bekannt.

In Gemäßheit aller dieser Urkunden und des über die Successionsordnung bestehenden Reichsgrundgesetzes, bestiegen Wir nunmehr, voll Ehrfurcht vor den unerforschlichen Rathschlüssen der Uns leitenden Vorsehung, den Thron Unserer Vorfahren, den Thron des Reichs aller Reußen, so wie die davon unzertrennlichen Throne des Königreichs Polen und des Großfürstenthums Finnland, und befehlen:

*) Diese ist nicht unter den publicirten Actenstücken zugleich bekannt gemacht. P.

1. daß der Eid der Treue Uns und Unserm Thronerben, dem Großfürsten Alexander, unserm vielgeliebten Sohne, kaiserl. Hoheit, geleistet werde;

2) daß der Zeitpunct unserer Thronbesteigung vom 19 November 1825 an gerechnet werde u. s. w.

So weit, was die unter den seltensten Aeußerungen erfolgte Thronentsagung und Thronbesteigung für Rußland als absolutes Kaiserthum betrifft.

Das für unsere nächste Zeit Wichtigste, ist die am folgenden Tage an die Polen erlassene Verordnung.

Von Gottes Gnaden Wir Nicolaus I Kaiser aller Reußen, König von Polen ꝛc. ꝛc. Beachtend die Artikel I und V der Constitutions-Charte, kraft deren das Königreich Polen mit dem russischen Reiche verbunden ist, erklären Wir: daß das Manifest, welches Wir am 12 (24) d. M. an Unsere Unterthanen ergehen ließen, auch gemeinschaftlich das Königreich Polen verbindet; Wir befehlen also, dieses Manifest im Königreiche Polen bekannt zu machen, die darin enthaltenen Verordnungen in Betreff Unserer Thronbesteigung zu erfüllen und den Eid der Treue zu schwören.

Polen! Wir haben schon erklärt, daß es Unser unveränderlicher Wunsch seyn wird, daß Unsere Regierung nur die Fortsetzung der Regierung des unvergeßlichen Kaisers und Königs Alexanders I sey, und damit erklären Wir euch, daß die Institutionen, die er euch gab, unveränderlich bleiben werden. (!!) Im Voraus gelobe ich euch und schwöre bei Gott, daß ich die Constitution erhalten, und deren Aufrechthaltung nach allen Kräften mir angelegen seyn lassen werde. Flehet für Uns zum Allerhöchsten um Segen in Erfüllung der schweren Pflichten, die er Uns auflegt. Mit Zuversicht erwarten Wir von euch, als einem theuern Theile des Nachlasses des Verblichenen, dessen Hinscheiden Wir beweinen, daß ihr selbst mit Aufopfe-

rungen Uns unterstützen werdet. Seyd dagegen versichert, daß Wir ebenfalls mit denselben Gesinnungen euch die aufrichtigsten Beweise Unserer königlichen Zuneigung geben werden.

Gegeben in Unserer kaiserlichen Residenz in Petersburg, den 13 (25) December 1825, im ersten Jahre Unserer Regierung (unterzeichnet) Nicolaus, Kaiser und König; (unterzeichnet) Stephan Gr. Grabowski, Minister und Staats-Secretär. Einstimmig mit dem Original (unterzeichnet) Kossezki, Staats-Secretär und Brigade-General.

Wären diese Vorsätze und Zusagen bald und immer mehr in die Wirklichkeit übergegangen, ohne Zweifel wären dadurch die Ausbrüche eines Nationalaufstandes verhütet worden, dessen für beide Theile unglückliche und höchst bedauernswürdige Folgen jetzt die Betrachtung der Tagsgeschichte sind. Daß gerade von den Polen die Verwirklichung der *ihnen* zugesagten Nationalverfassung mit würdigem Danke anerkannt worden wäre, zeigt uns die übrige, in der oben allegirten Schrift durch Actenauszüge glaubhaft mitgetheilte „Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen." Zwar zeigt es sich, daß von 1821 an, selbst auf der Universität zu Berlin sich eine Gesellschaft der sogenannten „polnischen Freunde" kennbar machte, die sich durch den Wahlspruch: *Παντα Κοινα* oder durch das Zeichen *Π. K.* charakterisirte und schon 1817 in Warschau angefangen haben sollte. Dieß wäre sogar ein Jahr früher als die Stiftung der Universität zu Warschau selbst. Was die preußische, wegen dieser Polonia von den vereinten Ministerien des Innern und der Polizei aufgestellte Immediat-Untersuchungscommission entdeckt habe, ist hier bis S. 38 umständlich mitgetheilt. Man sieht um so auffallender, daß auch dieser akademische Studentenversuch nur etwas an sich höchst Unbedeutendes war. Unerlaubt konnte er allerdings von dem Gericht genannt werden, weil die Mitglieder freilich für ihre hier (S. 32 bis 38) wörtlich angegebene

Constitution der Brüderschaft polnischer Burschen keine Erlaubniß von der Obrigkeit erhalten und keine gesucht hatten; S. 27 aber gibt selbst zu: „nach der geführten Untersuchung sey in keiner Art erwiesen worden, daß die sogenannte „polnische Verbindung" irgend eine äußere Handlung unternommen habe, welche auf eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung des preußischen Staats direct gerichtet gewesen wäre, oder wodurch die von den Verbündeten gewünschte Wiederherstellung der Selbstständigkeit des Königreichs Polen auf eine gewaltsame, mit Verletzung der Rechte eines andern Staates verbundene Weise realisirt hätte werden sollen." Wie wenig konnte demnach an einem solchen Spielwerke jugendlich-akademischer Imagination und Zuvielthätigkeit gelegen seyn. Wie schwach müßten die persönlichen Verwalter eines Staates seyn, — sie, welche Macht und Recht vereinigen können und sollen! — wenn sie dennoch vor dergleichen Jugendplanen sich zu fürchten Ursache hätten? Nichts aber ist verderblicher und zugleich lächerlicher, als imaginärer, zur Täuschung der Regenten erdichteter Terrorismus!

Noch mehr zeigt sich der Charakter der polnischen Constitutionellen im Wesentlichen von einer sehr guten Seite, da der Verf. (von S. 121 bis 155) die Versuche geheimer politischer Gesellschaften unter den Russen und Polen mit einander in Vergleichung stellt. Vom Ende des Jahrs 1814 an hatte ein solcher Verein sogenannter „ächter Polen" die Verbreitung eines nationalen Geistes zu ihrem Zwecke gemacht; aber sie hofften noch „unter eben dem Landesherrn, welchen damals Polen hatte, für Selbstständigkeit und Freiheit des Königreichs ihr ganzes Wirken concentriren zu können." Nachher wurden aus Furcht vor einer National-Freimaurerei 1821 die Freimaurerlogen geschlossen. Wie gewöhnlich, bewirkte dieß nur eine tiefere Verheimlichung. Um diese Zeit tritt auch (S. 123) das erstemal der General Uminski in dieser Sache hervor. Die Tagsgeschichte muß auf ihn namentlich

aufmerksamer werden, weil nach öffentlichen Blättern er jetzt eben in Preußen durch die Polizei aufgesucht wird, ungeachtet er in der russisch-polnischen Untersuchung freigesprochen war. Er wurde um das Ende des Junius 1820 zu Posen in die Nationalfreimaurerei aufgenommen. Von da an war er (nach S. 134) auch in Polen selbst thätig und wollte dem Vereine den Namen der Sensenträger beilegen. Zu gleicher Zeit aber zeigt sich eine kluge Rechtlichkeit, daß (S. 127) bedeutende Mitglieder, wie der Fürst Constantin Radziwill, durchaus nicht eine verhüllte obere Behörde des Vereins und irgend unbedingten Gehorsam gegen dieselbe anerkannten.

Auch eine Art von templerischer Freimaurerei wurde (nach S. 130) eingemischt. Alles aber erschöpfte sich erst noch in vergeblichen Versuchen, sich über irgend etwas vereint zu verständigen. Denn eben dieß ist, nach der Natur der Sache, die eigenthümliche, ihm mehr als alle Gegner schädliche Krankheit des Liberalismus, daß, weil jeder ein Freisinnig- und Selbstdenker seyn will, sie weit mehr in verschiedene Plane und leere Umtriebe sich zertheilen, als die Vereine, welche sich irgend einer Art von Autoritätsglauben anschließen und deßwegen die Servilen genannt zu werden pflegen. Während unter den Freisinnigen die Meisten sich als Einzelne zu viel zutrauen und leicht durch diesen Egoismus das Ganze zerrütten, pflegt in der andern Partei fast jeder Einzelne seine Schwäche zu fühlen. Desto mehr aber schließen sie sich an einander. Jeder weiß, daß er des Andern bedürfe und das Schlechtere sichert sich hierdurch gar oft einen Sieg und wenigstens den Schein einer Stabilität. Die wahre Denkfreiheit wird nur alsdann das verdiente Uebergewicht erhalten und sich befestigen, wenn zwar Jeder seine Einsichten bis zu Ueberzeugungen zu erhöhen und somit den möglichbesten Begründungen mitzutheilen strebt, immer aber auch das Einzelne dem Ganzen, das Idealische der klugen Ausführbarkeit unterordnet, unter jeder möglichen Form nur das Wesentliche

desto

desto sicherer zu verwirklichen trachtet, allen Eigendünkel aber dem Zwecke der Gemeinschaftlichkeit zum Opfer zu bringen den Muth hat.

Um diese Zeit näherten sich geheime russische Gesellschaften den polnischen. Gut klang es (S. 136), daß der aus der Barbarei herstammende Nationalhaß aufhören müsse. Die russische Partie offerirte dem polnischen Staate zur Erreichung der frühern Unabhängigkeit alle ihr möglichen Mittel. Dagegen sollte bedungen werden, daß, wenn die russische Revolution beginne, die Polen mit all ihren Kräften eine dagegen wirkende Rückkehr des Großfürsten Constantin nach Rußland verhindern sollten. *) Sogar eine

*) Die in Vergleichung mit den Bestrebungen der polnischen Associationen enormen Plane der russischen Unzufriedenen sind nirgends gedrängter als S. 75—78 dargestellt: „Nach und nach kam man der Verschwörung mehr auf die Spur. Bereits im Februar 1826 ward bekannt gemacht, aus der Untersuchung gehe schon so viel hervor: 1) Daß sich gegen das Ende des Jahrs 1815 und Anfang 1816 eine geheime Verbindung zu bilden suchte, die sich in zahlreiche Zweige theilen und einen doppelten Zweck haben sollte. Ihr offener Zweck war wohlthätig, ihr wahrer Zweck aber, den nur wenige Eingeweihte kannten, politische Reform des Reichs. 2) Daß sie seit 1817, zum ersten Beweise der Absichten, die sie beseelten, in Moskau auf Mittel dachten, dem Leben des Kaisers Alexander beizukommen, in dem Augenblicke, wo er mit seiner erhabenen Familie diese Hauptstadt besuchen würde. Sie wollten unter einander durch das Loos entscheiden, wer sein Mörder seyn sollte, als einer der Verschwornen sich freiwillig hierzu erbot. Aber sey es, daß im entscheidenden Augenblicke der letzte Ruf ihres Gewissens sie mit Schrecken traf, oder daß sie es für nöthig hielten, ihre Plane einer allgemeinen Umstürzung besser reifen zu lassen, sie beschlossen, den Kaisermord aufzuschieben. 3) Daß 1818, als ihre Verbindung sich nicht genug ausdehnte, sie sich abermals in Moskau versammelten und derselben eine

Republik in Rußland einführen zu können, war die Einbildung Vieler unter den Russen. Daher mehrfältige, dennoch

---

neue Organisation gaben, unter dem Namen einer „Gesellschaft der Freunde des öffentlichen Wohls oder des grünen Buchs." Ihre Mitglieder sollten nicht mehr bloß an Handlungen der Wohlthätigkeit Theil nehmen; sondern auch zu den Fortschritten der Aufklärung und der Verbesserung der Sitten beitragen. Die politische Umbildung blieb das Geheimniß der Vorsteher, welche es sich angelegen seyn ließen, die Gemüther darauf vorzubereiten und zu dem Ende die Zahl ihrer Anhänger möglichst zu vergrößern. 4) Daß 1821, da diese Maßregeln noch nicht die hinlängliche Wirkung gehabt, sie deßhalb zu Moskau eine dritte Versammlung veranstalteten, bei welcher sich die Deputirten aller Abtheilungen der Gesellschaft einfanden. Nachdem die Vorsteher sich überzeugt hatten, daß die Mehrzahl der Mitglieder ihre politischen Absichten mißbillige, machten sie den Vorschlag, die Verbindung ganz aufzulösen. Seit jener Zeit hat die Mehrzahl der Mitglieder, welche diese Gesellschaft gebildet, nicht ferner zu derselben gehört. 5) Daß indeß aus den Trümmern dieser Gesellschaft sich die eigentlichen Anstifter neuer Gesellschaften gebildet haben, bei denen die Aufnahme nur mit der größten Vorsicht erfolgte, und deren Verkehr unter einander sorgfältig in tiefes Geheimniß gehüllt wurde. 6) Daß von jener Zeit an sich zwei Hauptgesellschaften unter dem Namen „Verbindungen des Nordens und des Südens" bildeten, deren leitende Committees zu Petersburg und Tulczin ihren Sitz hatten, und von welchen andere Ausschüsse abhingen, welche den Namen Bezirksgerichte annahmen; daß sich indeß späterhin eine dritte Gesellschaft unter dem Namen: „Vereinigte Slaven" bildete, mit welcher zwei Mitglieder des Vereins des Südens in enger Verbindung standen. 7) Daß die Vorsteher dieser Verbindungen mit vereinigten Kräften um dieselbe Zeit den Gedanken faßten, vermittelst der Armee eine revolutionäre Bewegung zu verursachen, und daß sie zu dem Ende es sich vorzüglich angelegen seyn ließen, Militärpersonen, und na-

eben so leere als tolle und frevelhafte Projecte, selbst gegen das Leben des Kaisers Alexander (S. 146). Aber hier

---

mentlich Compagnie- und Regimentschefs an sich zu ziehen. 8) Daß in den erwähnten Verbindungen verschiedene Plane der Reform vorgeschlagen wurden, Einige eine Regierung einsetzen wollten, wo die oberste Gewalt in einem Triumvirat concentrirt war, an dem sie Theil zu nehmen sich schmeichelten, Andere Rußland in mehrere unabhängige Verwaltungen zu theilen verlangten, die aber durch ein allgemeines Bündniß verbunden würden, Staaten, von denen sie Chefs zu werden hofften; noch Andere daran dachten, verschiedene Provinzen des Reichs abzureißen, theils um ihnen eine völlige Unabhängigkeit zu geben, theils um sie benachbarten Mächten abzutreten. 9) Daß in dieser Verwirrung einzelner ehrgeiziger Plane kein entscheidender angenommen wurde, einige der Hauptverschwörer aber das entsetzliche Project, dem Kaiser Alexander nach dem Leben zu trachten, wieder vornahmen. 10) Daß 1823 zwei Mitglieder dieser geheimen Verbindung dieses in Ausführung bringen wollten und sich zu diesem Ende nach Bobruisk begaben, wo der Kaiser durchreisen mußte, wo aber das Nichterscheinen ihrer Mitschuldigen sie hinderte, das beabsichtigte Verbrechen zu unternehmen. 11) Daß 1825 dasselbe Verbrechen noch einmal beschlossen wurde, ein vom Kaiser mit Wohlthaten überhäufter Mensch mit Heftigkeit ihn zu ermorden aussprach, jede Verzögerung verwarf, und damals beschlossen wurde, Kaisermörder nach Taganrog abzusenden. Dieser Mörder gehörte zu der Gesellschaft der „vereinigten Slaven." Gleichwohl wurde nach neuen Berathungen beschlossen, den Kaiser Alexander erst im März 1826 zu ermorden, um welche Zeit derselbe nach der Meinung der Verschwornen in der Gegend von Bela-Tserkoff eine Heerschau halten würde. 12) Daß endlich im Herbste 1825 ein anderer rasender Verbrecher von den äußersten Gränzen Rußlands in Petersburg anlangte, und nachdem er zur Verbindung des Nordens getreten, dieser Verbindung seinen Arm zur Ermordung des Kaisers angeboten hat. 13) Daß nachdem eine kurze und schwere Krank-

gerade zeichneten sich die Polen aus. Zu all' den Aufforderungen zu Gewaltthätigkeiten gegen die kaiserliche Familie gaben sie nie ihre Einwilligung. Das Uebrige bestund in Planmachereien und Formalitäten, wie sich dergleichen Gesellschaften gewöhnlich, ehe das Wesentliche subsistirt mit den Accidentalien und Einkleidungen höchst wichtig zu amüsiren pflegen. Sehr begreiflich wird es daher, daß das über die sogenannten Verschwornen in Polen erkennende Gericht durch sein am 18 Mai 1829 bekannt gemachtes Urtheil sie straffrei erklärte. Uminski hingegen (S. 155) und die in dem preußischen Polen Wohnenden wurden durch ein extraordinäres Gericht dennoch zu extraordinären Bestrafungen verurtheilt.

Bei der hierauf den 29 Junius 1829 erfolgten Krönung des Kaisers Nicolaus als Königs von Polen würden die Gemüther dieser Gebildeteren leicht vollständig zu gewinnen gewesen seyn, wenn dem Gekrönten jener Hang zu selbstständiger Nationalität nach seiner Wurzel und Richtung, besonders aber auch nach dem charakteristischen Widerwillen gegen die von russischen Gewalthabern ausgeübte Behandlungsart deutlicher geworden wäre. Wie schwer aber muß überhaupt die Aufgabe seyn, daß der, welcher auf der einen, und zwar der mächtigern Seite als Autokrator herrschen darf und vielleicht sogar herrschen muß, auf der andern Seite als constitutioneller

---

heit Rußland seinen Souverän und seinen Vater entrissen, die Verschwornen neue Umwälzungsplane gebildet, und sämmtliche Mitglieder der kaiserlichen Familie als die ersten Opfer bezeichnet hatten, so daß die Ermordung derselben gleichzeitig erfolgen, und zu Petersburg, Moskau und in den Cantonirungen der Armee zu gleicher Zeit Aufstände erregt werden sollten. Ihr Versuch am 26 December zu St. Petersburg und der des Murawieff-Apostol in den Umgebungen zu Kiew haben gezeigt, daß dergleichen Complote, selbst wenn die Anlage derselben weniger absurd gewesen wäre, in Rußland nimmer durchgeführt werden können."

Regent das erfüllen soll, wodurch sich Herrschen und Regieren wesentlich von einander unterscheiden.

Heidelberg, 18 October 1831.

Dr. Paulus.

III.

Handzeichnungen und Skizzen

von

Karl Baldamus.

Wie man zuweilen alte Gemäuer, die ihren Taufschein in dem Mittelalter suchen, zur Unterlage neuer Gebäude benutzt, so kann man auch alte Gewohnheiten und Vorurtheile, die ihren Stammbaum bis auf die Zeiten von Friedrich Barbarossa zurückführen, unter Umständen zum Fundamente neuer Ideen gebrauchen, indessen thut hier Vorsicht Noth. Man muß die Festigkeit des alten Mauerwerkes vorher genau untersuchen, und sich nicht etwa durch die Breite desselben täuschen lassen, denn anders setzt man sich der Gefahr des Zusammensturzes des neuen Baues aus, und wird für die Oekonomie, die sich die Kosten der Grundgrabung und Grundlegung ersparen wollte, doppelt bestraft. Mehrere unserer neuesten constitutionellen Gedanken haben mittelalterliche Gewohnheiten und Vorurtheile zum Fußgestelle. Ob dieser Piedestal haltbar seyn wird, müssen wir erwarten.

Als ich vor Jahren Sans-Souci besuchte, dessen Namen mein deutsches Gemüth verletzte, verweilte ich längere Zeit vor einem Gemälde von Rubens, der hier durch eine kühn gehaltene Allegorie den Fürstenlehrer macht. Die glückliche Regierung und die Zeit führen dem vierten Heinrich, diesem

Könige par excellence, die Gelegenheit vor, die der Bearner auf den Rath der Klugheit bei den Haaren erfaßt, worauf die Ehre und der Ruhm ihm die Krone aufsetzen. Es liegt viel Wahres in diesem Bilde. Sicher hat dieß der große Friedrich gefühlt. Wehe dem Fürsten, der sich die Gelegenheit entwischen läßt. Sie kommt ungerufen und will im Fluge ergriffen seyn. Als Tochter der Zeit und von ihr erzogen, hat sie Schwingen, die sich nicht stutzen lassen. Sie ist eine petite maîtresse, die neben der Königin Legitimität ihren Platz behauptet, keine langweilige betschwesterliche Maintenon, aber auch keine verschwenderische Du Barri, vielmehr eine heiter ernste Godinette, eine Art von griechischer Kranzwinderin, die ergeben dem Gebieter, im äußersten Falle auch als Goethe'sche Bajadere, für ihn und mit ihm den Scheiterhaufen zu besteigen wagt. Das Conterfei der Maria von Medicis, die unter dem Bilde der glücklichen Regierung erscheint, ein lucus a non lucendo, hat freilich etwas Abstoßendes. Als Malerscherz wäre dieser Gegensatz zu stark, zu handgreiflich. Rubens, leider selbst ein halber Hofmann, mußte hier der höfischen Eitelkeit dienen. Zur Ehre des alten Meisters wollen wir indessen glauben, daß ihm bei dem Portraitiren dieser wälschen Katze das Herz geblutet habe.

Wie man sich bei der Höhebestimmung von nichtbesteigbaren Bergen trigonometerischer Figuren bedient, so glaubt man sich auch bei der Beurtheilung außerordentlicher Köpfe, an deren Spitze sich keine Leiter anbringen läßt, zu einem ähnlichen Verfahren ermächtigt, und sucht sich durch den biographischen Parallelismus zu helfen. So werden denn Geister herbei und heraufbeschworen, die ihrer Bedeutenheit ungeachtet, eine directe Abschätzung erlauben. Man steht in der Meinung, daß wenn man die Verticale der Schneehöhe eines solchen in den Bergstock großer Männer gehörigen Kopfes, dessen Lage eine unmittelbare Messung erlaubte, gefunden, man

auch die Höhe des unerklimmbaren Riesengeistes mit Sicherheit bestimmen könne. Man täuscht sich. In die trigonometrischen Berechnungen der Berge, die man an dem Sorata und dem Illimani, diesen Königen unter den Cordilleren, versuchte, schleichen sich Irrthümer ein, die in einer Reihe von Zufälligkeiten ihren Grund haben können. Vor allen ist es der Zustand der Atmosphäre, der hier entscheidend einwirkt. Bei der Abschätzung eines geistigen Atlas treibt auch das Ungefähr sein Wesen, namentlich ist hier der Dunstkreis seiner Ideen, der keinem gewöhnlichen Barometer Rede und Antwort gibt, ein wesentlicher, höchstselten zu beseitigender Umstand. Daß sich doch unsere Geschichtner noch immer nicht an diesen Gedanken gewöhnen wollen.

Der monarchische Absolutismus, der die freie Meinung zum Verkriechen zwingt, vermehrt wider Willen die Macht derselben. Die Autokratie hat mit der Sonne, hinter deren Strahlenkranz sie sich so gern verstecken möchte, die desoxydirende Kraft gemein. Die Sonne nimmt die Grüne der Wiese hinweg, sie bleicht das Laub der Bäume, und löscht am Ende das Feuer aus. Werden Wiesengrün und Baumschlag eine Zeit lang mit Leinwand überdeckt, so erlangen sie ihrer vegetabilischen Natur gemäß den verlornen Sauerstoff wieder. Auch die angesichts des monarchischen Absolutismus verblichene Meinung füllt in ihrem Verstecke von Neuem ihre Adern mit Lebenssäure, und bietet dann um so dreister ihrer Zwingherrin Trotz.

Wie man im bürgerlichen Leben an Leuten, die sich reich heirathen, nur ausnahmweise etwas Außerordentliches bemerkt, wie sich im Gegentheile ein Mangel an entschlossener Rührigkeit an ihnen wahrnehmen läßt, so erhielten auch Staaten, die ihre Vergrößerung auf den friedlich bequemen Wegen der Vermählung fanden, selten eine welthistorische Bedeutsamkeit, so

versanken sie früher oder später in eine philisterhafte Familienruhe. Der Schwertsegen, den freilich das Pontificale Romanum mit keinem Gebete bedacht hat, ist gewichtiger als die benedictio thalami.

Wie ich nicht gern in Staaten lebe, die unter einer octroyirten Verfassung stehen, weil die Concessionen, deren sich das Volk hier erfreut, mehr oder weniger dem Bettelgroschen ähnlich sind, über deren abgegriffenes Gepräge der Arme sich nicht beklagen darf, so vermeide ich auch gern, so viel als möglich jede Berührung mit Leuten, bei denen die Gefühle alles, was sie besitzen, dem Verstande verdanken. Rechtsbewilligungen und Zugeständnisse dieser Art haben immer etwas Hartes, etwas Unverdauliches, und mahnen an den herzlosen Vater im Evangelium, der seinen Kindern das Brod nimmt und ihnen Steine vorwirft.

Es ist vielleicht ein charakteristisches Abzeichen der im Norden von Europa vorwaltenden Ruhe, daß die nordländische Geognosie und Geologie den Neptunismus festhielten — wir berufen uns auf Kirwan, Bergmann und Werner — während man im Süden und Westen unseres Welttheiles für die vulcanische Geburt der Erde stimmte, — wir nennen Scipio Breislak, Jameson, Hutton Playfair, Elias von Baumont, Brogniart und Cuvier. Mehrere nicht namenlose europäische Politiker scheinen die Absicht der nordischen Geognosten zu theilen, indessen mögen sie nicht vergessen, daß diese Meinung immer controvers bleibt. Der Norden war nicht immer so phlegmatisch. Islands feuerspeiende Berge sind Warnungszeichen. Die Riesenbäume, die am Nordpol unter Pyramiden schlummern, könnten ihre Häupter wieder erheben, und den verkrüppelten Zwergeichen Lapplands ein Auferstehungsfest geben. Die Mammuthsleichen, die der ewige Frost Sibiriens frisch erhielt, könnten erwachen unter den Bissen der

blauen Füchse, und dem Elephanten, dem Löwen, dem Leoparden und Adler die Krone des Thierreichs streitig machen. Der Norden hat Bärenfett, das als Haarstärkungsmittel Wunder thun soll. Wie wenn ein nordischer Simson erstände? Würde die Politik des Tages die Rolle einer Delila spielen können?

Die Bewohner kleiner Länder haben in der Regel in ihrer Denk- und Handlungsweise etwas Engherziges und Kleinliches. Der Geist kann sich hier nicht ausstrecken, vergleichbar den Bewohnern eines niedrigen Zimmers, die, wenn sie das Haupt bedecken wollen, Gefahr laufen an den Plafond des winzigen Gemaches zu stoßen, und die darum immer chapeau-bas gehen müssen. Den Bürgern eines Sedezländchens erscheint Alles en miniature, denn da die Verkleinerung von dem Fürstensitze ausgeht, so darf man sich nicht wundern, wenn sich dieser Mikrokosmus durch alle Kategorien fortpflanzt, und zum stehenden Typus geworden, in jedem weitergreifenden Gedanken einen gefährlichen Goliath erblickt, gegen den sogleich hundert unkönigliche Davide ihre Schleudern in Bewegung setzen. Die Geschichte Deutschlands, das mit seinen acht und dreißig Souveränitäten, — von denen jetzt eine verschwommen ist — einer Miniatur-Bildergalerie ähnlich sieht, könnte die Wahrheit dieses Satzes beweisen. Den achäischen und ätolischen Bund darf man nicht gegen uns ins Feld rufen. Duo cum faciunt idem, non est idem! Die Politik Griechenlands war unter einem andern Himmel geboren. Sie hatte einen Amalthea zur Amme. Die Wiener Congreß-Diplomaten, die von der heiligen Allianz träumend in einen poetischen Pfingstrauch versetzt wurden, nahmen aus überzarter Gewissenhaftigkeit das Mikroskop zu Hülfe, und schnitten unbekannt mit der Eigenschaft dieses Instrumentes, das ihnen Deutschland vierhundertmal vergrößerte, acht und dreißig Riemchen aus demselben, die zu einem

Ausklopfstocke verbunden, den altdeutschen Königsmantel, bei dem die Frommen unter den Congreßkünstlern an die capa des heil. Martinus, Bischofs von Tours, der dem alten Frankenkönige siegbringend ins Feld folgte, oder an den Mantel der heiligen Kunigunde, der bekanntlich der weiblichen Unfruchtbarkeit den Schoß erschließt, denken mochten, von dem Staube reinigen sollten, mit dem der überrheinische Liberalismus die Luft schwängern könnte. Der Ausklopfstock ist durch eine sonderbare Metarmophose zur Geißel geworden, zu einer Burke'schen Birkenruthe, vor der sich Gentz der deutsche Burke selbst zu fürchten scheint. Deutschland wird nur dann wahrhaft groß werden, wenn es alles Pfahlbürgerschaftliche fahren läßt, wenn seine acht und dreißig taschenformatlichen Landeshoheiten in einige Foliosouveränitäten vereinigt, und durch diese Großedition, die mit breitem Rande gedruckt werden müßte, damit auch für die Glosse Raum bliebe, der deutschen Nationalität das geistige Ausstrecken möglich macht. Für einen reinen Druck müßte man freilich sorgen. Wenn Deutschlands Großfürsten, mit der Gewissenhaftigkeit eines Elzivir verfahren, und auf die Entdeckung der Erraten Preise setzen wollten, so würde Deutschland zu einem mächtigen Theuerdanke heranwachsen, der, auch ohne mittelalterliche Bunt- und Mönchsschrift, wohlthätig auf Auge und Herz wirken dürfte.

In Belgien, wo sich der Liberalismus, ein arabischer Hengst, mit der Jesuitencongregation, einer wälschen Eselin paarte, hat man eine Revolution gewonnen, die als Maulesel alle Fehler und Laster der Zwitternatur an sich trägt. Da wo sich der Liberalismus mit der Meinung, dem Einhörner, diesem fabelhaften Rosse der Wüste vergleichbar, kreuzt, gibt es ein Centaurengeschlecht, das stärker als die Söhne Irions, nicht einmal den Keulenschlägen eines Hercules unterliegt. Ob es in Frankreich die Meinung nicht vielleicht der

Juno nachthat, und dem Liberalismus, diesem überkühnen Lapithenkönige, der sie zum Beilager zwingen wollte, statt ihrer eine Wolke vorhielt, und so den Centauren das Leben gab, wird die Zeit lehren. Wird der französische Liberalismus von der Geschichte, dieser gebornen Oberstuhlrichterin, ans Rad gebunden, so ist dieß ein Zeichen, daß er nicht ächter Art war. Dann gehört er dem Tartarus an, und hat keinen Anspruch auf die Märtyrerkrone.

Wenn der Staat die Kirche als eine Sara behandelt, so erzeugt er, wenn auch später, einen Isaak mit ihr, auf dem der Segen ruht. Anders ist es, wenn er in ihr eine Hagar sieht und sie als Magd betrachtet. Verstoßen gebiert sie einen Ismael, der verwegen die Hand gegen den eigenen Vater erhebt.

Sollte ich für Frau von Staël aus den Büchern des alten Bundes ein Simile auswählen, so würde ich sie der berüchtigten Delila vergleichen, denn sie hatte in der That gegen den Simson des neunzehnten Jahrhunderts ihre Netze ausgestellt. Zum Unglücke für die politischen Philister unserer Zeit fehlte es der Verfasserin der Corinna an äußerer Schönheit, und der Sieger von Marengo, der überdieß nie einen althessischen Kamaschenknopf getragen, der seinen Haarwuchs büstenartig zugestutzt hatte, entging der Scheere.

Bei dem am Vorgebirge Salvore auf der Punta Passania an der illyrischen Küste belegenen Leuchtthurme, auf den zur Herbstzeit oft Hunderte von Vögeln zufliegen, und sich an dem hellen Candelabre die Köpfe einstoßen, so daß man sie todt auf der Galerie findet, mußte ich an mehrere unserer überliberalen Schriftsteller und Landtagsredner denken, die der neuen Ideenfreiheit so rasch zueilen, daß sie sich an diesem Weltpharus das Genicke brechen. Auch die Lichtsucht hat ihre

Gefahren! Man könnte freilich dieses Simile umkehren, und das unbesonnene Anfliegen für eine Lichtscheue, für einen Lichthaß erklären, indessen möchte doch diese Allegorie am Ende nicht Stich halten, da die Eule, die sich Minerva mit schlagender Ironie zum Lieblingsvogel erlas, ihren Lichtgroll nie bis zu einem offenen Lichtkriege zu steigern pflegt.

Burke macht in seinen Betrachtungen über die französische Revolution einige sehr scharfsinnige Bemerkungen über die Schädlichkeit der Maxime die Staatsdiener mit *allzugeringen* Gehalten auszustatten. Thomas Paine, der Apostel der ungemessenen Freiheit, ist freilich anderer Meinung. In seinem berüchtigten Compendium der neuen Politik, die Rechte der Menschheit betitelt, sucht er zu beweisen, daß kein freies Volk, wenn es anders vernünftig handeln wolle, dem obersten Staatsbeamten, möge er *König* oder Präsident heißen, über dreitausend zweihundert und fünfzig Dollars aussetzen müsse. Der tolle Paine meint, daß jede Nation einen genügsamen Mann, der gewohnt sey, zu Pferde zu reisen und dabei doch Regierungstalente habe, für diese mäßige Summe ausmitteln werde. So karg Nordamerica sich auch in der Besoldung seiner Beamten zeigt — die Mehrzahl der Staatsämter besteht dort aus Ehrenstellen —, so hat es doch bei dem Präsidenten eine rühmliche Ausnahme eintreten lassen. Welche Rolle würde der Chef der großen nordamericanischen Republik auch gespielt haben, wenn man Paine bei dem Entwurfe der Civilliste desselben eine entscheidende Stimme einräumen wollen. Mich wundert es sehr, daß mehrere unsere überliberalen Schriftner bei ihren Faseleien über Constitutionen, Finanzen, Beamtenwesen und dergleichen, nicht auch des Thomas Paine gedacht haben. Wie möchten sie sich eine solche Autorität entgehen lassen!

On peut dire des Allemands, ce qu'on a dit du cheval: Ils ignorent eux-mêmes leurs forces, schrieb der große Sobiesky kurz vor Wiens Entsetzung an seine Gemahlin. Der Polenkönig sprach ein wahres Wort, denn der Deutsche des siebenzehnten Jahrhunderts glich dem mit seiner Kraft unbekannten Rosse. Auch die Gleichnisse haben ihre Zeit, nur wenige von ihnen sind perennirend. Das Sobieskische Simile paßt nicht mehr für die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts. Das gutmüthige deutsche Roß hat von dem goldenen Hafer der freien Meinung genossen, und ist so zu einem Bucephalus geworden, es hat die Propheten-Natur der Achillischen Pferde angenommen, und blickt voll heiliger Ahnung in die Zukunft; es sind ihm Flügel gewachsen, gleich dem Pegasus, denn wie das Musenpferd bei den Quellen des Oceans geboren wurde, hat das deutsche Roß an den Seinequellen, die Anfangs Blut, später aber lebendiges Wasser gaben, eine Wiedergeburt bestanden, die ihn die Mühlgaulschmach vergessen macht. Dieses Flügelwachsen ist im Ganzen noch controvers. Wie Hesiod den Pegasus aus dem Blute der Medusa, der schlangenbehaarten von Neptun geschwängerten Cetotochter, der Perseus den Kopf abhieb, entstehen läßt, so soll das deutsche Flügelpferd durch das Blut der vom Brittenspleen bedeckten altdeutschen, grauhaarigen Aristokratie, der vom Zeitgeiste, diesem kühnen Danaensohne, — Rothschild, der moderne Jupiter pluvius hatte also doch hier die Hände im Spiele — das Haupt vom Rumpfe getrennt wurde, seine Wiedergeburt erlebt haben, eine ächte renatio per spiritum sanctum, die hundert Bileamsche Esel, und hätten die ehrwürdigen Väter de la Chaise und Tellier die Stallmeisterschaft bei ihnen übernommen, nicht überschreien werden. Der deutsche Bucephalus erwartet seinen Alexander. Der deutsche Pegasus begehrt aber keinen Bellerophon, keinen zopfhassenden Wartburgshelden, keinen ohnehosigen Juliusmann, denn sonst würde bei dem Anfluge politischer Bremsen, auch

die politische Halsbrechlichkeit nicht ausbleiben. Ob das deutsche Medusenhaupt, die antike Versteinerungskraft erhalten, ob es auf einem Pallasschilde Platz finden werde, möchte wohl noch einigen Zweifeln unterworfen bleiben. Da der Polenkönig die Deutschen im Lager sah, so hätte er auch ein Feldlagergleichniß für sie ausmalen, und sie mit den marinischen Mauleseln parallelisiren können. Die gutwillige deutsche Fügsamkeit, die geduldige deutsche Arbeitsamkeit, verbunden mit deutscher Eßlust und deutscher Wohlgenährtheit, würden dieses Simile gegen die Kritik geschützt haben.

IV.

Sitzung der Landstände des Herzogthums Nassau von 1831.

Von J...n.

Erste Abtheilung.

Die Verhandlungen der landständischen Abgeordneten des Herzogthums Nassau in ihrer dießjährigen Sitzung haben in Deutschland Aufsehen gemacht, und eine große Theilnahme gefunden. Diese Erscheinung war um so überraschender, da zehn Sitzungen derselben Kammer geräusch- und spurlos vorübergegangen waren, und kein anderes Resultat gegeben hatten, als eine folgsame Billigung und Bewilligung dessen, was die Regierung gethan und gewollt. Die Protokolle ihrer Sitzungen wurden regelmäßig gedruckt, und regelmäßig nicht — gelesen, selbst in dem Lande nicht, dessen Interessen und Angelegenheiten sie besprachen und erörterten. Eine Dürre und Leerheit des Inhalts und eine Kälte und Nüchternheit der

Darstellung zeichneten sie vor allen ständischen Verhandlungen in Deutschland aus, deren es doch manche, was Magerkeit und Dickleibigkeit — sonst widersprechende Eigenschaften — betrifft, bis zur wahren Meisterschaft gebracht hatten. Die öffentliche Aufmerksamkeit nahm so wenig Notiz von dem landständischen Streben und Wirken in Nassau, daß eine geschätzte Zeitschrift *) es den Deputirten hoch anrechnete, in der denkwürdigen Sitzung von 1831 sich muthvoll die Oeffentlichkeit erkämpft zu haben. Die Sitzungen der Deputirten sind aber immer öffentlich gewesen, und nur heimlich geblieben, weil sie keine Theilnahme fanden. Was hatte nun diese rasche, höchst unerwartete Verwandlung bewirkt? Es war noch dieselbe Kammer; es waren in ihr noch dieselben Deputirten; es war dieselbe Regierung und Verwaltung; aber die Sprache und das Benehmen dieser Kammer, die Haltung dieser Deputirten, ihr Verhältniß zu dieser Regierung und Verwaltung, hatten sich durchaus geändert. Und wie die Stimmung der Kammer, so wechselte die des Landes, und es lassen sich kaum schroffere, schneidendere Gegensätze auffinden, als Nassau im Anfange und am Schlusse eines und desselben halben Jahres darbot. Dieser anscheinende Widerspruch läßt sich so einfach und natürlich erklären, wie Alles in dieser Welt, wenn man nur die Ursachen kennt, durch welche die Wirkung hervorgebracht worden. Weiß man jene, dann findet man auch diese, und es gibt auf unserer Erde weder Zauberei, noch Wunder. Die Geschichte, die das Schauspiel der Weltereignisse und Staatsactionen auf irgend einem Sitze des Zuschauers im Schauspielhause aufzeichnet und nachschreibt, gibt wohl den Inhalt des Schauspiels, den Namen, Stand und Rang der Personen, die so oder anders costümirt in ihm auftreten, und der geneigte Leser erfährt das Was, aber selten das Wie, das zum rechten Verstehen der Sache oft durchaus nöthig ist.

*) Der Verfassungsfreund.

Dieses Wie erfährt man gewöhnlich im Ankleidezimmer und hinter den Coulissen, wodurch die Memoires, wenn sie ächt und wahr sind, so viel Werth und eine so große Bedeutung erhalten. Wir schreiben hier Geschichte, könnten aber auch die zahllose Zahl der Memoires noch zahlreicher machen, wenn es nöthig wäre.

Der Anstoß, den die Pariser Juliustage Europa gegeben, ist auch Deutschland, ist auch Nassau nicht fremd geblieben. Es war ein Blitzstrahl, der über unsern Welttheil fuhr, und zündete, wo er Brennstoff fand. Dafür hatten die Regierungen an vielen Orten trefflich gesorgt. Das Regieren war, seit der Erscheinung der Karlsbader Beschlüsse, bequem geworden; es hieß befehlen. Den Völkern hatte man früher in Wien ihr Loos beschieden, und jedem zugetheilt, was man ihm geben wollte. Die Staaten waren zugerundet, die Menschen in ihnen ab- und hingewiesen, wie es gerade gelegen und schicklich schien. So hatte man Alles recht aus einem Tuche geschnitten nach der Elle von Quadratmeilen mit ihren Insassen, die ihnen als Zugabe folgten, da für den Größern und Stärkern ein Rock, dort ein Röckchen, hier für den Kleinern und Schwächern ein Wamms, oder gar nur ein Vorderblatt dazu herausgenommen worden. Natürlich mußte das Kleid sich nach dem Leibe fügen. Um lästige Beschwerden und Klagen nicht zu vernehmen, zu denen hier ein Stück Leib, dort ein Läppchen Kleid sich vermessen konnte, ward die Preßfreiheit in Deutschland aufgehoben, und die Censur auf eine Weise geübt, deren Albernheit ins Lächerliche ging, wenn das Unrechte und Schädliche anders lächerlich seyn kann. Man hörte nun keine Klage, und war demnach zufrieden. Man vernahm keine Beschwerde; es gab also keinen Grund dazu. Was man nicht kennt, ist für uns nicht da; schließt man die Augen, dann ist die ganze Welt nur eine Finsterniß. So ward dann im Stillen das Pulver ausgestreut und angehäuft. Der verhaltene Mißmuth stieg zum Zorne, der Zorn zum Grim-

Grimme, und als ein Funke auf das Pulver viel, flog es mit Krachen auf, und da der gedämmte Strom eine Oeffnung fand, trieb er sie weiter auseinander, und brach brausend über die zerrissenen Dämme los. So war es im Julius 1830, als in Paris der Funke in die gefüllte Tonne fiel. Aus ihr stieg die Rakete prasselnd auf, die ihre glühenden Körner über das unterminirte Europa streute. Wie das wirkte, wissen wir. Wie die Gefahr gespenstisch aus dem Grabe stieg, in das man sie auf Congressen und in Conferenzen verscharrt zu haben glaubte, und die Cabinette mehr als überraschte, das würde nicht übel zu erzählen seyn, wenn es nur auch gefahrlos wäre. Ich erzähle nichts, und schreibe eine Stelle aus dem alten, unverdächtigen Plutarch aus. Die Spartaner hatten sich Thebens bemächtigt, und hielten die Burg dieser Stadt, gegen alle Treue und alles Recht, besetzt. Von den unterdrückten Thebanern faßten die Muthigsten den Entschluß, das unglückliche Vaterland von den fremden Tyrannen zu befreien. Der Entschluß war zur That reif, und der verhaßteste und grausamste der Feinde, der Polemarch Archias, befand sich bei einem Festgelage, das ihm gegeben ward, um die Ausführung der gefahrvollen Unternehmung zu erleichtern. Eben sollte der Angriff geschehen, als Archias Nachricht von dem Anschlage erhielt. Bei Scherz und Wein fühlte er sich leicht gestimmt, und es gelang, ihn zu beruhigen. Kaum aber, berichtet Plutarch, war dieß erste Ungewitter vorüber, als das Geschick den Verschwornen schon wieder ein zweites bereitete. Es brachte nämlich Jemand von Athen, von Seite des Hierophanten Archias, einen Brief an jenen Archias, seinen Bekannten und Gastfreund gleiches Namens, worin kein leerer, unverbürgter Verdacht, sondern, wie sich nachher auswies, umständliche Nachricht von der ganzen Unternehmung enthalten war. Der Bote wurde gleich vor den schon trunkenen Archias geführt, und sagte bei Ueberreichung des Briefs: „Der Mann, der diesen Brief schickt,

„bittet dich dringend, ihn unverzüglich zu lesen, weil er die „wichtigsten Angelegenheiten betrifft.“ Archias aber versetzte lächelnd: „Mit wichtigen Dingen ist es Zeit bis Morgen“ — legte dann den erhaltenen Brief unter das Kopfkissen und fuhr in der mit Philidas — seinem Wirthe — angefangenen Unterredung wieder fort. Dieser Ausdruck ward nun eine Art von Sprüchwort, welches noch bis jetzt unter den Griechen gebräuchlich ist.“

Die wichtigen Dinge bleiben auf den kommenden Morgen ausgesetzt; aber Archias sah keinen Morgen mehr. Die trotzigen Spartaner sagen noch heute, wie damals: „Ernste Geschäfte auf morgen!“ Aber heute wie damals, möchte es morgen zu spät seyn. Pope's Aeußerung:

Laßt um die Formen des Staats sich die Thoren bekämpfen und streiten;
Die ist die beste allein, wo man mit Weisheit regiert.

ist zum beliebten Wahlspruche geworden, und enthält, in einem gewissen Sinne, Wahrheit. Man will die Verfassung nur der Verwaltung wegen, jene als Mittel, diese als Zweck, zu dem das Mittel führt. Nur um den Mißbräuchen der Regierung zu begegnen, und sie selbst für den Staat so ersprießlich wie möglich zu machen, bindet man sie an gewisse Formen und Bedingungen, die der Eigenmacht und dem Eigenwillen Schranken setzen und das allgemeine Wohl, nicht das Wohl Einiger zur Aufgabe des Staates machen. Eine vollkommene Verwaltung, die ihre Dauer verbürgt, würde jede Verfassung entbehrlich machen, und man kann ohne Schmeichelei zu einem guten Regenten sagen: „Ihre Persönlichkeit ist die beste Constitution.“ Die geistreiche Frau v. Staël hat mit diesen Worten den Kaiser Alexander begrüßt, der seine hohe Bestimmung zu erkennen schien. Doch bemerkte der Monarch sehr richtig, daß in diesem Falle die Verfassung gebrechlich und vergänglich sey. Warum sehnte man sich in unsern Tagen so allgemein nach einer bessern Verfassung, und wechselte sie doch häufig wieder, wenn

man in ihrem Besitze war? Weil man eine bessere Verwaltung wollte, die bestehende unerträglich fand, und durch eine veränderte Verfassung seinen Wunsch erfüllt, sein Bedürfniß befriedigt zu sehen hoffte. Die Verwaltungen, nicht die Verfassungen, haben die Revolutionen herbeigeführt, und man wechselte nur die Verfassung wieder, weil sie nicht die gehoffte Verwaltung gegeben hatte. Die Verwaltung ist aber bei weitem nicht einzig das Werk der Verfassung, wie man fast allgemein zu glauben schien, und wenn wir diese Wahrheit noch nicht allgemein begriffen haben sollten, dann wird die Erfahrung sie uns verständlich machen. Hier ist der Ort nicht, sich in Erörterungen einzulassen, um sie darzuthun.

Karl VI, König von Frankreich, hatte den Verstand verloren. Chateaubriand macht bei dieser Stelle seiner Geschichte *) folgende Bemerkungen: „Benedict, der „römische Papst, behauptete, Gott habe den Geist des Kö„nigs verwirrt, weil er den Gegenpapst von Avignon in Schutz „genommen. Clemens, der Papst von Avignon, dagegen „versicherte, der König habe den Verstand verloren, weil er „den römischen Gegenpapst nicht vernichtet. Das französische „Volk beklagte den jungen Monarchen und betete für ihn, „während die Großen erfreut waren, mit dem Staate nach „Gefallen schalten zu können. Georg III, König einer „constitutionellen Monarchie, war mehrere Jahre hindurch „seines Verstandes beraubt, und sie bilden die glorreichste „Epoche in der englischen Geschichte. Karl VI, König „einer unumschränkten Monarchie, befand sich fast eben „so viele Jahre in einem Zustande von Geisteszerrüttung, „und sie bilden den unglücklichsten Abschnitt in der Geschichte „Frankreichs. In einer constitutionellen Monarchie tritt die „Nationalvernunft an die Stelle der Vernunft des Königs; „in einer absoluten Monarchie folgt die Thorheit des Hofs

*) Etudes, ou discours historiques.

„auf die königliche.“ Diese wenigen Zeilen geben viel zu denken. Erstens sieht man, wie die Ewigkeit, selbst bei Päpsten, den zeitlichen Interessen, und die Vorsehung persönlichen Rücksichten dienen muß. Zweitens fällt es auf, das geplagte Volk für seinen unglücklichen König beten zu sehen, da der Adel, die Stütze des Throns, der natürliche Bundesgenosse der fürstlichen Macht, sich über die Krankheit des Monarchen freut, weil sie das Reich seiner Willkür überliefert. Das überrascht, sage ich, obgleich die ganze Geschichte die Könige und die Großen selten in anderm Verhältnisse zeigt, was freilich nur die Könige und die Großen nicht zu wissen scheinen. Drittens sehen wir, welchen Werth für einen Staat eine Verfassung haben kann, und daß es doch kein bloßer Streit unter Thoren ist, welche Constitution die beste sey, wie Pope sich äußert.

Nassau bietet in seiner Regierung und Verwaltung eine eigene, höchst seltene Erscheinung dar. In ihr herrscht die unbedingteste Einheit. Ein Minister steht über allen Behörden und leitet alle Angelegenheiten des Staates. Alle Zweige der Gewalt laufen in ihm zusammen, wie alle Aeste eines Baumes in seinem Stamme, der ihnen aus dem Wurzelwerke die Lebenskraft zuführt. Der Minister ist Minister des Aeußern, des Innern, der Justiz, des Handels, des Unterrichts, der geistlichen Angelegenheiten, selbst Minister der Gnade, des fürstlichen Hauses, und im ausschließlichen Besitze des fürstlichen Vertrauens. Die Allmacht kann gut, sehr gut seyn, wenn sich zu ihr Allwissenheit gesellt, und der Allmächtige und Allwissende seine Vorzüge nicht mißbrauchen will. Immer eine gefährliche Stellung für den, der die Gewalt übt, wie für Alle, die ihr unterworfen sind! Man sollte keinen Menschen, auch den stärksten nicht, damit versuchen. Ist es übrigens nicht eine bedenkliche Prüfung für den Minister selbst, der das Interesse seines Herrn und das Interesse des Staates wahren, das Vermögen seines Herrn und das

des Staates mit Gewissenhaftigkeit verwalten soll? Und angenommen, er halte die Wage, in deren Schalen hier Fürst, dort Volk sich findet, mit sicherer Hand und strenger Rechtlichkeit im Gleichgewichte, wird er dem Verdachte, dem Argwohne der Parteilichkeit entgehen können? Und welch ein Mann gehört dazu, um diesen Verdacht, diesen Argwohn nicht zu verdienen! Die Regierung Nassau's hat sich rein erhalten von fremdem Einflusse, den hier weder Schmeichler, noch Günstlinge, noch Weiber übten. Der Regent kennt, in Regierungssachen, nur seinen Minister, der sein erster Beamter, sein Rathgeber, man darf es wohl sagen, sein einziger Vertrauter ist. Alles Gute geht rasch durch, weil es von einer Einsicht, von einem Willen kommt; mag es nun die Einsicht und der Wille des Herrn oder des Dieners seyn. Wie aber, wenn die rechte Einsicht, oder der gute Wille fehlte? Das Recht, die Anerkennung und verdiente Würdigung, die Liebe, Schätzung und Neigung finden so ohne Umwege ihren Gegenstand; aber nicht auch das Unrecht, die unverdiente Zurücksetzung, der Haß, die Geringschätzung und Abneigung? Was könnte einen Menschen retten, dessen Verderben ein Mensch im Herzogthume beschlossen hätte? Daß solches geschehe, ist nicht gesagt; aber es sollte auch nicht einmal geschehen können. Ein so allmächtiges Ministerium hat es in der Gewalt, alle Behörden und Stellen zu Expedienten seines Willens zu machen. Auch das ist kein Unglück, kann sogar sehr glückliche Folgen haben, sind mit der höchsten Macht die größte Einsicht und der beste Willen vereint. Welcher Mensch mag das für sich verbürgen? Bei dem besten Willen kann die rechte Einsicht fehlen; und im Ministerium, dieser Centralstelle, von der die übrigen, wie Planeten von ihrer Sonne, Licht und Leben erhalten, steht der Minister, dessen Verdienste wir übrigens gern anerkennen, allein. Es gibt keinen Einfluß, der den seinigen mäßigte, beschränkte. Es ist allerdings ein trauriges Schauspiel, wenn man den höch-

sten Willen im Staate zersplittert sieht; wenn sich Günstlinge, Maitressen, Hofleute in ihn theilen, man auf keine Gesinnung bauen, auf keine Entschließung rechnen kann, Heute mit Gestern und Morgen mit Heute in Widerspruch geräth, die Nacht zerstört, was der Tag geschaffen hat, und so das Kunstwerk der fleißigen Penelope sich immer wiederholt. Aber ein solcher bedauernswürdiger Zustand gewährt doch den Trost der Möglichkeit, daß der Morgen zurückbringt, was heute verloren ging, daß der Tag das Werk der Nacht zerstört, und das Verdammungsurtheil, welches Uebereilung der Leidenschaft gesprochen, Ueberlegung und Besonnenheit zurücknimmt. Es ist ein furchtbarer Gedanke: „Dein Schicksal liegt in eines Menschen Hand, dem du täglich gegenüberstehen kannst.“ Oder wäre dem nicht so? Befindet sich nicht jeder, der im Staate ein Amt bekleidet, in dieser Lage? Dadurch muß Manches erklärt werden, was sonst ein Räthsel bliebe.

Ein kleiner Staat hat mehr als Einen Vorzug vor dem großen, in dem Regent und Regierte sich so ferne stehen, daß keine Annäherung, keine Berührung zwischen ihnen möglich ist, die Quelle der Gewalt und Gnade, wie die des Nils, dem Volke in unbekannter Ferne fließt, der ganze geheimnißvolle Eindruck und die Zauberkraft der fürstlichen Persönlichkeit verloren geht. Große Reiche, Monarchien in der herkömmlichen Form, sind gewöhnlich der Willkür kleiner Tyrannen hingegeben, die im Namen des Monarchen die Gewalt zu ihrem Vortheil üben. Vor solcher Satrapen- und Paschenwirthschaft gibt es für die geplagten Unterthanen keine Rettung. Wagt es der Gekränkte — was wirklich ein Wagestück ist — mit dem Zorne des Himmels oder der Ungnade des Kaisers zu drohen, dann kann der Beamte wie jener russische Statthalter sagen: „Immerhin, der Himmel ist hoch, die Hauptstadt fern.“ Nur ein kleiner Staat ist für ein väterliches, patriarchalisches Regiment gemacht, nach dem der Unterthan in dem Fürsten das Haupt einer großen Familie

ehrt und liebt. Einem kleinen Staate ist das glückliche Loos des Mittelstandes geworden, der die Freuden einer vertraulichen Häuslichkeit mit dem sparsamen Genusse der öffentlichen Vergnügungen vereinen kann. Läßt er sich freilich von der eitlen Prunksucht bethören, sich den Großen gleich zu stellen, wie diese, eine auswärtige Politik zu haben, das kostspielige Soldatenspiel mitzuspielen, einen glänzenden Hof zu halten, eine Hauptstadt mit großen gelehrten und Kunstanstalten, Schauspiele und Opern zu besitzen, dann geht er den Weg des Mittelstandes, der die Pracht und Verschwendung der Reichen und den Ton Vornehmen nachäfft, seinem gewissen Verderben entgegen.

Ein Nachtheil kleiner Staaten ist, daß sie gern zu lächerlichen Copien von großen werden. Es gibt ein kleinstaatisches Wesen, das sich vom kleinstädtischen nur unterscheidet, wie ein kleiner Staat von einer kleinen Stadt. Man legt an kleine Dinge einen großen Maßstab an, und da es doch allenthalben an dem Großen fehlt, so bläht sich das Kleine zu ihm auf. Es ist das rechte Verhältniß der Dinge und Menschen zu einander nicht, weil auf dem engen Raume sich nicht Manichfaltiges genug zusammenfindet, durch dessen Vergleich sich eine wahre Würdigung und Schätzung ergeben könnte. Ein Dorfpastor dünkt sich der Repräsentant der Kirche, wie der Schulze die weltliche Macht vertritt, der Dorfbarbier sich für einen Doctor und der Schulmeister sich für einen Gelehrten hält. Jeder ist in einem kleinen Staate geneigt, sich zu überschätzen, weil er nichts Höheres und Größeres neben sich hat, das ihm seine Kleinheit oder Mittelmäßigkeit zeigte. Man hat auch sonst schon die richtige Bemerkung gemacht, daß Dorfkomödianten ungleich mehr übertreiben als Schauspieler auf größern Bühnen. Vermag es ein kleiner Staat über sich, nur scheinen zu wollen, was er ist, und bestrebt er sich wirklich zu seyn, was er, seinen Anlagen und Kräften nach, seyn kann und soll, dann ist ihm, wie dem Mittelstande in

der bürgerlichen Gesellschaft, in der politischen eben kein glänzendes, aber ein glückliches Loos gefallen. Wohl dem, der es zu würdigen und zu finden weiß!

Eine andere Wirkung des kleinstaatischen, wie des kleinstädtischen Wesens ist, daß man sich in dem engen Kreise leicht übersieht und häufig berührt. Familienangelegenheiten werden leicht Staatsangelegenheiten, wie Staatsangelegenheiten Familienangelegenheiten werden. Alle Verhältnisse und Beziehungen nehmen nur zu leicht einen persönlichen Charakter an, und die Stellung in der Gesellschaft entscheidet über die im Staate. Der Umgang, der Spiel- oder Theetisch, ein Ball, der Verkehr mit Frau und Kind, eine längere oder kürzere Verbeugung, eine Annehmlichkeit, Lächerlichkeit oder Albernheit können wichtiger seyn und entscheidender wirken, als Tugend, Talent, Thätigkeit und guter Wille. Darum mag auch die wichtigste Angelegenheit oft in den Kreis vertraulicher Unterhaltung gezogen und ein Gegenstand vornehmer Klatscherei werden.

Ueber die Verwaltung des Herzogthums Nassau im Allgemeinen wollen wir uns nur die Bemerkung erlauben, daß wenn der alte, gute Homer auch nicht gerade schläft, er doch gar häufig schlummert. Wir haben Generalrescripte gesehen, die sich durch Fassung, Sprache und Inhalt gar wunderlich ausnehmen. Nur von der Verwaltung der Domänen muß Einiges gesagt werden, weil in ihr der Grund der veränderten Stimmung, die so sehr auffällt, und demnach des Streites, der die Regierung und die Landesdeputirten theilt, vorzüglich gesucht werden muß. Die ersten Beschwerden trafen diese Verwaltung, von der man sagte, daß sie in ihrem ganzen Verfahren die Gewinnsucht des Privatmannes zeige, der die Gewalt des Staates zu Gebot steht. Die Domänenverwaltung rühmte sich, bei mehr als Einer Gelegenheit, das Einkommen des Herrn auf den höchsten Ertrag gebracht zu haben. Das schien auch ihre Aufgabe

zu seyn, die sie, man muß es gestehen, gut zu lösen wußte. Alle Mittel wurden aufgeboten, die zum Zwecke führten, und an Mitteln konnte es einer Behörde nicht fehlen, die unter den hohen Staatsbehörden an Einfluß und Ansehen nicht die geringste war. Gerade daß sie das persönliche Interesse des Landesherrn besorgte, gab ihr eine Macht der Meinung, die von der erhabenen Persönlichkeit des Fürsten auf sie überging. Als Behörde war sie, wie die übrigen Staatsbehörden, stark, und wirkte auf die untergebenen Stellen. Als Behörde, die das Vermögen des Herzogs zu verwalten hat, gewann sie ein Uebergewicht, das ihr der Name und die Sache des Regenten lieh.

Es wäre eben so abgeschmackt als beleidigend, anzunehmen, daß der Herzog die gewinnsüchtige, oft wucherische Verwaltung der Domänen, die so verderblich auf den Wohlstand seiner Unterthanen wirkte, gewollt oder nur gebilligt habe. Aber, nach der Meinung seiner Verwaltung gab es an ihrer Stelle nur Ein Mittel sich auszuzeichnen und Verdienste zu erwerben. Das Mittel war die Bereicherung des Fürsten. Und wenn nun andere Behörden zu demselben Zwecke um ihren Beistand angesprochen wurden, darf man nur vermuthen, daß sie es wagten, diesen Beistand abzulehnen? War auch das Mittel, zu dem man sich entschloß, um das Einkommen der Domänen zu vermehren, nicht immer das geeignete, dann zeigte die Verwaltung doch guten Willen, Dienstbeflissenheit und Ergebung. Wurden über die Härte dieser Verwaltung Klagen laut, dann kamen sie, wie das jetzt so häufig ist, von Mißvergnügten und Unruhestiftern, und von jeher bemerkte man, klage ja, wer bezahlen solle. Verdiente nun die treue, ergebene, dienstbeflissene, wohlgesinnte Verwaltung Tadel? Ich weiß keine die wie sie belohnt und ausgezeichnet worden wäre. Das Alles ist auch so einfach und natürlich, daß es, wie die Menschen und die Dinge nun einmal sind, wie sie sich besonders

im Herzogthum Nassau gestaltet haben, kaum anders seyn kann. Die Erscheinung läßt sich erklären, ohne daß man dazu des bösen Willens und absichtloser Pflichtverletzung bedarf. Diese Verwaltung indessen hat vorzüglich den beklagenswerthen Zustand des Landes herbeigeführt; sie hat die Interessen des Regenten denen seiner Unterthanen feindlich gegenübergestellt; sie hat sich mit dem gemeinen Eigennutze in einen Wettkampf eingelassen, und die Gewinnsucht niedriger Speculation überboten, um der fürstlichen Casse einen Vortheil zuzuwenden, den Bürger oder Gemeinden anzusprechen sich berechtigt glaubten. Diese Verwaltung hat den materiellen Interessen des Fürsten die moralischen aufgeopfert, um schnödes Geld die Achtung und Liebe der Unterthanen losgeschlagen, die Majestät des Thrones auf den Markt engherziger Gewinnsucht herabgeschleift, die Ehrfurcht und Achtung, die Treue und Ergebung guter Unterthanen an ein Mehrgebot von einigen Thalern gesetzt, und die Reinheit und Heiligkeit der fürstlichen Würde mit dem Ergusse der gemeinsten Leidenschaft beschmutzt. Um Cassen ein wenig höher anzufüllen, hat man Schätze verschleudert, um die man Cassen leeren sollte, wenn diese Schätze sich kaufen ließen. Oder gäbe es für einen Fürsten einen reichern Schatz, als die Liebe, die Treue, die Ergebung eines guten Volkes? O! spottet über den religiösen Glauben nicht, der den Thron geachtet und geehrt in die Mitte des Volkes sicher stellt, und mit geheimnißvollen Banden das Herz der Unterthanen an seine Stufen fesselt! Euer verruchter Materialism, der nur Geld kennt und Geldeswerth; der nur für wirklich hält, was er mit Händen greift; der außer den fünf Sinnen an dem Menschen nichts Wesentliches zu unterscheiden findet; der nur zwei Triebfedern gelten läßt, die uns in Bewegung setzen: „schmutzigen Eigennutz und rohe Gewalt,“ dieser Materialism hat die Throne untergraben, die, nach solcher Vorarbeit, Neuerer keine Mühe haben umzustürzen. Die schlimmsten und verderblichsten

Jakobiner waren und sind die Vornehmen am Hofe und im Staatsdienste, ohne welche die Gemeinen im Volke weder Beistand noch Beifall gefunden hätten.

In einer amtlichen Bekanntmachung wurde gesagt und vor den Deputirten verwundernd ausgesprochen, „daß es „schiene, man wolle dem Herzoge das Recht bestreiten, das „man dem gemeinsten seiner Unterthanen zugestehe, das „Recht nämlich, sein Eigenthum nach seinem eigenen Willen „zu verwalten und zu benutzen.“ Man glaubte etwas recht Durchgreifendes, Schlagendes gesagt zu haben. Wirklich! Ihr fändet es also ganz natürlich, wenn der Landesfürst Schenkwirthschaft triebe, weil er auf fleißigen Zuspruch rechnen kann? Daß er auf Pfänder und Geld auf Zinsen liehe, da er doch weniger als Andere dabei wagte, weil man, wenn die Einzelnen unfähig zu zahlen sind, die Gemeinden anziehen kann? daß er mit seinen starken Capitalien sich auf den Fruchthandel legte, wie die brittischen Kaufherren in Ostindien die Ernte an sich brächte, eine Hungersnoth im Lande erzwänge, und das Getreide um hohen Preis losschlüge? Kann er das? Ja, er kann es, wenn der Mensch kann, was sich ihm nicht untersagen läßt. Er kann es, aber er darf es nicht; er will es nicht. Wer sich hinabläßt in den gemeinen Kreis, muß auch gemeiner Behandlung gewärtig seyn. Versteht Ihr euch so auf Fürstenwürde, auf Fürstenehre? Von Menschlichkeit, von Völkerwohl, will ich nicht reden.

Man hat gesagt, die Bewegung im Herzogthume Nassau sey von einigen verwegenen Unruhestiftern ausgegangen, und der bessere, achtbare Theil des Volks ihr fremd geblieben. Solche Versicherung ist ein stehender Artikel in allen Blättern und Zeitschriften geworden, die, nach der Lehre ihrer Beschützer und Gönner, zu glauben scheinen, die Gefahr, die man abläugnet, sey nicht vorhanden, und das Uebel, das man verbirgt, dadurch geheilt. Unselige Verblendung, die es bis zum Aeußersten kommen läßt, ehe sie zur richtigen

Erkenntniß sich versteht. Im stolzen Patricierdünkel glaubt Pompejus nicht, daß Cäsar nahe, bis dieser den Rubikon überschritten hat, und die Sache des Senats und Rom verloren sind. Das haben Volksbewegungen mit der Cholera gemein — für beide gibt es Aerzte ohne Zahl, die Alle gegen die Krankheit selten ein Mitel wissen — daß im Entstehen das Uebel leicht abzuwenden, im Fortschreiten aber schwer oder nicht zu heilen ist. Läßt man den rechten Augenblick vorübergehen, in dem ein Eimer Wasser die aufflackernde Flamme löscht, dann sind auch tausend Hände dem Brande nicht mehr gewachsen. Aber man will die Gefahr des Feuers, aus falscher Scham, nicht eingestehen. Da ist es „eine Handvoll Rebellen," die den größten Staat unseres Welttheils erschüttert, und einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm bestanden haben würde, wäre diese Handvoll Rebellen nicht zwischen drei feindlichen Monarchien vom ersten Range eingeklemmt gewesen. Dort flieht ein altes Herrschergeschlecht, vom Throne gestoßen, aus dem Lande verwiesen, „einige Unruhestifter vom niedrigsten Pöbel" haben die bestehende Ordnung umgekehrt und den Regenten abgesetzt. Das Gewitter der Revolution steht wie ein Gericht Gottes über zwei Welttheilen, und die Erde zittert unter seinem Wetterleuchten und Donnern. Ach nein! es ist ein kindisches Spiel von bösen Buben, die einiges Pulver verpuffen lassen, um die Polizei zu necken. Alle Gemüther sind voll Vertrauen und Ergebung; aber die Bauern stehen in wilder Verzweiflung auf, weil sie glauben, die Regierung mit dem Adel einverstanden, lasse sie vergiften, und selbst die Aerzte und Geistlichen seyen mit ihr im Bunde. Es ist das Ungeheuerste, was man sich denken kann.

Auch im Herzogthum Nassau ist die Bewegung nicht vom Pöbel ausgegangen; es waren auch nicht einige Unruhestifter, die ihren Muthwillen mit der öffentlichen Ordnung trieben. Die Landesdeputirten hatten viele Jahre ihre Ver-

sammlungen gehalten, und für Klagen und Beschwerden, die man für begründet hielt, weder That noch Wort gefunden. Die Stände besaßen das Vertrauen des Volkes nicht in höherem Grade als die Regierung, ja diese war noch mehr geachtet. Ich weiß, was sich zur Entschuldigung der Stände sagen läßt, und nehme es unbedenklich an. Aber so war es, und da es so war, traten, wie man mir berichtet, mehrere der angesehensten Wahlmänner zusammen, und sprachen zu denen, die sie abgeordnet hatten, von ihren Pflichten, von des Landes Beschwerden und der rechten Zeit denselben abzuhelfen. Wie das zugegangen, gehört nicht hierher. Die Regierung steht übrigens jetzt noch höher, als manche Regierung in unserm sogenannten deutschen Vaterlande, wo man Miene macht, vornehm auf Nassau herabzusehen. Nassau hat bessere Institutionen und eine geregeltere Verwaltung, als die meisten andern Staaten. Und doch....! Dieses „und doch" sollte uns Bescheidenheit und Vorsicht lehren, und an die Mahnung Solons erinnern, daß sich doch Niemand vor seinem Ende glücklich preise. Die ganz veränderte Lage, von der man sich nichts hatte träumen lassen, überraschte. Aus stolzer Sicherheit war man aufgeschreckt, und eine süße Angewöhnung aus der guten, ruhigen Vergangenheit hatte auf einen solchen Schlag nicht vorbereitet. Wäre er geschehen dieser Schlag, wenn man ihn erwartet hätte? Ich glaube nicht. Bei heiterm Himmel und stiller Fluth ist es nicht schwer, ein tüchtiger Steuermann zu seyn. Wenn aber entfesselte Stürme wüthen und siedende Wogen brausen, und die empörte See mit dem erzürnten Himmel im Kampfe liegt, dann mag der Schiffer zeigen, ob er ein Mann ist, und Geschick und Muth besitzt. Unsere meisten Staatsmänner sind aus der Schule der alten französischen Aristokratie, in der man nichts gelernt und nichts vergessen hat. Sie glauben, sie hätten die Uhr der Zeit stille gestellt, weil sie — durch die Censur — dafür gesorgt, daß sie nicht mehr schlug.

Darum wissen sie freilich nicht, wie viel Uhr es ist, und wundern sich sehr, wenn sie erfahren, wie weit sie hinter der Zeit zurückgeblieben sind. Mit Entsetzen wird bemerkt, wie nahe das Capitol bei dem tarpejischen Felsen steht. Die Herren vom Capitol hatten das bei dem Genusse der schönen, freundlichen Aussicht übersehen. Es ist eine Zeit, die schwer begriffen wird, eine Zeit des Kampfes, des Widerspruchs, des Uebergangs, in der entgegengesetzte Ansichten, Hoffnungen, Wünsche, Interessen und Meinungen einen Vertilgungskrieg gegen einander führen. Es ist eine Zeit der Stürme in der politischen und moralischen Welt, weil die Elemente derselben ihr früheres Gegen- und Gleichgewicht verloren haben. Der Maßstab für Gut und Bös, für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande hat seine alte Sicherheit nicht mehr, wie in der stürmischen Zeit der Tag- und Nachtgleiche das Wetterglas unzuverlässig wird. Kräftige Charaktere, wenn sie an die Spitze der Bewegung kommen, selbst Menschen, unbedeutend durch eigenen Werth, wenn sie Geburt, die Laune des Schicksals, das Volk, oder der Hof zu Führern oder Sprechern der Parteien machen, gehen den schmalen Pfad zwischen dem Richtplatze und dem Pantheon, und der Wechsel eines Augenblicks kann sie aus diesem zu jenem, wie von jenem in dieses führen. Der Besitz des Vermögens ist so unsicher, wie der des Rufs, und der Mensch wird arm oder reich, berühmt oder berüchtigt, geehrt oder verabscheut, ohne daß er sich selbst verändert hätte. Ein Glückswurf, so oder anders gefallen, macht Phocion und die Gracchen, Cäsar, Cromwell, Washington und Napoleon zu Verbrechern oder Helden; sie besteigen das Blutgerüst oder den Thron, werden mit Ruhm oder mit Schande, mit Segen oder mit Fluch bedeckt.

Die griechische Mythe erzählt von einer Sphinx, die den Wandernden, welche an ihr vorüberkamen, ein Räthsel aufzulösen gab. Wer das Räthsel nicht zu lösen wußte, ward

ein Opfer des Ungeheuers; und verlor das Leben. Das bedeutungsvolle Räthsel hatte die Sphinx von den Musen gelernt, und wer den Sinn desselben fand, und es richtig deutete, dem war der Thron verheißen; und so wie es recht verstanden und gedeutet war, starb das Ungeheuer. Diese Sphinx ist keine Dichtung mehr, sondern unter uns geschichtlich geworden. Wir sehen in ihr die — Revolution. Wer mit dem Ungeheuer zusammen trifft, und sein Räthsel nicht zu lösen weiß, wird untergehen. Es wird Allen, die auf dem gefährlichen Wege wandeln, der Reihe nach vorgelegt. Ludwig XVI, Ludwig XVIII, Karl X, selbst Napoleon und Andere haben es nicht gelöst, und Andere nach ihnen werden es vielleicht nicht lösen, und ihr Schicksal theilen. Die Sphinx hat das Räthsel von den Musen gelernt. Die Revolution ist eine Wirkung der Fortschritte, der Aufklärung und Civilisation, und erfolgt, wenn die Gesellschaft diese Fortschritte bei ihrer politischen Gestaltung nicht anerkennen und beachten will. Die Musen kennen den verborgenen Sinn des Räthsels, und wen die Musen, als ihren Liebling, unterrichtet haben, der versteht diesen Sinn und weiß ihn zu erklären, und wer ihn versteht und zu erklären weiß, dem ist ein Thron verheißen, und der Thron ist der schönste, den je ein Fürst bestieg, weil er von freien und dankbaren Völkern zur Ehre der Menschheit errichtet worden. Erst wenn der Sinn des Räthsels verstanden und verständig gedeutet worden, stirbt das Ungeheuer, und ihm fallen keine Opfer mehr.

Die Weisheit, und nur die Weisheit könnte also die Revolution endigen und ihrer Wiederkehr vorbeugen. Mit der Weisheit aber ist nothwendig die Gerechtigkeit. Die Waffen thun es nicht, weil die Gewalt nur unterwirft und unterdrückt, aber nicht beruhigt, nicht gewinnt. In wessen Händen ist die Gewalt, wenn die, welche ihr dienen sollen, sich gegen sie wenden? Was wäre die Gewalt, der die Meinung, der Glaube, die Gesinnung fehlt? Sehr gelehrte

Leute, welche die Angelegenheiten der Welt sich systematisch ordnen und gestalten lassen, haben sich gegen die Revolution, wie gegen die Reaction, und für die Reform erklärt. Welcher Verständige und Billige wäre nicht für sie? Auch wir sind für die Reform, wie für Wahrheit und Recht. Kümmern sich aber die darum, die von der Lüge und dem Unrecht leben? Macht eure Mäßigung die Gewalt auch mäßig, eure Vernunft den Wahnsinn klug, eure Billigkeit die Habsucht billig, die Leidenschaft besonnen, die Anmaßung bescheiden? Was sind Reformen? Verbesserung der Mißbräuche, Zugeständnisse. Die aber, welche von dem Mißbrauche leben und im glücklichen Besitze sich wohl befinden, wissen nur von altem gutem Brauche, von verehrter, väterlicher Sitte, von heiliger Ueberlieferung, von wohlerworbenem Rechte. Wer sie antastet, frevelt gegen göttliches und menschliches Gesetz, ist ein Neuerer, ein Aufrührer, ein Ketzer. Wer soll die Zugeständnisse machen? Vielleicht der hat und immer noch haben möchte, aber nicht geben will? Zeigt mir ein Beispiel von freiwillig gemachten Zugeständnissen, und ich will mich zum friedlichen und freundlichen Systeme der Reform und der kunstreichen Vermittlung der Extreme bekehren lassen. Dreißig Jahre hat Deutschland gelitten und geblutet in einem Meinungskampfe um Glaubensfreiheit, wie man sagt, das heißt, um die Freiheit etwas weniger zu glauben, als bisher zu glauben üblich gewesen. Das war nur ein Krieg um Meinen und Glauben. Jetzt ist es um was ganz Anderes zu thun, und wir sollen uns einbilden, der Bevorrechtete werde uns entgegenkommen, den enterbten Kindern eines niederen Geschlechts, und freundiich zu uns sagen: „Ich war bisher, was ich gewesen, auf eure Rechnung. Ihr steht in meinem Schuldbuche als leibeigene Schuldner. Seyen wir Brüder und ebenbürtig! Hier folgt euer Erbtheil zurück als Kinder eines und desselben Vaters.“ Ist

das

das zu erwarten? Habt Ihr ein solches Beispiel in der Weltgeschichte? Ich kenne keines.

Dagegen war die Sprache der absoluten Gewalt dieselbe, ihr Benehmen war dasselbe vom Anfange der französischen Revolution bis auf diesen Tag. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig und die Proclamation der Feldmarschälle Diebitsch und Paskewitsch athmen denselben Geist, dieselben Gesinnungen. Als 1795 Ludwig XVIII den Titel eines Königs von Frankreich und Navarra annahm, erließ er, arm und verbannt, einen Aufruf an die Franzosen, in dem es hieß: „Ihr seyd dem Gotte Eurer Väter untreu geworden, und dieser Gott ließ Euch in seinem gerechten Zorne „die ganze Last desselben fühlen. Ihr habt Euch gegen die „Gewalt empört, die er eingesetzt, um Euch zu regieren. „Ihr müßt zurückkehren zu jener heiligen Religion, die den „Segen des Himmels auf Frankreich herabgezogen hatte. „Ihr müßt die Regierung wieder herstellen, die vierzehn Jahrhunderte hindurch der Ruhm Frankreichs und die Wonne „der Franzosen gewesen, aus Euerm Vaterlande das blühendste Reich und Euch zu den glücklichsten der Völker gemacht.“ So sprach Ludwig XVIII in der Verbannung im Jahre 1795. Seitdem ist manche Proclamation zu ähnlichem Zwecke erschienen, ist in allen nicht dieselbe Sprache, nur weniger schonend, weniger verheißend, als sie ein verbannter Prinz im Elende spricht? In Frankreich hatte eine Handvoll Meuterer *) den Aufstand erregt, dem das Volk beständig fremd geblieben ist. In Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Deutschland und Polen verhielt es sich eben so. Sah sich auch die Regierung mit ihren organisirten Gewalten, mit ihren Heeren, Geldmitteln und Ehrenbezeugungen außer Stand, ihr Ansehen in dem

*) Une poignée de factieux.

Lande zu behaupten; mußten fremde Armeen ihr zu Hülfe kommen, und die Liebe und Treue ihrer Unterthanen ihr mit den Bajonnetten wieder erwerben, immer waren es nur *einige* Uebelgesinnte und Meuterer, einige Bösewichte aus der *Hefe* des Volkes, die sich gegen die bestehende Ordnung und die rechtmäßige Gewalt auflehnten.

Alle Veränderungen, die in dem gesellschaftlichen Zustande seit Jahrhunderten eingetreten sind; Alles, was die Bedürfnisse, die Meinungen und Interessen anders gestaltet hat, die Aufklärung und Civilisation, die *Fortschritte des* Ackerbaues, der Industrie und des Handels; Alles, was die Grundlage und die Elemente des Staates verrückt und umgebildet hat, wäre demnach das Werk verbrecherischer Complotte; denn sie haben die Nothwendigkeit der Revolution herbeigeführt, wenn man nicht durch Reformen zugestehen will, was ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist. Vermögen, Einsicht, Betriebsamkeit, Talent und Reichthum, Muth und Geschick sind dem dritten Stande, wenigstens in demselben Maße, wie dem Adel und der Geistlichkeit, zugefallen. Die sogenannten bevorrechteten Stände würden keine Nation mehr machen, wenn man ihnen auch das Volk als Leibeigene und Hörige zustellen wollte. Die Seele, das Herz, das Leben des Staates sind in dem Volke. Man will es anders. Die Stände, die früher Alles galten, weil sie Alles waren, wollen noch Alles gelten, wo sie nichts mehr sind, nichts mehr, als Bestandtheile des Volkes. Das Volk, das Alles geworden ist, will auch gelten, was es ist. Da liegt der Grund aller Revolutionen unserer Zeit. Wir werden sie nicht aufhalten. Was die Ordnung der Natur herbeigeführt, hebt keine menschliche Anstrengung wieder auf. Wollen nun die absolute Fürstenmacht und die Aristokratie keinen Frieden machen; wollen sie keine Bedingungen eingehen, **sich zu keinem Zugeständnisse verstehen, dann kennen wir den Inhalt unserer Geschichte, der nächsten Zukunft. Sie wer-**

den mit vereinter Kraft den Stein noch einmal bis zum Gipfel des Berges wälzen, von dem er dann, zum letztenmal, unaufhaltbar in die Tiefe rollt, und die ihn halten wollen, zerschmettert. Sie könnten friedlich im Thale wohnen und sich auf dem Steine noch einen gemächlichen Sitz bereiten. Ohne Gleichniß! Die absolute Fürstenmacht und der Adel könnten unter billigen Bedingungen ihren Frieden machen. Sie könnten, wenn sie wollten. Können sie aber wollen? Was will der Mensch? Was bestimmt seinen Willen? Viel ist zu fürchten, nicht viel zu hoffen.

Sind die Domainen Staatsgut? Sind sie das Eigenthum der fürstlichen Familie? Man hat Beweise dafür und dagegen. Es wird sich so wenig, aber auch eben so gut darthun lassen, daß sie dem jetzt regierenden Geschlechte, als daß sie dem Lande angehören. Niemand wird im Ernste bestreiten, daß sich Familiengut, aber auch Niemand, daß sich Staatsgut dabei befinde. Wie aber soll dieses und jenes nachgewiesen, und nach genügenden Belegen ausgeschieden werden? Es wäre lächerlich es zu wollen, weil es nicht möglich ist. Aber es wäre auch unbillig es zu wollen, wenn es geschehen könnte. Man verliert sich in die dunkle Vorzeit, um ein Licht zu suchen, das uns leuchten soll. Was finden wir in jener Zeit, wenn wir anders wissen, von welcher Zeit denn eigentlich die Rede ist? Das sagt uns die Geschichte, daß Geschlechter, die unter den deutschen Völkern zur Regierung gelangt sind, große Grundbesitzer waren, gerade darum, weil sie von dem reichen Ertrage ihrer Güter die Kosten und den Aufwand ihrer Würde am leichtesten bestreiten konnten. Die Geschichte zeigt aber auch ohne Widerspruch, daß die Würden der deutschen Fürsten ursprünglich nicht erblich gewesen; daß sie später noch der Kaiser zu vergeben gehabt, und daß mit diesen Würden er einen bedeutenden Grundbesitz verliehen, von dessen Ertrag sie aufrecht erhalten wurden. So verhielt es sich mit den Herzogen und Grafen und mit

andern Fürsten, die Mittel fanden, sich nach und nach erblich und endlich selbstständig und unabhängig zu machen. Solche ausgezeichnete Familien hatten allerdings eigene, beträchtliche Güter, Allodien, zu denen aber, wenn sie Stellen erhielten, mit denen sie belehnt wurden, Lehengüter kamen. Diese Lehengüter waren nicht das Eigenthum der Familien, die sie indessen später in solches zu verwandeln wußten. Auch der Adel besaß solche Güter mit der Verpflichtung, den Kriegsdienst zu thun, und zwar auf eigene Kosten. Hatten die Edelleute den steuerfreien Grundbesitz, dann ließ sich das rechtfertigen, weil sie auf eigene Rechnung die Last der Heereszüge trugen. Später fanden sie ebenfalls Mittel, sich im Besitze der steuerfreien Güter zu erhalten, jede Abgabe zu verweigern, und sich sogar von dem Kriegsdienste loszusagen, dem sie die Steuerfreiheit zu verdanken hatten. Die Gewalt ging den Weg, den sie immer gegangen ist; die Stärke nahm den Genuß für sich, und bürdete der Schwäche die Last und Entbehrung auf. Nach dem natürlichen Gesetze, nach dem Rechte, das die Vernunft geheiligt, sollte der Starke tragen, der Reiche geben. Aber in der Gesellschaft machte sich das anders, und sie erschuf und heiligte ein anderes Recht. Der Starke gebraucht seine Stärke, um sie zu vermehren, und sein Vermögen trägt zu seiner Stärke bei. So wird der Starke reich und der Reiche stark, und da der Schwache ihm keinen Widerstand leisten kann, so ist er auch der Arme, der Schwache, der tragen, der Arme, der geben muß. So hat sich unser geschichtliches Recht gemacht, und so ist das geschichtliche Recht ein wohl erworbenes. Aber kann und soll von allem dem hier die Rede seyn? Soll das wohl erworbene, historisch begründete Recht jetzt angefeindet, der alte Besitz bestritten, das Bestehende umgestoßen werden? Das ist meine Meinung nicht. Ich hatte nur die Absicht zu zeigen, daß wir nichts dabei gewinnen, wenn wir in den Archiven wühlen und geheimnißvolle Pergamente in Staub und Moder zu

Rathe ziehen, um eine Streitfrage zu entscheiden, die uns und unsere Zeit betrifft, aus unsern Bedürfnissen sich ergeben hat, und deren Entscheidung diesen Bedürfnissen abhelfen soll. Es mag oft schwerer seyn, einen Stammbaum seines Vermögens als seines Geschlechtes aufzustellen, und ohne Noth läßt man sich nicht in eine so gebrechliche Untersuchung ein. Das ist auch nicht nöthig, will man nur bis zu einem gewissen Grade gerecht und verständig seyn. Wir haben andere Bedürfnisse, andere Ansichten, als unsere Väter in der Ur- und Vorzeit hatten. Die Gesellschaft hat sich anders gestaltet, der Staat andere Grundlagen gewonnen und neue Elemente seines Wesens den alten zugesetzt. Jede Zeit hat mit sich selbst zu thun, und sorgt für sich selbst, so gut sie kann. Jedes Geschlecht hat seinen Beruf, den es zu erfüllen sucht, seine Bestimmung, die es zu erreichen sich bestrebt, seine Noth, der es abhilft, so gut es gehen mag. Die Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft zum Vorbild und Muster geben, bloß weil sie vergangen ist, an ihre Entscheidung den Willen der folgenden Geschlechter binden wollen, wäre so albern als ungerecht; albern, weil Zeiten und Geschlechter sich nicht gleichen, und ein verändertes Bedürfniß ein anderes Mittel der Befriedigung verlangt; ungerecht, weil eine Zeit und ein Geschlecht die Ansprüche jeder andern hat, die Gegenwart Vergangenheit wird und auch einmal Zukunft gewesen ist, der Sohn an die Stelle des Vaters tritt, und ihm gleich steht, sobald er selbst Vater geworden und wieder Söhne hat. Die historische Begründung des Rechts ist oft ohne Grund, und die geschichtliche Unterlage der Staatskunst ohne Grundlage. Man weiß sehr gut, von wem und zu wessen Vortheil sie ersonnen und vertheidigt worden. Die historische Begründung und die geschichtliche Unterlage, recht verstanden, sind in allen Reichen der Natur zu finden. Der Ernte geht die Saat voraus, der Vater dem Kinde, die Ursache der Wirkung, und allenthalben übt das Causalitäts-

gesetz seine Macht. Die Gegenwart trägt das Gepräge der Vergangenheit, und drückt das ihrige der Zukunft wieder auf. So wirkt das Vorhergehende auf das Kommende den Gesetzen der Natur gemäß, nicht aber willkürlich, um hier zu begünstigen, dort zurückzusetzen, wie es Kasten und Privilegirte wollen.

Es mag ziemlich gleichgültig gewesen seyn, unter welchem Namen der Fürst sein Einkommen hatte. Die regierende Familie und der Staat, den sie regierte, waren so sehr Eins, daß sie sich selbst in der Vorstellung kaum trennen ließen. Der Regent gehörte dem Staate, der Staat dem Regenten an. Eine Scheidung war nicht denkbar, als durch Ereignisse, die so selten kamen, daß sie in der Weltgeschichte wichtige Epochen bildeten. Der Fürst war seines Einkommens, wie seiner Existenz als Fürst gewiß. Mochte er nun, was er brauchte als Familiengut oder als Staatsgut betrachten, auf den Unterschied kam es weder ihm noch dem Staate an. Warum sollte man sich um Namen streiten, wo die Sache dieselbe blieb? Jetzt ist es anders. Die Unsicherheit, sowohl was Dinge als was Personen betrifft, hat einen Grad erreicht, der kaum erlaubt, irgend eine Besorgniß übertrieben zu finden. Die Gewaltigen haben säcularisirt und mediatisirt, die Völker Könige entthront oder den Thron unter Beschränkungen bestehen lassen. In solcher Lage, wo man heute nicht weiß, was der Morgen bringt, wo jeder Pulsschlag des Lebens eine Mahnung des Todes ist, wo Staat und Regent sich immer mehr zu trennen, sich einander feindlich gegenüber zu stellen drohen, da denkt man an künftige Sicherheit. Jeder will wissen, woran er, im Falle eines eintretenden Ereignisses, ist. Und so hat die Frage: Was ist Staatsgut? was Eigenthum der fürstlichen Familie? eine Bedeutung gewonnen, die sie früher nicht gehabt, und die besorgte Vorsicht eines Fürsten, in einem gewissen Kreise, mag hinlänglich gerechtfertigt seyn. In einem gewissen Kreise, sage ich, weil in Deutschland diese Vorsicht vielleicht noch

mehr an ihrer Stelle ist als in den meisten andern Staaten. Und doch darf man fragen: Würde der gegenwärtige König von Frankreich das schöne Vermögen des Herzogs von Orleans zum Staatsgute erklären lassen, selbst wenn es auf ewige Zeiten an dem Regentengeschlechte von Orleans verbliebe? Nur wer ihm den Besitz des Thrones verbürgte, vermöchte ihm den Besitz seines Eigenthums zu verbürgen. Wäre wohl König Leopold geneigt, sein Privatvermögen mit den belgischen Staatsgütern zu vermischen, wenn es auch dem königlichen Hause, so lange es nämlich solches ist, verbleiben sollte? So ist die Frage jetzt sehr wichtig, was ein Fürst an Familiengut besitzt, was er als Fürst an Staatsvermögen hat, und ob ihm eine Civilliste bewilligt worden? Wo die Ehen unauflösbar sind, ist es überflüssig, zu bestimmen, auf welchen Theil des Vermögens Mann und Frau, im Falle einer Scheidung, Anspruch haben, oder mit Zuversicht auszumitteln, welches das Beigebrachte eines Jeden sey. Anders ist es, wo es zur Trennung kommen kann. Besorgnisse solcher Art, wenn sie auch nicht begründet wären, darf man doch in der That der bangen Vorsicht des Vaters und des Gatten nicht übel deuten. Als Gatte und Vater aber kann der Fürst die Frage thun: Was würde das Eigenthum meiner Gattin und meiner Kinder seyn, wenn mein Geschlecht einst nicht mehr regieren sollte? Die Frage, sage ich, ist erlaubt, und macht dem Herzen selbst dann noch Ehre, wenn der Kopf sie nicht zu rechtfertigen wüßte.

Diese Frage nun ist im Herzogthum Nassau noch unentschieden, und die Entscheidung steht dem Herzoge und dem Lande zu. Beide müssen sich darüber verständigen und durch eine Uebereinkunft die Sache zum Schlusse bringen, weil, wie schon oben angeführt, von keiner Seite der Beweis genügend zu führen ist, daß die Domänen Privateigenthum oder Staatsgut seyen. Das Land also und sein Fürst sollen ein freundliches Abkommen treffen. Wollte Gott der Fürst hätte zu sei-

nem Volke gesprochen, und das Volk seinen Fürsten vernommen! Ich kenne das Volk; es hätte den Fürsten nicht verkannt, selbst durch seine Stellvertreter nicht, gegen die man ungerecht geworden ist. Unseliges Loos der Macht, die sich von der Schmeichelei in gefälligen Schlangenwindungen umkrochen sieht, die sie mit Lügen vergiftet. Wenn je ein Freund an der Tafel eines Fürsten Platz genommen, dann war dieser wenigstens nicht von der Voraussetzung ausgegangen, bei ihm fänden sich nur Hungrige ein, die kämen, um sich in seinem Ueberflusse zu sättigen. Schmarotzer drängen sich zu den reich besetzten Tafeln, Freunde der Mahlzeit, aber nicht des Wirthes. Ist der Schmaus zu Ende, sind Küche und Keller leer, dann zeigt sich kein knechtischer Gast mehr in dem verödeten Hause. Unseliges Loos der Fürsten, daß sie an keine Ergebung ohne Eigennutz und Selbstsucht glauben! Nur Eigennutz und Selbstsucht sehen sie, woher sollte ihnen der Glaube an das Bessere, an das Höhere, an das Göttliche im Menschen kommen, da nur das Schlechte, das Niedrige sich an sie drängt? Es gehört Seelengröße dazu, um ein guter Fürst zu seyn; aber ein Fürst, ist er es nicht bloß dem Namen nach, soll als der Erste in der Mitte seines Volkes stehen. Eine schwere Verantwortlichkeit lastet auf den falschen, oder unfähigen Freunden des Throns, die sich ihm mit ihrem schlechten Rathe nahen, um ihn zu verderben, ihn und das Volk, das sie ihm entfremden. Die Domänenfrage im Nassauischen war eine einfache, leicht zu erledigende, wenn man die rechte Stimmung dazu brachte. Die falschen Freunde und Rathgeber haben sie vergiftet, diese Stimmung, haben den Samen des Mißtrauens, der Zwietracht und des Hasses, mit vollen Händen ausgestreut, und der Same ist üppig aufgegangen, und das Unkraut hat wuchernd sich verbreitet. Jahre werden nicht wieder gewinnen, was in Monaten, was in Tagen muthwillig verloren ging. Die schönste Domäne, die ein Fürst besitzen kann, schlägt ihm ein fürstliches Herz im Busen, steht

auf dem Spiele, der armseligen Domänenfrage wegen, die man behandelt hat wie eine Judenrechnung, mit großer Schlauheit und Gewandtheit, stellte man sich vor; in der That, mit einigen abgenutzten Advocatenkniffen und groben diplomatischen Feinheiten. Die Handlanger und Aushelfer zeigten sich ihres Meisters nicht würdig, und bewiesen, daß der Staat ein Amt geben kann, wenn auch Gott den Verstand nicht dazu gegeben hat.

Wissen sie, was sie gethan? Nein, sie wissen es nicht. Wüßten sie es, wären sie dann nicht doppelt strafbar? Und wenn man sie sprechen hört, dann ist es ein Kunststück, das sie zu Stande gebracht, ein Kunststück, das nur vollendeten Künstlern gelingen konnte. Es ist ein merkwürdiges Kunststück, das die Politik in unsern Tagen, nicht ohne selbstgefällige Ruhmredigkeit, gar häufig wiederholt. Hat ein *halber* Fehler, heißt es, einen halben Aufstand hervorgebracht, dann muß man, um ihn niederzuschlagen und ihm vorzubeugen, den Fehler *ganz* begehen. Die Ursache, welche die Krankheit erzeugt, als Mittel doppelt angewendet, soll sie heilen! O Weisheit, wenn du nicht eine Tochter der Thorheit bist, dann ist sie kinderlos! Armes Deutschland! Du könntest so glücklich seyn, verdienst es so sehr zu seyn. Eine mütterliche Natur hat Alles für dich gethan, und deine Söhne zeigen sich der mütterlichen Güte werth. Was feindselige Verhältnisse ihnen zu werden erlaubten, sind sie geworden, treffliche Menschen; Bürger erzieht nur das Vaterland, und sie haben keines. Gutes, treues, braves Volk, mit rührender Ergebung und heldenmüthiger Aufopferung hast du deinen Boden und deine Fürsten der fremden Herrschaft abgekämpft, und dir war zum Lohne ein freies, kräftiges Vaterland verheißen, und, oft getäuscht, bewahrtest du deinen Glauben, weil du, selbst ohne Falsch, keine Falschheit ahntest! Und es ward ein politisches Inquisitionsgericht niedergesetzt, um den demagogischen Umtrieben nachzuspüren, und zu dem kindischen Spiele mach-

Digitized by Google

ten die Spieler ein bedenklich-ernstes Gesicht, als deuteten die heiligen Hühner, die nicht fressen wollten, auf großes Unglück. Eine Commission ward angestellt, um den deutschen Strom, der frei gegeben war, wirklich und wahrhaft frei zu machen, und diese Commission, wie das politische Inquisitionsgericht, kosteten dem armen Volke ein reiches Geld, und bis zum Jahre 1831 ward berathen und beschlossen, und der Handel immer mehr geknebelt, und die Industrie gelähmt, und ein Glied des deutschen Bundes trat der ausgesprochenen und anerkannten Freiheit des Rheins mit einer schlagenden feinen Sprachbemerkung, die ihr grammatischer Scharfsinn entdeckt, entgegen, „bis zu dem Meere und bis in das Meer, sey nicht synonym.“ Deutschland hatte eine Bundesverfassung, die es vollkommen theilte und zersplitterte, und jeden Staat im Staate mit einer Mauth umgürten ließ. Der Bund ward sichtbar, wenn das Volk zurechtzuweisen war, wenn es sich rührte und Beschwerde führte; um Beschwerden aber abzuhelfen, dafür gab es keinen Bund. Stieg hie und da ein Seufzer auf um einige Preßfreiheit, bat man um Verminderung der Last des stehenden Soldaten, der, im tiefsten Frieden, eben nicht so zahlreich nöthig schien, dann verstieß solch unstatthaftes, frevelhaftes Bitten gegen die Bundespflicht. Fürst, Regierung und Stände vermochten nichts; man war durch den Bund gebunden. Manchem wollte, freilich etwas spät, dann endlich die Bemerkung kommen, der deutsche Bund sey eine heilige Allianz im Kleinen, für Deutschland besonders nachgemacht. Und da man in dem gutmüthigen, arglosen Deutschland Alles später merkt als anderswo, und, wie man von gewissen Wilden sagt, erst an ein Nachtlager denkt, wenn man schlafen gehen will, so half die gemachte Entdeckung im Augenblicke der Noth nicht aus derselben. Es ging so, wie es gehen konnte, bis es nicht mehr ging. Da man die Sache bis aufs Aeußerste getrieben hatte, kam es zum Aeußersten, und die alte Weisheit war verblüfft

darüber, und wunderte sich sehr, daß es Nacht ward, als die Sonne unterging. Nun kamen die Vorgänge in Braunschweig, Hessenkassel und Sachsen, und der Grundsatz ward factisch anerkannt: „Dem Volke sey auf seine Bitten keine Art Zugeständniß zu machen; was es aber gewaltthätig nehme, das bleibe ihm, wenn es das Genommene mit Gewalt zu behaupten wisse." Eine furchtbare, verderbliche Lehre, die man, wenn sie auch nicht ausgesprochen ward, doch anerkannte; eine Lehre, die alle Gewalt im Staate, die ganze bestehende Ordnung unserer politischen Gesellschaft zerstören muß! Der Deutsche steht schon in der alten Zoologie der Völker als ein frommes Thier, das treu und fleißig dient, zu Affenkünsten nicht geschickt, doch zu einem plumpen Bärentanze sich versteht, wenn man es dabei nicht zum Besten hat und sich über es nicht lustig macht. Zum Scherze nicht besonders aufgelegt, erträgt es keine muthwilligen Neckereien, die, wenn es sich noch so zahm gebärdet, doch leicht seine angeborne Wildheit *) wecken. Darum muß auch die Politik, die nicht zu den inländischen Künsten gehört, und die der Deutsche lange mit sich spielen läßt, vorsichtig mit ihm seyn.

Die fremde Politik will ein schwaches, und darum ein in sich getheiltes Deutschland. Die einheimische sollte ein starkes, ein in sich einiges, durch Gesinnung und Gefühl verbundenes Deutschland wollen. Je schwächer Deutschland ist, je mehr Spaltung und Unzufriedenheit in seinem Innern herrscht, desto gewisser bleibt es das Spielzeug der Fremden, die es zum Stapelplatze ihres Handels, zum Absteigequartier und zum Vergnügungsorte im Frieden, im Kriege zum Schlachtfelde, zum Magazin und zu Casernen, und bei Verträgen zu einer Entschädigungs- und Ausgleichungsmasse machen. Unsere Schriftsteller wissen es nicht genug zu rühmen,

*) Furor teutonicus.

wie fast alle Staaten von Europa Fürsten aus deutschen Häusern haben; aber davon reden sie nicht, daß wir, als ein Volk, fast allen Staaten dienstbar sind. Unsere eigenen Fürsten scheinen oft zu vergessen, daß die fremde Politik die Absicht haben kann, sie mit ihren Völkern zu entzweien, sie durch Unzufriedenheit und Mißtrauen sich einander zu entfremden, um, zu gelegener Zeit, aus dieser Stimmung Vortheil zu ziehen; daß größere Staaten bei kleineren die Rolle übernehmen könnten, die vornehme Verführer bei geringen Familien manchmal zu spielen pflegen. Man bringt nämlich Unfrieden in die Ehe, schmeichelt den Gatten mit dünkelhaften Vorspiegelungen von ihrem Werthe, nimmt den verkannten, beleidigten Theil edelmüthig in Schutz, und bahnt sich so den Weg zur Erreichung seiner bösen Absicht. Welche sichere Bürgschaft der Dauer ihrer Macht können Regenten kleiner Staaten haben, wenn es nicht die Liebe und Treue ihrer Unterthanen ist? Was kann sie gegen fremde Anmaßung schützen als der vereinte Wille und die vereinte Kraft eines ergebenen Volks? Fürsten kleiner Staaten bedürfen dieser Stütze ihrer Macht mehr als die großen, weil diese nur den Zorn und den Aufstand ihrer eigenen Unterthanen, sie selbst aber auch die Vergrößerungs- und Abrundungslust mächtiger Nachbarn zu fürchten haben können. Die kleine Politik kleiner Staaten, die sich, in solcher Lage, auf die Freundschaft und den Beistand großer Mächte stützt, ist dem Vertrauen schwacher Personen zu vergleichen, die der Fürsprache und Protection mächtiger Gönner ihre Versorgung und Beförderung zu verdanken haben wollen. Besser thäten diese sich geltend zu machen durch Talent, Fleiß und Treue, und sich selbst ihr Auskommen zu verdanken, als auf unzuverlässige Gunst zu zählen, die ein Kammermädchen, ein Lakai streitig machen und aufwiegen kann. Die Geschichte zeigt, was der Staatskunst Treue und Glauben, Freunde und Verwandte sind. Auch lehrt sie, was ein rechter Fürst in Gefahr und Noth an sei-

nem Volke hat. Aber wozu gibt es eine Geschichte, als daß sie zur alten Thorheit, zur früheren Verirrung die spätere zählt, und so von den wiederholten Thorheiten und Verirrungen ein Verzeichniß macht? Der Schwache, der den Starken braucht und ihm nicht brauchbar ist, der den erbetenen Dienst mit keinem Gegendienste belohnen kann, nur empfangen will und nichts zu geben hat, ist ein unglücklicher Client, der seinem Patrone bald lästig wird. In diesem Puncte sind die Fürsten, ohne Politik, so menschlich wie das Volk gesinnt; die Politik aber weiß nichts von Menschlichkeit.

Die Staatsklugheit, die den alten ausgefahrenen Weg von abgenutzten Kniffen, Feinheit, Verschlagenheit, Lug und Täuschung verfolgen will, ist, wenn ich mich des Ausdrucks eines vollendeten Staatsmannes in diesem Sinne bedienen darf, auch fehlerhaft geworden, wenn sie früher nur verbrecherisch gewesen; sie führt nicht zum Ziele, sondern entfernt von ihm. Es kann für die Regierungen gebildeter Staaten keine andere Politik mehr geben, als die das Vertrauen, die Zustimmung und Achtung des Volkes für sich hat. Man will das nicht einsehen und zugestehen, daher der Zwiespalt, der die Staaten theilt und quält; daher das revolutionäre Streben, wie man es zu nennen pflegt, das die Elemente der gesellschaftlichen Ordnung — wenn man einer wahren Verwirrung und Unordnung anders diesen Namen geben darf — durcheinander wirft; denn was früher durch Gegen- und Gleichgewicht sich zur Einheit gestaltet hatte, muß mißgestaltet auseinander fallen, wenn dieß Gegen- und Gleichgewicht nicht mehr besteht. In der Gesellschaft besteht es aber wirklich nicht mehr, weil die Stände, in denen sonst die Kraft des Staates lebte, da sie im Besitze des Vermögens und der Einsicht waren, aus dem Besitze dieser Vorzüge gekommen sind, die der dritte Stand, oder das Volk, sich vorzüglich angeeignet hat. Die alte Staatskunst will das nicht begreifen, oder wenig-

stens nicht zugestehen; darum weicht ihr auch unter den unsichern Füßen aller Grund und Boden, und je fester sie sich auf der lockern Fläche stellen will, desto unbehülflicher sinkt sie schwankend ein. Lebt sie nicht in der That von der Hand zum Munde, wie ein Volksausdruck sagt, und bezahlt die Gunst des Augenblicks, die Frist eines Tages, mit der Gefahr und der Noth einer langen Zukunft? Gleicht ihre Verlegenheit nicht der eines heruntergekommenen Hauses, das, dem Falle nahe, Geld zu immer höheren Zinsen borgt, die alte Schuld mit einer größeren neuen deckt, und so den Sturz beschleunigt, dem es entgehen möchte? Die Zuversichtlichsten gestehen ein, daß der Zustand, in dem sich jetzt Europa befindet, nicht dauern kann. Hat aber die Gegenwart keinen Bestand, welche soll dann unsere Zukunft seyn? „Ernste Dinge auf Morgen!" Wohlan, so laßt den Morgen kommen! Aber zeigte dieser Morgen auch das rauchende Warschau in Schutt und Trümmern; läge das Heldenheer der Polen in seinem Blute; tränkten Kosaken und Baschkiren zum dritten- und viertenmal ihre Mähren in der Seine; bürdete sich das Ministerium Wellington noch einmal England auf, und drückte die Aristokratie, die nur der Menschheit angehören will, in wie weit sie ihr Hörige und Sklaven stellt, und nur ein Vaterland kennt, wo sie herrschen kann, mit ihrem Bleigewichte auf ganz Europa, doch wäre es nur die Gunst eines Augenblicks, die Frist eines Tages, ein zu wucherischen Zinsen geschlossenes Capital, um den gänzlichen Fall des Hauses zu beschleunigen, dem man begegnen möchte. Wäre es möglich? Es sollen Deutsche, es sollen Staatsmänner auf diese Ereignisse gehofft, auf sie gezählt haben, als auf ein Rettungsmittel, als auf ein Mittel der Erlösung! Wäre solche Schmach dem Absolutism und den Aristokraten nachzuweisen, solcher Hochverrath gegen Vernunft und Recht, gegen Bildung und Menschlichkeit, daß sie sich nach dem Kantschu und der Knute, als Werkzeugen der Restauration in dem civilisirten Europa,

sehnten, dann verdienten sie, daß sie das civilisirte Europa außer dem Gesetze der Vernunft, des Rechts, der Bildung und Menschlichkeit erklärte. Was würde es übrigens helfen, wenn man neben jeden Unterthan einen bewaffneten Soldaten stellen könnte, um ihn zu hüten und seines Gehorsams gewiß zu seyn? Auch der Bürger weiß mit Waffen umzugehen, oder lernt es, und der Söldling, der vom Bürger stammt und sein Interesse theilt, das er früher oder später ebenfalls als das seinige erkennt, wird selbst zum Bürger herangebildet. Es bleibt demnach am Ende doch nur ein Mittel, die Regierung in ihrer ganzen Machtvollkommenheit zu erhalten, wenn man sie nämlich mit der Achtung und dem Vertrauen des Volkes umgibt.

Die Zeit des bequemen und beliebten sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, das tel est notre bon plaisir und l'état, c'est moi ist für die Völker vorüber, die ihren Kinderjahren entwachsen sind. Manches Volk mag sich vielleicht vor der Zeit für mündig halten, weil es sich elternlos fühlt, und die kostspielige Vormundschaft nichts Väterliches hat. Das bitte ich zu bedenken! Kann man Kindesliebe erwarten, fordern, wo sie von Elternliebe nicht erzeugt und genährt wird? Um geliebt zu werden, muß man liebenswürdig seyn. Liebenswürdiges Vaterland, was soll der in dir lieben, der weder einen Vater noch Land in dir hat?

Ein schlechter Kaiser sagte: „Mögen sie mich hassen, **wenn sie mich nur fürchten!" *) Dieser Wahlspruch entehrt den Verstand nicht weniger als das Gemüth. Räumen wir auch der Politik das Vorrecht ein, alle Mittel zu adeln, die zum Ziele führen. Geben wir sogar zu, daß der Macht recht sey, was ihr dient, die Tugend, welche keinen Vortheil bringt, sey Einfalt, und die einträgliche Schlechtigkeit Verstand, dann, selbst dann noch ist der Wahlspruch: „Mögen**

---

*) **Oderint, dum metuant.**

sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten" eben so unverständig als schlecht. Der Haß ist stärker als die Furcht, und überlebt sie. Gefürchtet wird nur der Stärkere, und wehe dem Verhaßten, der nicht gefürchtet wird, sondern selbst fürchten muß!

Ich will keinen Geschmack verletzen, keiner Liebhaberei zu nahe treten, und zwischen der Willkürherrschaft und der Regierung der Freiheit nicht entscheiden. Es mag besser seyn, wie es gewesen, oder wie es wirklich ist. Die Sklaverei, die Dummheit und der Aberglaube mögen einen Vorzug *haben*, vor edler Selbstständigkeit, Aufklärung und Bildung, oder diese vor jenen. Die Frage ist nicht, was wir wünschen, sondern was wir haben können. Das Beste, nach dem wir vergebens streben, hat für uns keinen Werth, da wir uns dem Schlechten, das unvermeidlich ist, fügen müssen. Wir suchen uns einzurichten nach unsern Bedürfnissen und den Mitteln, die wir haben, sie zu befriedigen, wenn wir anders verständig sind. Nach Unerreichbarem strebt der Thor. Das Vergangene ruft keine Macht zurück. Die Todten stehen nicht wieder auf. War übrigens die Vergangenheit in der That so schön, und der Zustand, den sie darbot, so genußreich und erfreulich, warum ward sie nicht festgehalten? Warum schritt das Geschlecht, unbefriedigt mit dem, was es besaß, in seinen Ansprüchen, Wünschen und Hoffnungen weiter, und sah das Ziel seiner Bestimmung in der Ferne, die ihm Güter zeigt, die ihm bisher vorenthalten worden? Wenn es nicht so seyn sollte, wie es ist, wer hat es zu verantworten? Wer hat sich die Lage der Völker, wenn sie zu tadeln ist, vorzuwerfen? Wessen Hut und Pflege waren diese anvertraut? Die Regierungen haben sie erzogen, die Regierungen, die sich alle Mittel der Bildung angeeignet und vorbehalten hatten; welche die Aufsicht führten über den Unterricht, die Religion, die Sitte und Lebensweise, die über die Beamtenwelt, die bewaffnete Macht, über Geld, Ehren, Auszeichnungen verfügten.

fügten. Es ist doch kindisch von einer Handvoll Aufrührer, von demagogischen Umtrieblern, jugendlichen Schwindelköpfen, einigen Mißvergnügten aus der Hefe des Volks, von der niedrigsten Classe des Pöbels zu reden, welche die alte Ordnung gestürzt, und die beklagenswerthe Gegenwart herbeigeführt haben sollen. Welche Rechtfertigung für die Regierung, die mit aller Macht des Staates so erbärmlichen Gegnern unterliegt! Sie würde sich selbst mehr ehren, und billiger gegen sich seyn, wenn sie der Stärke dieses Gegners Gerechtigkeit widerfahren ließe, dem sie, auf die Dauer, den Sieg nicht streitig machen kann. In die Reihe der seltsamen Klagen und Beschwerden gehört auch noch, daß Ehrgeiz und Habsucht und andere Arten niedriger Leidenschaften Selbstsüchtige verführen, gegen die rechtmäßige Gewalt verbrecherisch aufzustehen, und die Empörungen hervorzurufen und zu begünstigen. Ehrgeiz und Habsucht! Wer hat die Würden und Stellen, die Ehrenzeichen, die Titel, Gehalte und Pensionen zu vergeben? Von wem geht alle Standeserhöhung und Ordensverleihung aus? Von wem sind reiche Geschenke, Dosen, Uhren, Ringe zu erwarten? Sollte es vielleicht ein Geheimniß seyn, dann schlagt die tausend und tausend Bände auf, und seht, wem sie allerunterthänigst und unterthänigst, mit dem Ersterben in tiefster Ehrfurcht, gewidmet sind, obgleich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften sich jede zudringliche, hungrige Lobhudelei in sogenannten Dedicationen verbeten? — nein, verboten haben. Und die Schriftsteller, das darf man auch im mäßigsten und billigsten Anschlage annehmen, machen noch nicht den hundertsten Theil der hungrigen Schmeichler aus, die bettelnd in und an den Vorzimmern stehen. Was soll man dem Volke dediciren, und zu welchem Zwecke? Damit von dem Glanze seiner Macht und Herrlichkeit ein Strahl auf seine Diener falle? damit es von der reichbesetzten Tafel, an der es schwelgt, einige schmackhafte Bissen reiche? Wissen wir nicht, welche Schriftsteller

auch in unsern Tagen, wie man es zu nennen pflegt, ihr Glück gemacht? Darum will ich aber nicht behaupten, daß auf dieser Seite sich lauter Unschuld und Heiligthum, auf jener dagegen nur Unrecht und Verderben finde. Die Liberalen mögen oft nicht besser als die Servilen seyn, und die sogenannte Freiheit hat sich mit Schmach bedeckt, wie der Absolutism. Nur Don Miguel steht unerreicht in unserer Zeit auf einer Höhe, von der kein Mensch ohne schaudernden Schwindel herabzusehen vermag, der an eine Vergeltung, eine Vorsehung, einen Gott, oder auch nur an einen Teufel glaubt, der stärker ist als er. Die Freiheit artet in Frechheit aus. Was als Volkssache rein und ehrwürdig war, wird als Sache des Pöbels schmutzig, gehässig und abgeschmackt. Ich vertheidige den Gebrauch, rechtfertige aber den Mißbrauch nicht. Und die, welche die Freiheit mißbrauchen, sind doppelt strafbar und hassenswerth, weil sie der Freiheit zu dienen sich das Ansehen geben, aber der Tyrannei mehr dienen, als selbst ihre Diener. Man ist in der That oft entrüstet, betroffen und beschämt, wenn man sieht, zu welchem Dienste sich die Presse verstehen muß. Gehässige Persönlichkeiten jeder Art, schmutzige Anfeindungen und Zweideutigkeiten, hämische Entstellungen der Thatsachen, freche Verhöhnung alles Großartigen, das der geistige Pöbel gern zu seiner Gemeinheit herabzieht, um eine Gleichheit nach seinem Maßstabe zu begründen, sind tägliche Mittel, das Verdienst in den Koth zu treten, der scheinheiligen Schlechtigkeit aufzuhelfen, Zwietracht zu erzeugen und zu nähren, Haß und Rachsucht zu befriedigen, Recht und Unrecht, Ehre und Schande unkenntlich zu vermischen, alle Ordnung umzukehren und Hader und Zwietracht hervorzurufen. Kann das geläugnet werden? Ich hätte nicht den Muth dazu. Und doch, wer hat der Frechheit Bahn gemacht? Wer anders als diejenigen, die nichts von Freiheit wissen wollten; die das bescheidene Wort verdammten, das nicht, was sie gethan, als preiswürdig und muster-

haft ausposaunte; die sich verletzt, gekränkt, beleidigt fühlten, wenn man sie warnte, tadelte, nicht ihre Verkehrtheit billigte, ihren Dünkel nicht als Muth erhob? Weil man keine Freiheit dulden wollte, hat die Ausgelassenheit die Stelle derselben eingenommen. Weil sie das männliche Wort verkannt, mißdeutet, verwiesen haben, ersetzte es kindisches Reden oder bübisches Lästern. So hat man die Verständigen zum Schweigen gebracht, um dem Unverstande das Wort zu geben. Billig büßen jetzt, die früher gesündigt haben, aber — wie das nach hergebrachter Gerechtigkeit nur zu oft geschieht — mit einem Schuldigen trifft die Züchtigung zehn Andere, die sie nicht verdient. Alles, was sie ernten, haben sie selbst gesäet; das Mahl, das man ihnen vorsetzt, haben sie selbst zubereitet. Das Benehmen der Bauern in Ungarn gegen die Herren sey viehisch, ward sehr wahr bemerkt; aber wie will man, daß sich Menschen benehmen sollen, die man wie Vieh behandelt hat? Zum Dulden habt ihr Vieh vorausgesetzt, zum Handeln nehmt ihr Menschen an; das ist ein grober Irrthum von eurer Seite. Wollt ihr Sklaven? Gut. Dann sorgt auch dafür, daß sie nie ihre Fesseln brechen. Könnt ihr das nicht, dann laßt dem Menschen seine menschlichen Rechte, und ihr werdet, wo es gilt, in ihm auch wieder den Menschen finden, und menschlich von dem behandelt werden, den ihr selbst menschlich behandelt habt.

Es ist wahr, die Regierungen haben jetzt einen harten Stand. Ihr Handeln wird getadelt, wie ihr Unterlassen, und was sie auch thun mögen, sogleich wird ihnen nachgewiesen, daß es anders, oder gar nicht hätte geschehen können. Da der Tadel erst nach dem Erfolge ausgesprochen wird und man sieht, wie sich die Dinge unterdessen gestaltet haben, so ist der Dümmste klüger, als der Klügste war, da noch der Erfolg ungeboren im Schoße der Zukunft lag. Solcher voreiligen und übereilten Beurtheilung ist jeder öffentliche Charakter ausgesetzt, ohne daß es ihm schadet. Die Klugheit hat

die Thoren gegen sich, das überlegene Talent die Mittelmäßigkeit, das Verdienst den Neid, die Gerechtigkeit den Eigennutz und die Selbstsucht. Das muß man geschehen lassen, weil es in der Natur des Menschen und der Dinge liegt, die man nicht stören kann, ohne noch größere Nachtheile hervorzubringen, als die sind, denen man begegnen will. Ist eine Regierung wohl gesinnt und tüchtig, dann sammelt sie die Bessern und Tüchtigen, die ihren Werth erkennen, als eine schützende und hülfreiche Macht um sich, und die dumme oder boshafte Lästerung selbst dient nur als Schatten, der den Glanz des Lichtes erhebt. Gewiß ist, daß eine Regierung jetzt dem Tadel nicht entginge, wenn sie den Stein der Weisen fände; aber nichts rechtfertigt ihre kränkliche Empfindlichkeit dagegen. Den Menschen verwöhnt und verweichlicht vor Allem die Gewalt. Da, was sich ihr nahet, seine Rechnung dabei findet, ihr gefällig zu seyn und zu schmeicheln, so hört sie nur von ihrer Weisheit, Güte, Allmacht und ihren Rechten reden, und Jeder, der sich beigehen läßt, sie an ihre Irrthümer, an ihre Härte und an ihre Pflichten zu erinnern, erscheint ihr als ein Ruhestörer und Meuterer. Aber das Regieren ist keine müßige Pfründe mehr, bei der man es sich bequem macht, und den Unarten der menschlichen Natur ohne Gefahr nachgibt. Manche scheinen zu glauben, um selbst hoch zu stehen, dürfe man um sich nur Alles erniedrigen. Statt ausgezeichnete Talente aufzusuchen, das Verdienst zu ermuntern, werden sie zurückgesetzt und eingeschüchtert, weil der Dünkel der Geburt oder der Gewalt sie als beschämenden Gegensatz in der Nähe sieht. Das Regieren ist eine Kunst geworden. Um sie mit Erfolg zu üben, braucht man Kraft und Geschick; und da der Einzelne nicht Alles kann, so muß er sich mit der Kraft und dem Geschicke der Tüchtigsten in der Nation verbinden, sich mit der Achtung der Achtungswerthesten umgeben, um selbst stark und achtungswerth zu seyn.

Die unbequeme, oft bedenkliche Lage, in der sich die

meisten Regierungen befinden, ist, das läßt sich nicht läugnen, auch eine Folge der revolutionären Stimmung der Zeit. Die Revolution aber, dieses Ungeheuer, das die Welt verwüstet, zerstört sich selbst, wenn das Räthsel der Sphinx gelöst ist; und wer es löset, der sichert sich einen Thron. Die Regierung aber, die ihren Willen zum Nationalwillen zu erheben, die Einsicht der Nation in sich aufzunehmen und die Nationalmacht zu der ihrigen zu machen weiß, die Regierung löset das Räthsel, und sie allein. Das aber will nicht sagen, daß die Regierung Umfrage halten müsse, um von Jedem zu erfahren was er wünscht und will; nein, sie selbst muß die Einsicht der Nation zu leiten, ihren Willen aufzuklären und zu bestimmen wissen durch Unterricht, Erziehung, Religion, Sitten und Gesetze. Das ist die große Aufgabe, die ihr gegeben ist; das ist ihr wichtiger, ihr höchster Beruf. Es wäre verdienstlich, von diesem Gegenstande viel, wo möglich erschöpfend zu reden; aber hier ist nicht der Ort dazu.

Ueber Nassau ist in der spätern Zeit Unbilliges und Unverständiges öffentlich geredet worden. Manch freches Wort über Personen und Dinge ist gefallen, das verletzen und erbittern mußte, wo es zu beruhigen, zu besänftigen galt. Nassau ist dadurch keine bessere und keine schlimmere Behandlung zu Theil geworden, als Andern, denen Gleiches widerfuhr. Die Literatur, die politische besonders, hat ihre Ueberläufer, ihre Nachzügler, ihren Troß und ihre Troßbuben, die den Krieg auf ihre Weise führen. Ist es nicht ehrenvoll, sich mit solchem Volke einzulassen, dann bringt es der Ehre auch keinen Nachtheil, sich von ihnen angefeindet zu sehen. Das schmachvolle Benehmen, wie es sich das deutsche Zeitungswesen vorzuwerfen hat, bezeugt den jammervollen Zustand unserer Presse, den doch auch die Regierungen auf dem Gewissen haben. An der deutschen Gränze, auf fremdem Boden, sammeln sich heimathlos, unter fremdem Schutze, die Sprecher, Rächer und Retter des deutschen Vaterlandes, und

Deutschland hört auf sie. Das fehlte noch zu unserer Schmach! Armes Deutschland! —

Ich will nicht verletzen, nicht reizen, nicht erbittern; aber versöhnen möchte ich, den Frieden stiften und begründen, wo ein unheiliger Krieg ausgebrochen ist, oder auszubrechen droht, ein Bürger=, ein Familienkrieg zwischen Menschen, die Sprache, Sitte, Abkunft, Religion, Vaterland, alle Bande der Natur vereinen. Und was ist der Zweck des Kriegs, der diese Bande löset, das Haus entzweit, mit Jammer erfüllt, den Bürger gegen den Bürger, den Unterthan gegen den Fürsten, den Fürsten gegen sein Volk erbittert, die Ordnung umkehrt, den Wohlstand vernichtet, die Sittlichkeit gefährdet? was soll die Folge dieses unnatürlichen Streites seyn? Treibt blinder Wahnsinn in toller Leidenschaft die Streitenden? Und mit was wollen sie enden, sie, die sich entzweien und verfolgen, die sich hassen lernen, und doch nicht trennen können! Unselige Verblendung, die, im Taumel der Leidenschaft, die Streitenden an den Abgrund drängt, in dem sie untergehen!

Die Natur hat für Nassau Alles gethan, was sie mit mütterlicher Gesinnung für einen Liebling thun konnte. Das Land ist so schön und reich, daß es der menschlichen Verkehrtheit kaum gelingen kann, ihm den Segen, den es Gott verdankt, zu verkümmern, und dieses schöne, reiche, herrliche Land bewohnt ein treues, fleißiges und frommes Volk. Wahrhaftig, ich möchte um keinen Preis die Last der Sünde auf dem Gewissen tragen, dieses Volk seinem Fürsten, und diesen Fürsten seinem Volke entfremdet zu haben. Aber um jeden Preis, nur um den der Ehre und der Wahrheit nicht, würde ich den Versuch wagen, zu dem Herzen dieses Fürsten für sein Volk zu reden, und das Volk, wo es im Irrthume ist, über seine Pflichten und wahren Interessen aufzuklären. Aber was vermag der Ferne, Abgeschiedene, Unbekannte, vielleicht Verkannte, mit seinem guten Willen, seinen frommen Wünschen, seinem Eifer für die gerechte Sache! Das ist eure Aufgabe,

Abgeordnete des Landes. Täuscht euch nicht! Die Gegenwart tadelt oder lobt nach den flüchtigen Eingebungen des Augenblicks; die Zukunft richtet. Stehet für den Vortheil, für das Recht, für die Ansprüche derer, die Euch gesandt, deren Vertrauen Euch gewählt, um sie zu vertreten. Euch kann nie der Tadel des Irrthums treffen, so lange Ihr mit bestem Wissen und Gewissen handelt.

Wohin soll dieser Zwist, der in Deutschland die Gemüther erhitzt, die Leidenschaften aufregt, verwandte Interessen unverträglich scheidet, endlich führen? Zur Revolution? Bedenkt den schweren Inhalt des leicht gesprochenen Wortes. Ein unbesonnener Augenblick kann thun, was der Ernst und die Reue einer langen Zukunft vergebens wieder ungeschehen machen möchte. Jede Revolution ist ein Uebel, ein Unglück, das nur gerechtfertiget werden kann, wenn es unvermeidlich ist, oder einem unvermeidlichen, grössern Uebel oder Unglück vorbeugt. Nur die Verzweiflung wagt das ungeheure Spiel, auf dem Leben, Ehre und Vermögen stehen. Die Regierungen allein aber können Revolutionen unvermeidlich machen, und gerade für Regierungen sind sie am verderblichsten. Völker erholen sich von ihnen oder stärken sich durch sie; regierende Geschlechter aber, gegen die Revolutionen gerichtet sind, gehen, früher oder später, durch sie unter.

Im Herzogthume Nassau ist zu einer guten Verwaltung der Grund gelegt, mit wenigen Veränderungen dürfte sie nichts zu wünschen übrig lassen. Wird in einigen wichtigen Zweigen derselben dafür gesorgt, daß eine tüchtige Persönlichkeit die leeren Formen ausfüllt und das todte Wort belebt; erhalten die Gemeinden für Gemeindeangelegenheiten eine größere Freiheit im Berathen und Beschließen; will die Regierung nicht Alles selbst machen, was auch ohne sie sich machen würde; wird durch ein besseres Wahlgesetz eine wahre Vertretung des Volkes möglich, und gewinnt es die eckige, vornehme Beamtenwelt über sich, ihre scharfen Ecken abzu-

schleifen, und sich ein wenig zu verbürgern, dann wüßte ich nicht, was Nassau sonst noch Wesentliches vermißte. Auf die einzelnen Zweige der Verwaltung werde ich in der zweiten Abtheilung kommen, welche dem Gange der Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten folgt. In dieser ersten Abtheilung habe ich mich auf allgemeine Bemerkungen beschränkt, weil ich es für nöthig hielt, einige Grundsätze festzustellen, nach denen die landständische Wirksamkeit in Nassau beurtheilt werden muß. Auch steht Nassau nicht allein, und man würde seine Geschichte kaum verstehen, wenn man es nicht, in seinen wichtigsten Beziehungen zu Deutschland und dem übrigen Europa betrachtete. Dieser Umstand mag es auch entschuldigen, daß der erste Abschnitt meiner Abhandlung über die Arbeiten der nassauischen Deputirtenkammer im Jahre 1831 etwas weitläufig ausgefallen ist; der zweite wird mehr berichtend seyn, und sein Inhalt größtentheils der Kammer selbst angehören.

Solon hat ein Gesetz gegeben, das, bei Parteiungen im Staate, dem Bürger gebietet, Antheil daran zu nehmen. Es war nicht gestattet, unentschieden ein müßiger Zuschauer zu bleiben, sondern man mußte sich für einen der zwiespaltigen Theile erklären. Zeigt sich in einem Staate Unzufriedenheit, die in Thätlichkeiten ausbricht, oder auszubrechen droht, dann pflegen die Unbesonnensten, Verwegensten und Unruhigsten hervorzutreten. Die, welche bei Verwirrungen und Veränderungen mehr zu gewinnen hoffen, als sie zu verlieren haben, bemächtigen sich der Bewegung, und theilen derselben ihren Charakter mit. Der Schüchterne will nichts wagen, der Besonnene nichts übereilen, der Gebildete sich nicht der rohen Menge anschließen, der Vornehme sich nicht unter den Pöbel mischen, der Reiche und Begünstigte nicht die Vortheile und Vorzüge, deren er sich erfreut, aufs Spiel setzen; und so schließen sich bei einem Parteikampfe gerade diejenigen von

ihm aus, die ihn gefahrlos machen, oder seine Entscheidung zum öffentlichen Besten wenden könnten.

An Parteiungen und Zwiespalt fehlt es jetzt in Deutschland nicht, und das Solonische Gesetz würde hier von guter Wirkung seyn. Träten die Männer auf, die durch Einsicht und guten Willen berufen sind, im Namen des Vaterlandes und für seine heilige Sache das Wort zu führen; führten sie es, wie es von solchen Männern zu erwarten ist, ohne Bitterkeit und Leidenschaft, im Interesse der Gesammtheit, sie würden nicht vergebens zu den Fürsten, nicht vergebens zu dem Volke reden. Was Wenigen unmöglich ist, gelingt Vielen. Eintracht macht stark. Trägt von einer großen Anzahl Jeder auch nur eine kleine Gabe bei, dann gibt es doch ein reiches Geschenk. Ich habe nach Vermögen beigetragen und dem Gesetze Solons Genüge gethan. Was guter Wille vermag, ist von mir geschehen. Was mir an Einsicht fehlt, mögen besser Unterrichtete ersetzen. Eines kann uns Deutschen nicht dringend genug empfohlen werden, Eines, das für uns fast Alles ist: Seyen wir einig, verbunden zu einem Zwecke, unserer Kraft vertrauend, nicht fremdem Beistand. Bewahren wir den innern Frieden, und die äußere Gefahr hat nichts Schreckliches für uns. Ist nur das Haus gesichert, dann mögen Stürme es umtoben. Auf festem Schiffe trotzt man auch der aufgeregten See; in leckem Boote droht selbst die stille Fluth den Untergang. Unsere Theilung macht uns schwach, und unsere Schwäche ist die Stärke unserer Feinde. Stellen wir den innern Frieden wieder her, und die äußere Gefahr hat nichts Fürchterliches für uns! Wenn in diesem Sinne, in diesem Geiste, die Gebildeten, die Kräftigen und Wohlwollenden, die Männer, wie Deutschland deren Viele zählt, handelten und sprächen, würden sie fruchtlos handeln, vergebens sprechen? Was vermag die Stimme der Einzelnen? und wer bin ich unter den Einzelnen, die handeln und spre-

chen sollten und könnten? Was vermag die Stimme der Einzelnen, ein Hauch im Sturme? Was vermag sie gegen die Macht der Leidenschaft, gegen die Gewalt der Interessen, gegen die Strömung der Ereignisse, die nun einmal ihre Richtung genommen haben? Demosthenes sprach für die Freiheit Griechenlands, für die Erhaltung seiner Selbstständigkeit gegen die List und Macht des Königs Philipp; und Demosthenes sah sein Vaterland von Macedonien unterjocht. Cicero sprach für die alte Verfassung Roms, für das Ansehen des Senats, und Cicero sah das von Cäsar besiegte Rom mit seiner alten Verfassung und dem Ansehen des Senats in die Knechtschaft schlechter Triumvirn fallen. Demosthenes und Cicero erhoben vergebens ihre mächtige Stimme; und wer bin — ich?

V.

Politische Grillen.

Von Wolfgang Menzel.

Eine und dieselbe Politik hat sich die Zinsen des von den Vorfahren weislich aufgehäuften Capitals zugeeignet, und doch auch zugleich, anstatt den Nachkommen selbst wieder ein Capital zu hinterlassen, durch das Anticipationssystem der Staatsschulden eben diese Nachkommen besteuert. Wenn die Politik einmal ihre verschlingende Thätigkeit anfängt, so verschlingt sie immer zugleich rückwärts und vorwärts. — In diesem Sinne vielleicht nennen die Mahomedaner jeden Despoten einen Propheten.

Der gesellschaftliche Zustand befindet sich gewiß in einer Verirrung, wenn die handeltreibende Classe den Krieg wünscht. Das Bündniß der Handels- und der Kriegsoperationen ist der Gesellschaft im Ganzen gewiß immer nachtheilig.

Man hat die Steuern mit den Dünsten verglichen, die aus der Erde steigend zu Wolken werden, und als befruchtender Regen der Erde wieder zu Statten kommen. Aber allzuviel Steuern sind dem Volke gewiß eben so schädlich, als dem Acker allzuviel Regen.

Oft ist das Material gut, aber die Zusammensetzung ist schlecht. Manche neue Regierungsmaschine hört auf zu gehen, wie eine moderne Dutzenduhr, nachdem sie kaum verfertigt worden, während die alten Regierungen und Uhren fast immer so lange fortgingen, bis das alte Material verrostete.

Kein Volk in Europa wäre noch so altrömischer Tugend fähig als die Türken, wenn sie eine Republik hätten.

Rußland verhält sich zu Oestreich und England in Bezug auf die Türkei, wie es sich zu Preußen und Oestreich in Bezug auf Polen verhielt, und es müßte sehr sonderbar zugehen, wenn es nicht von der türkischen Beute das beste Theil davon trüge, wie aus der polnischen, sey es früher oder später.

In Rußland ist der Soldatenstand darum der gefährlichste, weil bei ihm nicht nur die größte physische Macht, sondern auch die größte Intelligenz ist. Aus dem umgekehrten Grunde ist er in England am ungefährlichsten.

In der Schreckenszeit der französischen Revolution gab es schlechte Generale, die dennoch sehr viel ausrichteten, und schlechte Politiker, die noch mehr ausrichteten. Was die Menschen nicht thaten, that der Schrecken.

Jedes Ministerium wird durch ein Ceremoniell belästigt, sey es das des Hofes, oder das noch lästigere der Freiheit und Gleichheit. Jeder würde vielleicht lieber, und Mancher würde vielleicht besser regieren, wenn er sich diesen Formen nicht unterwerfen müßte.

Wie kann es unsern blutjungen Regierungen einfallen, die Juden erziehen zu wollen, da die Juden die ältesten Greise unter den Völkern sind?

Der Geisterseher Swedenborg erzählt, er habe auf allen seinen Reisen durch Planeten und Fixsterne, deren Einwohner er uns aufs genaueste schildert, die uns Christen gewiß sehr interessante Beobachtung gemacht, daß man im ganzen Universum einstimmig an den auf unserm unscheinbaren Planeten geoffenbarten Messias glaube. Als er sich darüber verwundert, warum gerade unsere Erde unter so vielen Milliarden Sternen, deren Bewohner alle weit edler seyen als wir, zu dieser Ehre gekommen sey, habe man ihm gesagt: dieß sey ganz natürlich, denn um die Welt von der Sünde zu befreien, habe sich Gott in den Mittelpunct aller Sündhaftigkeit niederlassen müssen, und das sey unsere Erde, der schlechteste unter allen Himmelskörpern, mit den bösesten und verworfensten Bewohnern. Dann spricht er von unsern Leidenschaften, Lüsten, Ränken, Morden und Schlachten, die seit Jahrtausenden unsern Planeten in Blut getaucht und unsere Geschichte zu einem ununterbrochenen Verbrechen ge-

Digitized by Google

macht haben. Hat er Unrecht? Liegt in seiner schwärmerischen Idee nicht eine große Wahrheit verborgen? Versetzen nicht auch unsere Dichter das geträumte Friedensland immer jenseits unsers Planeten? und müßten wir nicht an eine ganz verkehrte Weltordnung glauben, wenn wir uns einbildeten, es gehe auf allen Sternen, die uns so sanft die Nacht erhellen, eben so blutig und gehässig her, als bei uns?

Sieyes sagte zur Nationalversammlung: „Wie könnt ihr frei seyn wollen, da ihr nicht versteht, gerecht zu seyn!" Manchen neuern Gesetzgebern könnte man umgekehrt zurufen: „Wie könnt ihr gerecht seyn wollen, da ihr nicht versteht frei zu seyn!"

Bei den Römern war der Senat permanent, und nur zuweilen wählte man einen Dictator; in den neuern Staaten ist der Dictator permanent, und nur zuweilen ruft er den Senat zusammen.

Wie jede Despotie ein stehendes Söldnerheer, und jede Anarchie eine Pöbelarmee, so erfordert jeder constitutionelle Staat eine Nationalmiliz.

Es ist ein großer Unterschied, ob ein Held sich ein persönliches System schafft, oder ob ein allgemeines System einen Helden findet, der es ausführt. Dort stirbt das System mit dem Helden, hier lebt der Held mit dem Systeme fort.

Man hält die Philologie für loyal, und die Philosophie für gefährlich, und doch war es die Philologie, welche zuerst an den alten Heiden, dann an der Bibel, endlich an den Staatsgesetzen exegesirte und kritisirte, während die Philosophie als Scholastik und Dogmatik nur den todten Buchstaben sanctionirte.

Woher kommt es, daß man Sittenlosigkeit weit eher einem Könige, als einem Volkstribun, weit eher einem Priester als einem Propheten verzeiht?

Ist der Löwe großmüthig, so bewundert man ihn, ist es der Tiger, so wundert man sich bloß.

Napoleon hatte die Welt lange genug mit Siegen überrascht; er konnte sie mit nichts mehr überraschen, als mit Niederlagen.

So lange es der Unterdrückte nicht für seine unerläßliche Pflicht hält, das Joch abzuschütteln, hat der Unterdrücker allerdings ein Recht, ihn unter dem Joch zu halten. Was könnte uns auch kräftiger zur Erfüllung unserer Pflichten anspornen als die Scham, ein Unrecht durch sklavische Geduld zum Recht erhoben zu haben.

Den Menschen, welche handeln, sind die geschichtlichen Erfahrungen selten bekannt genug, oder sie bekümmern sich um Beispiele nicht. Die Gelehrten aber, welche die Geschichte kennen, sind außer Stande, von ihrer Erfahrung praktischen Gebrauch zu machen.

Die Lehre, daß der Staat eine göttliche Einrichtung sey, kommt gewöhnlich in Zeiten auf, in welchen die Menschen zweifeln, ob sie selbst diese Art von Einrichtung gemacht haben würden.

Die Gewohnheit hat ihren Fanatismus und die Neugier hat den ihrigen. Die Greise sind am feurigsten, wenn man sie aus ihrer Bequemlichkeit zu reißen sucht, und die Knaben, wenn man ihnen etwas Neues zeigt.

Digitized by Google

Lug und Trug haben in der politischen Sprache so weit um sich gegriffen, daß man in großer Verlegenheit ist, wenn man sagen will, daß man einmal wirklich und ganz gewiß die reine Wahrheit sage.

Die Franzosen würden die Freiheit der Polen gegen Rußland, und die Russen die Freiheit der Schweiz gegen Frankreich in Schutz zu nehmen, auch wenn bei ihnen selbst der ärgste Despotismus zu Hause wäre.

In den ältesten Weltreichen Asiens deuten patriarchalischer Despotismus, familienmäßiges Zusammenhalten der Völkerstämme, vielgliederige Hierarchie der Kasten und selbst die Vielweiberei auf Verhältnisse hin, die wir auch bei den untersten, noch unvollkommen entwickelten Thierarten wiederfinden. Der politische, wie der animalische Organismus beginnt mit zusammengewachsenen Massen, gleich den Polypen- und Corallenfamilien, aus denen sich noch keine freie Individualität entwickelt hat.

Ein großer Mann verdunkelt alle guten Grundsätze, ein großer Grundsatz verdunkelt alle guten Männer, aber fast niemals umgekehrt. Die edelsten Principe verschwanden vor Napoleon, die tugendhaftesten Menschen erlagen den großen Maaßregeln der Revolution.

Diplomaten begehen oft den Fehler der Schauspieler. Anstatt ihre Rolle nur gut zu spielen, lassen sie es aus Eitelkeit merken, daß sie sie gut spielen.

Auf dem Theater und in der Politik vertragen sich die Charakterstücke nicht gut mit den Intriguenstücken. Ein

großer Charakter vereinfacht die Intriguen, und große Intriguen verkleinern die Charaktere.

Die Ehre beruht auf der öffentlichen Meinung. Sie kann weder von einem Nationalconvent, noch von einem Ordenscanzler decretirt werden.

Die alten Schweizer wählten einen Hut zum Sinnbilde ihrer Freiheit, die schwäbischen Bauern im Bauernkriege wählten nur einen Schuh. Jene wollten Herren werden, diese wollten nur nicht zertreten seyn.

Montesquieu verlangt, die Erziehung solle stets dem Staate angemessen seyn. Die unsrige genügt diesem Verlangen noch nicht, denn man lernt noch in der Jugend unzählige Dinge, die man nachher im Staate nicht brauchen kann, und lernt andere nicht, die man nachher sehr nöthig braucht. Indeß ist es die Frage, ob der Staat mehr dabei verliert, daß die Erziehung ihm noch nicht ganz in die Hände arbeitet, oder ob die Erziehung mehr verlieren würde, wenn sie bloß immer dem augenblicklichen politischen Interesse sklavisch dienen müßte? Unpolitische Menschen sind am Ende immer noch besser als entmenschte Staatspuppen.

Wenn ein Minister nicht will, daß der Monarch oder die Ständeversammlung sich um Hauptsachen bekümmern sollen, so verwickelt er sie ins Detail der Nebensachen.

I.

Andeutungen
über
die hindernden Ursachen
der
moralischen und politischen Entwicklung des russischen Adels.

Von H...z.

I. Hindernisse der sittlichen Entwicklung des Adels in Rußland.

Rußlands Geschichte lehrt, bei dem flüchtigsten Ueberblicke derselben, daß schon früh ein der selbstständigen bürgerlichen Freiheit abholdes Princip vorwaltete. Dieses Princip der absoluten Gewalt erstarkte schnell und lastete dann wie immer, am schwersten auf die dem Throne näher Stehenden, und diese verbreiteten die drückende Abhängigkeit weiter auf ihre Umgebungen. In einem solchen Staate kann und darf es keinen freien Stand geben, aber ohne Freiheit auch keine sittliche Entwicklung. Wie es kam, daß beides dem Adel in Rußland ermangeln mußte, mögen folgende Andeutungen aussprechen.

Das Lehenswesen und Ritterthum im Sinne des westlichen Europa's bestand nicht in Rußland; abgesehen von den Einflüssen der griechischen Kirche und der Ermanglung mancher Bewegungen, welche jene Länder anregten, vielleicht schon deßhalb, weil der slavische Stamm nicht erobernd ins Land gedrungen, sondern sich ruhig auf meist unbewohntem Bo-

den niederließ. Denn aber mochte er sich auch schwerer von der ursprünglichen Staatsform, der Stammverfassung, losreißen, und gelang solches den slawischen Polen und Böhmen in höherm Grade, so war es gewiß nur durch den fremden Einfluß (Deutschlands und der römischen Kirche). Gelang es den Russen am wenigsten, so war es durch die frühzeitige Ausbildung streng autokratischer Grundsätze, von dem siegreichen Tartar-Chan auf die moskwaische Herrscherlinie verpflanzt. Die schon begonnene Annäherung zwischen Westen und Osten ward vernichtet und strenge Scheidung trat ein. Wenn gleich Rußland dadurch manchen innern Kämpfen entging und seine Kraft frühe durch Einigkeit, kindlichen Gehorsam und Treue des Volks sich stärkte, so fehlten ihm dagegen auch die geistigen Anregungen, welche im Westen von jeher nach Licht und Wahrheit strebten.

Die vielen Nachkömmlinge der unabhängigen Theilfürsten in Rußland, hätten bei der ursprünglich freien Dienstfolge der Grundeigenthümer einen mächtigen hohen Adel bilden können, der zahlreiche erbliche Grundbesitz konnte der Staatsverfassung einen Stand der Grundeigenthümer beigesellen, auch Städte und Geistlichkeit bildeten im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert an ihren Rechten; aber die freiere Entwicklung ward im Keime gestört. Uneinigkeit der Fürsten unterwarf diese zuerst dem tartarischen Joche, Ehrgeiz Einzelner benutzte den fremden Despoten, um sich Macht und Gewalt zu erringen, tartarische Grausamkeit und die fruchtlosen Verzweiflungskämpfe beugten die Gemüther, Städte wurden zerstört und ihre Bewohner in die Knechtschaft abgeführt, die Sitten und Strafen der Tartaren fanden Eingang, vorzüglich ihre Regierungsform. Da eignete sich schlau die moskwasche Fürstenlinie ein Fürstenthum nach dem andern zu, zuerst mit tartarischer Beihülfe, dann gegen den Willen des schon eifersüchtig werdenden Despoten, bis zuletzt Iwan Wissiljewitsch diesen stürzend, sich zum unabhängigen Oberhaupte in

Rußland emporschwang. Nun bestand ein Thron in Europa, der die Rechte eines asiatischen Despoten geerbt hatte. Das bewies Iwan Wassiljewitsch der Grausame, denn Nowgorods Freistaat ward zerstört, seine Bewohner ins Innere Rußlands versetzt, und die Blüthe der höhern Fürsten- und Adelsgeschlechter mähte das Richtschwert. Fortan galt kein Fürsten- oder ansehnliches Geschlecht der Vorzeit, sondern nur die Hofbeamten des Czaren, und diese verbreiteten den selbst empfundenen Druck über das übrige Volk aus. Der Adel sank im zerstörten Keime seiner Freiheit zu einer knechtischen persönlichen Dienstpflicht herab, er ward leibeigen, gleich wie der Städter (und lange vor dem Landmanne), denn beiden war es untersagt über ihre Freiheit und Person zu disponiren, dem einen weil er dienstpflichtig, dem andern weil er steuerpflichtig war. Wider Willen ward er zum Dienste eingeschrieben, sobald er dazu fähig war, und sein Sold waren Staatsländereien, welche nach gewissen Classen, in die der Adel getheilt war, demselben zugemessen wurden. Starb einer, so wurden diese Güter zwar auch vertheilt unter Söhne und weitere Anverwandte, nicht aber so sehr nach strengen Grundsätzen des Erbrechts, als im Sinne der Besoldung dessen, der noch keinen oder zu geringen Sold genoß. Musterungen wurden von Zeit zu Zeit über die Kinder des Adels gehalten, um zu erkennen, ob sie schon dienstfähig seyen (Ukasen vom 23 Febr. 1722 und 8 März 1723); im siebenten Jahre fand die erste Musterung statt, dann sollten sie bis zum zwanzigsten Unterricht erhalten, von welchem Alter an ihre 25jährige Dienstzeit zählte (Ukasen vom 7 Jan. 1732; 14 Nov. 1735; 6 Mai 1736). Den Stand zu verändern, untersagten die Gesetze, eine geringe Milderung im Laufe der Zeit zulassend, denn unter mehreren Söhnen ließ man dem Vater einen zur Führung seiner häusliche nAngelegenheiten, doch sollte dieser Kenntnisse besitzen, um allenfalls zum Civildienste gebraucht werden zu können. Nur wer schon 25 Jahre gedient, oder durch Wunden untauglich geworden

war, oder in hülfloser Einsamkeit sich befand, erlangte wegen häuslicher Angelegenheiten den Abschied, im letzteren Falle auch für einen vorzustellenden Verwandten, wenn er an Stelle desselben Einen Leibeigenen von einer gewissen Anzahl abzugeben gelobte (Ukasen vom 31 Dec. 1736; 26 April 1740). Die stehenden Heere kamen unterdessen auf, das Recrutirungssystem bildete sich, und immer bestand die Soldatenpflicht des Adels, dem Peter I nur den geringen Vorzug einräumte, daß er ihn zur Garde einschreiben ließ, und als schon die Austheilung der Staatsländereien aufhörte und Geldgehalt anstatt derselben eingeführt ward, blieb der Adel dennoch Soldat. Die Musterungen dauerten fort, Verzeichnisse und Controlen aller Art wurden erfunden, und strenge Strafen bedrohten die Verheimlichung der Kinder (Ukasen vom 11 December 1744; vom 16 December 1743 P. 21, 22; vom 8 August 1746; 1 April 1755; 30 October 1760). So ward der Kriegergeist des Adels geleitet, und so erklärt sich der betrübende Zug aus dieser Zeit, daß Mehrere sich in den Stand der Unfreien begaben, und als Peter I die alten Adelsclassen in eine neue Ordnung und Verzeichniß bringen ließ, wieder Viele, um der beschwerlichen Dienstverbindlichkeit zu entgehen, sich in eine Classe der Bauern (Odondworzen) zur Kopfsteuer einschreiben ließen.

Dieser erzwungene Dienst konnte schon dadurch, daß er durchaus unfreiwillig war, den Sinn des Adels nicht erheben und veredeln, zugleich war er aber auch dürftig vergolten und dabei unbedingt. Der Adelige mußte hinziehen, wohin man ihn auch schickte, und sich dabei selbst erhalten. Da er seine Ländereien oft fern von dem Orte seines Dienstes besaß, so konnte er (besonders in ältern Zeiten) wenig Geldeinkünfte von denselben beziehen, litt daher bei den rücksichtslosesten Kriegsmärschen und Dienstaufträgen oft bittere Noth, die ihn zu rauher Mißhandlung des Landvolks zwang, welches nach den Gesetzen jener Zeit zu Defrayirung der Staatsbeamten ver-

pflichtet war. Die Nachrichten Herbersteins (Rerum moscovit. auctores) über die Dürftigkeit des Adels in Moskwa sind daher glaublich, wie auch, daß abgefertigte Gesandte kaum Kleider und Geld zur Reise hatten, und auf Geschenke der fremden Höfe angewiesen wurden. Als nachmals Gehalte aufkamen, waren sie doch viel zu gering, um der Noth abzuhelfen, die den zahlreichern ärmern Adel niederbeugte. Aus dessen Dürftigkeit ging dabei eine andere Nothwendigkeit, aber keine sinnerhebende, hervor, nämlich die Belohnung des guten Verhaltens mit Geld, welche in ältern Zeiten (und selbst jetzt noch) nicht bloß Einzelnen, sondern ganzen Adelsclassen zu Theil wurde, wie etwa heutiges Tages die Soldaten eine doppelte Ration erhalten. Bei solcher Behandlung des Kriegers mußten die Gesetze viele Drohungen und Zwangsmaßregeln gegen Pflichtversäumniß anwenden, aber der schwachmüthigere Jüngling, der in Briefen des Jammers und der Verzweiflung seine Eltern oder Vormünder um Erlösung aus dem Dienste durch Stellung eines Leibeigenen bittet, *) ist darum nicht zu verdammen. So konnte keine Kriegsfreude im Kriegerstande hervorgerufen werden! — Ihn muß ein besonderer Geist durchdringen, der persönliche Muth, die natürliche Eigenschaft des Mannes ist es nicht allein. Diesen kann man dem russischen Adel so wenig als irgend einem andern absprechen, er hat ihn ja so oft durch die That bewiesen, doch ist noch heutiges Tages im Allgemeinen unter dem russischen Militär bei aller seiner Tapferkeit und bewiesenen Ausdauer in den Kriegen des 19ten Jahrhunderts jener Geist einer ritterlichen Freude an Feldzügen nicht wahrzunehmen; in frühern Zeiten (mit Ausnahme der freisinnigern, aber auch heroischern Vorzeit, die sich in Igors Zug gegen die Polowzer poetisch ausspricht) noch weniger. Der Deutsche, Franzose, Engländer suchen den Krieg um des Krieges selbst willen, sogar in fremden

*) Solche Briefe existiren in Familien-Archiven.

Welttheilen; der Russe kennt solchen Drang nicht. Der Krieg ist ihm deßhalb erwünscht, weil er Beförderung veranlaßt, und von den Plackereien des Kamaschendienstes befreit. Die deutschen Provinzen an der Ostsee haben seit ihrer 100jährigen Vereinigung mit Rußland mehr adelige Namen aufzuführen, welche in der Fremde Kriegsabenteuer suchten, als das ganze große Reich; auch findet man in der Regel bei den Militärs aus diesen Provinzen noch am meisten jenen romantischen Kriegergeist. Freilich schloß sich auch der russische Volkscharakter, ganz gegen Peters I Absichten, fremd gegen das Ausland ab, so daß die 1762 ausdrücklich gegebene Erlaubniß ins Ausland zu reisen und fremden Mächten zu dienen, wenig Erfolg hatte; aber der Grund ist wohl mit einigen Modificationen derselbe, der den Türken abhält Europa zu besuchen. Die kriegerische Verfassung des westlichen Europa's, auf Freiheit und Ehre begründet, mußte andere Resultate haben, als die persönliche Dienstverbindlichkeit in Rußland. Wenn der Lehnsmann dort seinem Lehnsherrn zum Aufgebote folgte, weil er von dessen Rechten, die er verfechten sollte, mit überzeugt war, ja den Entschluß selbst gebilligt hatte, so war es nur hier die Pflicht des Gehorsams gegen den unumschränkten Herrn. Zuweilen ward zwar auch in Rußland Adel und Volk zu Kämpfen fürs Vaterland, und was sich immer damit verknüpfte, für den Glauben begeistert, und dann erwachte das Nationalgefühl zu selbstständigen Kraftäußerungen, wie in den Jahren 1612 und 1812, aber selbst in solchen Zeiten der Aufregung und individueller Kampfanstrengung fand in Rußland, wie einst auch in Spanien, die allgemeine Bewegung ihren gemeinschaftlichen Beziehungspunct in der Person des Monarchen.

Wenn gleich ein solcher Sinn sich nicht dauernd erhalten kann, so verwahrte sich doch auch Rußland gegen die Wiederholung desselben, und so bleibt nur die Idee des Dienstes, die die Massen bewegt. Das Wort „Dienst“ (Civil- sowohl

als Militärdienst) hat aber auch dem Russen eine ganz eigenthümliche Bedeutung der Aufopferung aller Persönlichkeit und des freien Willens gegen den Dienstherrn und Vorgesetzten. Eine solche vertrauende Hingebung hat ihre moralische Schönheit, und ein Volk, das so fühlt, ist leicht zu regieren; aber die unbedingte Unterwerfung der Handlungs- und Denkfreiheit setzt sehr weise und tugendhafte Führer voraus; denn ist das Vertrauen getäuscht, so ist der Wahn dahin.

Zwar ward auch die Ehre, wenn gleich etwas spät, als bewegendes Princip anerkannt, und den Belohnungen der frühern Zeiten durch Geld oder Erhebung zu höheren Adelsclassen mit größerem Geld- und Ländergehalte, militärischer und Civilrang und Ritterorden substituirt; allein was sind solche Ehrenzeichen ohne Freiheit! — Beweisen sie etwa den moralischen Werth des Geschmückten? Findet dieser Beweis Glauben? — Kam es nicht selbst in Rußland dahin, daß die zu reichlich mit Orden Geschmückten sich derselben schämten, sie ablegten, und es war oft ihr einziger Lohn für ein ganzes Leben drückender Abhängigkeit. —

Wenn der Staat aber die Erniederung der Aristokratie bezweckte, so erreichte er sie dadurch mit am vollständigsten. Wie einst Hofbeamten des Czaren die Fürstengeschlechter verdunkelten, so stürzte der Rangadel seit Peter dem Großen und die Ordensritter den Erbadel. Der daraus hervorgehende neue Adel gewann an Ehrgeiz eben so viel als an Unterwürfigkeit, weniger doch an wahrhaftem Ehrgefühl. Sonderbares Resultat! —

Hier ist jedoch nicht die Rede von dem Einflusse, den der neuentstehende Rangadel übte, sondern davon, daß die Ehrenzeichen, welche die neuere Zeit erfand, nicht ihren Zweck erfüllten, nämlich Belebung des Ehrgefühls. Sie können ihrer Natur nach keinen moralischen Werth erschaffen, folglich auch nicht bezeichnen. Sie sind dort bloß unschädlicher, wo ein größerer Bestand von Sittlichkeit vorhanden ist. Auch gaben sie in Rußland, in

Beziehung auf den Adel, nur Veranlassung diesen zu demüthigen, denn Ausländer erhielten sie lange vorzugsweise. Diese genossen das größere Vertrauen der Regierung, sie bekleideten die höhern Stellen im Heere, sie bezogen auch höhern Gehalt als der dienstpflichtige Adel, denn sie dienten häufig auf vertragsmäßige Abmachung. Die Officiersstellen, scheint es, erwarben sie so leicht (wohl durch die ausländischen Generale), daß die Kaiserin Anna verordnen mußte, nicht ohne ihren Befehl Jemanden als Officier anzunehmen (Ukas vom 17 Mai 1733); auch war zu der Zeit die Armee ziemlich überfüllt von Deutschen, Engländern und Franzosen. Ihre Vorzüge wurden dem russischen Adel im Heere so drückend, daß mehrere Aufstände, dadurch veranlaßt, nur durch den Geist militärischer Disciplin gebändigt wurden. *) Alles dieses war zwar gerecht, wenn der russische Adel die Fähigkeiten nicht besaß, welche der Staat brauchte; die gute Organisation des Heeres, manche vernünftige Staatseinrichtung verdankte man jenen Ausländern, welche Sachkenntniß und Bildung anstatt der anmaßenden Unwissenheit mitbrachten, aber ein Volk haßt doch den bevorzugten Fremden, wenn gleich es seine Würdigkeit anerkennt. Es sollte aber seine Regierung zur Rechenschaft ziehen, die die Entwicklung des Eingebornen hemmte und ihn dann einem fremden (oftmals auch) Abenteurer nachsetzte, anstatt diesen letztern mit ungerechtem, ja undankbarem Haß zu verfolgen. Noch heutiges Tages muß man diesen Zug dem rohen und unerzogenen Theile der Nation zu gute halten, obgleich doch längst die Vorzüge ausgeglichen sind, welche Fremde vor Einheimischen genossen, und nur ein wirklich ausgezeichnetes Talent sich geltend macht. Die Ehrenzeichen und Rangclassen also veredelten zwar nicht besonders den Sinn des russischen Adels, verbreiteten aber doch

---

*) Mémoires du Général Manstein sur la Russie S. 455 bis 461 eine unparteiische wahrheitsliebende Schrift.

zugleich mit der Begünstigung der Ausländer mehr Bildung und erweckten den Ehrgeiz desselben. Nach und nach wurde seine Zahl auch bedeutend vermehrt durch diese neuhinzukommenden Mitglieder. *)

Fragt man, was geschah denn von Seite des Staates, um die Intelligenzen zu erwecken, deren man bedurfte? Was that man, um Ausländer entbehren zu können? — Sehr wenig! —

Da der russische Adel durch seine Dienstverbindlichkeit die Staatsbeamten zu stellen berufen war (die übrigen Volksclassen lebten castenartig geschieden), so hätte mit aller Kraft dahin gewirkt werden müssen, daß er eine wissenschaftliche Erziehung erhielte. Bürgerliche und militärische Adelsschulen wären also nothwendig zu errichten gewesen, wenn man nicht immer von dem Auslande abhängig seyn wollte. Die militärischen Schulen fingen allerdings an, Officiere statt Soldaten unter dem russischen Adel zu erschaffen, aber statt der bürgerlichen Schulen ward in hochtrabenden Worten eine Akademie der Wissenschaften und Künste angekündigt. Der Staat war besorgter um die Erweiterung der Wissenschaft überhaupt, als um die Kenntniß dessen, was sie bisher geleistet hatte. Wenn nun heutiges Tages leicht vorhergesehen werden könnte, daß solch eine Anstalt keinen bedeutenden Erfolg haben würde, wegen mangelnder Urtheilskraft eines in Ignoranz („versunken in tiefster Unwissenheit" sagt das Manifest vom 24 Januar 1755) hinlebenden Volks, welches dieselbe weder verstehen noch benutzen konnte, so war es damals noch gleichgültiger; denn die Anstalt bestand lange Zeit — bloß auf dem Papiere. Zwar ward sie schon 1724 bestätigt, auch Gelehrte verschrieben; allein, wenn gleich die Unterthanen jeglichen Standes ihre Kinder hinzuschicken aufgefordert wurden, so erfolgten genauere

*) Der Officiersgrad, die achte Classe im Civildienste, und jeder Ritterorden geben den Erbadel.

Nachrichten und Reglements über diese Anstalt und den Unterricht daselbst nicht vor dem Jahre 1747. Ein neuer Aufruf des Adels und der übrigen Classen (mit Ausnahme der Kopfsteuerpflichtigen), ihre Kinder und Verwandten zu den Studien, auf eigene Unkosten, aber bei freiem Unterricht, anzuhalten, mochte keinen bedeutenden Erfolg haben. Diese Akademie hatte eine Universität und ein Gymnasium auf 20 Kronspensionäre, doch ohne die Zahl der auf eigene Kosten Studirenden beschränken zu wollen. Da es jedoch keine vorbereitenden Schulen in dem weiten Reiche gab und der Nutzen der Militärschulen dem Volke einleuchtender schien, so kam es leider oft dazu, daß die Anstalt mehr Lehrer als Schüler zählte. *) Im Jahre 1755 kam der Vorschlag einer Universität in Moskwa, und zweier Gymnasien, das eine für Edelleute, das andere für Leute verschiedenen Standes, zur Sprache. Ein neuer Fortschritt in der bürgerlichen Erziehung! — Denn für die militärische Bildung bestanden damals schon ein Land- und Seecadettencorps, eine Ingenieur- und Artillerieschule. Schuwalow's Vorschlag ächt patriotischen Inhalts wirft indessen ein betrübendes und für viele Gegenden Rußlands noch lange nachher wahres Licht über den Zustand des Unterrichts. Es heißt nämlich: „Der Adel Moskwa's habe seinen Kindern mit großen Kosten Lehrer gehalten, und nur zu oft solche, die sich keinesweges dazu eigneten, und durch welche die Jugend ihre Zeit nur verloren habe; denn aus Noth und Unwissenheit habe man Laquaien, Perrückenmacher und Handwerker fremder Nationen angenommen (Manifest vom 24 Januar 1755).“ Konnte solches in Moskwa und seiner Umgebung vorkommen, so ist es denkbar, wie es in den entferntern Provinzen des Reichs herging und zuweilen noch hergeht, denn erst im 19ten Jahrhundert entstanden die meisten Schulen, Gymnasien und Universitäten, und ein grö-

*) Mémoires du Général Manstein etc. S. 550.

ßerer Eifer in der Begünstigung wissenschaftlicher Anstalten regte sich bei dem reichen Adel. Diesem Eifer verdanken das Demidow'sche, Besborodko'sche und andere Privatinstitute ihren Ursprung. Bis dahin aber war eine herrliche Zeit unbenutzt vergangen! — Der Adel war durch die früher aufblühenden Militärschulen zu diesen vorzugsweise hingeleitet, durch unwissende Lehrer und unverständige Privaterziehung zur Nichtachtung wissenschaftlicher Bildung und Furcht vor sogenannten pedantischen Studien verführt; wie konnte er anders als unwissend und oberflächlich werden! —

Prüft man aber mit Strenge den gegenwärtigen Zustand der Kreisschulen und Gymnasien, so möchte er an manchen Orten wohl noch so elend seyn, daß man dem Adel kaum rathen dürfte, seine Kinder daselbst bilden zu lassen, aber die einheimischen Universitäten fangen dafür an, dem Bedürfnisse durch taugliche Privatlehrer abzuhelfen. Freilich ist solcher Unterricht immer kostbar und nur dem Reichern möglich.

Militärische Bildung und mathematische Wissenschaften haben allein bessere Fortschritte gemacht. *)

Mit der wissenschaftlichen hängt auch die religiöse Bildung des Volks zusammen, deren Einfluß auf die Sittlichkeit sehr heilsam oder sehr nachtheilig seyn kann. Eine Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der griechischen Kirche gehört nicht hieher, denn es möchte hinlänglich seyn, einige Mängel derselben zu berühren. Als solche kann man gewiß ansehen das Formenwesen, welches die eigentliche Lehre und Thätigkeit des Verstandes ganz verdrängt hat. Der ganze Cultus besteht in Gebräuchen und Ceremonien, von denen

*) Es scheint, die Maximen des Grafen Destutt de Tracy, welche er in seinem Commentar über Montesquieu's Geist der Gesetze, in Hinsicht der Erziehung in erblichen Monarchien, ausspricht, sind in Rußland nicht unbekannt gewesen.

einige wirklich bloß dazu bestimmt sind zu ermüden und die Zeit auszufüllen. *) Da das heilige Abendmahl dabei schon in früher Kindheit verabreicht wird (im 7ten Jahre), so fehlt den griechischen Christen jene eindrucksvolle Confirmationslehre, welche von den Protestanten sehr weise in das Alter der erwachenden Leidenschaften verlegt wurde. Wenige würden indessen im Stande seyn, ihren Kindern solchen moralisch-religiösen Unterricht durch Geistliche zu verschaffen, denn leider ist die größere Zahl derselben unwissend, sogar roh. Ziemlich jugendlich, durchaus ohne Menschenkenntniß kommen diese aus ihren Seminarien, oft in elende Pfarren, wo sie auf den Umgang mit Bauern verwiesen, mit ländlichen Arbeiten bei großer Dürftigkeit überhäuft, durch die unendlichen Ceremonien des Kirchendienstes körperlich ermüdet, sowohl alle Neigung als auch bald alle Fähigkeit sich geistig fortzubilden verlieren. Bei solchen Lehrern kann die sittlich-religiöse Bildung des Volks keine Fortschritte machen, auch ist die Folge die, daß bei dem Adel auf der einen Seite Bigotterie der alten Sünder, auf der andern Unglauben der jungen herrscht, und es die höchste Zeit war, den Jesuiten das Land zu verbieten, welche aus diesem Zustande Vortheil für ihre Bekehrungsversuche zogen. Den Protestanten wäre solches vielleicht noch leichter gelungen, wenn sie nicht, gehorsam den Gesetzen, Proselytenmacherei vermieden hätten.

Bei solchem Zustande der Wissenschaft und Religion kann im Allgemeinen die häusliche Erziehung nicht vollkommen seyn. Sie ist meist streng bei der großen elterlichen Gewalt, aber ganz ohne leitende Grundsätze, oft ohne Sittlichkeit und Aufsicht gegen die nachtheiligen Einflüsse höchst verdorbener Leibeigenen, denen die Kinder anvertraut werden, und endlich, durch die noch immer nicht entbehrlichen französischen

---

*) Z. B. das lange dauernde und öfters wiederkehrende Gebet für alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses.

Gouverneurs und Gouvernanten, gar nicht national. Eine große Unbekanntschaft mit dem eigenen Vaterlande, eine höchst einseitige Kenntniß europäischer Bildung (nur Frankreichs Litteratur war bekannter), die gar keine gründliche und belehrende Vergleichung erlaubte, war die Folge hiervon. Als Reaction dagegen erhob sich die Eitelkeit der nationalen Partei, die gegenwärtig Alles im Vaterlande auf der höchsten Höhe der Vollkommenheit finden will, oder wohl gar die Vorurtheile und Gebrechen früherer Zeiten als das rein Volksthümliche zurückwünscht. *) Die Einseitigkeit beider Parteien bleibt dieselbe und selbst die Nationalen opfern, sich selbst unbewußt, in Nachäffung französischer Sitte und Sprache die eigene auf.

Da weniger der Adel, als vielmehr die im Staatsdienste erworbene Rangclasse und Orden gelten und diese vorzugsweise nur durch den längern Dienst, besonders in den Residenzen, in der Nähe des Hofes, erworben werden, so äußert solches den nachtheiligen Einfluß auf die Schulbildung, daß diese übereilt und der junge Adelige nun so früh als möglich angestellt wird, damit er avanciren könne. Schulunterricht und Universitätscursus sind zeitraubend, denn die Dienstjahre, besonders im Militär, und vorzugsweise in der Garde, **) bewirken das Avancement noch schneller. Man vertraut den Knaben höchstens der persönlichen Aufsicht eines Professors an, der denn schon für das Auslassungsexamen zu sorgen hat, und daß dieses so früh als möglich bewerkstelligt werde. Solche Pensionen bestehen, außer Dorpat, auf allen russischen Universitäten (in Dorpat ist die studirende Jugend sich selbst überlassen). Wollte Jemand in Rußland nicht dienen und sich

*) Die politische Tendenz dieser Partei als Gegnerin europäischen Einflusses gehört nicht unmittelbar hieher.

**) Der Uebergang aus Militär= in Staatsdienste geschieht mit gleichem Rang, nicht aber umgekehrt. Die Garde hat einen höhern Rang.

keinen Rang erwerben, so würde ihm noch heute wie vormals die öffentliche Meinung den Vorwurf der Unmündigkeit (Nedorośl — Unerwachsener — hieß sonst der junge Adelige, der noch nicht zum Dienste angeschrieben war) machen, und Gesetze verknüpfen Nachtheile damit, mag auch Jemand Künsten und Wissenschaften obliegen. Die größere Bildung in den Residenzen würde freilich toleranter seyn, ihn höchstens als Sonderling bezeichnen. — Daß bei geringen Kenntnissen die Beförderung im Staatsdienste auf dem Wege der Protectionen gehen müsse, braucht nicht erinnert zu werden; daher die Residenz als Mittelpunct der Protectionen der Ort ist, wo Jeder angestellt werden will. Sein Vermögen opfert der junge Adelige zur Erreichung dieses Zweckes und hält sich reichlich belohnt, wenn er Rang und Orden damit erkauft hat. Wer dieses nicht erreichen kann, keine Mittel besitzt, muß im langen Dienst in der Provinz oder Armee geduldig ausdauern; der Aermste gehört ohnedem einem wenig beförderten Armeedienste an, zu dem er kostenfrei im Cadettencorps erzogen wird.

Bei solchen Lebensansichten verschwendet der Adel rücksichtslos sein Vermögen, verzehrt nicht bloß seine oft durch den bedeutendsten Druck von den Leibeigenen beigetriebenen Einkünfte, sondern belastet seine Güter mit Schulden, wozu die Reichshülfsbank die Hand bietet und opfert der Ueppigkeit und Wollust den letzten Funken moralischer Kraft. Daher der zur Sitte gewordene Leichtsinn im Schuldenmachen und die geringe Gewissenhaftigkeit in der Bezahlung derselben. Solches wird als guter Ton und liebenswürdiger Leichtsinn entschuldigt, versteht sich, nicht von den betrogenen Gläubigern, und die herrschende Freigebigkeit und Verachtung aller Sparsamkeit, als Geiz, hört auf eine Tugend zu seyn, da sie leider zu oft mit unmenschlicher Härte gewissenloser Verwalter auf den Unterthanen lastet. Der Herr fragt nicht, wo die Einkünfte herkommen sollen, sondern fordert sie von dem Verwalter und schenkt ihm oft freigebig einen großen Theil der-

Digitized by Google

selben. Da die Heirathen größtentheils Convenienzheirathen sind, so sucht der junge Verschwender seine auf Unkosten des Vermögens gewonnenen Titel durch eine Heirath fruchtbar anzulegen, mit Ausnahme weniger Geschlechter keineswegs schwierig in seinen Genealogien; besonders gern verbindet er sich mit reichen Kaufmannstöchtern, oder Sprößlingen von der linken Seite eines reichen Großen. Wie Verbindungen der Art auch nicht geeignet sind, den Geist der Unabhängigkeit und des Selbstgefühls zu fördern, ist einleuchtend, aber eben so nachtheilig ist, daß Capitalien, welche zu Erhöhung des Gewerbfleißes und Handels, im Kaufmannstande, dem Staate nützlich gewesen wären, dem Verschwendungstriebe eines unnützen Menschen geopfert werden.

Dieser erbärmliche Ehrgeiz des Adels übersieht dabei ganz, daß seine Hauptwürde und Kraft in dem Grundbesitze liegt. Statt im Dienste und Residenz abhängig und zu seinem eigenen Ruine zu leben, sollte der Adel den Landbau befördern und seine Unterthanen besser behandeln und bilden. Rationeller Landbau und Begünstigung nützlicher darauf Bezug habender Künste und Wissenschaften wären würdigere Beschäftigungen für ihn; besonders aber die Festsetzung der Bauernverhältnisse und Auflösung der Leibeigenschaft. Leider zieht sich der Adel aufs Land zurück, wenn er ruinirt ist, und also auch dort nichts mehr unternehmen kann, und seine Wirthschaftsmethode bleibt in der Regel die, welche seine Vorfahren übten; auch verschmäht er die Wissenschaft des Landbaues und begnügt sich damit (wie jetzt geschieht), Leibeigene in den seit neuern Zeiten gestifteten Instituten für diese Wissenschaft erziehen zu lassen. Freilich wird auch dieses bald nicht mehr nöthig seyn, weil die Aussicht, daß der Adel keine Güter mehr haben werde, einige Wahrscheinlichkeit gewinnt durch die jährlich sich vermehrenden öffentlichen Verkäufe derselben wegen restirenden Rentenzahlungen in der Bank. Es wäre nur zu wünschen, daß die Güter des sich ruinirenden Adels in die Hände kenntniß-

reicher Landwirthe kommen möchten, was gewiß der Fall seyn würde, wenn alle Stände adelige Güter besitzen dürften. Desto leichter wäre die Emancipation der Leibeigenen und die gänzliche Aufhebung des Adels, wenn der Staat etwa dahin streben sollte.

Hat eines die sittliche Kraft des Adels, die höhere Erhebung der Gemüther gebrochen, so ist es der Geist der Administration und Gesetzgebung. Es ist hier nicht der Ort das in alle Rechtsverhältnisse consequent eingreifende moralische Princip der Gesetzgebung Rußlands zu beurtheilen und zu prüfen. Diesem Principe verdankt der Staat in seiner Rohheit die gewaltige Kraft seiner Maschine; denn so unpassend der Ausdruck Staatsmaschine ist, so anwendbar bleibt er doch auf Rußland. Hier werden ja die einzelnen Theile nur durch den Druck und die Gewichte in Bewegung erhalten, da kein selbstständiger Geist, kein Leben in ihnen geduldet werden darf. Einige Züge werden hinreichen, die nachtheiligen Einflüsse dieses Princips darzustellen.

Der legale Geist der Administration, der einer unumschränkten Monarchie, ist, wie sich von selbst versteht, strengster Gehorsam ohne Rücksicht auf eigenes Urtheil; daraus bildet sich nebenbei eine illegale, natürlich veranlaßte und eng mit der Monarchie verbündete Herrschaft der obersten Beamten, die so weit geht, daß man weniger die Beobachtung des Gesetzes, als vielmehr den Takt verlangt, welcher den Willen des Chefs erräth, und in den gesetzlichen Formen zu thun weiß, was jener nicht einmal aussprechen mag. Diese Lebensklugheit und solcher Takt ersetzt alle Kenntnisse, und sie erwirbt sich der scharfsinnige, lebhafte und ohne strenge Grundsätze aufgewachsene Russe sehr bald. Dann verfehlt er auch nicht von seinen Obern ausgezeichnet, und, allen Andern voran, zu Rang und Orden befördert zu werden, weil auch die Belohnungen der Unterbeamten den Einfluß des Chefs verherr-

verherrlichen. Freilich fallen mit ihm sehr oft alle seine Schützlinge, wenn sie nicht bei Zeiten den Schutzherrn verließen, und Andere steigen an ihrer Stelle empor, doch ohne daß man deßhalb auf einen gewissenhaftern oder gründlichern Gang der Geschäfte hoffen darf. Vergebens häuft daher die Regierung, um die Kraft der Gesetze aufrecht zu erhalten, Vorsichtigkeitsmaßregeln, Cautelen und Controlen dagegen auf; sie erschwert sich nur die Uebersicht, vermehrt die Schreibereien und ändert nicht das Geringste in dem Unwesen, denn dieses beruht nicht auf dieser oder jener gesetzlichen Form; im Gegentheile manche Verordnungen über die Verhältnisse der Beamten zu einander sind sehr zweckmäßig, aber der Geist der Selbstständigkeit fehlt den Individuen. Diese unglückliche Richtung ist durch den Geist der Gesetzgebung im Allgemeinen, durch die in diesem monarchischen Staate erweckten Ansichten, durch die moralisch-religiöse Entwicklung der Gemüther hervorgebracht. Er wird so lang dauern, als Erfahrung und Bildung nicht gelehrt haben werden, daß demüthige Kriecherei und gewissenloser Gehorsam keine Achtung, Ehre und Beförderung erwirbt, sondern die Selbstachtung und Liebe zum Vaterlande und dessen Verfassung den Beamten achtungswerth machen.

Die Criminalgesetzgebung hat einen großen Antheil an den oft berührten Mängeln gehabt; sie darf nicht übergangen werden. Selbst ein Feind der Aristokratie des Adels würde mit Schmerz jener Zeiten gedenken, wo dieser so wenig als das gemeinste Volk von erniedrigender Leibesstrafe frei war. Knute und Stockschläge haben die ersten Geschlechter beschimpft *), bis auf die Regierung Katharina's II; und selbst noch nachher behauptete ein Gesetz des Kaisers Paul, daß der Adelige, welcher eines Verbrechens wegen des Adels verlustig erklärt sey, für dieselbe That auch wieder am Leibe bestraft werden

*) Im 17ten Jahrhunderte waren die Leibesstrafen am Czarischen Hofe ganz gewöhnlich. Vollständ. Gesetzsamml. I. S. 163.

dürfe. Alexander hob diese doppelte Strafe im Jahre 1801 auf Unterlegung des Senats auf. Ein trauriger Gedanke, daß ein europäischer Staat nicht einen einzigen Stand hatte, der durch andere Mittel zur Beachtung der Gesetze angehalten werden konnte, als diejenigen sind, welche in Knechtschaft und äußerster Rohheit der Empfindungen ihre Entschuldigung finden. Wie war denn in Rußland das Ehrgefühl, das im Alterthum den Schlag mit dem Stocke schwerer büßte als den Schlag mit dem Schwerte (Jaroslaws Gesetze), so tief gesunken! — Peters III gutgemeinte Veränderung erscheint fast wie Spott. Er befahl nämlich den Soldatenstand, „dessen Princip und Lohn die Ehre sey," mit Stockschlägen und Peitsche zu verschonen, und nur mit Fuchteln und gelindern Schlägen zu bestrafen. Er nennt das „Alles abschaffen, was in irgend einer Rücksicht erniedrigend und beschimpfend erscheinen könnte (Ukas vom 9 März 1762)." Nicht minder niederbeugend als die Leibesstrafen sind die häufigen Degradationen gewesen, so wie die Abgabe zum Soldatenstande, der dadurch die nicht ehrende Stelle eines Zuchthauses vertrat. Die Degradationen hatten für geringe Ursachen zuletzt so zugenommen, daß ein neues Gesetz ihnen Einhalt thun mußte. Der Degradirte und zum Soldaten Abgegebene hätte es eigentlich immer auf Zeitlebens seyn sollen, denn in der Regel ward er dadurch moralisch ganz ruinirt. Zwei bedeutende Gesetzgebungslaster ist Rußland, Gott sey's gedankt, los geworden, die Tortur und die geheimen Untersuchungsbehörden; die erstere verletzte die gesunde Vernunft und die Empfindungen der Menschlichkeit, die letztern untergruben das Gefühl persönlicher Sicherheit um so mehr, als sie zu verschiedenenmalen gesetzlich aufgehoben, dennoch unter der nächsten Regierung als wiederbestehend angetroffen und von Neuem vernichtet wurden. Hierdurch ward man geneigt, ungeachtet der Aufhebung an die Existenz derselben zu glauben. Solche geheime Polizei- und Untersuchungsbehörden rauben das Vertrauen zur Regierung

und verletzen persönliche Freiheit und Sicherheit, die, man sage was man wolle, doch einzig nur durch Oeffentlichkeit garantirt werden können. In Rußland aber kennt man weder Oeffentlichkeit, noch auch gerichtliche Vertheidiger, und leider nicht einmal gebildete Criminalisten, wenn auch zuweilen recht schlaue Inquirenten.

Die processualischen Formen achten natürlich persönliche Freiheit, guten Ruf u. s. w. viel zu gering, als daß die schönen Worte in der Instruction für die Gesetzcommission Katharina's II mehr als bloße Worte seyen. *) Ueberhaupt enthält diese Instruction für eine projectirte Gesetzgebung (die nie zu Stande kam) Paragraphen, welche den humansten constitutionellen Staaten zur Ehre gereichen, und Rußlands bürgerlichen Zustand unendlich gehoben haben würden, wenn sie in voller Consequenz ins Leben und die Gesetzgebung übergegangen wären.

Daß Willkür und Eigenmächtigkeiten der Beamten in der Criminaljustiz auch nicht fehlen, lehrt leider die tägliche Erfahrung. So streng die Gesetze diese Pflichtverletzungen bedrohen, so haben dennoch die von Zeit zu Zeit in Rußland erlassenen allgemeinen Gnadenmanifeste den Schuldigen einen äußerst bequemen Ausweg gelassen. Die meisten zur Untersuchung kommenden Frevel der Art gehören, ihrer Zeit nach, unter eines dieser Gnadenmanifeste. Der Beamte wird zwar seines Amts entsetzt, auch wohl mit dem Verbote der fernern Anstellung,

*) §. 160. „Derjenige sündigt gegen die persönliche Sicherheit eines Bürgers, der einem Richterstuhle, wo man nach den Gesetzen richten soll, und wo man die Gewalt hat, einen Bürger in Verhaft zu ziehen, die Erlaubniß gibt, dem Einen unter einem unerheblichen Vorwande die Freiheit zu nehmen, dem Andern aber unerachtet der deutlichsten Anzeigen die Freiheit zu lassen." §. 163. „Das Gesetz muß die Anzeigen genau bestimmen, nach welchen ein Beklagter in Verhaft gezogen, ja nach welchen er auch nur befragt werden kann 2c."

dennoch aber und oft bald nachher von einem Protector wegen Dienstfähigkeit, Besserung und weil er in der Regel nie ganz überwiesen war, vom Neuem recommandirt, verziehen, angestellt, oft auch dann belohnt. Die Menschen gewinnen bei solchen Beispielen endlich die Ansicht, die Sachen gehen zu lassen, wie sie eben gehen, daher auch zum Theil in Rußland die auffallende Toleranz gegen empörende Niederträchtigkeiten!

Diesen demoralisirenden Einflüssen hätte ein kräftiger Gemeingeist vielleicht entgegen arbeiten können, allein auch dieser konnte nicht entstehen, denn der Adel bildete bis auf die Zeiten der Kaiserin Katharina II kein politisches Corps. Von dem übrigen Volke bloß durch die Dienstverbindlichkeit, und als diese aufhörte durch den Besitz von Gütern mit Leibeigenen unterschieden, konnte er keinen besondern Standesgeist in sich erhalten, noch weniger aber freies Unabhängigkeitsgefühl, oder der moralischen Kraft und des innern Werths, weil kein Gesetz dieselben autorisirte. Nicht einmal historische Erinnerungen konnte der Adel in seinem häuslichen Leben bewahren, weil die früher stattfindende häufige Versetzung der Familien aus einer Gegend in die andere, der Wechsel der Dienstgüter, die geringe Vorliebe zur Ansässigkeit auf dem Lande, der Gebrauch, sich wo möglich in mehreren Gouvernements anzukaufen, endlich die Theilung und Zerstücklung der Landgüter und dadurch veranlaßter Verkauf derselben entgegenwirkten. Dazu kam, daß alljährlich neue Familien den Adel bereicherten, die durch Classenrang und Orden dieselben Rechte erwerben, sich dann unter die ältern Familien willkürlich niederließen und mit ihnen sich vermischten, größtentheils ohne moralischen Nutzen für den Stand. Aus diesem Allem erklärt sich, wie der Adel so lange Zeit fortvegetiren konnte, ohne auf politische Rechte Ansprüche zu machen, obgleich er in frühern Zeiten doch auch als Stand aufgetreten war und einige Mitwirkung von ihm, selbst in spätern Zeiten, aber jedesmal als Unterthanenpflicht, gefordert wurde. Es möchte nicht ohne In-

teresse seyn, einige Beispiele dieser Art zu erwähnen. Daß an der Wahl des Hauses Romanow alle damaligen Adelsclassen, so wie überhaupt alle Volksclassen, mit Ausnahme der Leibeigenen, Theil nahmen, versteht sich wohl von selbst; sie hatten das Recht zu solcher Theilnahme durch gemeinschaftliche Kraftanstrengung gegen äußere und innere Feinde erworben. War diese Theilnahme in Masse gleich etwas Unbehülfliches, eine bloße Form, bei welcher die bedeutendern Großen freies Spiel hatten, so beachtete die neue Dynastie doch eine Weile diese Form und verschmähte nicht des gesammten Volkes Wünsche nach den Classen zu Rathe zu ziehen. Solches beweist z. B. die Berufung von Abgeordneten aus allen Classen zur Anhörung des neuen Gesetzbuches von 1649, Berathung mit der Bürgerschaft Moskwa's über die Gründe der Theurung des Getreides, einmal sogar die Einholung der Einwilligung des Volks zu dem Kriege mit Polen (1653). Dieses Beachten der öffentlichen Stimme verliert sich zwar nachmals mit der Entfernung der Regierung aus Moskwa, dem Herzen Rußlands, und erscheint dann viel später wieder in der Berufung von Abgeordneten aus den verschiedenen Ständen, aber in einem andern Sinne. Es wird nicht mehr die Einwilligung eines Standes, sondern die Dienste und Kenntnisse Einzelner aus den verschiedenen Ständen in Anspruch genommen. So wurden fünf Adelsdeputirte aus einem jeden Gouvernement zur Abfassung eines projectirten Gesetzbuches einberufen (Ukas vom 14 Junius 1728), und da das Gesetzbuch im Ganzen nicht gedieh, so wie es bis jetzt noch nicht beendigt ist, wurde in der folgenden Regierung befohlen, daß zur Beschleunigung des Werks die den Adel und die Kaufmannschaft betreffenden Capitel vor kenntnißreichen Leuten dieser Classen im Senate vorgetragen werden sollten (Ukas vom 1 Junius 1730). Unter der Kaiserin Elisabeth sollten drei Abgeordnete aus jeder Provinz nach Petersburg zur Anhörung und Prüfung eines fertigen Theils des Gesetz-

buches berufen werden (Ukase vom 29 September, 25 October 1761). Die Kaiserin Katharina II ordnete endlich die Wahl solcher Deputirten zur Gesetzcommission noch regelmäßiger, durch Ernennung eines Adelsmarschalls jedes Gouvernements, welcher die Wahl der Deputirten leiten sollte (Ukas vom 14 December 1766). Diese Maßregel ward nochmals wiederholt und endlich eine bleibende Charge (solches hängt schon mit der Ausbildung des politischen Adelscorps zusammen). Alle diese Deputationen beweisen keine selbstthätige Theilnahme des Adels an öffentlichen Angelegenheiten, sondern sind Förmlichkeiten, welche die Regierung jedesmal für nützlich hielt und anbefahl, aber eben so gut hätte unterlassen können. Sie hatten so wenig Einfluß auf Erweckung politischer Ansichten, daß der Adel sie vielmehr wie eine neue Dienstpflicht betrachtete, die der Staat ihm auferlegte. Als die Kaiserin Anna z. B. ihren Staatsstreich gegen die von ihr angenommenen Regierungsbeschränkungen durchführte, geschah es eigentlich nur mit Hülfe einer Gegenpartei in Moskwa, so wie die Beschränkungen selbst eben so wenig aus dem Gesammtwillen der Nation oder des Adels hervorgingen, sondern die ehrgeizigen Plane einiger Großen waren. In beiden Fällen verhielt sich die Masse des Adels so wie der Nation, mit Ausnahme der Partei, ganz ruhig und untheilnehmend, als habe sie gar kein Interesse weder an der einen noch an der andern Regierungsform. *) Diese Erstarrung des Adels ist um so auffallender, als die Geistlichkeit, unerachtet aller Erschütterungen, die sie erlitt, immer einen Corporationsgeist in sich erhielt. Die Bedeutsamkeit, welche sie in den ersten Regierungsjahren des Hauses Romanow hatte, konnte nicht dauern, sie beruhte auf verwandtschaftlichen Banden zwischen dem Patriarchen und Czaren, und der großen Mitwirkung der Geistlichkeit zur Wahl dieses Hauses. Michael Feodorowitsch ver-

*) Mémoires du Général Manstein sur la Russie p. 34 sq.

dankte seinen Thron nur der Volkswahl und Volksbegeisterung, welche die Geistlichkeit in ihrer Hand hatte. Daher mußte sein Sohn Alexis sich's gefallen lassen, den Befehl zu widerrufen, welchen er im Jahre 1660 erlassen hatte, und worin er im allgemeinen Aufgebote zum Kriege auch die Söhne der Weltgeistlichen aufforderte. Dieser Widerruf geschieht in so erbitterten Ausdrücken, daß man leicht erkennt, wie schmerzlich und kränkend er dem unumschränkten Herrscher war. *)

Unerachtet aber Peter I durch Abschaffung des Patriarchats, Einführung der Synode, Unterordnung des großen Grundeigenthums der Geistlichkeit unter weltliche Verwaltung, diesen Stand in seinen Grundfesten erschütterte, fuhr derselbe dennoch fort, mit unermüdlicher Ausdauer nach Wiedererlangung des Verlorenen, wenigstens des Grundeigenthums, zu streben, und das Schwanken der Regierungen beweist, wie einflußreich die Geistlichkeit blieb. Mehreremale erlangte sie wirklich die Verwaltung ihrer Ländereien zurück, verlor sie aber immer wieder, wenn die Regierung, der sie solches verdankte, sich etwas stärker fühlte. Man schonte die Geistlichkeit im Ganzen mehr als den Adel und erkannte in ihr den Vorzug der moralischen Kraft über die physische.

Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß die Regierung von Zeit zu Zeit, die verfehlte Stellung des Adels erkennend, an seiner Erhebung und Veredlung gearbeitet hat. Zum Theil war aber schon zu viel verdorben, zum Theil waren die Maßregeln, die ergriffen wurden, nur halbe und einseitige; zugleich wurden Rückschritte gemacht, sobald sich das Resultat größerer Bildung, die freiere selbstständigere Thätigkeit, zu äußern begann (vergl. IIte Abtheilung). Es scheint daher eben hierin der Grund zu liegen, warum eine tiefere Geistesbildung nicht befördert und die militärische dagegen sehr vorgezogen ward. Auf solche Weise gerieth aber der Staat in ei-

*) Vollständige Gesetzessammlung I. S. 526.

nen Zwiespalt mit sich selbst, indem er von der einen Seite die Vortheile gründlicher Geistesbildung und Wissenschaftlichkeit gern benutzt hätte, von der andern aber das zu frühzeitige Reifen der Frucht der Erkenntniß fürchten mußte. Thatsachen sprechen dieses indessen deutlicher aus. Die ersten freisinnigen Schritte der Regierung waren unstreitig die Aufhebung der persönlichen Dienstpflicht des Adels, womit die Erlaubniß verknüpft wurde, das Ausland zu besuchen und daselbst Dienste zu nehmen. (Letzteres hatte leider geringen Erfolg wegen Vorurtheil und mangelnder Bildung.) Peters III Manifest vom 18 Febr. 1762, welches dergestalt die Grundlage der Adelsfreiheit wurde, hob aber eben dadurch die frühere Stellung dieses Standes zum Staate auf; es mußten weitere Schritte geschehen, wenn man ihn wieder in eine nützliche Thätigkeit versetzen wollte, oder man mußte solches von der Sitte und Gewohnheit erwarten. Da der Staat den Arm des Adels nicht mehr brauchte, so war es also seine Intelligenz, die Nutzen bringen sollte. Diese Idee drückt denn auch das Manifest durch die Worte aus: „Wenn gleich die Dienstfreiheit des Adels dergestalt begründet sey, so bleibe es doch erforderlich, über die Adeligen nach Erreichung des 12ten Jahres Nachrichten einzusenden, wo sie bisher unterrichtet worden und fernerhin unterrichtet und erzogen werden sollten? Ob zu Hause durch geschickte Lehrer, oder im Auslände, oder auf inländischen Schulen?" Die strengsten Drohungen wurden hinzugefügt, die Kinder nicht ohne anständigen Unterricht aufwachsen zu lassen. Aermere sollten die Ihrigen in adelige Cadettencorps schicken. Der Staat sprach also die Dienste des Adels in Bezug auf dessen höhere Bildung und Intelligenz an. Eine richtige und heilversprechende Ansicht! Denn die Kriegsdienstpflicht hatte ihren Nutzen mit den stehenden Heeren überlebt, sie konnte dem Adel höchstens eine anständige und angenehme Jugendbeschäftigung seyn, aber seine wissenschaftliche Erziehung wird mit der Entwicklung des Staa-

tes wichtiger. Besser wäre es allerdings gewesen, in dieser Beziehung statt der den Aermern anempfohlenen Cadettencorps bürgerliche Schulen zu stiften, wenn sie nicht existirten, und den Adel daselbst eben so kostenfrei zu erziehen, oder die Universitäten zu nennen; man muß es jedoch jener Zeit zu gut halten und darf sich nur über unsere mehr verwundern, die immer neue Militärschulen stiftet und, statt der Gouvernements-Adelsschulen, Gouvernements-Cadettencorps für den Adel einführt, und das zu einer Zeit, wo der Adel nicht bloß ein politisches Corps bildet, sondern alle Justizämter in der Provinz verwaltet! — Ist doch der bürgerlich Erzogene zum Kriegsdienste eben so tauglich! — Was lehren aber Nationalgarden und Landwehr? — und was lehrt endlich ein im Cadettencorps erzogener Gerichts-Assessor oder Richter? —

Katharina II sprach sich in der Adelsurkunde (Verfassungsurkunde des Adelscorps) nicht aus über die Art der Dienste, welche sie von dem Adel hoffte, sie äußerte bloß: „derselbe werde sich fernerhin dem allgemeinen Wohle und Bedürfnisse des Staats nicht entziehen wollen (§. 20).“ Zu den Erschütterungen, welche ihre Gesetzgebung unter Paul I erlitt, gehörte auch der Eingriff in die Adelsrechte, „daß Söhne derjenigen, welche nicht gedient hatten, ohne kaiserlichen Befehl nirgends im Staatsdienste anzustellen seyen,“ also nur die Wahl des Militärdienstes hatten. Der Senat machte hierüber dem Kaiser Alexander folgende sehr passende Unterlegung: „Es sey nach der Adelsurkunde dem Adel freigegeben zu dienen, wo er wolle, und nicht minder nützlich, daß die jungen Edelleute, nach Beendigung ihrer Studien, sich der Kenntniß des Rechts und der Verfassung ihres Vaterlandes befleißigten, und daher den Civildienst selbst von den untern Canzlei-Stellen an ergriffen, um dereinst dem allgemeinen Wohle wirklich nützen zu können; daher finde der Senat keine Nothwendigkeit, dem Adel die Wahl des bürgerlichen Dienstes zu erschweren ꝛc.“ Um so auffallender erscheint dagegen ei-

nige Jahre später die Unterlegung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten (vom Jahre 1806, confirmirt den 16 Julius), wo derselbe die Nothwendigkeit einer größern Ordnung und der Prüfungen bei der Anstellung der jungen Edelleute im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten auseinander setzt und zwar aus folgenden Gründen: „1) Um fähige Staatsdiener zu bilden; 2) und besonders, um den Adel unvermerkt zur Vorziehung des Kriegsdienstes hinzuleiten." Dazu sollen also Examen und größere Strenge in der Aufnahme führen! Heißt das nicht mit andern Worten: „Lernt lieber nichts; ihr seyd immer für den vorzüglichern Dienst tauglich." — Zuverlässigere Ausländer werden sich schon finden und fanden sich für innere und auswärtige Angelegenheiten, der Russe wähle das Ehrenvollere, Waffenruhm! — Allerhöchste Rescripte von 1807 eröffnen eben so dem Adel: „Daß alle möglichen Erleichterungen zum Eintritte in den Militärdienst getroffen seyen; den Zöglingen der Gymnasien und Universitäten sollte durch die Curatoren bekannt gemacht werden, welche Vortheile des schnellern Avancements ihnen zu Theil werden würden, der übrige junge Adel durch Gouverneurs und Adelsmarschälle aufgefordert werden, sich, da die Armee außerhalb der Gränzen befindlich, in die Cadettencorps zu begeben, die Aermern würden Reisegeld empfangen." Das Rescript schließt mit den Worten: „Ich hoffe, daß durch diese Verfügung der adeligen Jugend der Eintritt ins Militär, welches ihrem Stande und Berufe so angemessen, hinreichend erleichtert seyn wird (vom 14 März 1807)." Gleichzeitig hiermit wurden allein im Räsan'schen Gouvernement 339 adelige und Classen-Rang-Beamten-Kinder, welche zu Behörden sich rechneten, aus denselben ausgestrichen, mit dem Verbote solcher Zurechnung ohne wirklichen Dienst. Bei Aufhebung dieses Mißbrauchs wurde wahrscheinlich der größere Theil dieser jungen Leute fürs Militär gewonnen. Nach diesem Allem wundert man sich (Ukas vom 6 August 1809)

darüber, „daß Gymnasien und Universitäten so wenig besucht würden, da man doch gehofft habe, daß besonders der Adel mit Eifer die Eröffnung der Universitäten benutzen würde.“ Statt aber einzuräumen, daß die Verlockung des Adels zum Kriegsdienste, die ehrenvollere Stellung dieses letztern vor dem Civildienste und die Leichtigkeit, mit welcher man überhaupt aus dem Militär- ins Civilfach (umgekehrt aber nicht) übergeht, die Ursachen der Nichtachtung wissenschaftlicher und bürgerlicher Ausbildung sind, suchte man diese in einem Nebengrunde, der auf den Adel keinen bedeutenden Einfluß hatte.

Grundbesitz und die Richterämter, die in der Provinz durch den Adel besetzt werden, deuten hinlänglich an, welche Bildung derselbe vorzugsweise sich aneignen müsse, um ein zum Wohle des Ganzen mitwirkender Stand zu seyn. Wenn ein Staat eine andere Bildung begünstigen will, so müßte er den Adel ins Mittelalter zurückführen, und solchergestalt constituiren, oder er zerstört seine durch die Natur der Verhältnisse und die Zeit hervorgebrachte gegenwärtige Stellung, und führt den ganzen Stand der Auflösung entgegen; welches für den Staat vortheilhafter seyn müsse? mag er sich selbst beantworten, wir wenden uns zur zweiten Abtheilung der politischen Entwicklung des russischen Adels.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Uebersicht
der
Resultate der Landtage
von 1820 bis 1827
im
Großherzogthume Hessen,
als
Einleitung zur Darstellung der Verhandlungen von 1829/30
von dem

H. G. Advocaten Bopp, in Darmstadt.

---

§. 1.

Seit dem Jahre 1820, in welchem das Großherzogthum Hessen eine landständische Verfassung erhielt, sind vier Landtage abgehalten worden. Die Erscheinungen des letzten Landtags von 1829/30 sind durch öffentliche Blätter dem größeren Publicum vielfach vorgeführt worden, da sie ein besonderes Interesse in Anspruch nahmen. Allein von den früheren Landtagen von 1820/21, von 1823/24 und von 1826/27 ist viel weniger zur allgemeinen Kenntniß gelangt, so daß ein übersichtlicher Rückblick auf sie, in einem Zeitpuncte, der reich an Belegen ist, daß nur dann ein Fortschreiten zum Bessern verbürgt ist, wenn es auf constitutioneller Bahn erfolgt, eine Stelle verdienen dürfte.

Der Verfasser dachte sich einem wohlmeinenden deutschen Staatsbürger gegenüber, der das constitutionelle Staatsleben an seinen Früchten erkennen will, und hat daher seine Darstellung, wodurch er vorzugsweise die Frage beantworten will: was ist von den Jahren 1820 bis 1827 auf dem verfassungs-

mäßigen Wege im Großherzogthume Hessen im Fortschreiten zum Bessern und besonders zur Förderung des Wohls sowohl des Ganzen als des Einzelnen geschehen? der Form eines Berichts genähert.

§. 2.

Wirft man einen Blick auf den Zustand, in welchem sich das Großherzogthum Hessen in dem Augenblicke befand, da es sich eine Verfassung errang, so sind seitdem vielfache Gebrechen, Mängel und Uebel durch die freie Rede ans Licht gezogen, durch das Zusammenwirken der Staatsregierung und der Vertreter des Volkes verschwunden und zeitgemäßeren Instituten gewichen. So war die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, die in den höheren Instanzen schon längst ins Werk gesetzt war, von der Staatsregierung vorbereitet, ins Leben getreten, hatte viele Uebel, die bisher an der Rechtspflege hefteten, entfernt und den Uebergang zu einer den Anforderungen der Zeit und den Grundsätzen einer freien Verfassung entsprechenden Gerichtsverfassung gebahnt. *)

Eine Stempel- und Taxordnung hob den so tadelnswerthen Selbstbezug der Sporteln von Seite der Justizbeamten, denen fixe Besoldungen zu Theil wurden, auf, bewirkte eine früher nicht bestandene Gleichheit der Gerichtstaxen, deren Ertrag in die Staatscasse fließt und sicherte dieses Einkommen als Beitrag zu den Kosten der Justiz auf einfache Weise. Die längst als unzweckmäßig und schädlich erkannten sogenannten Fornicationsstrafen wurden aufgehoben. Das mit dem fremden Rechte herübergekommene Anastasia-

*) Mit Recht hob neulich ein geistreicher Beobachter den Gesichtspunct heraus, daß die Trennung der richterlichen von der administrativen Gewalt der erste Schritt zur Oeffentlichkeit der Rechtspflege und schon viel gewonnen sey, daß die Gerichte selbstständig geworden. S. Litteraturblatt des Morgenblatts v. J. 1830. Nro. 62. S. 248.

nische Gesetz wurde als eine Vorschrift, die allen freien Verkehr störe, mit dem Handel unverträglich sey, die häßlichsten Processe herbeiführe und über deren Bedeutung die Theorie wie die Rechtssprechung nicht einig sey, im Ganzen aufgehoben. Das Gleiche geschah hinsichtlich eines Gesetzes, welches die Forderungen der Criminalcassen an in Concurs verfallene Inquisiten gleich den Forderungen anderer öffentlicher Cassen besonders bevorzugte, und sich als die Sicherheit der Pfandgläubiger und so den Credit gefährdend, als besonders schädlich bewährt hatte und so von den Ständen als höchst gehässig gefunden wurde. Die ausgedehnten Privilegien des Gerichtsstandes wurden durch Aufhebung mehrerer befreiten Gerichtsstände beschränkt. Der exemte Gerichtsstand der Militärpersonen in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten wurde denselben entzogen, indem sie unter die ordentlichen Civilgerichte gestellt wurden, und so wurde ein Theil der schroffen Scheidewand eingerissen, die sich in Hessen, wie überhaupt in Deutschland, zwischen zwei Einem Staat und Einem Gesetz dienenden Classen von Staatsbürgern aufgebaut hatte und vor den geläuterten Begriffen der Zeit immer mehr zu verschwinden anfängt.

Die bisher der Landesuniversität Gießen zugestandene, befreite Gerichtsbarkeit wurde aufgehoben und dem Hofgerichte daselbst überwiesen. *)

Die in einigen Theilen des Landes den Rabbinern zugestandene Jurisdiction in geringfügigeren Rechtsangelegenheiten der jüdischen Glaubensgenossen wurde, als ein höchst anomales Institut, unterdrückt und an die ordentlichen Gerichte verwiesen. Zur Aufhebung des privilegirten

*) Da die Intelligenz die Mutter des Besseren ist, so handelten die Repräsentanten der Hochschule, die von freien Stücken die Aufhebung des Privilegs in Anregung brachten, ganz dem Standpuncte gemäß, den sie einnehmen.

Gerichtsstandes der Schriftsässigkeit geschah der erste Schritt durch die Vereinigung zu dem Gesetze, daß die richterliche Bestätigung der Verträge von schriftsässigen Personen über schriftsässige Güter nicht mehr von den Obergerichten, sondern von den Untergerichten der gelegenen Sache ertheilt werden solle. Eine Beschränkung der Competenz der Untergerichte bei Veräußerung unbeweglicher Güter Minderjähriger oder unter Curatel Stehender wurde durch die Bestimmung aufgehoben, daß die zur gültigen Veräußerung solcher Güter erforderlichen richterlichen Alienationsdecrete von dem Gerichte, es sey ein Ober- oder Untergericht, welches die Aufsicht auf die Verwaltung des Vormundes oder Curators zu führen habe, ertheilt werden sollten. Durch Mitwirkung der Stände wurde die Staatsregierung in den Stand gesetzt, zu bewirken, daß viele Patrimonialgerichtsbarkeiten und Gerechtsamen an den Staat abgetreten wurden, und so Berechtigungen aufhörten, die mit der Justizhoheit unvereinbar sind, und eine anomale Ausnahme von dem Art. 4 des Staatsgrundgesetzes, wornach sich in dem Regenten alle Rechte der Staatsgewalt vereinigen, bilden. *)

*) Der größte Theil der Patrimonial-Gerichtsherren, die sich nicht entschließen konnten, ihre Gerechtsamen abzutreten, gingen wenigstens einen Vertrag ein, wornach die ihnen zustehende Jurisdiction in ihrem Namen von den landesherrlichen Untergerichten verwaltet werden sollte. Es bestehen also nur noch sehr wenige besonders verwaltete Patrimonialgerichte, deren Existenz wohl bald spurlos verschwinden wird. Und so steht das Großherzogthum Hessen einem Ziele nahe, von dem andere Staaten, z. B. das mit Patrimonialgerichten überfüllte Königreich Bayern, noch weit entfernt ist.

Vergl. die Nummer 31 und 32 der allgemeinen Justiz-, Cameral- und Polizeifama vom Jahre 1830: „Einiges über die Verfassung der Untergerichte des Großherzogthums Hessen rc.“

Ein Gesetz stellte durch Aufhebung einer früheren Verordnung die jüdischen Eheweiber den christlichen Ehefrauen in Bezug auf die Privilegien der Brautgabe gleich, und trug so zur größeren Einheit im Rechte bei. Durch ein Gesetz über die Auswanderungen *) wurden bisherige gesetzliche Vorschriften, welche dem freien Willen des Auswanderns Hindernisse entgegensetzten, beseitigt, unter Festsetzung der Bedingungen, denen der Auswandernde vorher zu genügen habe. Ein Gesetz, auf die Erfahrung gegründet, daß die bisher in den alten Provinzen des Großherzogthums an das Alter geknüpfte Volljährigkeit den Einzelnen zu lange des Genusses und der Vortheile der Selbstständigkeit beraube, ließ zugleich, um eine gesetzliche Gleichförmigkeit in dieser Beziehung eintreten zu lassen, **) die Minderjährigkeit mit dem Eintritte in das zwei und zwanzigste Lebensjahr eintreten. Ein auf Anregung und unter Mitwirkung der Stände erlassenes Gesetz vom 29 April 1824, die so kostspieligen Zwangsveräußerungen in Rheinhessen betreffend, vereinfachte dieses Verfahren durch Entfernung von Förmlichkeiten, die dem Zwecke nicht entsprachen, machte es minder kostspielig, und suchte dadurch den Einwirkungen zu begegnen, die aus dem bisherigen Verfahren, besonders in Ansehung des kleinen Credits hervorgingen. Durch besondere Bewilligung bedeutender Summen setzten die Stände die Regierung, die im Jahre 1827 eine allgemeine Schulordnung publicirte, in den Stand, wichtige Verbesserungen im Schulwesen vorzunehmen, für den Volksunterricht nähere Sorge zu tra-

*) In Folge des Art. 24 der Verfassungsurkunde: „Jedem Hessen steht das Recht der freien Auswanderung, nach den Bestimmungen des Gesetzes, zu," erlassen.

**) Denn der in der Provinz Rheinhessen geltende Civilcodex knüpft die Volljährigkeit an den Ablauf des ein und zwanzigsten Lebensjahrs.

tragen, und Gebrechen in dieser so wichtigen Angelegenheit zu heilen. Ebenso unterstützte sie die Regierung in dem Bestreben, den Flor der Landesuniversität als der höchsten Anstalt für geistige und wissenschaftliche Bildung zu heben. Das Regal der Salpetergrabung, dessen Ausübung als ein empfindlicher Druck des Landbewohners erkannt wurde, wird auf Anregung der Stände aufgehoben. Ein Gesetz, die Forststrafen betreffend, milderte die Schärfen derselben und brachte ihren legislativen Zweck mit dem Interesse des Gemeinwesens in Einklang, indem dem Schuldigen gestattet wurde, ihrer statt Verbüßung im Gefängnisse durch Arbeiten zu öffentlichen Zwecken zu genügen. Ein Gesetz wegen Unterstützung solcher in Anklagestand versetzter Staatsdiener, die darum vom Gehalte suspendirt wurden, das ihnen für den Fall des dadurch herbeigeführten Nothstandes eine Unterstützung aus ihrem Gehalte zusichert, war das Resultat gemeinsamer Berathung der Staatsregierung und der Stände, und humaner Berücksichtigung. Durch Bewilligung einer Summe von mehr als 200,000 Gulden setzten die Stände die Regierung in den Stand, eine bedeutende Krümme des Rheins durch Anlegung eines Canals durchzuschneiden, dadurch manche Uebel zu entfernen, und vielfachen Nutzen zu stiften.

§. 3.

Zu andern Gesetzen, bestimmt die Staatsorganisation zu vollenden, das Staatsgrundgesetz zu ergänzen, und die Gesetze mit ihm in Einklang zu bringen, hatten sich die Stände mit der Staatsregierung vereinigt. Eine auf freisinnigen und zeitgemäßen Principien ruhende Gemeindeordnung ist die Grundlage und Bedingung einer Repräsentativ-Verfassung und der Lebenskeim constitutioneller Entwicklung. *) Nachdem nun der

*) Mit Recht sagt der Redacteur der allgemeinen Ju-

Art. 45 des Staatsgrundgesetzes in Anerkennung dieser Wahrheit sich dahin ausgesprochen hatte;

---

stiz-, Cameral- und Polizeifama in einer Note zu einem Artikel in den Numern 54 und 55 des Jahrgangs 1830 dieser Zeitung, indem der Verfasser eine Beschränkung des Wahlrechts bei der Wahl der Gemeindevorsteher, Gemeinderäthe und Bürgerausschüsse vorschlägt: „Soll man den Gemeinden ihre freie Verfassung mit ihren nothwendigen Attributen so lange entziehen, bis das Volk im Sinne des Verfassers reif für solche Institutionen ist, so werden wir wohl kaum je zum Genusse dieser Rechte gelangen;" und ferner: „Wenn unsere Communalverfassung bloß auf die Verwaltung des Gemeindevermögens berechnet wäre, so könnten wir dem Verfasser wohl beistimmen; wir sehen aber darin eine Vorschule unseres constitutionellen Lebens. Wir haben keine Anstalten, welche besonders dazu geschaffen sind, unsere Verfassung ins Leben einzuführen, und wir kennen daher nichts, was geschickter wäre, den Sinn für öffentliches Leben wirksamer anzuregen als unsere Gemeindeverfassung. Je freier sie ist, desto sicherer wird sie eine feste Grundlage unseres constitutionellen Lebens werden, und wir sehen lieber die Mängel der gesetzlichen Freiheit als die Vorzüge der Willkür."

Treffende Bemerkungen enthält ein Artikel des Staatsboten, herausgegeben von dem großherzogl. hessischen Geheimen Staatsrathe Dr. Jaup (einem dem wissenschaftlichen Publicum im Fache der Staatswissenschaften so rühmlich bekannten Manne, der an der Redaction des Entwurfs der hessischen Gemeindeordnung den wesentlichsten Antheil hatte und ihn als Regierungscommissär den Ständen vorlegte) Jahrgang 1826 Nro. 41: „Blicke auf das deutsche Gemeindewesen, mit besonderer Rücksicht auf Preußen, Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen." „Der Staat besteht aus einer Menge kleiner Staaten, die unter sich organisch zusammenhängen und wovon jeder seiner besondern Natur nach sein eignes Leben in sich trägt. Soll der ganze Staat gesund und kräftig seyn, so muß jede Provinz, jeder Kreis und jede Gemeinde die Freiheit haben, den Gesetzen ihres

„Die Angelegenheiten der Gemeinden sollen durch ein „Gesetz geordnet werden, welches als Grundlage die „eigene selbstständige Verwaltung des Vermögens durch „von der Gemeinde Gewählte unter der Oberaufsicht des „Staats ausgesprochen wird. Die Grundbestimmun- „gen des Gesetzes werden einen Bestandtheil der Ver- „fassung bilden."

wurde auf dem ersten Landtage der Entwurf dieses Gesetzes vorgelegt, und von den Ständen, als den Anforderungen der Zeit und dem in der Verfassung ausgesprochenen Grundprincip entsprechend, angenommen.

Gleichfalls auf dem ersten Landtage vereinigten sich die Stände mit der Staatsregierung zu einem Recrutirungs-Gesetze, das auf den Grund des Art. 29 des Staatsgrundgesetzes gebaut:

„jeder Hesse, für welchen keine verfassungsmäßige Aus- „nahme bestehet, ist verpflichtet, an der ordentlichen „Kriegsdienstpflicht Antheil zu nehmen. Bei dem Auf- „rufe zur Erfüllung dieser Verbindlichkeit entscheidet „unter den Gleichverpflichteten das Loos, mit Gestat- „tung der Stellvertretung."

die bisherigen Befreiungen des Adels, der Schriftsässigen und einzelner Gemeinden von der Militärdienstpflicht und die bis-

---

besonderen Lebens zu folgen. Diese Autonomie der Gemeinde ist nothwendig; sie ist ein Ausfluß der Souveränetät ihres ganzen Familienwesens, ohne welche dasselbe, es sey groß oder klein, seine Freiheit und Unabhängigkeit nicht erhalten, und nicht die Gesundheit seines inneren Organismus bewahren kann."

„Wenn wir in die Geschichte zurückgehen, so finden wir, daß sich jede Gemeinde ihre auf das Gemeindewesen sich beziehenden Gesetze selbst gab, und sich in ihre Souveränetät von dem größeren Staate nicht hinein reden ließ u. s. w."

Digitized by Google

herige Willkür in der Auswahl der Dienstpflichtigen durch Berufung Aller zum Loos aufhob, *) die Dienstzeit verkürzte **) und die Rücksichten gegen den Pflichtigen mit dem Zwecke und dem Interesse des Ganzen in möglichsten Einklang brachte. ***) Ein Gesetz über Abtretung von Privateigenthum für öffentliche Zwecke suchte die möglichste Schonung des Eigenthumsrechtes des Einzelnen mit der Berücksichtigung des Vortheils des Ganzen in Einklang zu bringen. Durch ein Gesetz über die Formen der Veräußerung der Domainen wurde diese Operation von der Willkür der Staatsverwaltungsbehörden unabhängig gemacht, und so normirt, daß der Credit nicht gefährdet erschien.

Ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister und obersten Staatsbeamten ergänzte eine

---

*) Die Stände fanden die Zulässigkeit der Stellvertretung bedenklich, weil sie der Aristokratie des Reichthums Spielraum gebe, gaben sie aber doch, abgesehen von andern Gründen, darum zu, weil es äußerst hart seyn würde, dem Verpflichteten nicht zu gestatten, eine staatsbürgerliche Pflicht, die nicht an seiner Person klebe, durch einen andern erfüllen zu lassen.

**) Die bisher auf 10 Jahre ausgedehnte Dienstzeit wurde auf 6 Jahre, vom 20sten bis zum 26sten Jahr, beschränkt. Nur zur Zeit des Kriegs oder kurz vor dem Ausbruche desselben ist die Ertheilung des Abschieds nach vollendeter Dienstzeit von den Umständen abhängig.

***) Lebhafte Discussionen veranlaßte die Frage, ob nach dem bisherigen Gesetze jeder Familie ein Sohn frei bleiben solle. Sie wurden zur Festhaltung des Grundgesetzes der unbedingten Rechtsgleichheit verneint. Die Kammern genehmigten bloß eine Berücksichtigung dringender Schonungsgründe durch Versetzung in das Depot, nämlich an das Ende der Classe.
Vergl. Floret. historisch-kritische Darstellung der Verhandl. §. 36. „Gesetz über die Leistung der Militärdienstpflicht (Rekrutirungsgesetz) S. 249 — 261.“

Lücke an der Verfassungsurkunde und gab ihr die nöthige Garantie.

Ein Gesetz über die Strafen der Deserteurs und Refractärs bestimmt diese Strafen so, daß sie mit den Grundsätzen der Verfassungsurkunde nicht ferner im Widerspruch ständen.

Auf Anregung der Stände kam noch auf dem ersten Landtage die Organisation der obersten Staatsbehörde zu Stand. Die Verordnung vom 28 Mai 1821 bestimmt, daß jedem Hauptzweige der Verwaltung ein Minister vorstehen solle, der die in sein Departement einschlagenden Gesetze und von dem Regenten ausgehenden Verfügungen zu contrasigniren und alle von diesem Departement ausgehenden allgemeinen Verfügungen zu unterzeichnen habe, daß jeder Minister für das, was seinem Departement zu respiciren obliegt und für alles, was von demselben ausgehe, verantwortlich sey. *)

*) Durch diese Bestimmung soll indessen weder die Verantwortlichkeit der übrigen Mitglieder des Departements, noch auch dem gerichtlichen Urtheile in dem Falle präjudicirt werden, wenn der Minister sich auf rechtliche Entschuldigungsgründe und namentlich darauf berufen zu können glaubt, daß er durch einen factisch unrichtigen Vortrag des Referenten irre geleitet worden sey.

Durch dieselbe Verordnung vom 28 Mai 1821 wurde zu gleich zur Erfüllung eines weiteren Desiderlums der Stände ein Staatsrath organisirt, der, gebildet aus dem Regierungsnachfolger und den übrigen Prinzen des Hauses, welchen der Zutritt aufgetragen worden, den Ministern, den Staatsräthen der Ministerialdepartements, den Staatsräthen, welche ebenfalls eigens als solche angestellt seyen, und denen, welche neben ihrem eigentlichen Staatsamte als Mitglieder bestellt würden und einem Generalsecretär, berathend und entscheidend, nie aber ausführend seyn solle, als berathend aber erscheine:

§. 4.

Zur Beförderung des Flors des Landes und der Wohlfahrt des Einzelnen vereinigten sich die Stände mit der Staatsregierung zu einer Reihe von Gesetzen.

Schon vor der Einführung der Verfassung hatte die Staatsregierung angefangen, dem drückenden Zehntrecht, als einem feindlichen Hindernisse der Cultur des Bodens und der Wohlfahrt der ackerbauenden Classe den Krieg anzukündigen und das Grab zu bereiten. *) In diesem Wirken schritt sie,

---

1) bei allen Gesetzesentwürfen;
2) bei neuen Organisationen der Behörden; dagegen als entscheidend:
   1) bei Competenzstreitigkeiten zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden;
   2) bei allen Recursen von Entscheidungen der Verwaltungsbehörden in Administrativ-Justiz-Sachen;
   3) in Fällen, wo eine vorläufige Untersuchung gegen solche Staatsdiener stattfinde, welche selbst Mitglieder eines Ministerialdepartements seyen, indem er entweder Erklärung der Unschuld oder Erklärung einer Disciplinarstrafe oder Stellung vor Gericht, mit Suspension vom Amt verfügen solle.

Vergl. Floret. historisch-kritische Darst. §. 32, S. 227 bis 232.

*) Nachdem der Großherzog in dem Patent vom 8 Julius 1816, womit er von der nachherigen Provinz Rheinhessen Besitz ergriff, ausgesprochen hatte: „Die Reste des Feudalsystems, die Zehnten und Frohnden (in der französischen Revolution untergegangen) sind und bleiben in diesem Lande unterdrückt," — legte er Hand an, um im friedlichen Wege der Reformen auch die alten Provinzen des Großherzogthums von dem Drucke des Zehnten zu befreien. Eine Verordnung vom 15 August 1826 gab, den Grundsatz voranstellend, daß das, was den Ackerbau blühend mache, auch das Wohl des Staates dauernd begründe, und da, wo es auf die Beförderung des Flors der Landwirthschaft ankomme, jedes In-

nachdem die Verfassung ins Leben getreten war, um so eifriger unter Mitwirkung der Stände fort.

Bereits auf dem ersten Landtage vereinigten sie sich zu dem Gesetze, welches das Recht von neuen Anordnungen, Novalzehnten zu beziehen, aufhob, während der zweite Landtag in fortschreitendem Bestreben ein Gesetz brachte, das dem, der einer Privatperson zehntpflichtig sey, und dem, der einer Pfarrei oder einer Stiftung den Zehnten verschuldet, unbedingt das Recht der Verwandlung des Zehntens in eine ständige Grundrente gab.

Auch hinsichtlich des Frohndwesens hatte die Staatsregierung vor der Einführung der Verfassung wohlthätige Reformen vorgenommen. *)

---

teresse der Domänenverwaltung unbedingt zurückstehen müsse, den Zehntpflichtigen das Recht, die Verwandlung des fiscalischen Zehntens in einem jährlichen ständigen Grundzins zu verlangen. Eine Verordnung vom 21 Jan. 1818 gestattete dieses Verwandlungsrecht auch denen, welche einer Pfarrei oder sonstigen Stiftung zehntpflichtig seyen, in der Art, daß sämmtliche Pfarrer und Nutznießer von dergleichen Stiftungen, welche von nun an angestellt würden, oder in den Genuß der Nutznießung träten, sich die Verwandlung gefallen lassen müßten.

*) Das im Jahre 1811 erlassene Gesetz, welches den Rest der Leibeigenschaft verbannte, gestattete mit einem weiteren Gesetze den Abkauf der Leibeigenschafts-Frohnden durch Errichtung einer Entschädigungssumme oder die Verzinsung derselben statt der schuldigen Dienste. Eine Verordnung vom Jahre 1816 hob die Chausséefrohnden als „für den Wohlstand des Landes von den nachtheiligsten Folgen" auf. Eine Verordnung des Jahrs 1819 über das sämmtliche Frohndwesen bestimmte, daß alle Naturalstaatsfrohnden und die dafür entrichteten Frohndgelder, in soweit sie durch bisherige Verfügungen noch nicht aufgehoben seyen, sogleich aufhören sollten, ohne daß der Frohndpflichtige für diese Befreiung eine Entschädigung zu leisten habe. Hinsichtlich der Leibei-

Mit den Ständen vereinigte sich die Staatsregierung zu einem Gesetze, wornach die Naturaljagdfrohnden jeder Art aufgehoben wurden. *)

Durch einen mit Preußen, dann mit Bayern und Würtemberg abgeschlossenen Zollvereinigungsvertrag, wozu die Stände die Staatsregierung ermächtigten und aufforderten, erweiterten sich die Schranken, die dem Verkehre und dem Gewerbfleiße gesteckt waren. Außerdem wurde zur Beförderung einer regern Gewerbs- und Handelsthätigkeit und

genschaftsfrohnden wurden im Ganzen die Bestimmungen der früheren Verordnungen mit dem Zusatze wiederholt, daß alle ungemessene Frohnden nach Gründen des Rechts und der Billigkeit auf gemessene zu reduciren seyen. Wegen der Dominal- und gutsherrlichen Frohnden wurde bestimmt, daß es jederzeit von dem Pflichtigen abhängen solle, ob er sie abkaufen, oder in Grundzinsen verwandeln, oder in Natur fortleisten wolle, während auf jeden Fall alle ungemessenen Frohnden in gemessene verwandelt werden müßten. Bloß hinsichtlich der Amts- und Gemeindefrohnden solle es vorläufig in statu quo bleiben.

S. die Schrift: Ueber den Ursprung der Frohnden und der Aufhebung derselben, besonders im Großherzogthume Hessen von Dr. Ebel, großherzogl. hessischem Regierungs-Rath in Gießen. Gießen, 1823. Bei Heyer.

*) Schon bei dem ersten Landtage faßte die zweite Kammer den Beschluß, auf unentgeldliche Aufhebung der Jagdfrohnden, so weit diese noch beständen, hinzuwirken. Allein die erste Kammer, die in mehreren Standesherren Besitzer ausgedehnter Waldungen und Jagden hatte, versagte dem Beschlusse der zweiten Kammer ihre Beistimmung und nöthigte diese zu einer einseitigen Adresse an den Regenten, die ihn veranlaßte, dem zweiten Landtage einen Gesetzesentwurf vorzulegen. Von den Ständen genehmigt, hob er als Gesetz alle Naturaljagdfrohnden jeder Art auf, ohne die Frohndpflichtigen einer Entschädigungsverbindlichkeit, die der Staatscasse zugewiesen wurde, zu unterwerfen.

so des Wohlstandes eines großen Theils der Bewohner des Großherzogthums die Abhaltung zweier Messen in Offenbach zur Zeit und auf die Dauer der Frankfurter Messe veranstaltet, und zu diesem Zwecke nicht nur das Wechselrecht der Stadt Frankfurt für die Stadt Offenbach (mit Modificationen) adoptirt, sondern auch Vorschriften zur Regulirung eines summarischen Verfahrens bei Rechtsstreitigkeiten in Handelssachen bei dem dortigen Landgerichte erlassen.

§. 5.

Unter Mitwirkung der Stände war eine in ihren Grundlagen vollendete **Finanzgesetzgebung** ins Leben getreten. Namentlich hatten sich auf dem ersten Landtage die Stände mit der Staatsregierung in Folge des Art. 78 des Staatsgrundgesetzes

„die gesammte Staatsschuld, *) welche ohne ständische Einwilligung nie vermehrt werden kann, ist als solche durch die Verfassung garantirt. Die Art und Weise ihrer Zurückzahlung bestimmt das Schuldentilgungsgesetz"

zu einem Staatsschuldentilgungsgesetz vereinigt, das der erste Schritt und die erste Bedingung zur Feststellung eines tüchtigen Finanzsystems, der Herstellung des öffentlichen Credits und des gesunkenen Werthes der Staatspapiere war. **) Dieses Institut, unter der obersten Leitung des Finanzministeriums von zwei Directoren, einem vom Regenten bestellten höheren Staatsdiener und einem Ständemitglied, verwaltet, ist bestimmt, die Staatsschuld zu verzinsen und nach und nach zu vermindern.

*) Ungefähr 13 Millionen, ziemlich im Verhältnisse zu der Staatsschuld von Bayern, Würtemberg und Baden.

**) Der nicht Zweitdrittel des Nominalwerths erreicht.

Google

III.

An den Herausgeber des Briefwechsels zweier Deutschen.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1831.

Zweiter Abschnitt enthaltend den praktischen Theil. *)

Von ....g.

Mein Herr!

Sie steigen herab von der Ideenhöhe und treten auf den empirischen Boden der Gegenwart. Einen Mann, dessen Theorie so vom Leben durchdrungen war, auf diesem Felde wieder zu finden, mußte doppeltes Interesse gewähren. Schreiben Sie es diesem zu, wenn ich auch hierüber meine Stimme öffentlich abgebe, denn Ihr Gegenstand fordert selbst zu diesem Abwägen der Stimmen auf; für eine Zeit, wie die unserige, ist das Solonische Gesetz geschaffen, das den mit dem Tode bestraft wissen will, der keine Partei ergreife; wobei aber das Beste ist, daß das Nachrichteramt erspart wird, indem jeder Schuldige an sich selbst die Todesstrafe vollzieht.

Ich werde hier kürzer seyn können, da sich die alte Meinung nicht unbewährt läßt, daß, was die Theorie ent-

*) Ein erster Brief an den Herausgeber des Briefwechsels ist im Septemberheft der Blätter für literarische Unterhaltung zu lesen. Obwohl von demselben Verfasser mögen doch diese beiden Briefe, weil, zwei verschiedene Hauptseiten des Pfizer'schen Werkes beleuchtend, jeder als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden. A. d. H.

zweite, das Leben wieder vereinigt. Es ist kein Hauptgedanke dieser zweiten Sammlung von Briefen, welchem ich mich geradehin widersetzen zu müssen glaube, wenn schon ich diese oder jene Ansicht etwas anders modificiren, namentlich dieß oder jenes, das Sie, um Ihrer Landschaft in allen Partien Reichthum zu geben, in den Hintergrund gerückt haben, mehr in den Vorgrund gestellt sehen möchte.

Sie entziehen sich der fröhlichen Gesellschaft des Tages und stehen schwermüthig wie an einem Grabe. Der alte Laut, der seit Jahrhunderten nur an das Elend Deutschlands erinnert, seine Einheit, drängt sich über Ihre Lippen, und was Wunder, wenn er klingt wie ein Seufzer. An das Elend? — Hier wäre gleich ein Punct, wo ich einen Augenblick mit Ihnen anhalten möchte; ich stehe hier wieder mehr auf der Seite Ihres Friedrich. Wenn es mir gleich allzu kühn scheint, zu sagen, welche Stelle ein Volk einnehmen sollte in der Geschichte, so sehe ich doch, welche es eingenommen hat, und bin überzeugt, daß dieß gerade die war, die es einnehmen mußte. Und so scheint mir denn auch Deutschlands Bestimmung, — der Geist des großen europäischen Körpers zu seyn. Es handelt nicht selbst, aber es gibt Ideen zum Handeln. Es hat seine Gedanken ausgestrahlt in alle Himmelsgegenden, es hat einen großmüthigen Handel getrieben, indem es Licht ausführte, und sich häufig nur Schlachtfelder, Knechtschaft dagegen eintauschte. Noch in der jüngsten Zeit wandern die Früchte seiner Speculation zu dem Volke, dem Sie allein ein nationelles Leben in unserer Zeit zuschreiben, und ich weiß nicht, ob es als bloße Nationaleitelkeit verdammt zu werden verdient, wenn ich meine, daß die Befestigung dieser Ideen allein die Zukunft jenes Landes vor einer extremen Richtung bewahren könnte. Wir wissen zwar wohl, daß die Lehre von dem Sitz der Seele eine unhaltbare sey, daß sie vielmehr ihren Organismus durchdringe, aber nichts desto weniger zeigt sich in einem Theile vor den

übrigen dieses Durchdringen kräftiger, wenn ich so sagen darf, unverhüllter, und dieser Theil ist es dann, den wir vorzugsweise den Sitz der Seele nennen. So sey es auch mit Deutschland gemeint. War aber die Function, von welcher ich sehe, daß es sie eingenommen hat, wirklich seine Bestimmung, dann weiß ich nicht, ob nicht seine Theilung sein Glück gewesen sey. Erlauben Sie mir wenigstens zu sagen, daß seit 1000 Jahren Deutschlands Trennung eben so sehr sein Glück als sein Unglück war. In den letzten drei Jahrhunderten ist dieß am allerauffallendsten, und scheint selbst von Ihnen nicht in Abrede gezogen zu werden. Es ist wenigstens denn doch etwas mehr als bloßer „Aberglaube" (S. 172), daß das von einem Despoten geächtete Wort der Wahrheit eines Schritts bedurfte, um über die Gränze des kleinen Landes zu kommen, wo es frei war, und öffentlich wurde auch zum Besten des Stammes, dessen Boden es um seiner Freiheit willen verlassen mußte. Die Dorftyrannei ging nicht weiter als die Markung, und wurde außerhalb derselben verlacht.

Ja, noch an einen Umstand möchte ich Sie erinnern, der hier in die Wage gelegt zu werden verdient. Man hat uns erst vor Kurzem gesagt, daß in Frankreich noch 24,000 Gemeinden ohne Schulen seyen. Las Cases, der Sohn, hat öffentlich in der Kammer behauptet, ohne daß ihm diese Thatsache widersprochen wurde, daß in dem einzigen Departement der Seine von 140,000 Kindern nur 19,000 die Wohlthat der Erziehung genießen, und daß von 5 Millionen Kindern in Frankreich überhaupt 2½ Millionen in der beklagenswerthesten Unwissenheit verkümmern. Diese Thatsache ist für Deutschland wahrhaft unerhört, und ich nehme keinen Anstand, daß sie dieß ist, hauptsächlich Deutschlands Theilung zuzuschreiben. Die kleinen deutschen Herren konnten nicht, wie ein Ludwig XIV, mit großen Massen prunken; es stand ihnen kein Paris zu Gebot, um mit diesem Spiegel die Augen

des Beobachters so zu blenden, daß er den Zustand des übrigen Landes nicht mehr zu erkennen im Stande war. Die Regierung konnte auch keine Tausende von Gemeinden vergessen, sie hatte deren keine. Bei dem ihnen anvertrauten Gebiete war mehr der Maßstab einer bloß menschlichen Vorsehung und Fürsorge beibehalten. Die Intelligenz ist mehr hindurch gedrungen in das Volk, die Expansionskraft des Lichts hat, weil der Raum, für den es strahlen sollte, nicht allzu groß war, auch in den äußersten Kreisen des Mikrokosmus noch Stärke genug behalten. Das Volk ist im Ganzen und Einzelnen bei uns verständiger, und mehr als bloß verständig, civilisirter in der vollsten Bedeutung des Worts als bei allen Völkern, die wir um ihrer politischen Institutionen willen beneidenswerth finden. Das Hauptsächlichste, was uns fehlt gegenüber von andern, ist allerdings eine Folge unseres politischen Schicksals, — Interesse am öffentlichen Leben, weil bei der Kleinheit der meisten Staatsgebiete auch die öffentlichen Geschäfte etwas minutiöses, das Ansehen bloßer Privatangelegenheiten haben.

Aus allen diesen Gründen, die sich leicht noch vermehren ließen, halte ich es zum mindesten für bedenklich, einen Vortheil, den wir in Händen haben, gutmüthig hinzugeben für ein Phantom, oder lassen Sie mich würdiger sprechen, für ein Ideal, das uns erst noch zu erstreben bliebe. Verstehen Sie mich aber gerade in diesem Ihnen vielleicht etwas härter dünkenden Ausdruck nicht falsch. Ich meine, wenn Deutschland einmal ein gemeinsames Interesse hätte, so würde sich schon leicht das öffentliche Leben dazu finden bei den Vorbereitungen, die wir in dem höhern Stande der Civilisation bereits besitzen. Das öffentliche Leben des deutschen Volks müßte schöner, majestätischer werden, als das irgend eines andern, denn die politischen Ideen fänden einen schon nicht mehr unbebauten Boden, sie würden weit mehr verwandte Cultur treffen, mit der sie sich assimiliren könnten, mit der sie in kräftige

Wechselwirkung träten, die ihnen zu rüstigerm Gedeihen verhälfe. Und für den fremden Beobachter müßte dieß einen Anblick geben, den ich dem schweigsam großartigen, elektrischen Leuchten des Oceans an einem Sommerabende vergleiche. Darum möchte ich glauben, daß es für Deutschlands Wohl am besten seyn würde, eine Einheit des Interesses herzustellen, die der freien Ausbildung im Einzelnen deßhalb keinen Zwang anlegte, mit Einem Worte, die die vereinzelte Regsamkeit der Glieder nicht geradehin aufhöbe, sie nach einem allgemeinen Typus modeln, den Wald wie eine Hecke nach französischem Geschmacke zusammenziehen und abscheeren möchte. Ich halte eine solche Einheit des Hauptinteresses bei einer Theilung im Innern für keine Unmöglichkeit. Hat doch die Einheit des deutschen Volksstammes in der Sprache, deren Bedeutung für das öffentliche Leben Sie so trefflich würdigen, nicht Noth gelitten bei all den wahrhaft bejammernswerthen Umständen, die ein völliges Zerrissenwerden fürchten ließen. Finden wir doch sogar außer seiner Sprache und seinen Haaren noch manchen feinern Zug, woran sich der Deutsche stets und immer als den Bruder des Deutschen erkannt hat. Und wäre es nur jenes weltbürgerliche Gefühl für fremdes Geschick, über dem er so gern das eigene vergißt, und auf welches ich nicht den harten Tadel werfen möchte, den Ihr patriotischer Eifer auszusprechen Sie verführt. Sie nennen Herder, Goethe und Schiller als die drei Prediger des Evangeliums der Humanität, durch deren Lehre und Beispiel die Deutschen zu Kosmopoliten geweiht wurden. Vergebe Ihnen der Geist der Humanität diese Zusammenstellung, wenn Sie von dessen Evangelium sprechen. Platon und Aristipp waren allerdings beide Schüler des Sokrates, und es gab keine intolerantern Anhänger des Weltbürgerthums als die Cyrenaiker; aber dennoch suchen wir die Akademie an jedem andern Orte eher als in Cyrene. Sie erscheinen ja doch nirgends als einer von jenen jungen Altphilistern, die in gegen-

wärtiger Zeit des Meinungskampfes so marklos umhersteigen, und aus einer Art von diätetischer Besorgniß es nicht für gerathen halten, ihre Fühlhörner über das Schneckenhaus hinauszurecken, das sie auf ihrem Rücken tragen. Polen ist Ihren Empfindungen verwandt, wie es Griechenland war, und wollen Sie dieß für einen Fehler erklären, so tragen Sie doch selbst das Muttermal der germanischen Wohlgestalt. Eben darum aber, weil ich unmöglich jene Selbstverläugnung des deutschen Naturells geradehin verdammen kann, weil ich sehe, daß ohne Rücksicht auf das Allgemeine der Menschheit das einzelne Volkswohl immer als ein lächerliches Flickwerk erscheint, weil ich ferner sehe, daß gerade das Volk, dem Sie allein in unserer Zeit Nationalität zuschreiben, nichts weniger als Theilnahme an fremdem Geschick, nichts weniger als Weltbürgerthum verläugnet, und daß gerade eben nur das an ihm zu beklagen ist, daß es von einem Standpuncte aus demselben huldigt, der nicht universell genug ist, und den ich der Armuth dieses Volks an wahrhaft speculativem, philosophischem Geiste zuzuschreiben durchaus keinen Anstand nehme; — aus allen diesen Gründen möchte ich es nicht für unmöglich, vielmehr für das schönste Ziel der Bestrebungen des öffentlichen Lebens halten, wenn jener Kosmopolitismus der Deutschen beibehalten, dabei aber mehr Nationalgefühl geweckt, wenn die Selbstständigkeit der Glieder des deutschen Körpers nicht aufgegeben, dazu aber eine Einheit, eine feste lebensvolle Einheit des Interesses sich gesellte. Einen psychologischen Widerspruch kann ich nicht darin finden, daß das Gefühl, das den weitern Kreis erfüllt, auch den engern erfülle; vielmehr erkenne ich es als weit schwieriger, und nicht ohne vorhergegangene Umwandlung des ganzen Begriffssystems möglich, daß sich der Particularismus des Gefühls zum Universalismus erhebe. Soll das Nationalgefühl nicht wirklich etwas Unsittliches seyn, so kann und darf es nichts Anderes seyn, als das Gefühl für das Leben und die besondere Bestimmung

eines Volks, die es inmitten seiner Beziehungen zum Ganzen der Menschheit einnimmt, niemals aber kann es mit Hintansetzung jener Beziehungen in seiner Reinheit gedacht werden. Demnach finde ich also nicht bloß die Möglichkeit der Verbindung beider Gefühle, sondern vielmehr die moralische Unmöglichkeit ihrer Trennung. Was die Einheit der deutschen Nation neben der Selbstständigkeit ihrer einzelnen Glieder anbelangt, so sehe ich dafür eine gewiß unverwerfliche Analogie jenseits des atlantischen Oceans in den nordamericanischen Freistaaten. Ich verlange nicht jene Verfassung sofort auf deutschen Boden verpflanzt, sofern ich recht wohl einsehe, daß keine Verfassung aus bloßen Begriffen in die Luft gebaut wird, daß Deutschland seiner Vergangenheit nicht entsagen kann, ja ihr nicht zu entsagen nöthig hat; daß, wie Sie sich ausdrücken, „es keinen Menschen an sich gibt, der weder Mann noch Weib, weder Kind noch Greis wäre." Ja, wenn die Geschichte Wahrheit spricht (und sie spricht sie), wenn eine geläuterte Politik keine Fabel ist, so hat Deutschland bei seinen constitutionell monarchischen Staaten längere Dauer zu gewarten. Freilich gibt die Geschichte Deutschlands seit der Gründung seiner neuen Bundesacte kein tröstliches Vorurtheil für diese Verfassung, da sie es nur der Armseligkeit der allgemeinen Staatengeschichte zu danken hat, daß ihre eigene nicht mehr an den Tag gekommen ist, als wirklich geschah. Doch etwas haben wir gelernt von dieser Einheit, nämlich daß sie schlechter sey als eine förmliche Trennung. Denn während sie alle andern gemeinsamen Interessen, die Interessen des Handels, der Schifffahrt, der innern Bundesgesetzgebung entweder gänzlich hintansetzte, oder doch mit einer unvergleichlichen Langsamkeit besorgte; während sie, namentlich erst vor Kurzem, nachdem sie Jahre lang in einem Mittelpuncte des deutschen Handels gesessen hatte, an die wahren Bedürfnisse desselben erinnert wurde, so zeigte sie sich nur in Einem etwas energischer, sie ging nur in Einem mit

raschen

raschen Schritten einer Einheit entgegen, nämlich in der Verfertigung des Netzes, in welchem sie die Preßfreiheit des ganzen deutschen Vaterlandes gefangen nehmen, mit welchem sie sein edelstes eigenthümlichstes Leben zuschnüren wollte. Die Grabschrift des deutschen Bundes ist schon fertig, in einem eigenthümlichen Sinne wird für seine Urne das große Wort Shakespeare's passen: „Wir sind solcher Zeug, wie der von Träumen, und dieß kleine Leben umfaßt ein Schlaf." Man wird eine einzige That von ihm zu rühmen wissen, nämlich die berühmte Mainzer Commission. Sein übriges Leben ist nur eine Reihe von Unterlassungs- und Schwachheitssünden. Aber wie konnte man auch von einem deutschen Bunde sprechen, wo bloß eine Soirée seiner Diplomaten war, wo man sich einige Monate des Jahres in Sitzungen langweilte, um in den übrigen Ferien zu nehmen, wo man nicht die Wünsche, die constitutionellen Beschlüsse der einzelnen Staaten in Berathung zog, sondern wo sich dieses constitutionelle Leben nach einer vom Congresse gnädigst vorgeschriebenen Melodie bewegen sollte, wo der Congreß nicht der Ausdruck des allgemeinen Volkslebens, sondern das Volksleben der Abdruck des Congresses seyn sollte? — Sagen Sie, ob es eine schneidendere Umkehr aller staatsrechtlichen Principien geben kann, wir mögen nun Deutschland in seiner politischen Einheit für einen Bundesstaat oder für einen Staatenbund erklären? In der That sehe ich auch mit Ihnen gar nicht ein, was dieser deutsche Bund voraus haben sollte vor einer Allianz mit einem fremden Volke, es wäre denn seine gänzliche Entkräftung und Langsamkeit. Der Congreß in Verona, die Vehme in Karlsbad, haben wenigstens mehr gewirkt, um nicht zu sagen, genützt.

Mehr als genug, um zu wünschen, daß eine solche Einheit aufhöre, nicht ein gemeinsames Grab soll uns verbinden, sondern ein gemeinsames Leben. Einen Congreß scheinen wir zu bedürfen, und mehrere Stimmen schon haben für ihn

gesprochen; einen Congreß nach Analogie des nordamericanischen, einen Congreß, der nicht bloß die Interessen einer gewissen Caste, sondern die des Volks berathet und vertritt; einen Congreß, der das Leben, das ihm aus allen Theilen zugeführt wird, zu einem gemeinsamen verarbeitet, und als solches wieder ausführt. Irre ich nicht, so wäre es also vor allen Dingen im unabweislichen Interesse Deutschlands eine solche Einheit zu gründen; — wer dann die Hegemonie haben soll, wird sich von selbst zeigen; — der nämlich, welcher die größte moralische Kraft kund thut. Ob es Preußen seyn soll? — ich werde Ihnen hierin nicht widersprechen; viele Umstände machen es dazu besonders tüchtig, wie seine Ausdehnung, seine ausgezeichnete Verwaltung; — doch, was soll ich Ihnen vorerzählen, was Sie selbst so schön, so unbefangen, so beredt aus einander gesetzt haben? Ja, ich freue mich vor Allem, und kann Ihnen meinen Beifall, meine unbedingte Zustimmung darüber nicht entschieden genug ausdrücken, daß Sie das Heil Deutschlands nicht außerhalb, sondern in seinem eigenen Herzen suchen. Ein Bündniß mit Frankreich hat immer einen punischen Charakter, *) Frankreich bringt uns seine Herrschaft mit der Maske der Freiheit, und ich habe nicht leicht ein wahreres Wort über dieses Verhältniß gehört, als das, was Sie sagen: Frankreich würde Deutschland wieder herstellen, wie Rußland Polen wieder hergestellt hat. Was können wir auch von einem Lande erwarten, dessen geistige Ausbildung noch so wenig Gediegenheit hat, daß selbst seine eigenen Söhne uns davon eine sehr bedenkliche Beschreibung machen. Damiron in seinem Versuch über die Geschichte der Philosophie in Frankreich im 19ten Jahrhundert

---

*) Bisher wohl hatte es einen solchen; aber die wesentlich geänderten Verhältnisse erlauben die Hoffnung, daß unter gewissen Umständen ein anderer Charakter eintrete.
A. d. H.

(2. Ausg. Par. 1818) sagt uns hauptsächlich von drei Parteien, die sich um das Ansehen streiten: die Vertheidiger des Ultramontanismus, die Anhänger des alten Sensualismus, und zwischen diesen arbeitet sich zwar mit jugendlicher Kraft, aber doch noch als die Minderzahl die Schule herauf, die ihre Grundsätze von den Deutschen überkam, Royer-Collard, Cousin ꝛc. Sagen Sie selbst, ob wir mit Vertrauen einem Volke die Hand bieten können, dessen linke Seite hauptsächlich von dem Sensualismus, dessen rechte von den Doctrinen des Ultramontanismus beseelt wird? Gäbe es hier namentlich irgend etwas, wozu die Pietät des Deutschen Zuneigung fassen könnte? — Nein, wenn wir auf diese Erscheinung des Nachbarlandes sehen, dann müssen wir klar erkennen, daß bevor seine Grundsätze sich mehr gereinigt und befestigt haben, das höchst nachtheilige Schwanken zwischen Extremen, das weniger gründliche als leidenschaftliche Bekämpfen der Factionen nicht aufhören, kein wahrer Friede im Innern für dasselbe zu finden seyn wird, keine sichere moralische und also auch politische Gewährschaft für seine Nachbarländer. Und bedenken wir dieß, dann sind wir gewiß auch geneigt, dem Speculationsgeiste unseres Volks, dem Sie, obgleich selbst ein Jünger desselben, sich weniger hold zeigen, die vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Frankreichs Zustand, ein Schiff ohne Compaß, dem es bei allen äußern Begünstigungen, bei manchen entschiedenen Vorzügen einer kräftigen Structur, doch allzusehr an fester Einheit der Richtung fehlt. Hiebei kann ich unmöglich ohne rühmende Erwähnung lassen, daß Sie neben dieser vorurtheilsfreien Würdigung unseres Verhältnisses zu dem Nachbarlande, Sie selbst ein Süddeutscher, dem Norden des Vaterlandes so volle Gerechtigkeit, ja mehr als Gerechtigkeit, ein so ausgezeichnetes Wohlwollen beweisen. Ja, wenn Deutschland viele solche Männer zählt, dann kann es unmöglich mit seiner Trennung so übel stehen. Aber gestehen Sie selbst, daß Sie eine Ausnahme machen unter den

Süddeutschen, oder, wenn Ihnen dieß zu hart klingt, wenigstens zur Minorität gehören, da im Ganzen unter denselben noch ziemlich viel Vorurtheil für Frankreich, und eben so viel gegen den Norden von Deutschland zu herrschen scheint. Traurig nur, daß der, welcher billiger seyn möchte, seinen Gegnern so viel Grund für ihre Ansichten dargeboten sieht. Ohne Zweifel hat sich Ihre Ansicht von Preußen seit der Herausgabe Ihrer Briefe selbst etwas modificirt, und am Ende bleibt uns nichts Anderes übrig, als unser Urtheil über die Regierung gänzlich von dem über das Volk zu trennen. Der Brief des polnischen Generalissimus und die Eingabe des Königsberger Magistrats nebst etlichen andern Actenstücken werden zur Grundlage des Urtheils dienen, das einst die Nachwelt über diese Periode zu fällen hat.

Ich sehe zwar die Geschichte Preußens etwas anders und weniger vortheilhaft für Deutschland an, als Sie, ich glaube namentlich, daß von dem großen Kurfürsten an Preußen sein Interesse von dem des Reichs getrennt, ja demselben nicht selten feindselig entgegengestellt hat, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, zu welchen ich namentlich den Aufschwung des Jahres 1813 rechne. Seine Politik war immer mehr eine preußische als eine deutsche, und nirgends mehr als unter Friedrich II. Sie war eine preußische, aber jetzt — erlassen Sie mir, den Namen zu nennen, dessen sie sich jetzt würdig macht. Man will uns in die Schule nehmen, man will den Unterricht in der Ziffern-Kenntniß beginnen, und damit anfangen uns zu lehren, daß 31 das umgekehrte 13 sey. Aber noch einmal, es ist Schade, es ist ein beweinenswerthes Schicksal unseres Vaterlandes, daß sich Preußen in der Stunde der Noth von ihm abwendet, daß in dem Augenblick, wo man von den verschiedensten Seiten ihm mit dem schönsten Vertrauen entgegenkommt, es mit Verkennung der allgemeinen deutschen Sache, mit Verkennung seines Vortheils, und wohl auch des

zu befürchtenden Schadens dieses Vertrauen in den kränkendsten Formen von sich weist.

So bleibt uns für den Augenblick nichts Anderes übrig, als auf uns selbst zurückzukommen, das Auge, nachdem wir lange genug außen umher geschaut haben, nach Innen zu wenden. Und was wir hier finden? — Auch Ihnen genügt es nicht. O daß ich im Stande wäre, es mit der Kraft des tiefsten, tiefsten Schmerzens auszusprechen, mit der ich es fühle, daß mit systematischer Grausamkeit unser Volk sich sein Bestes, sein alleiniges Rettungsmittel selbst raubt, seine moralische Kraft. Einem Volk, dem diese ausgeht, ist das Mark aus den Gebeinen genommen, es ist todt, und ich sehe die Zeit, wo es noch fortdauert, nicht anders an, als die Stunden zwischen Tod und Begräbniß. Man verscharrt den Leichnam nicht früher, als die entschiedensten Spuren von Verwesung eingetreten sind. Aber sagen Sie selbst: liegt nicht unendlich viel in unsern öffentlichen Institutionen, wie in unsern sonstigen socialen Verhältnissen, was das tödtliche Gift einer moralischen Abzehrung in immer höherm Grade verbreitet? — Jene in jeder Hinsicht fluchwürdigen Zoll-Linien, jenes Ab- und Erkaufen von Ehre und Recht, jener Schwarm von Gesetzen und Verordnungen, die nur für die Nichtbeachtung gegeben scheinen; jene Beispiele von moralischer Verderbniß, die so häufig durch alle Rubriken und Rangstufen von Beamten gegeben werden; jene Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse und Kirchliche, ja es läßt sich wohl mehr sagen, jener Hohn, mit dem Beides nicht etwa von Individuen, sondern von allgemein geltenden Anordnungen behandelt, und der häufig schon durch die Stellung kund gethan wird, die man diesem Theil des öffentlichen Lebens im Staats-Organismus gegeben hat; die Schwäche, die unverzeihliche Schwäche, mit welcher man die moralische Untüchtigkeit der Beamten und vor Allem auch der Geistlichen duldet und übersieht, während man in Beziehung auf jede andere Eigenschaft eine Legion von Prüfungen

und Controlen fast nur zu Nutz und Frommen des Schreiberei-Unfugs, zum Ruhm eines papiernen Jahrhunderts bestellt; — sind das die Mittel, wodurch man ein Volk frei, groß und glücklich macht, sind das die Vorboten eines gesunden öffentlichen Lebens, ist dieß die Grundlage künftiger politischer Bedeutsamkeit? — Man vergißt wohl, daß die einzig unentreißbare Bürgschaft des Rechts der moralische Geist des Volks, die einzig untrügliche Controle seiner Beamten ihr Gewissen sey. Wie kann Achtung vor dem Gesetz von dem Volk, wie ein vernünftiger Begriff der rechtlichen Gleichheit von ihm gefordert werden, wenn es so häufig den Wächter des Gesetzes sich persönlich über dasselbe stellen sieht? Denn, der auf diese Weise durch sein eignes Benehmen verschuldet, daß das Volk niemals im Stande ist, das Gesetz als einen Ausfluß und Ausdruck des Rechts, sondern als ein Vorrecht, und somit als ein Unrecht, niemals als eine Wohlthat, sondern als eine Zuchtruthe anzusehen, und die Menschheit auf eine originelle Weise in zwei große Hälften theilt, deren eine die Ruthe führt, die andre ihren Rücken zum sogenannten allgemeinen Besten gibt. Wohin mit einem Volke, in welchem der Luxus jeder Art unter allen Ständen in raschen Schritten aufsteigt, wo von Staats wegen, der die Elemente aller Oekonomie umkehren, und die Ausgabe nicht nach der Einnahme, sondern die Einnahme nach der Ausgabe richten möchte, oft durch unverhältnißmäßige Erhöhung der Besoldungen demselben aller Vorschub geschieht, wo öffentliche Aemter so häufig nicht mehr als Geschäfte, sondern als Pfründen betrachtet werden, die dem Inhaber dazu dienen sollen, sein Leben in sinnlicher Sorglosigkeit zu fristen, — als eine Domäne, auf welcher gewisse Grundlasten ruhen, die man nur mit Verdruß abreicht, und nur da, wo es durchaus keinen Ausweg mehr gibt, sich ihnen zu entziehen? Wohin soll es mit einem Volke, in welchem es als Ausnahme zu gelten anfängt, wenn die Studien nicht auf die handwerksmäßigste

Weise, die freien Künste auf eine sehr unfreie Weise betrieben werden? — In Brod und Spiel theilte der sinnliche Pöbel Roms die wesentlichen Merkmale der öffentlichen Wohlfahrt, und diese Definition hat sich Eingang erschmeichelt in die deutschen Musensitze. Die meisten, häufig sogar die, welche uns nachher als die tauglichsten Männer der Verwaltung geschildert werden, sie haben nicht über ihr Fach hinausgesehen, an einen Zusammenhang desselben mit dem allgemeinen Wissen und Leben zu denken sich sorgfältig gehütet. Brod war der Gegenstand ihrer nüchternen Begeisterung, höchstens auf einen Orden, um eine leere Brust zu verbergen, erstreckte sich ihr Ehrgeiz. In dem öffentlichen Dienst eingetreten, wie sollten sie da noch in sich Beruf und Neigung zur Weiterbildung finden, wie sollten sie da eine andre Theilung ihrer Zeit für nothwendig halten, als zwischen thierischem Genuß und mechanischer Arbeit? Ihnen ist nicht darum zu thun, in lebendigem Verein mit den Behörden der verschiedensten Art freithätig und mit reiflicher Ueberlegung das Beste des Landes zu fördern, sondern nur darum, daß die Zahl der Arbeitsstunden ausgefüllt ist, und wenn der Jahresschluß kommt, gesagt werden kann: wir sind fertig. Das ist, was ich den armseligsten Particularismus, den krassesten Materialismus des Geschäftslebens nennen möchte. Im Geiste unsrer höhern Bildungsanstalten, des Stolzes unsres Deutschlands, unsrer Universitäten liegt dieß nicht, und die Parallele gibt vielleicht einigen Stoff für das Nachdenken, daß die Special-Schulen Frankreichs mehr Universalisten, die Universitäten Deutschlands mehr Particularisten des Geschäftslebens bilden. Wohin soll es mit einem Volke, dessen Beamte so häufig auch den Staatsdienst nur wie eine Art Privatdienst ansehen, die sich nicht von einer höhern Hand, als der ihres nächsten Vorgesetzten in denselben gesetzt glauben, die nicht einer höhern Anforderung genügen zu müssen wähnen, als der, die das nächst höhere Bureau an sie macht; die es nicht für ihre erste Pflicht halten, das Beste

der Sphäre, in welcher sie stehen, vor allem andern im Auge zu behalten, die allgemeinen Anordnungen mit Umsicht auf die speciellen Verhältnisse anzuwenden, oder wo jene mit diesen in Widerspruch stehen, es zur Kenntniß der höchsten Behörde zu bringen; die in Folge ihrer Brod- und Pfründen-Philosophie es für eine Art von Dienstvergehen, eigentlicher gesprochen eine Art von Vergehen gegen sich selbst ansehen, da, wo etwas zum Nachtheile des Volks angeordnet werden will, sich zu seinen natürlichsten Rechtsfreunden, und an der geeigneten Stelle darauf mit aller Schonung und Rücksicht aufmerksam zu machen?

Doch wer, wenn er tadelt, gehört seyn will, darf seinen Tadel nicht zu lange machen. Lassen Sie mich also hier abbrechen, und nehmen Sie das Gesagte als einen Beitrag zu den Nachtgedanken hin, in denen Sie uns die Noth des Vaterlandes, die einer Linderung, die Mängel, die noch einer Verbesserung harren, zeichnen; als einen Beitrag, der namentlich auch die Absicht hat, darzuthun, daß der Grund des Uebels keineswegs zunächst bloß in den Regierungen, sondern auch, und vielleicht noch vielmehr in denen, die der Geist des Volks, die seine eigentliche ideelle Kraft seyn sollten, in dem Mittelstande, vornehmlich in der Beamten-Aristokratie liegen.

Ihr letzter Blick gehört der Zukunft. Erlauben Sie, daß ich auch diesem folge. Freilich begegne ich auch hier gleich wieder einer Dunkelheit, die jedoch mit Gottes Hülfe sich allmählich in Tag zu verwandeln scheint, einem Uebel, das fast als das schrecklichste bezeichnet werden muß, und an dem kein Theil Europa's in Verhältniß zu seinen intellectuellen Kräften so sehr leidet, als unser armes deutsches Vaterland; jener Urkrankheit, jenem Marasmus des Geistes, an dem sich das Leben schneller oder kürzer verzehrt, und um eine ganze Stufe im allgemeinen Entwicklungsproceß der Wesen zurücktritt. Sie werden errathen, welche giftige Seuche ich meine, jenen Indifferentismus in Sachen der Kirche und des Staats, in Sa-

Digitized by Google

chen des Denkens und Handelns, des Verstandes und Herzens, der Religion und des gemeinen Lebens; jenen Indifferentismus, der überall nur dem Gesetz der Schwere folgt, der mit Begeisterung glauben, mit Ernst wollen, mit Muth sich Ueberzeugung suchen, für ein mönchisches Casteien eines zum Genuß geschaffenen Lebens hält; jenen Indifferentismus, der sich wohl hie und da in einem Anfall ästhetischer Erweichung zur heroischen Resignation aufputzen möchte, der sich — nicht ärgert, nein, das wäre zu activ — der es nur sehr unbequem findet, daß Seyn kein Passivum hat. Man würde diese im schlechtesten Sinn sich selbst entäußernden Drathpuppen des Fatums sich selbst überlassen, und ihr Polypen-Leben, ihre Mumien-Unsterblichkeit mit Stillschweigen übergehen können, wenn sie nicht wirklich auch außer sich, wenn sie nicht dem Weiterschreiten überhaupt Schaden brächten, dadurch daß sie sich blind, willenlos nur mit einem Abscheu, nämlich dem vor der Thätigkeit, jedem äußern Antrieb hingeben, zu willigem Werkzeug jeder Faction, die ihnen nur das Eine nicht verweigert, — ihre Bequemlichkeit, ihr Brod und ihr Spiel. Dadurch werden jene Indifferentisten erst gefährlich für das öffentliche Wohl; sie zählen nicht selbst, aber sie tragen auf ihren geduldigen Schultern den, der es wagt, eine Ziffer zu seyn. Leider, können wir sagen, ist dieser Indifferentismus endemisch in unserm Deutschland, wie die Beweglichkeit, die Unbeständigkeit bei den Franzosen. Gerade aber neben einem solchen Nachbar, der stets bereit ist, den Billard-Stock zu machen, wenn ein anderer sich zur Kugel hergibt, gerade neben einem solchen Nachbar ist unser Deutscher in offenbarem Nachtheil. Die Erfahrung hat es mehr als Einmal aufs schmerzlichste bestätigt. Er ließ sich willenlos von jener Beweglichkeit über die Pyrenäen und bis an die östliche Gränze Europa's führen, ja, er bedachte sich nicht, als er dazu den Antrieb von Außen erhielt, mehr als Einmal gegen seinen eigenen Bruder das Schwert zu ziehen. Für ein solches Volk

in dem Herzen unsres Welttheils ist gerade jetzt eine zum Erschrecken bedenkliche Stunde. Was können wir hoffen, wenn von der einen Seite mit erneuertem Stolze die Cabinetspolitik den Magister Germaniae zu spielen versuchte, während auf der andern Seite die brutalen Grundsätze der Straßenpolitik immer lauter an die Jahre 92 und 93 erinnern? — Was kann der bei diesen Aussichten hoffen, der mit gleich starkem Hasse, wie Freund Pfeffel irgendwo sagt, gegen den Despotismus mit und ohne Hosen erfüllt ist? — Suche ich eine Regel für das Handeln, so erkenne ich zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, die ganz geeignet scheint, jeden Grundsatz in Verruf zu bringen, das feste Halten auf den ewigen Grundsätzen des Rechts, das unerschrockene Bekenntniß der Wahrheit für schwere, aber doppelte Pflicht des Patrioten; schwer namentlich, weil zu diesem Festhalten im jetzigen Augenblick ein höherer Grad von σωφροσύνη, von Besonnenheit gehört, die sich hütet, da, wo es gar kein Zeichen des Muths mehr ist, laut zu sprechen, wo vielmehr die Feigsten am lautesten schreien, durch bloße Aeußerungen der Unzufriedenheit statt die Rechts-Entwicklung zu fördern, vielmehr bloß den Pöbel aufreizen und das Volk zu unterdrücken durch eine übelverstandene Appellation an die Gewalt dem Rechte, vielleicht in der besten Meinung den Untergang bereiten.

Ohne jener feigen Ergebung zu huldigen, die Sie auch mit Recht so bitter tadeln, und die dem Türken besser ziemt als dem Christen, bedürfen wir doch, um unserm Muth die unzerstörbare Elasticität eines wahrhaft sittlichen Muthes zu geben, und zur gewissenhaften Erfüllung der Pflicht anzufeuern, eine höhere Ergebung; unsere Hoffnung ist, daß Menschen die Geschichte nur schreiben, nicht dichten.

Mit wahrer Achtung

Ihr

Thaddäus Jungatschon.

IV.

Politische Literatur.

Das Jahr 1830,

oder:

vollständige Geschichte sämmtlicher Staatsumwälzungen, so wie der übrigen wichtigsten Ereignisse dieses Zeitabschnittes; nebst einer gedrängten Darstellung, wie solche in den letzten 15 Jahren herbeigeführt worden sind. Von C. Strahlheim, Redacteur des Werkes: Unsere Zeit. Motto: Vor dem Sklaven, wenn er die Fessel bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht. Schiller. Erster und zweiter Band. Stuttgart bei Hoffmann 1831. Angezeigt von Julius Velox.

Dieß Werk ist wahrhaft, gerecht, lehrreich, anziehend. Damit könnten wir die Anzeige schließen. Allein wir wollen beweisen, was wir behaupten. Der Verleger scheint durch solchen Verlag ein Licht anzuzünden, welches in andern Buchhandlungen sich auslöscht, oder wenigstens verdüstert.

Das Jahr 1830 könnte man mit Recht das Jahr der Warnung und Belehrung für Fürsten und Völker, für Regierungen und Staaten nennen. Die Lectionen, die es Allen gegeben hat, waren so lehrreich als tüchtig und kräftig. Wohl denen, die sie zu benützen wissen werden; aber wehe denen, die sie unbeachtet lassen, und in ihrem Stumpfsinn und starren Festhalten an wurmstichigen und baufälligen Systemen und fixen Ideen verharren, und den Wahn hegen, durch Bajonnette, Polizeiknechte, despotische Strenge und Willkür, die sich emancipirenden Nationen und (der) unaufhaltbar fortschreitenden Civilisation und Aufklärung der Völker, und mit ihr die unverjährbaren Rechte und die gesetzliche Freiheit un-

tergraben zu wollen. Sie laufen Gefahr, durch ein so thörichtes Beginnen ihren unfehlbaren Untergang zu finden. — Es ist hier nur noch ein Anker des Heils für die Staaten und ihre Herrscher, und der ist allein in zeitgemäßen Bewilligungen, welche die Rechte eines Jeden sichern, und in einem guten Staatshaushalt, welcher (sparsam) die allzu drückenden Abgaben und die allgemein verhaßten Zollsysteme entbehrlich macht, zu finden. Wartet man aber, bis die Völker selbst durch Aufstände und mit Gewalt das zu erlangen suchen, was ihnen Noth thut, und was in jedem Staate unausbleiblich der Fall seyn wird, wo man nicht noch zur rechten Zeit den billigen Forderungen der Bürger entspricht: so wird das Uebel unabsehbar werden. Die Völker wissen für erzwungene Zugeständnisse keinen Dank, und sehen nicht ein, wo sie stehen bleiben sollen. Umsturz alles Bestehenden, furchtbare Anarchie und zahllose Gräuel aller Art werden oft Trotz der vorgerückten Civilisation unvermeidlich. Aber wehe auch denen, die aus bloßem Ehrgeiz, aus Sucht sich geltend zu machen, oder um reich zu werden, mit Einem Wort, durch den nichtswürdigsten und verächtlichsten Egoismus getrieben, den Pöbel fortwährend aufzuhetzen, und in ewiger Aufregung und Erbitterung gegen Gesetze und Regierungen zu erhalten suchen. Ihr Beginnen ist eben so thöricht und wahnwitzig als das des eingefleischten Despoten, und tausendfache Erfahrungen und Beispiele, welche die Geschichte aufstellt, sollten ihnen hinlänglich beweisen, daß fast immer die Urheber gewaltsamer Umwälzungen zuerst deren Opfer werden und nie die gehofften Früchte erhalten. Der Mittelweg ist auch wieder hier, wie fast überall, der beste. Die Regierungen dürfen von der einen Seite nicht länger anstehen, das zu gewähren, was der heißeste und zugleich billige Wunsch der Unterthanen ist, welche Letzteren auf der andern Seite sich wohl zu hüten haben, in ihren Forderungen zu weit zu gehen, und das fast Unmögliche zu verlangen, wodurch sie

statt des erwünschten Segens neues Elend auf viele Jahre über sich und die Länder bringen würden. — — — Dieß ist die Hauptansicht, und dieß ist der Hauptton des Verfassers, welcher das Jahr 1830 beschreibt, mit der Julius-Revolution zu Paris, mit dem November-Aufstand zu Warschau, mit der Reform-Bill zu London. In dieser Hauptansicht und in diesem Hauptttone herrscht ächte und viele Freiheitsliebe; aber es geht stets zur Seite der Freiheitsliebe — die Mäßigung.

Das Jahr 1830 behandelt der Verfasser auf die ganz zweckmäßige Art, daß er nach den Haupttheilen die Länder einzeln beschreibt. Er wäre gewiß im Stande, auch von allgemeinen Gesichtspuncten das Ganze darzustellen, aber der Freiheitschein, welcher zu dämmern anfing, verbreitete sich nicht über alle Staaten des ungleichartigen Europa's. Der Absolutismus hatte in Rußland, in Oesterreich, in Preußen eine viel gleichförmigere, in Geist und Kraft vereintere Gewalt als das Repräsentativ-Wesen in Frankreich, in Großbritannien, in Deutschland. Herr Strahlheim wird gewiß bei der Fortsetzung dieses Werkes, welche wir sehnlich wünschen, mehr als Einmal die Gelegenheit ergreifen, in lebhaft entgegengesetzten Bildern aufzustellen die Fürsten-Legitimität und die Volks-Souveränetät.

Oesterreich. „Von den Verhandlungen der Stände Ungarn's verlautete Folgendes. Die Berathungen waren zum Theil sehr lebhaft. Einestheils wollte man die Discussion der Anträge von den Verhandlungen oder seit dem vorigen Reichstage noch unerledigten Beschwerden generatio (generalia) regni gravamina durchaus nicht getrennt wissen; anderntheils kam es zu eifrigen Erörterungen über die möglichste Emporbringung der Landessprache. Von den Circular-Sitzungen (Comitats-Sedrine) ausgehend, wurde der Beschluß auch in der Ständekammer (Tabula Nobilium) durchgesetzt, daß schon jetzt die Mittheilungen beider Tafeln bloß in ungarischer Sprache zu machen seyen, worauf auch sogleich, und

ohne die Beistimmung der Magnatenkammer abzuwarten, die nächste Note oder Nuntium über die vereint mit den Reichsbeschwerden vorzunehmende Berathung der noch unerledigten Puncte der Propositionen in magyarischer Sprache übersetzt und gedruckt wurde.“ — — (Wir Deutschen und Ausländer begreifen nicht ganz und recht den Eifer der Ungarn für ihre Sprache. Wir finden natürlich das Deutsche schöner und lehrreicher. Aber die Magyaren denken anders. Kraftvoll ist ihre Sprache, und wunderlieblich hört man aus schönem Munde: Idesch Colombom! V.)

Preußen. „Eine sehr geschärfte und höchst strenge Censur wurde auch im Preußischen eingeführt, viele ausländische Zeitungen verboten, und besondere Maßregeln gegen den Verlag der Brockhaus'schen Buchhandlung ergriffen. Die Universitäten aber wurden einer ganz besondern wachsamen Aufsicht unterworfen, denn diese hielt man hauptsächlich für die revolutionären Werkstätten. Arndt wurde in eine Untersuchung verwickelt, und Mühlenfels, den man trotz seiner Freisprechung durch die in Berlin niedergesetzte sogenannte Immediat-Commission, noch in der Stadtvogtei daselbst festhielt, fand Mittel, sich selbst zu befreien. Dagegen hatte ein gewisser von Hedemann, früher Officier und jetzt Oberförster, auf seine eigene Hand in Westpreußen eine Verschwörung angezettelt, die einige 20 Mitglieder zählen mochte. Ihre Absicht war, sich der Waffenniederlage der Landwehr zu Stargard zu bemächtigen, die Bauern der Umgegend zu bewaffnen, und dann die spanische Verfassung von 1820 zu proclamiren. Die ganze Sache war aber plan- und sinnlos angelegt und wurde sehr bald verrathen. Sämmtliche Verschworne wurden mit ihrem Anführer nach Marienwerder gebracht und dort verurtheilt, die ausgesprochene Todesstrafe jedoch von dem Könige gemildert. Indessen verlor sich nun immermehr die große Furcht vor den demagogischen Umtrieben, und mit ihnen jene so beschwerliche Aengstlichkeit. — Handel, Fabriken und Ge-

werbe zu heben, war fortwährend das unablässige Bemühen der Regierung, und ist ihr zum Theil auch sehr gelungen; aber der unselige Papierhandel, und mit ihm die Sucht schnell reich zu werden, untergrub auch in Berlin und in den Provinzen den Credit. Im Jahre 1826 fallirten die ersten Häuser mit vielen Millionen, und selbst die besten preußischen Papiere, wie z. B. die von den verschiedenen Landschaften garantirten Pfandlooſe verloren außerordentlich. Was die Finanzen des Staates betraf, so war deren Verwaltung in der That musterhaft zu nennen; für die im Umlauf sich befindlichen Papiergelder, als Tresor= und Thalerscheine u. s. w., mußte fast immer Agio bezahlt werden, und es gränzte an ein halbes Wunder, wie sich nach jenen furchtbar unglücklichen Zeiten, und bei der kostspieligen Unterhaltung eines so großen stehenden Heeres der Credit und die Finanzen des Staates so schnell wieder in die Höhe geschwungen hatten. — Eben so wäre zu wünschen, daß die Beamten und Behörden mancher Staaten von denen in Preußen lernten, wie sie sich gegen das Publicum, so wie gegen jedes einzelne Individuum und Reisende zu benehmen haben, indem Angestellte jeder Art und jedes Ranges angewiesen sind, sich höchst leutselig und human gegen die Bürger aller Gattung zu betragen. Wie anders ist es dagegen in manchen Ländern, wo so mancher Beamte sich für einen kleinen unumschränkten König hält, und eben so niedrig kriechend und hündisch schmeichelnd gegen seine Vorgesetzten ist, als anmaßend grob und brutal gegen seine Untergebenen und Leute, die wie er es zu meinen pflegt, ohne Charakter, d. i. ohne Titel sind. Jene Herren sollten doch ja bedenken, daß es die edle Bürgerschaft ist, die sie bezahlt, und die, nicht um sie zu brutalisiren, sondern um sie gehörig zu bedienen, den sauern Schweiß ihres mühsam erworbenen Verdienstes hingibt. Nur die Stufe der Rohheit, Unwissenheit und Gemeinheit, auf welcher jene Gattung von Beamten und Staatsdienern (außer Preußen) stehen, macht ihr so schlechtes als un-

kluges Benehmen begreiflich." — (Bei allen Schriftstellern, welche heut zu Tage über Deutschland schreiben, muß man für's Erste fragen und forschen, ob sie den preußischen Absichten, den österreichischen Ansichten, oder den eigentlich deutschen Richtungen folgen. Wenn von Preußen und Oesterreich die Rede ist, scheinen die meisten Gelehrten für das erste gestimmt; die Feinheit der Regierung, der höhere Volkston, die protestantische Kirche, die vollkommnere Sprechart stimmt die wissenschaftlichen Menschen meistens, der nordischen Politik und Politesse einen entschiedenen Vorzug zu geben. Die Schriftsteller mit ganz deutscher (weder preußischer noch österreichischer Gesinnung) sind wesentlich zweierlei. Die Einen hängen an ihrem kleinen Fürsten, an den Duodezstaaten, an den Frankfurter Bundesschlüssen mit bewundernswürdiger Treue, und zeigen einen großen Eifer wider Franzosenthum und Franzosenmacht, weil sie davon den Verlust des linken Rheinufers fürchten. Die Andern hegen und pflegen in erhabener Begeisterung das Urbild eines deutschen Volkes, welches seine Sitten, seine Geistesrichtungen, seine Gemüthseigenschaften in eine großartige Einheit verbinden, und zu einer allbesiegenden Selbstständigkeit verstärken soll. Die Preußen hoffen von der Feinheit, die Oesterreicher von der Waffenmacht, die Fürstenfreunde von dem Rechtsbestand, die Deutschthümler von der Ideengewalt den endlichen Sieg. Herr Strahlheim in Stuttgart hegt, wie wir sahen, eine hohe Meinung von der Verwaltungskunst Preußens. Herr Geheimrath und Bibliothekar Münch in Stuttgart, seitdem er den Haag verließ, sieht ebenfalls in Preußen Deutschlands künftige Rettung. Aber Strahlheim und Münch haben helle offene Augen, und zwar zwei, deren Eines das Vorzügliche, das Andere das Mangelhafte klar sieht. Doch ganz neu trat ein Büchlein aus dem Dunkel ans Licht über die Frage: Wo ist man liberal in Frankreich oder Preußen?

Darin

Darin ist die Antwort so abgeschmackt, daß wir uns nicht überwinden können, davon eine Anzeige zu machen. V.)

Wirklich meisterhaft und mustervoll gibt Herr Strahlheim zur Einleitung seines Werkes eine: Kurze Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten in den größeren europäischen Staaten seit dem zweiten Pariser Frieden 1815 bis zum Jahre 1830. Eine Stelle daraus mag den Geist des Ganzen bezeichnen: „Die beiden Casten: Verdienstloser Erbadel und Bauchpfaffen, welche Frankreich mit dem Ehrentitel: Auswurf der Nation bezeichnet, waren es, welche sich in ihrem albernen Hochmuth einbildeten, das ewig rollende Rad des Weltalls stillstehen oder gar rückgängig machen zu können. Dieß Vorhaben war so tief bei ihnen eingewurzelt, daß es zur fixen Idee geworden war; ja es schien ihnen um so leichter ausführbar, als die kurzsichtigen und beschränkten Staatsmänner aller Länder ihnen Unterstützung und Hülfe versprachen.“ (Diese Versprechungen werden allgemein angenommen und vorausgesetzt. Doch erwarten wir noch die documentirten Beweise derselben. V.)

Großbritannien erhält eine gründliche und geistreiche Würdigung S. 33 bis 70. Da heißt es unter vielem Trefflichen und Treffenden: „Wie klein standen (Canning gegenüber) all' die kurzsichtigen Cabinettshelden, die statt wie er sich an die Spitze der Bewegungen und des Zeitgeistes zu stellen — was das einzige Mittel ist, denselben zum Wohle der Menschheit zu leiten, und geeignet, noch die Regierungen zu erhalten — mit blinder Halsstarrigkeit an wurmstichigen und morschen Antiken festhielten, um unter ihren unvermeidlich einstürzenden Ruinen begraben zu werden!“

Zum Schlusse äußern wir den Wunsch, Herr Strahlheim möge Kraft und Lust behalten zur Fortsetzung dieses freisinnigen und freimüthigen Werks. Wir sind überzeugt, die Buchhandlung Hoffmann müsse im Absatz ihren Vortheil finden.

Julius Velox.

Polens Schicksale seit 1763 bis zu dem Augenblicke, wo es sich für unabhängig erklärte. Paris bei Didot 1831.

Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste Abtheilung. Von dem Augenblicke, wo Polen sich für unabhängig erklärte bis zu dem Kampfe am 31 März. Altenburg in der Hofbuchdruckerei 1831.

Diese beiden Schriften hängen durch Geist und Ton so zusammen, daß wir vermuthen, auch die erste sey nicht zu Paris, sondern in der Buchhandlung Deutschlands erschienen, welche auf dem Titelblatte der zweiten bemerkt ist.

Wir haben den 8 September 1831 erlebt. Seine Trauer war den Freiheitliebenden so groß als die Freude vom 29 November 1830. Die Sache ist fürs erste geendet, wenn auch nicht entschieden; aber die beiden vorliegenden Schriften sind so anziehend abgefaßt, daß sie stets ihren Werth behalten werden. Den Verfasser, welcher ein Mann ist im vollen Sinne des Worts, wird so wenig als irgend einen Freimüthigen der 8 September umkehren. Er sagt S. 174: „Hier schließen wir unsere Uebersicht von Polens Schicksalen seit 1763. Auf wessen Seite das Recht oder das Unrecht sey, entscheide der Leser, der unserer Darstellung Aufmerksamkeit schenkte. Wie der Ausgang seyn wird, kann vielleicht entschieden seyn, ehe er diese Blätter bekam, aber der Ausgang ist der That Gepräge, nicht ihr Werth. Was geschieht, ist hier nur klar. Das Warum wird erst offenbar, wenn die Todten — auferstehen.“

Beide Schriften sind mit großer Besonnenheit und Ruhe abgefaßt. Doch in beiden ist eine gewisse Gluth versteckt, welche erwärmt oder erleuchtet, je nachdem der Leser mehr auf Seite des Gemüthes oder des Gedankens sich hinneigt. Der Styl ist einfach, doch schwunghaft. Die erste Schrift trägt als Motto: Polen! Wirst du jetzt nicht, wirst du niemals frei! In der Weltgeschichte steht die Frage, ob ein

Polen noch, ob keines sey. — Die zweite Schrift trägt als Motto: Im finstern Kerker der Adler lag, da zuckt es wie Wetterschein. Die Nacht zerriß, es grauet der Tag, der Morgen schien blutig herein. Da sprengte der Adler die Kette entzwei! Er ist wieder Aar, sein Fittig frei!

Seine Hauptansicht hat der Verfasser in folgender Stelle zusammen gedrängt. „Polen konnte von Außen keine Hülfe erwarten. Frankreich, das sie etwa hätte leisten mögen, lag zu fern. (England warf eine Menge Gemeinplätze über polnische Freiheit in seinen Zeitungen und Tavernen umher, aber eine würdige That für dieselbe geschah weder von der Regierung, noch von den Lords, noch von den Commons, weder von den Reichen, noch von dem Volke. V.) Polens nächste Nachbarn waren jeder solchen Umwälzung zu abgeneigt, um sie nur im fernsten zu begünstigen. Kaum daß sich hier auf vollkommene Neutralität rechnen ließ. Es wurden Geldsendungen nach Polen mit Beschlag belegt; Theilnahme den Unterthanen am polnischen Kriege bei Einziehung des Vermögens, Leibesstrafe und Verlust der Freiheit verboten. Die Nachrichten aus Polen wurden verstümmelt, nach Möglichkeit entstellt, öfters verspätet, begierig aber verbreitet, was den russischen Waffen Glanz verlieh; die Ausfuhr von Waffen und Schießpulver wurde streng verboten, jede Schrift confiscirt, die ein russischer Agent anstößig fand, denn es war in dem Betrachte wieder so weit, wie vor 1813 mit den französischen. Die Politik hätte eilen sollen, die alte Schmach von 1773, 1793 und 1795 auszugleichen, dem Schwachen die Hand zu reichen, und die Fehler des Wiener Congresses 1814 gut zu machen. Doch nichts (geschah) von alledem! Die Völker selbst konnten wiederum aus solchen Gründen nicht den Dank dafür abtragen, welchen sie den Polen schulden, möge es enden wie es wolle. Polen ist die Vormauer für die constitutionelle Freiheit des Westens geworden. Mag immerhin es erdichtet seyn, daß Nicolaus I

gesagt habe: Je roulerai la Pologne et alors — so ist doch sein Wille, als Richter über Alles da zu stehen, was in Deutschland, Belgien und Frankreich geschehen war, nach den Verhandlungen der Pariser und Warschauer Kammern zu urtheilen, nicht zu verkennen."

Die gelassenen und selbstdenkenden Deutschen am Rheine (damit wir die ungestümen und feuereifrigen Franzosen nicht nennen!) sind überzeugt, daß ohne Polens Aufstand die russischen Heere schon im Jahre 1831 an den Rhein gerückt wären. Unter zehn versammelten Männern in Baden, in Hessen, im Rheinland sind neun dieser Meinung, wenn Einer (etwa ein Junker, ein Pfaffe oder irgend ein anderer Dummkopf) die Gegenansicht denkt oder wenigstens sagt. Malachowski, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Landbotenkammer zu Warschau, sagte am 12 Februar 1831 die denkwürdigen und entscheidenden Worte: „Es ist bekannt, daß der Moment des Ausbruchs seinen Grund in dem Befehle hatte, die Kräfte unserer Truppen und des schwer erworbenen Staatsvermögens in einem mörderischen Kriege gegen die Freiheit der Völker zu vergeuden. Polen ist von Gott und den Völkern gesandt, der Ueberschwemmung über den europäischen Welttheil Einhalt zu thun. Es sprach zu den Angreifenden, wie Gott zum Meere: Nicht weiter!!! Man braucht nur einen Blick auf die Geschichte zu werfen, um den Beleg dieser Wahrheit zu finden. Polen sollte den Angriff unterstützen. Die denkende Waffe machte aber in einer zu solchem Gebrauch minder geeigneten Hand eine umgekehrte Wendung und verwundete den Angreifer."

Die Freisinnigen und Freimüthigen aller Länder veruneinigten sich vorzüglich über die Frage, ob es zweckmäßig war, daß Polens Reichstag von Rußlands Thron und Herrschergeschlechte sich lossagte. Diese Hauptfrage beantwortet der Verfasser mit fremden mehr als eigenen Ansichten. Er sagt: „Der Riß zwischen dem mächtigen Riesen des Nordens und

dem muthigen Polen war da; der Rückweg nicht mehr möglich; er hätte nur zu dem geführt, was im allerschlimmsten Falle (?) erfolgen konnte: unbedingte Unterwerfung, wo das Volk und Heer vom verlassenen Könige und drohenden feindlichen Feldherren aufgefordert wurde. Allein so kühn und gewagt der Schritt war, den am 25 Januar 1831 der Reichstag that, als er Polens Thron für erledigt erklärte, so wenig darf man doch von Männern, wie Adam Czartoryski und Wladislaus Ostrowski, welche dieß merkwürdige Actenstück unterschrieben, annehmen, daß sie von blinder Leidenschaft geleitet worden wären; daß sie nicht gewußt (nicht berechnet) hätten, was und unter welchen Umständen sie diesen Schritt thaten. In den meisten Verhandlungen des Reichstages sehen wir bis heute (9 Mai) eine Besonnenheit, Würde und Mäßigung; eine klare Ueberlegung und Ruhe; eine feste Ueberzeugung von gerechter Sache; einen festen Entschluß zum Siegen oder Sterben; und so können sie sich auch nicht verborgen haben, welcher Abgrund sich aufthat, als sie die Nationalunabhängigkeit erklärten, dem Volke aber das Recht beilegten, einen andern Fürsten zu wählen. Der Graf Bruno Kicinzki (Staatsrechtsschriftsteller und Uebersetzer von Schillers Gedichten) sprach dieß offen aus; er sagte: Aus der Art, wie Polen an Rußland gebunden war, ergibt sich unabweisbar die Ueberzeugung, daß zwei Völker, zwar von gleicher Abkunft, aber von ungleichen Gesinnungen, Sitten und Gewohnheiten zu ihrem Gedeihen und zur Ruhe Europa's einer abgesonderten Regierung bedürfen." Diesen Satz von der abgesonderten Regierung verschiedenartiger Völker muß und wird Oesterreich vor allen Staaten Europa's verwerfen und bestreiten. Kein Staat besteht in Europa auf einem Raume von 12,000 Geviertmeilen aus so ungleichartigen Stämmen. Der Deutsche ist von dem Slaven, der Oesterreicher von dem Croaten, der Gallizier von dem Italiäner, der Magyare von dem Czechen

und der Mähren von dem Dalmatiner in Allem und Jedem verschieden. Und doch bilden sie einen mächtigen und glücklichen Staat. Die Macht ist ohne Zweifel. Ueber das Glück herrscht Meinungsverschiedenheit. Papiergeld und Cholera!

Wir achten den Verfasser; darum wünschen wir, daß er noch drei Hefte folgen lasse, um ein Ganzes in seinem Geiste zu besitzen. Die erste Abtheilung von dem Kampfe bei Dembe bis zum Tode Diebitsch's. Die zweite Abtheilung von Paskewitsch's Oberbefehl bis zum Sturme auf Warschau. Die dritte Abtheilung von Warschau's Einnahme bis zum erneuerten Eidschwur.

Möge der Herr Verfasser gelegentlich folgende Fragen entwickeln: Wer schadete Polen mehr, Oesterreich oder Preußen? Wie rechtfertigte das immer spitzfindige Preußen seine Handlungen vor Mitwelt und Nachwelt? Wie ist Krakau zu betrachten?

Die Polen haben den mir geleisteten Eid gebrochen; ich kann mich also, wenn es mir beliebt, als frei von meinem Schwure betrachten. Kaiser Nicolaus soll diesen Satz aufgestellt haben. Wenn er ihn aussprach, hatte er nicht Recht. Wenn er danach handelt, würden alle Redlichen und Rechtlichen trauern.

Julius Velox.

V.
Die bewaffnete Landmacht der europäischen Staaten.

Von einem Militär.

Die Angaben, welche wir von der bewaffneten Macht der europäischen Staaten besitzen, zerfallen in zwei verschiedene Theile, nämlich

a. in summarische Uebersichten der Kopfzahl, ohne Unterscheidung der Waffengattungen, eingetheilt in Friedens- und Kriegsstand; und

b. in weitläufigen Details der Eintheilung, Bewaffnung, Zahl der Officiere, Unterofficiere und Gemeinen, überhaupt die vollständige Organisation einzelner Heere.

Was die erstern betrifft, so sind solche durchaus ohne allen Werth, denn auch abgesehen von dem wichtigen Umstande, daß die in die Tabellen eingetragenen Zahlen nicht immer richtig sind, läßt sich aus der Eintheilung der bewaffneten Macht in Friedens- und Kriegsstand nicht entziffern, welche Stärke die Heere zufolge des bestehenden Militäretats eigentlich haben sollen, und wie stark solche im Frieden an präsenter Mannschaft sind. In dieser Beziehung herrscht bei den Statistikern die größte Verwirrung; bald ist die Angabe zu hoch bald zu niedrig, und zur Vergrößerung der Verwirrung wird zuletzt noch ein ungeheurer Kriegsstand angeführt, als wenn der Militäretat eine andere Bestimmung als dessen Feststellung hätte. Die Kriegsmacht eines jeden Staats kann zwar nach Umständen bis zu einer verhältnißmäßigen Zahl zur Bevölkerung vermehrt werden, damit hat es seine

völlige Richtigkeit, indeß ist es sehr unrichtig und unstatthaft, eine Macht, die noch nicht gebildet und bloß in der Möglichkeit vorhanden ist, als bestehend anzugeben. *)

In Betreff der zweiten Art, nämlich derjenigen Angaben, welche sich über die Einzelnheiten der Heeresorganisation verbreiten, so sind solche bloß dem Militär von wirklichem Interesse, und wegen ihrer großen Weitläufigkeit keineswegs geeignet, eine wünschenswerthe Uebersicht zu gewähren. Ueberdieß finden sie sich bloß zerstreut, und nirgends ist dabei in der Ausführung ein gleichmäßiger Plan zum Grunde gelegt. Wenn diese zu viel geben, gewähren die Andern zu wenig, und beide sind folglich nicht geeignet, denjenigen zu befriedigen, der die wahre Stärke der bewaffneten Macht kennen lernen will.

Die nachstehende Darstellung ist ein Versuch, diese Lücke auszufüllen. Vollständigkeit ist unmöglich, weil vollständige Materialien entweder nicht vorlagen oder gar nicht vorhanden sind. Gleich entfernt von überflüssigen Weitläufigkeiten als von trockenen Zahlenangaben, hat man die ältern Angaben der Armeeorganisationen unverändert und genau mitgetheilt,

*) So hat Dr. Hassel, unstreitig einer der verdienstvollsten Statistiker, unter andern folgende Zahlen: „Landmacht im Kriege, Frankreich 320,000; Oesterreich 790,000; Preußen 524,000.“ Die ersten beiden Monarchien haben ungefähr gleiche Bevölkerung, und ihr Militäretat im Frieden ist wenig verschieden, woher also der Unterschied von 2 : 5? Die Bevölkerung von Preußen zu der von Frankreich steht in einem numerischen Verhältniß wie 5 : 8, und dennoch ist dessen Armee im Kriege um Vieles stärker als die von Frankreich. Zur Kenntniß der wahren Beschaffenheit dieses ungeheuern Unterschieds muß man die Organisation der streitbaren Mannschaft in eingetheilte exercirte Reserve, in Reserve, die zwar eingetheilt, aber nicht geübt; und endlich in der provisorisch bewilligten Reserve, die erst aufgeboten werden muß, kennen.

und ausnahmsweise nur in Ansehung Frankreichs und der Niederlande die stattgefundenen Veränderungen nach officiellen Berichten aufgenommen.

Bevor wir zur übersichtlichen Darstellung der bewaffneten Macht übergehen, dürfte es zweckmäßig seyn, einige allgemeine Betrachtungen über die Zusammensetzung, Recrutirung, Ergänzung u. s. w., so wie über die Organisation der Armeen vorangehen zu lassen.

A. Zusammensetzung, Recrutirung, Ergänzung u. s. w.

Im Frieden befolgt man gewisse Grundsätze, im Kriege dagegen das Gesetz der Nothwendigkeit; nicht mit diesem, sondern mit jenen haben wir uns vorerst zu beschäftigen.

Das Grundgesetz aller civilisirten Staaten hat es entweder ausdrücklich in den Constitutionen, oder wo diese fehlen, durch Gründe der Vernunft ausgesprochen, daß Alle zur Vertheidigung des Vaterlandes, nach Maßgabe ihres Alters, ihrer Kräfte und ihres Vermögens, berufen sind. Diese allgemeine Gleichstellung ist aber aller Orten unendlich modificirt, wodurch eine große Ungleichheit in der streitbaren Kraft, welche aufgeboten werden kann, entsteht. Denn jemehr Ausnahmen und Befreiungen, und je kürzer die Dienstpflichtigkeit, desto geringer die Zahl der streitbaren Mannschaft.

Die Ausnahmen zum Berufe der Landesvertheidigung lassen sich in folgende Rubriken eintheilen:

a. Vergünstigungen.

Wo gewisse Stände der Gesellschaft von der Verpflichtung zum Kriegsdienst befreit sind; z. B. in Deutschland die Standesherren; in manchen Monarchien der Adel, die Geistlichkeit u. s. w.

b. Gesetzliche Bestimmungen.

Wenn gewisse Familienverhältnisse oder die Interessen anderer Stände der Gesellschaft berücksichtigt werden.

Die Gesetzgebungen sind darin sehr wandelbar.

c. Reglementarische Bestimmungen.

Welche sich auf Größe und Kriegstüchtigkeit der Mannschaft beziehen.

Durch die Vergünstigungen sub a entsteht kein großer Ausfall, weil die meisten jüngern Glieder der Familien ohnedieß in Kriegsdienst treten.

Die Befreiungen vom Kriegsstand unter gewissen Verhältnissen ist ein Act der Gerechtigkeit, wenn solche keine zu große Ausdehnung erhalten. Die ältesten Söhne, z. B. welche ihre jüngern Geschwister nach dem Tode des Vaters ernähren, oder für den Unterhalt alter zur Arbeit unfähigen Eltern zu sorgen haben u. s. w. Diese und ähnliche Befreiungen sind nothwendig, billig und gerecht. Das Nämliche gilt für diejenigen, welche sich dem Dienst der Religion und des Staats zu widmen gedenken, im Fall dabei keine Mißbräuche stattfinden.

Ungleich wichtiger sind die Befreiungen, welche in der Rubrik reglementarisch begriffen sind. Zwar liegt eine gesetzliche Vorschrift zum Grunde, die aber in der praktischen Anwendung den Militärbehörden und dem Recrutirungsrath überlassen werden muß. Ist auch die Commission noch so gewissenhaft, so kommt doch hiebei sehr viel auf die individuellen Ansichten derselben und auch auf diejenigen des Arztes an, dem die Visitation der Recruten übertragen ist. Der Begriff von zu schwach und hinlänglich stark zum Dienst ist sehr relativ, und die körperliche Ausbildung dem Alter nach äußerst verschieden.

Unter allen Mißgriffen, die gemacht werden können, sind keine verderblicher und zugleich ungerechter, als wenn die Größe zu hoch gesetzt wird. Die Durchschnittsgröße ist verschieden bei den Völkern des Südens und der mitteleuropäischen Staaten; davon handelt es sich aber hier nicht, sondern von derjenigen Größe, die für jedes Volk als Norm

bestimmt ist. Da nun, wenn man die mittlere Größe der Männer zu 60 bis 63 Zoll annimmt, die Zahl derjenigen, die unter 60 Zoll messen, die Classe, welche über 64 Zoll hat, um das Zehnfache übersteigt, so ergibt sich eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn jene, dieses zufälligen Umstandes wegen ganz befreit werden.

Einige Waffengattungen bedürfen zwar Leute von einer gewissen Größe; dieser aber bei allen Waffen eine zu große Ausdehnung zu geben, ist nicht allein unbillig, sondern auch unzweckmäßig. Ein Zoll mehr oder weniger befreit viele junge Leute vom Dienst, und wenn nicht offenbare Schwäche vorhanden ist, kann dieser Unterschied der Größe keineswegs in allen Fällen die Voraussetzung einer wirklich vorhandenen Schwäche rechtfertigen; im Gegentheil finden sich häufig recht robuste Leute darunter, die als leichte Truppen mit einer entsprechenden Bewaffnung vortreffliche Dienste leisten würden. Gewiß ging man in neuerer Zeit zu weit bei der Auswahl der Recruten, um schöne Soldaten aufzustellen; und sollte ein Krieg ausbrechen, so dürfte man es ernstlich bedauern, nicht zur Zeit in jedem Infanterie-Regiment einige hundert Mann ausgebildet zu haben.

Diejenigen, welche nach den obengedachten Befreiungen übrig bleiben, werden nach der Reihenfolge ihrer Numern in Dienst berufen. Die etatsmäßige Stärke der Heere proportionell zur Bevölkerung ist sehr verschieden, wie aus dem Verfolge hervorgehen wird; sie schwankt zwischen 1 und 2 per 100. Ist demnach die Dienstzeit 4 oder 6 Jahre, so müssen zur Ergänzung jährlich ¼ oder ⅙, und so weiter nach der Länge der Dienstzeit gestellt werden. Wie überaus wichtig dieser Unterschied ist, zeigt eine kurze Vergleichung. Angenommen, die Dienstzeit ist 3 Jahre, und die etatsmäßige Stärke der Armee 1 per 100; in einem andern Staat dagegen 6 Jahre, so werden im ersten Fall gerade doppelt so viele junge Männer eingeübt werden. In Rußland ist die Dienst-

zeit 22 Jahre; in England 15 Jahre; in Oesterreich 8 Jahre; in Deutschland 6 Jahre und in Preußen 3 Jahre. Hienach kann man ungefähr die in den Waffen geübte und schlagfertige Mannschaft berechnen.

In allen diesen Beziehungen ist es interessant, damit die jährliche Volksvermehrung zu vergleichen; überdieß ist der Gegenstand von hoher Bedeutung, so daß er die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Der jährliche Ueberschuß der Gebornen gegen die Gestorbenen, also der reine Gewinn der Bevölkerung, war, wie folgt:

				jährlich
Königr. Preußen . .	1817 — 1828	12	Jahre	1,453
— Bayern .	1822, 1825, 1828	3	—	1,087
— Würtemberg .	1815 — 1828	14	—	0,836
— Hannover . .	1815 — 1829	15	—	1,067
Großherz. Hessen . .	1825 — 1828	3	—	1,190
— Mecklenburg,	versch. Jahre	10	—	1,642
— Luxemburg	1815 — 1828	14	—	0,935
Herzogthum Holstein .	1816 — 1821	6	—	1,121
Deutsche Bundesstaaten, im Durchschnitt				1,200
Königr. Frankreich . .	1817 — 1827	11	Jahre	0,625
— der Niederlande	1815 — 1828	14	—	1,035
— Schweden . .	1816 — 1825	10	—	1,077
— Böhmen . .	1815 — 1828	14	—	1,298
— beider Sicilien	1822 — 1828	7	—	1,141

Bei diesen Vergleichungen liegen jedesmal Volkszählungen, und eine lange Reihe von Jahren bei der Bewegung der Bevölkerung zum Grunde.

Die Anwendung dieser Thatsachen muß dem Leser überlassen werden, da hier unmöglich auf das Einzelne eingegangen werden kann. So viel ergibt eine flüchtige Uebersicht, daß bei einer doppelt starken Volksvermehrung Deutschland 1,200

und Frankreich 0,625, in jenem bei Weitem mehr junge Leute proportionell zur Bevölkerung, als in diesem Königreich vorhanden seyn werden.

B. Organisation.

Die Armeen bestehen aus Armeecorps jedes von 2 bis 3 Divisionen, die wieder in Brigaden eingetheilt werden. Als selbstständige Theile derselben sind die Regimenter zu betrachten, welche bei der Infanterie in Unterabtheilungen von Bataillonen und Compagnien, bei der Cavallerie in Escadrons zerfallen. Diese sind hinsichtlich der Stärke außerordentlich verschieden; eine nicht weniger große Verschiedenheit findet in der relativen Stärke der Waffengattungen statt. In Betreff beider Verhältnisse lassen sich zwar allgemeine Grundsätze aufstellen (vergleiche deutsche Bundesstaaten S. 18), deren Befolgung aber durch Eigenthümlichkeit des Landes, das die Armee errichtet, oder des Landes, wo der Krieg geführt werden soll, Modificationen unterliegt. Die mitteleuropäischen Staaten, Rußland, Ungarn, besitzen viele Cavallerie, Frankreich weit weniger, dagegen mehr Fußvolk u. s. w.

Dieselbe Verschiedenheit der Stärke findet man in der Eintheilung der Regimenter, die bei der Infanterie bald 1, 2, 3 bis 4 Bataillone zu 4, 6, 8 bis 10 Compagnien von 100 bis 200 Köpfen, und bei der Cavallerie 4, 6 bis 8 Escadrons zu 100 bis 180 Säbel, mit mehr oder weniger Officieren und Unterofficieren; auch hat die Escadron in einigen Staaten zwei Compagnien, die jedoch bloß dem Namen nach von unsern Escadrons verschieden sind. Alle diese Einzelnheiten, welche dem Militär interessant sind, können hier wegen Mangel an Raum, und hauptsächlich weil sie dem Zweck einer übersichtlichen Darstellung der europäischen bewaffneten Macht nicht entsprechen, nicht näher erörtert werden.

Was jedoch von allgemeinem Interesse ist, nämlich die Zahl der Regimenter, ihre ganze Stärke und diejenige jeder

Waffengattung, die Art und Weise der Ergänzung, die Dauer der Dienstzeit, die Kosten des Militäretats soll für jeden der größern Staaten, nach officiellen Quellen, ausführlich dargestellt werden. Zuletzt wird eine Generaltabelle Vergleichungen erleichtern.

Die Stärke der bewaffneten Macht, welche man nachstehend angegeben findet, ist diejenige, welche die Armeen etatsmäßig haben sollen, um ihrer Bestimmung nach vollzählig und vollständig ins Feld auszurücken. Diejenige Summe der Streitfähigen, die nach Umständen von einem oder dem andern Staate noch aufgestellt werden mögen, sind dabei nicht in Anschlag gebracht. Zwar ist dieses nicht dem eingeführten Gebrauch gemäß, da neben dem etatsmäßigen Stand noch in einer besondern Rubrik für die Stärke der bewaffneten Macht im Kriege etablirt ist, als wenn es möglich wäre, vorher zu bestimmen, ob eine außerordentliche Verstärkung des Kriegsheeres bis zu einer gewissen Zahl nöthig seyn werde, oder ob auch eine Aushebung hier ihre äußerste Gränze habe. Es ist in der That zum Erstaunen, mit welcher Geläufigkeit und ungemeiner Leichtigkeit die meisten Statistiker für den Fall eines Kriegs ein paarmal hundert tausend Mann exerciren, equipiren und bezahlen. Zu was dienen solche Uebertreibungen, da doch jeder Staat recht gut weiß, welche bewaffnete Macht ihm selbst zu Gebote und von andern Staaten entgegensteht. Die Regierungen bedürfen dergleichen Schmeicheleien nicht, und es stände schlecht damit, wenn sie die feindliche Macht nicht besser und genauer kennten, und solche erst aus solchen Angaben schöpfen müßten.

Eine Uebersicht der bewaffneten Macht hat keinen andern Zweck, und kann keinen andern haben, als den Leser und Politiker in Stand zu setzen, die gegenseitigen Kräfte der Staaten bei einem entstehenden Kriege zu bemessen und zu beurtheilen. Damit dieses mit Sachkenntniß geschehen kann, ist bei jedem Staat die Art der Ergänzung beigefügt. Denn

nicht auf der Menschenzahl oder der relativen Stärke der Bevölkerung beruht die Leichtigkeit, eine größere Menge Soldaten unter die Waffen zu rufen, sondern diese ist hauptsächlich durch Vorübungen im Frieden bedingt. So werden Staaten, welche neben dem stehenden Heere eine Reserve besitzen, diese sogleich wie jenes benutzen können, und hingegen andere Staaten, die, ein abweichendes System befolgend, beständig ein starkes Kriegsheer unterhalten, welches sie erst nach langer Dienstzeit ergänzen, bei einem entstehenden Verluste neue Mannschaft auszuheben haben, um den im Kriege unvermeidlichen großen Abgang zu ersetzen; eine Ergänzung, die natürlich ihre Bestimmung nur unvollkommen erfüllen kann. Dieses ist die Ursache, wenn oft fernere Operationen plötzlich gelähmt, und mächtige Monarchien nach einigen Schlachten, gegen alle Erwartung zum Frieden genöthigt werden. Manche mindermächtige Staaten können dagegen durch ihre Reserve eine unverhältnißmäßige Kraft entwickeln, und dadurch einen namhaften Unterschied der Bevölkerung ausgleichen.

Russisches Reich.

a) Eintheilung in Armeecorps von verschiedener Stärke.

1) Garde unter Befehl des Großfürsten Michael.
2) Armee des Südens. 3) Westarmee bei Mohilew. *)
4) Litthauische und polnische Armee.
5) Kaukasus, unter Graf Paskewitsch-Erivanski.
6) von Finnland, General der Infanterie Zakrewski.
7) Militär-Colonie, unter General Graf Tolstoi.
8) Reserve von St. Petersburg und Moskau.

*) Wurde im December 1830 unter das Commando des Generals Grafen Diebitsch-Sabalkanski gestellt.

b) Landmacht. Reguläre Truppen.

Garde.

	Infant.	Cavall.	Artill. u.	Div.
Infant. 8 Reg. zu 3 Bat. 800 M.	19,200	—	—	—
Cavall. 8 Reg., 1 Chev.=legers=Garde, 1 Garde zu Pferde, 2 Cuir., 1 Drag., 1 Hus., 1 Jäger= und 1 Uhl.=Reg. . . .	—	6,400	—	—
Abtheil. Kosaken u. Tataren	—	800	—	—
— reitende Artillerie	—	—	800	—
1 Bat. Sappeurs, 1 Bat. Mineurs . . .	—	—	—	800

Linien=Truppen.

	Infant.	Cavall.	Artill. u.	Div.
Infant. 127 Reg. Gren., Linien= und Jäger . (jedes zu 3 Bat., 1 Bat. 800 M.)	304,800	—	—	—
36 Garnisons=Bataillone	77,000	—	—	—
Cavall. 66 Reg. zu 6 Esc. und 1 Reserve, nämlich 9 Cuir.=, 17 Drag.=, 12 Hus.=, 20 Uhl.= u. 8 Jäger=Reg. zu 1459 Säbel	—	96,294	—	—
38 Reg. Kosaken und 5 Sotnes à 500 M. . . .	—	19,000	—	—
Artill. u. Diverse. 60 Comp. Belag.=Art. zu 200	—	—	12,000	—
60 Comp. Feld=Artill. .	—	—	12,000	—
22 Abth. reitende Artill.	—	—	4,400	—
				12 Comp.

	Infant.	Cavall.	Artill.	u. Div.
12 Comp. Pionniere,				
10 Comp. Pontonniere	—	—	—	4,400
Extra=Corps . . .	—	—	—	27,000
Irreguläre Truppen.				
Cavall. 18 Reg. donische Kosaken	—	18,000	—	—
10 Reg. v. schwarz. Meere	—	10,000	—	—
10 = v. Ural . .	—	10,000	—	—
3 = v. Wolga .	—	3,000	—	—
ferner Kalmucken, Tartaren, Baschkiren u. s. w.	—	40,000	—	—
Summe	401,000.	203,494.	29,200.	32,200

im Ganzen 665,894 Mann.

c) Ergänzung. Diese geschieht durch Aushebungen, welche ohne Unterschied die zwei Classen von Handwerkern und Bauern trifft. Man schätzt diese Zahl auf 24 Mill. Seelen, und eine Ergänzung von 2 von 500 Seelen auf 90,000 M. Jeder Leibeigene wird dadurch frei. Nach einem Ukas vom 30 August 1830 sollen 2 von 500 gestellt werden, die nicht unter 20 Jahre und nicht über 30 Jahre alt sind. Maß 2 Arschin 3 Werscheck. Mehrere zerstreute Völkerschaften und Tribute sind befreit, und stellen bloß die vertragsmäßige Mannschaft.

d) Dienstzeit. Ukas 1827 bei der Garde 20 Jahre, bei den Linientruppen 22 Jahre. Es ist aber ein seltner Fall, daß der Ausgediente in seine Heimath zurückkehrt.

e) Kosten des Militär=Etats. Unbekannt. Die Truppen erhalten Natural=Verpflegung und nur jährlich eine Kleinigkeit in baarem Gelde.

Polen.

Garde.

	Inf.	Cav.	Art.	Div.
Infant. 1 Grenadier-Regiment	2,489	—	—	—
Cavall. 1 Jäger-Regiment .	—	764	—	—
Artill. 1 Comp. reitende Art.	—	—	150	—
Linien-Truppen.				
Infant. 8 Linien- u. 4 Jäger-Reg.	20,868	—	—	—
Cavall. 4 Jäger- u. 4 Uhl.-Reg.	—	6112	—	—
Artill. 6 Comp. Fuß-, 1 reit. u. ½ Comp. Raketen	—	—	2138	—
Div. Train-, Sapp.-, Mineurs- u. s. w., incl. 12 Veter.-Comp.	—	—	—	3000
Summe	23,357.	6876.	2288.	3000

im Ganzen 35,521 Mann.

Ergänzung. Conscription durchs Loos.
Dienstzeit. Zehn Jahre.

Oestreichische Monarchie.

Infanterie. 58 Reg. Nro. 1—63. (Nro. 5, 6, 46, 50 und 55 sind reducirt.)
20 Bat. Grenadiere.
17 Gränz-Regimenter.
1 Czaikisten-Bataillon.
12 Bataillon Jäger.
1 Reg. Tyroler-Jäger.

Cavallerie. 37 Regimenter, nämlich 8 Cuir.-, 6 Drag.-, 7 Chev. legers-, 12 Husaren- und 4 Uhlanen-Reg.

Artillerie. 5 Reg. und 1 Bombardier-Corps.

Die Ingenieur-, Mineur-, Sappeur-, Pionnier- und Pontonnier-Corps.

Gendarmerie. 1 Regiment in der Lombardei.

Landwehr. 70 Bat. In jedem Regiments-Regierungs-Bezirke werden deren zwei gebildet, ausgenommen in Ungarn, Siebenbürgen und Italien, wo sie mit dem Regiment gleiche Numern führen.

Stärke des Heeres: im Frieden (1827) 271,400 Mann.

Ergänzung. In den deutsch-gallizisch-italienischen Staaten, Conscription (Gesetz vom 29 August 1827). Vom vollendet 19ten bis vollendet 29sten Jahre sind der Recrutirung für die Linie unterworfen, ohne daß dadurch die Verpflichtung von 30 Jahren für die Landwehr aufgehoben wird. Befreiungen: Der Adel, Geistlichkeit; die übrigen sind im Gesetz bestimmt. Stellvertretung ist gestattet; Ausgediente nicht über 36 J., Ungediente nicht unter 25 und nicht über 29 Jahre.

In Ungarn und Siebenbürgen Werbung.

Dienstzeit. Für die deutschen Linien-Truppen, Cavallerie und Artillerie, 8 Jahre.

Frankreich.

Landmacht. Organisation seit 1 August 1830.

Linien-Truppen.

Infanterie. 66 Reg. Linien-Inf. zu 3 Bat., 87 Officiere und 1387 Unterofficiere und Soldaten. Gesetz 18 Sept. 1830 sollen alle Reg. auf 4 Bat. und 3000 M. gebracht werden.

20 Regimenter leichte Infanterie.

1 Regiment Hohenlohe; nationalisirt Sept. 1830.

Cavallerie. 49 Reg., nämlich 1 Reg. Orleans-Husaren, 10 Cuir.-, 2 Carab.-, 12 Drag.-, 18 Jäger- und 6 Husaren-Regimenter.

Artillerie. 8 Reg. zu Fuß und 4 Reg. reitende Artillerie.

Fuhrwesen. 8 Escadrons.
Genie. 3 Reg., 1 Bat. Pontonniere u. 12 Comp. Handw.

Truppen außer der Linie.

Veteranen-Compagnien, in jedem Depart. 1 Comp. zu 150 Mann.
Gendarmerie. 24 Legionen, 1 Bat. in Corsica. 16,505 M.
National-Garde.

Aufgelöst sind seit 1 August 1830 die königl. Haustruppen, die Garde, und zurückgesandt: die 4 Schweizer-Reg.

Standes-Ausweis.

Infant. 66 Lin.-Reg. zu 3000 M.	198,000	236,850
1 Reg. Hohenlohe	1,850	
20 = leichte Infanterie	37,000	
Cavallerie. 49 Reg. Cavallerie .	42,656	42,656
Artillerie im Ganzen	28,613	28,613
Diverse. Genie, Handwerker, Train	13,702	13,702
Summe	321,821.	321,821

Ergänzung. Conscription und freiwillige Werbung.
Das Kriegs-Ministerium hat kürzlich das Normalmaß um einen Zoll niedriger gesetzt.
Dienstzeit. Sechs Jahre.
Kosten des Militär-Etats 1828. 193,736,928 Franken. 89,906,107 fl. 29 kr.

Britisches Reich.

Landmacht. Ohne die Regimenter in Ostindien.

Garde.

	Inf.	Cav.	Art.	Div.
Inf. 3 Reg., 1 Fuß-Garde, 1 Grenad. u. Coldstream	6,720	—	—	—
Cavall. 3 Reg. zu 8 Comp.	—	2,400	—	—

	Inf.	Cav.	Art.	Div.
Linien-Truppen.				
Infant. 88 R. Lin.-Inf.	105,600	—	—	—
8 Reg. leichte Infant.	9,600	—	—	—
3 - Füsiliere . .	3,600	—	—	—
1 - Freiw. in Malta	1,800	—	—	—
Cavall. 23 Reg., nämlich 15 Drag.-, 4 Husaren- u. 4 Uhl.-Reg. . . .	—	18,400	—	—
Artill. 9 Bat. Fuß-Art. 1 Brig. reitende Art. 1 Corps Raketiere .	—	—	10,000	—
Diverse. Genie-Corps, Handwerks-Comp. .	—	—	—	6,000
Colonien. 5 Reg. u. Corps	—	—	—	5,500
Summe	127,320.	20,800.	10,000.	11,500.

Summa 169,620.

Die 3 Garde-Inf.-Reg. haben 2 Reg., jedes 2 Bat., das Grenadier-Reg. 3 Bat. Die Linien-Inf. besteht das Reg. meistens aus 1 Bat., wenige Reg. haben 2 Bat.; sie haben 10 Comp. Etatsmäßig 1200 Mann.

Im Jahre 1830 active und Halbsold-Officiere 14,910 und 90,519 M. activ.

Ergänzung. Freiwillige Werbung von 16 bis 30 Jahren auf eine bestimmte Anzahl Jahre.

Dienstzeit. Unentgeldlich nach 15 Jahren bei der Infanterie und 16 Jahren bei der Cavallerie; nach siebenjährigem Dienst kann jeder den Abschied kaufen.

Kosten des Militär-Etats (ohne Marine) 1830. 3,015,333 Pfd. St. 36,500,000 fl.

Preußen.

Garde.

Infanterie. 4 Regimenter und 2 Bataillone.
4 Regimenter Landwehr und 1 Bataillon Reserve.

Cavallerie. 4 Regimenter, nämlich 1 Garde du Corps, 1 Cuirassier-, 1 Dragoner- und 1 Uhlanen.
2 Regimenter Landwehr-Uhlanen.

Artillerie. 1 Brigade.

Diverse. 1 Abth. Pionniere, 6 Garnisons-Comp. u. s. w.

Linien-Truppen.

Infanterie. 32 Linien-Reg. Nro. 1 bis 32, zu 3 Bat.
8 Linien-Reg. Reserve Nro. 33 bis 40, zu 2 Bat.
8 Comp., nämlich 4 Jäger- und 4 Schützen-.

Cavallerie. 32 Reg., nämlich 8 Cuirassier-, 4 Dragoner-, 12 Husaren- und 8 Uhlanen-Reg., jedes zu 4 Escadrons.

Artillerie. 8 Brigaden, jede von 3 Abth., 4 Fuß- und 1 reitende Comp.
Ingenieur-Corps, Mineurs u. Pontons-Corps.

Diverse. Gendarmerie der Armee 1 Escadron.
Feldjäger, reitende, 100 Mann.
Garnisons-Comp. 48 Comp. in den Festungen.

Landwehr.

Infanterie. 104 Bat. des ersten und 104 Bat. des zweiten Aufgebots.

Cavallerie. 104 Escadrons.

Im Ganzen	Infanterie	83,000	Mann.
	Cavallerie	21,000	„
	Artillerie	15,000	„
	Diverse .	5,000	„
	Summe	124,000	Mann.

Darunter 1829: 5595 Officiere.

Ferner erstes Aufgebot	230,000	Mann.
zweites „	180,000	„
Hierzu stehendes Heer	124,000	„
im Kriege	534,000	Mann.

Das erste Aufgebot besteht aus der nicht einrangirten Mannschaft von 20 bis 25 Jahren, aus denen die bloß 3 Jahre dienen, und aus denen, die 26 bis 32 Jahre alt sind.

Diese dienen im Kriege wie die Armee.

Das zweite Aufgebot dient zur Verstärkung der Garnisonen im Inlande. Die Armee ist in 8 Corps-Commando's eingetheilt, nämlich 1) Preußen, 2) Pommern, 3) Brandenburg, 4) Sachsen, 5) Posen, 6) Schlesien, 7) Westphalen, 8) Rheinlande.

Ergänzung. Allgemeine Dienstpflichtigkeit, ausgenommen die Standesherren und der Clerus.

Dienstzeit. Drei Jahre und 2 Jahre Kriegs-Reserve; für höhere Stände, welche sich selbst equipiren 1 Jahr in den Schützen- und Jäger-Corps.

Kosten des Militär-Etats 1829: 22,165,000 Thlr. 38,788,750 fl.

Spanien.

Landmacht. 37 Linien-Infanterie-Regimenter,
14 Regimenter leichte Infanterie,
Hierzu Provinzial-Milizen,
im Ganzen 93,000 Mann.

Ergänzung. Verordnung 1829. Aushebung durchs Loos; der Adel ist nicht ferner ausgenommen, kann sich jedoch mit 15,000 Realen loskaufen. Die gewöhnliche Aushebung (quinta) beträgt 25,000 Mann.

Dienstzeit. Sechs Jahre.

Kosten des Militär-Etats 1830: 253,084,810 Real.

Beide Sicilien.

Landmacht.

Garde.

Garde-Cavallerie	1,470	Mann.

Linien-Truppen.

Infanterie	Linien-	17,280	—
	4 Schweizer-Reg.	8,000	—
Cavallerie		1,350	—
Andere Waffengattungen		2,356	—
Gendarmerie		6,868	—
	im Ganzen	37,324	Mann.

Bayern.

Die Armee bildet 4 Divisionen.

1 Div.	4 Reg. Lin.-Inf.,	1 Jäger-Bat.,	2 Cuir.-Reg.		
2 —	4 — —	1 —	2 Reg. Chev.leg.		
3 —	4 — —	1 —	3 —		
4 —	4 — —	1 —	1 —		

Linien-Truppen.	im Frieden.	im Kriege.
Infanterie. 16 Reg. Linien Inf. 4 Bat. Jäger	40,608	41,688
Cavallerie. 2 Cuir.-Reg. . 6 Chev.legers-Reg.	9,216	9,360
Artillerie. 2 Regimenter	3,120	3,456
Diverse. Ingenieur-Corps, Handwerks-Comp., Fuhrwesen. *)		
Summe obiger 3 Waffengattungen	52,944	54,504

Dagegen sind im Frieden unmontirt und in Urlaub:
Infanterie 13,392, Cavallerie 960, Artillerie 1128 M.
Gendarmerie 8 Compagnien.

*) Ist nicht genau aus den Angaben zu ersehen.

Ergänzung. Durchs Loos.
Dienstzeit. Sechs Jahre.
Kosten des Militär-Etats 1826. 6,540,000 fl.

Schweden.

Landmacht.

Linien-Truppen.	im Frieden.	im Kriege.
Infanterie. 28 Reg. Lin.-Inf.	28,354 M.	
Cavallerie. 7 Reg. Cavallerie 1 Escadron Jäger . . .	5,640 M.	
Artillerie. 3 Regimenter . .	3,258 M.	
Summe	37,252 M.	126,779 M.

Ergänzung. Einige durch Werbung errichtete Regimenter ausgenommen, sind gewisse Bauernhöfe verpflichtet, nach ihrer Größe entweder einen Reiter oder einen Fußgänger zu stellen und zu unterhalten. Die 4 Classen von 20 bis 25 Jahren sind gekleidet und exercirt.

Kosten des Kriegs-Etats. Diese kommen bloß zum Theil unter den Staatsausgaben vor, weil die Bauern den gestellten Recruten nebst Pferd ernähren müssen.

Norwegen.

Landmacht.

Linien-Truppen.	
Infanterie	10,500 Mann.
Cavallerie	1,100 —
Artillerie.	1,315 —
im Frieden	12,915 Mann.
im Kriege	22,915 —

Niederlande.

Neue Organisation vom 20 Decbr. 1830.

Landmacht.

Linien-Truppen.

Infanterie. 1 Division Grenadiere von 3 Bataillonen.

2 Bat. Jäger.

11 Divisionen Linien-Inf., jede von 3 Bat.

es sind nämlich von den 17 ehemaligen Regimentern (Divisionen) die Numern 2, 5, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 14 und 17 beibehalten und die übrigen acht aufgelöst.

Die Organisation der Cavallerie und Artillerie ist noch nicht erschienen.

Ergänzung. Aushebung und Werbung.

Dienstzeit. Fünf Jahre.

Kosten des Kriegs-Etats. Im Jahre 1830 sind im Budget 15,373,954 fl. vorgesehen.

Sardinien.

Landmacht.

Haustruppen. 1 Comp. Leibgarde, 1 Comp. Schweizergarde, 2 Comp. Thürwärter.

Garde. 1 Brig. Grenadiere zu 2 Bat.

1 Reg. Jäger zu Fuß.

Linien-Truppen.

Infanterie. 9 Brig. Linien-Infanterie zu 2 Bataillone.

5 Bataillone Jäger.

1 Reg. Jäger in Sardinien.

Cavallerie. 4 Reg., 1 Linien-, 1 Drag- u. 2 Chev. legers-Regimenter.

Artillerie. 4 Bat., 2 Fuß, 1 fahrende und 1 Garnison.

Diverse. Ingen.-Corps, 1 Comp. Mineure, 2 Comp. Train.

Carabiniere. 8 Divisionen, 3100 M. zu Pferde und zu Fuß im Lande vertheilt.

Infanterie	14,872 M.	25,563 M. im Frieden.
Cavallerie	7,591 —	70,000 — im Kriege.
Artillerie .	2,000 —	
Diverse .	1,200 —	

Ergänzung. Conscription von 20 bis 32 Jahren. Jährlich findet die Aushebung der 20jährigen Mannschaft statt

und sind 12 Jahre dienstpflichtig, werden aber größtentheils beurlaubt. Jeder Brigade ist eine gewisse Anzahl zugetheilt, die abwechselnd sechs Monate in Dienst kommen. Die Schweizer durch Werbung in den Kantonen.

Dienstzeit. Die Freiwilligen 8 Jahre, die Ausgehobenen 12 Jahre.

Schweiz.

Das Bundesheer 33,758 M. Die Reserve eben so viel. Die wenigsten Kantone haben stehendes Militär.

Portugal.

Landmacht.

Linien-Truppen.	Infant.	Cavall.	Artill.	Div.
Infant. 24 Reg. Linie .	24,274	—	—	—
12 Bat. Jäger . . .	6,018	—	—	—
Cavallerie. 12 Regimenter	—	6382	—	—
Artillerie. 4 Regimenter .	—	—	3579	—
Diverse. 1 Ingenieur-Corps	—	—	—	72
1 Genie-Corps, 1 Bat. .	—	—	—	348
4 Comp. Fuhrwesen . .	—	—	—	278
30 — Veteranen . .	—	—	—	1211
Summe	30,292.	6382.	3579.	1909.

im Ganzen 42,162 Mann.

Polizei-Garde 3028 M. Im Jahre 1821 waren vorhanden 32,750 Mann.

Ergänzung. Aushebung durchs Loos nach jeweiliger Recrutirungs-Ordonnanz vom 18 bis 30, auch vom 16 bis 32 J.

Milizen. 48 Regimenter sind errichtet von Grundeigenthümern und deren Söhnen. Sie dienen bloß im Innern und ohne Sold. Alter 18 bis 35 Jahre.

Kosten des Militär-Etats 1820: 12,840,200 Cruz,

Dänemark.

Landmacht. Organisation 1828.

Garde.

Infanterie. 4 Comp. Leibgarde.

Cavallerie. 2 Escad. —

Linien-Truppen.

Infanterie. 13 Reg. Linien-Infanterie.
6 Abth. Jäger, wovon 1 Corps königl. Leibjäger.

Cavallerie. 9 Reg. 2 Cuir., 4 Drag., 2 Uhl., 1 Hus.

Artillerie. 2 Brigaden und 1 Raketen-Corps.

	etatsmäßig	im Kriege.
Infanterie .	21,166	43,816
Cavallerie .	6,128	6,128
Artillerie .	4,308	6,724
Diverse . .	174	174
im Ganzen	31,776	56,842

Ergänzung. Ausgehobene Mannschaft und Freiwillige. Die Verstärkungs-Bataillone erhalten jährlich ihre Mannschaft zugeschrieben, haben aber weder Officiere noch Unterofficiere, sondern sie werden in den Regimentern, denen sie zugeschrieben sind, jährlich mit den Recruten exercirt.

Würtemberg.

Organisation. Laut Militär-Almanach 1825.

Garde.	im Frieden.	im Kriege.
Cavallerie. 1 Escadron Leibgarde	156	177
Linien-Truppen.		
Infanterie. 8 Reg. Linien-Inf.	4546	11,934
2 Comp. Garnisons-Comp. . .	241	241
Cavallerie. 4 Regimenter . .	1429	2,711
1 Jäger-Corps	56	56

	im Frieden.	im Kriege.
Artillerie. 1 Reg., wovon 1 Bat. Fuß und 1 Bat. reitende	724	2,299
Diverse. Fuhrwesen	183	204
Infanterie	4787	12,175
Cavallerie	1641	2,944
Artillerie	724	2,299
Diverse	183	204
im Ganzen	7335	17,622

Ergänzung. Conscription der Jünglinge, welche vom 1 Januar bis 31 Decbr. das 20 Jahr zurückgelegt haben. Freiwillige von 18 bis 30 J. Gediente bis 36 J. Für den Krieg soll eine außerordentliche Aushebung zur Bildung der Landwehr geschehen.

Dienstzeit. Sechs Jahre.

Kosten des Militär-Etats. 1830 — 1832 jährlich 1,879,640 fl. 40 kr., ohne Pensionsfonds.

Hannover.

Garde.

Infanterie. 2 Reg., 1 Jäg.- u. 1 Gren.-Reg. 2,652 M.
Cavallerie. 3 Reg., 2 Cuir. und 1 Hus.-Reg. 1,383 —

Linien-Truppen.

Infanterie. 9 Reg. Linien-Infanterie, 1 Reg. leichte Infanterie . 13,260 —
Cavallerie. 5 Reg., wovon 3 Husaren- und 2 Uhlanen . . . . 2,305 —
Artillerie. 1 Reg., wovon 10 Comp. Fuß- und 2 Comp. reitende Artillerie . . . . 1,244 —
Diverse. 1 Ingen.-Corps, 1 Comp. Feldjäger u. s. w. . . . . 165 —
Landdragoner 3 Comp. 330 Mann. Die Hälfte beritten.

Infanterie	15,912 M.		
Cavallerie	3,688 —		im Ganzen 21,009 M.
Artillerie	1,244 —		
Diverse .	165 —		

Ergänzung. Von 20 bis 25 Jahren ist jeder Eingeborne dienstpflichtig; es ist gestattet mit dem 18 Jahre freiwillig auf 6 Jahre einzutreten. Im Kriege sind auch Jünglinge von 19 bis 20 J. und von 26 bis 30 J. dienstpflichtig, ebenfalls die Ausgedienten bis zum 30sten Jahre. Stellvertretung ist zugelassen.

Dienstzeit. Sechs Jahre, die Garde 4 Jahre.

Kosten des Militär-Etats. 886,666 Thaler. 1,625,554 fl.

Sachsen, Königreich.

Garde.

Infanterie. 1 Division von 2 Comp. . . .	370	Mann.
Cavallerie. 1 Regiment Reiter	718	—

Linien-Truppen.

Infanterie. 4 Reg. Linien-, worunter		
1 Leib-Reg.	5,235	—
3 Bat. Schützen	2,178	—
1 Division Garnison	172	—
Cavallerie. 2 Reg. leichte Reiter . . .	1,112	—
Artillerie. 1 Reg. Fuß-Artillerie . . .	878	—
1 Brigade reitende Artillerie	171	—
Diverse. Ingenieur-Corps, 1 Bat. Train	333	—

Infanterie	7955 Mann	
Cavallerie	1830 —	im Ganzen 11,167 Mann.
Artillerie	1049 —	
Diverse .	333 —	

Toscana.

Kriegs-Etat. 3000 Mann.

Ergänzung. Alle jungen Leute von 18 bis 25 Jahren sind dienstpflichtig, jedoch entscheidet nicht das Loos, sondern die Auswahl der Obrigkeit.

Dienstzeit. Acht Jahre.

Baden.

Kriegs-Etat. 1828 bis 1831. Den Ständen vorgelegt.

Garde.

Infanterie. 1 Regiment Grenadiere . .	904	Mann.
Cavallerie. 1 Regiment Dragoner . . .	589	—

Linien-Truppen.

Infanterie. 4 Linien-Inf.-Reg. . . .	6971	—
1 Bat. Jäger	867	—
Cavallerie. 2 Regimenter Dragoner . .	1272	—
Artillerie. 1 Brigade	851	—

Infanterie 8742, Cavallerie 1861, Artillerie 851 } im Ganzen . . 11,454 Mann.

Ergänzung. Conscription von 20 bis 25 Jahren.

Dienstzeit. Sechs Jahre.

Kosten des Militär-Etats. (1827) 1,651,666 fl.

Großherzogthum Hessen.

Garde.

Cavallerie. 1 Chev.legers-Regiment .	900	Mann.

Linien-Truppen.

Infanterie. 4 Reg. Linien-Infanterie .	5880	—
Artillerie. 1 Abtheilung	650	—
Diverse. 1 Comp. Sappeurs, Train ꝛc. .	150	—
im Ganzen	7580	Mann.

Ergänzung. Gesetz 1830. Conscription von 20 bis 25 Jahren. Freiwillige von 16 bis 32 Jahren. Gediente bis 36 J. Wer bis 26 J. nicht einberufen wurde, ist frei; Stellvertretung ist gestattet.

Dienstzeit. Sechs Jahre.

Kosten des Militär-Etats. 1830 bis 1832. 898,155 fl. ohne Pensionen.

Kurfürstenthum Hessen.

Garde.

Infanterie. 1 Regiment Leibgarde.
1 Bat. Jäger.

Cavallerie. 1 Escadron Garde du Corps.

Linien-Truppen.

Infanterie. 3 Regimenter Linien-Infanterie.

Cavallerie. 2 Regimenter Husaren.

Artillerie. 1 Brigade von 2 Fuß- und 1 reitende Comp.

Infanterie	8532	im Ganzen 9871 Mann.
Cavallerie	1000	
Artillerie	339	

Gendarmerie 255 Mann, davon 169 zu Pferde.

Invaliden. 1 Bataillon zu 5 Comp.

Braunschweig.

Garde.

Infanterie. 1 Bataillon Grenadiere.

Cavallerie. 1 Regiment Husaren.

Linien-Truppen.

Infanterie. 2 Regimenter Linien-Infanterie.
1 Bataillon leichte Infanterie.

Artillerie. 1 Comp.

im Ganzen. Siehe Bundes-Contingent.

Modena

M o d e n a.

Linien-Truppen.

Infanterie.	1 Regiment	1550 Mann.
Cavallerie.	1 Escadron Dragoner . .	150 —
	im Ganzen	1700 Mann.

N a s s a u.

Linien-Truppen.

Infanterie. 2 Regimenter Linien-Infanterie.
1 Garnisons-Comp.
Im Ganzen. Siehe Bundes-Contingent.

Sachsen-Weimar.

Linien-Truppen.

Infanterie. 2 Bataillon Jäger.
Cavallerie. 3 Escadronen Dragoner und Husaren.
Artillerie. 1 Fußbatterie.

Deutscher Bund.

Das Bundesheer ist aus den Contingenten aller Bundes-Staaten nach den Matrikeln zusammengesetzt; es besteht aus im Frieden gebildeten, theils vollständigen, theils gemischten Armee-Corps. Der Oberbefehlshaber im Kriege wird von der Bundes-Versammlung, die Befehlshaber der Abtheilungen von den betreffenden Staaten ernannt.

Die Stärke des gewöhnlichen Contingents ist ein per 100 der Bevölkerung, worunter bloß die streitbare Mannschaft begriffen ist. Nach dem Ausrücken muß sogleich 1 von 600 der Bevölkerung zur Verstärkung aufgestellt werden. Das numerische Verhältniß der Waffengattungen ist: $^1/_7$ Cavallerie; Artillerie: 2 Stück Geschütz auf 1000 Mann des Contingents und die Hälfte Reserve; davon $^1/_3$ reitende Artille-

rie. Das Verhältniß der Jäger, Schützen u. s. w. zur Linien-Infanterie ist 1 zu 20. Zur Stellung des Contingents darf geübte Landwehr mit in der Linie gebildeten Officieren verwendet werden.

Das Heer besteht aus 7 ungemischten und 6 combinirten Armee-Corps, welche nach Numern bezeichnet werden. Ein Armee-Corps enthält mindestens 2 Divisionen, jede von 2 Brigaden und 4 Regimentern; 1 Infanterie-Regiment 2 Bataillone, jedes nicht unter 800 Mann; 1 Cavallerie-Regiment nicht weniger als 4 Escadrons und 600 Mann; 1 Batterie 6 bis 8 Stück Geschütz. — Das Minimum eines zu stellenden Cavallerie-Contingents ist 300 Mann, und einer selbstständigen Infanterie-Abtheilung 400 Mann. Die Bundesstaaten, welchen eine geringere Summe bei der Cavallerie angesetzt ist, sind daher genöthigt mit andern Bundes-Staaten Reluitions-Verträge abzuschließen.

Hiernach bestehen die Armee-Corps:

	Infant.	Cavall.	Artill.	Div.	Summe.	Kan.
Nro. 1, 2, 3.	73,501	13,546	6827	948	94,822	192
— 4, 5, 6.	61,418	11,319	5705	792	79,234	160
— 7.	27,595	5,068	2563	356	35,600	72
— 8.	24,326	4,485	2259	315	31,385	64
— 9.	24,596	4,532	2285	317	31,730	64
— 10.	22,377	4,122	2078	289	28,866	60
	233,813	43,090*)	21717	3017	301,637	612

Von der Infanterie sind 222,119 M. Linien-Inf. u. 11,694 Jäger und Schützen.

Davon stellen

Armee-Corps Nro. 1 bis 3. Oestreich; Nro. 4 bis 6. Preußen; Nro. 7. Bayern.

---

*) Ist ein Irrthum von 18 Mann.

Nro. 8. Würtemberg 1 Division; Baden 1 Division; Großherzogthum Hessen, Hohenzollern, Hechingen und Sigmaringen, Lichtenstein, Hessen-Homburg und die Stadt Frankfurt 1 Division.

Nro. 9. Sachsen, Königreich, vier sächsische Häuser, Reuß zwei Linien 1 Division; Kurhessen, Luxemburg, Nassau, Sachsen-Weimar, die Häuser Anhalt-Schwarzburg 1 Div.

Nro. 10. Hannover, Braunschweig, Waldeck, Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold 1 Division; Holstein, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Oldenburg, Hamburg, Bremen und Lübeck 1 Division.

Erste Tabelle. Zahl der Regimenter Infanterie und Cavallerie nachbenannter Staaten.

Staaten.	Infanterie. Reg.	Infanterie. Bat.	Cavallerie. Reg.	Cavallerie. Esc.	Bemerkungen.
Russisches Reich	135	36	112	—	reguläre Truppen
Polen . . .	13	—	9	—	
Oesterr. Monarchie	76	53	37	—	ohne 70 Bat. Reserve
Frankreich . .	87	—	49	—	
Brittisches Reich	103	—	26	—	
Spanien . . .	51	—	—	—	Cavallerie unbekannt
Preußen . . .	48	203	38	104	mit der Landwehr
Niederlande .	12	2	—	—	Cavallerie unbekannt
Bayern . . .	16	4	8	—	
Sardinien . .	11	6	4	—	
Schweden . .	28	—	7	1	ohne Norwegen
Portugal . . .	24	12	12	—	
Dänemark . .	13	6	9	2	
Würtemberg .	8	—	4	1	
Hannover . .	12	—	8	—	
Sachsen, Königreich	4	3	3	—	
Baden . . .	5	1	3	—	
Hessen-Darmstadt	4	—	1	—	
Kurhessen . .	4	1	2	1	
Braunschweig .	2	2	1	—	
Nassau . . .	2	—	—	—	
Sachsen-Weimar	—	2	—	3	
Modena . . .	1	—	—	1	
Summe	659	316	333	113	

Zweite Tabelle. Etatsmäßige Stärke nach den Waffengattungen.

Staaten.	Infanterie.	Cavallerie.	Artillerie.	Diverse.	Summe.
Russisches Reich	401,000	203,494	29,200	32,200	665,894
Polen . . .	23,357	6,876	2,288	3,000	35,521
Frankreich . .	236,850	42,656	28,613	13,702	321,821
Brittisches Reich	127,320	20,800	10,000	11,500	169,320
Preußen . .	83,000	21,000	15,000	5,000	124,000
Beide Sicilien	25,280	2,820	1,556	800	30,456
Bayern . . .	41,688	9,360	3,456	—	54,504
Sardinien . .	14,872	7,491	2,000	1,200	25,563
Schweden . .	28,354	5,640	3,258	—	37,252
Norwegen . .	10,500	1,100	1,315	—	12,915
Portugal . .	30,292	6,382	3,579	1,909	42,162
Dänemark . .	43,816	6,128	6,724	174	56,842
Würtemberg . .	12,175	2,944	2,299	204	17,622
Hannover . .	15,912	3,688	1,244	165	21,009
Sachsen, Königr.	7,955	1,830	1,049	333	11,167
Baden . . .	8,742	1,861	851	—	11,454
Hessen-Darmstadt	5,880	900	650	150	7,580
Kurhessen . .	8,532	1,000	339	—	9,871
Nassau . . .	3,028	—	—	—	3,028
Modena . . .	1,550	150	—	—	1,700
	1,130,103	316,120	113,421	70,337	1,659,981

Anmerk. Unter der Rubrik Diverse ist das Ingenieurcorps, die Handwerkscompagnien, der Train u. s. w. begriffen. Der Unterschied in dem numerischen Verhältniß rührt daher, daß der Train häufig der Artillerie beigerechnet ist. Außerdem fehlen mehrere Angaben oder sind unvollständig.

Dritte Tabelle. Summarische Angaben der etatsmäßigen Stärke der bewaffneten Macht derjenigen Staaten, welche in der zweiten Tabelle nicht aufgeführt sind.

Staaten.	Mann.
1) Oesterreichische Monarchie	271,400
2) Spanien	93,000
3) Schweiz	33,758
4) Niederlande	25,000
5) Belgien	20,000
6) Kirchenstaat	8,000
7) Toscana	3,000
8) Lucca	800
9) Ionische Inseln	1,600
10) Die in der zweiten Tabelle nicht einbegriffenen deutschen Bundesstaaten nach den Matrikeln .	28,017
Summe	484,575

merk. Die Niederlande, Belgien und Kirchenstaat sind Schätzungen.

Ganze Stärke der bewaffneten Landmacht sämmtlicher europäischer Staaten: *)

2 Tabelle	1,659,981	Mann	
3	—	484,575	—
Summe	2,144,556	—	

*) Die Türkei ausgenommen.

Rechnet man die Bevölkerung von ganz Europa, mit Ausnahme der Türkei, für das Jahr 1830 zu 214,194,798 Seelen, so kommt gerade ein Mann vom Kriegsstand auf 100 der Bevölkerung.

Da aber in den meisten Ländern bloß 1/5 oder 1/4 im activen Dienst ist, und die Truppen nur jährlich eine kurze Zeit zusammengezogen und geübt werden, so sind im Ganzen genommen nicht viele Leute dem Landbau und der Industrie entzogen.

Kosten des Militäretats nachbenannter Staaten.

Staaten.	Jahre.	Gulden rhein.	
Frankreich . .	1828	89,906,107	
Brittisches Reich	1830	36,500,000	
Preußen . . .	1829	38,788,750	
Spanien . . .	1830	30,536,236	253,084,810 R. zu 26 Cent.
Bayern . . .	1826	6,540,000	
Niederlande . .	1830	15,373,954	
Portugal . . .	1820	17,043,712	12,840,200 Cr. à 2 Fr. 86 Ct.
Würtemberg .	1830	1,879,640	
Hannover . .		1,625,554	
Baden . . .	1827	1,651,666	
Hessen-Darmstadt	1830	898,155	

VI.

Politische Grillen.

Von Wolfgang Menzel.

Der menschliche Körper ist im Zustande der Gesundheit nur weniger Genüsse, im Zustande der Krankheit aber unzähliger Leiden fähig, und so auch der gesellschaftliche Körper. Sein Wohlstand ist immer sehr einfach, aber seine politischen Zerrüttungen sind unendlich mannichfaltig.

Vor noch nicht langer Zeit schämten sich junge Angestellte nicht, ein wenig für Volk, Vaterland und Menschheit zu schwärmen; sie glaubten es den Alten wenigstens an gutem Willen zuvorthun zu müssen? Jetzt aber schämen sie sich jener edlen Wärme und affectiren die Kälte und schlau berechnende Klugheit der Alten, ohne doch ihre Erfahrung zu besitzen.

Mancher treffliche Rath wird bloß deßwegen nicht befolgt, weil ihn der Herr Minister oder der Herr General nicht selbst ersonnen hat.

Manches kann nur im Moment geschehen, manches braucht ein Lebensalter. Selten aber ist ein Mensch, der für die augenblickliche That taugt, auch zu immer anhaltendem Wirken geschaffen, und selten ist der fleißige Arbeiter fähig, rasch, wo es gilt, einen entscheidenden Handstreich auszuführen. Dennoch wechselt man in stürmischen Zeiten die Personen selten eher, bis die Noth dazu zwingt. Die im Frieden ausgedienten Räthe und Generale müssen gewöhnlich erst ihren Fehlern unterliegen, ehe die jungen guten Köpfe ans Ruder kommen.

In der gesetzgebenden Versammlung machte der bekannte Brissot einst eine sehr wahre und praktische Bemerkung, wobei er die Politik des Herzogs von Alba gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien citirte. Sey es nun, daß er sich nur versprach, oder daß er die Geschichte wirklich nur oberflächlich kannte, genug, er verwechselte den Namen Wilhelm mit dem seines Sohnes Moritz. Die Versammlung rügte diesen unbedeutenden Irrthum im Namen nicht, da er der Wahrheit der Sache nichts nehmen konnte. Allein ein deutscher Stubengelehrter, Girtanner, fing begierig diesen kleinen Schulschnitzer auf, und konnte sich nicht genug über die gräuliche Unwissenheit der französischen Politiker verwundern und ent=

setzen. Es hat überhaupt wohl Niemand auf deutschen Universitäten studirt, ohne von irgend einem Katheder herab kleinliche Eifersüchteleien gegen die französischen Tribunen vernommen zu haben. Die unpraktische Vielwisserei nimmt an der ungelehrten Thatkraft so viel Aergerniß, als eine sitzen gebliebene alte Jungfer an den reizenden Naivetäten eines in der Liebe glücklichen jungen Mädchens.

Als in Frankreich der Name der Sansculotten aufkam, schickte der gelehrte Dr. Faust aus Bückeburg dem Convent eine antiquarische Abhandlung über die Beinkleider ein.

Eine Menge pedantische Redner in England, oder gar bloße Bücherschreiber in Deutschland, haben mit neidischem Hochmuth die Talente der französischen Politiker während der Revolution in Zweifel gezogen; allein billigerweise schätzt man die Fruchtbarkeit eines Weibes nur nach ihren Kindern, und das Talent der Staatsmänner nach ihren Thaten.

Bei den Aegyptiern lebten noch die Leichen fort; es gibt aber Völker, bei denen schon die Lebendigen todt sind.

Die Geschichte ist ein so untrügliches Tribunal für die Menschen im Ganzen, wie das Gewissen im Einzelnen. Die Geschichte gestattet, wie das Gewissen, keine Zweideutigkeit. Wen sein eigenes Gewissen nicht vor der That, Rede oder Schrift richtet, den richtet doch nach derselben unfehlbar die Geschichte.

Da Convertiten ihre Grundsätze aufgeben müssen, und da doch nur diese ihren Talenten die gehörige Wirksamkeit geben können, so gewinnt die Partei, welche sie aufnimmt, in der Regel so wenig an ihnen, als ein Feldherr an eroberten Kanonen, die sein Kaliber nicht haben. Daher ist schon

mancher vielversprechende Renegat als unbrauchbar vernagelt worden.

Kluge können noch Klügere dumm machen, wenn sie sich selbst dumm stellen.

Die Dummheit zeigt sich offen und ist leicht zu entdecken, aber schwer auszurotten. Das Laster versteckt sich, hat man es aber einmal entdeckt, so kann man es viel leichter ausrotten als die Dummheit. Das Laster stirbt schon mit seinem Gegenstande, aber die Dummheit nur mit der Person.

Es gibt Leute, die immer gelobt, Andere, die immer getadelt werden müssen, wenn sie nicht träge werden sollen. Jenes sind die Schwachen, dieses die Starken.

Es gibt Leute, die nothwendig in Gesellschaft, Andere, die nothwendig allein handeln müssen, wenn sie etwas zu Stande bringen sollen. Jenes sind wieder die Schwachen, dieses die Starken.

Es gibt Leute, die erhitzt, Andere, die völlig kalt seyn müssen, wenn sie etwas Großes leisten sollen. Jenes sind noch einmal die Schwachen, dieses die Starken.

In der Großmuth gegen starke Feinde ehrt der Sieger den Besiegten; in der Großmuth gegen Schwache ehrt er nur sich selbst.

Man ist oft gegen kleine Gegner erbitterter als gegen große, weil es uns ärgert, daß ein Kleiner uns für schwach genug hält, um einen Angriff auf uns zu wagen.

Mancher Politiker versteht es vortrefflich, Andere zu beurtheilen, und schlägt doch sich selbst immer zu hoch oder zu niedrig an.

VII.

Zum Schlusse des Jahres 1831.

An die Leser der Annalen.

Von dem Herausgeber.

Zehn Monate des nun sich schließenden Jahres (von Anfang März bis Ende Decembers) hat der Herausgeber dieser Annalen, losgetrennt von seinen gewohnten Amts- und literarischen Arbeiten, in dem Ständesaal in Carlsruhe zugebracht, wohin ihn eine ehrende Volkswahl berufen. Die vielen und wichtigen Verhandlungen dieses badischen Landtages nahmen während dessen ganzer Dauer seine Stunden und seine Kräfte dermaßen in Anspruch, daß ihm unmöglich war, gleichzeitig seinen übrigen, zumal literarischen und freundschaftlichen Geschäften und Verpflichtungen, zu genügen. Hierin liegt der Grund, daß er nicht nur manche kostbare Mittheilung von Freunden und Bekannten unerwiedert lassen mußte (was dieselben ihm gütig verzeihen werden), sondern daß er zumal für die ihm theuern „politischen Annalen" nur wenige eigene Aufsätze schreiben konnte. Wiewohl nun die Leser dadurch, daß sie an deren Stelle mehr Gaben von geistreichen Mitarbeitern und Fremden erhielten, wirklich gewonnen haben; so hat dennoch der Herausgeber selbst nur mit Schmerz diese lange Zeit über dem Seelengenusse entsagt, welchen ihm die durch das Organ dieser Blätter geschehende Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle an bekannte und unbekannte Genossen derselben, an den edlen Kreis seiner Freunde und der Freunde der constitutionellen Freiheit gewährt. Hoffentlich wird ihm vergönnt seyn, im künftigen Jahre das Versäumte einzuholen. Mögen ihm die kommenden Ereignisse den Stoff zu tröstenden, zu erquickenden Bildern liefern! —

Einen ähnlichen Wunsch hat der Herausgeber am Anfang des jetzt sich schließenden Jahres (im Vorworte zum Januar-Heft) geäußert; aber es ist demselben leider keine Erfüllung, oder doch nur eine sehr kärgliche geworden; und von den Fragen, welche er damals an das Schicksal richtete, hat dieses bereits die meisten auf betrübende Weise beantwortet.

In Frankreich allernächst scheint die Regierung selbst vor dem Princip zu erzittern, aus dem sie hervorging. Nicht diesem Princip und dessen folgerechter Entwicklung vertraut sie ihre Erhaltung, sondern der thunlichsten Wiederannäherung an jenes, zu dessen Sturz die Helden des Julius sich erhoben. Daher Halbheit in allen innern Dingen, Schwäche und Kleinmüthigkeit in den äußern. Im Bunde mit der Aristokratie, welche, Dank dem engherzigen Wahlgesetze, die Mehrzahl in der sogenannten Volksrepräsentation bildet, wußte und weiß sie die geforderte Verbesserung solches Wahlgesetzes, so wie die volksthümliche Organisation der Nationalgarden, und endlich auch die dem Geiste der Julius-Revolution entsprechende Reform der Pairie zu hindern oder zu verunstalten; und benutzt die Furcht der Reichen vor dem Kriege, die Scheu der Vornehmen vor wahrer gesellschaftlicher Gleichheit, die Angst der Schwachen vor dem Gespenste des Jacobinismus zu Stützen des kleinmüthigen oder unredlichen juste milieu-Systems. Durch so ein Zwittersystem, das nicht einmal hinreicht, die einheimischen Stürme zu beschwören, meint man, das Princip des Volksrechts mit jenem des göttlichen Rechts, jenes der zur Wahrheit gewordenen Constitution mit dem des Absolutismus zu versöhnen, und den Angriff der ob der Julius-Revolution zürnenden Mächte zurückzuhalten. In gleicher Hoffnung noch größeres Hingeben, noch größere Selbstverläugnung nach Außen. Man entsagt der sich darbietenden Vereinigung Belgiens, froh, wenigstens dessen zeitliche Losreißung von Holland durch englische Vermittlung zu erringen; man opfert

die Sache der Constitutionellen in Spanien, Portugal und Italien auf und läßt die heldenmüthigen Polen dem übermächtigen barbarischen Dränger preis . . . Aber nur ein Waffenstillstand wird gewonnen durch so unendliche und unersetzliche Opfer, während die Last der Kriegsrüstungen darum nicht minder das Mark des Landes verzehrt, und das Schaustellen der Angst und Schwäche die lauernde Reaction in ihren feindseligen Planen bestärkt. Von aufrichtigem, von dauerndem Frieden zwischen den entgegengesetzten Principien kann nur der Unverständige träumen; und so wie die jugendliche Reformation der Kirche nur durchs Schwert sich gegen den zürnenden Katholicismus einen Rechtszustand, d. h. einen wenigstens theilweisen Religionsfrieden erwerben konnte, also wird auch die politische Reformation, d. h. das constitutionelle System, nur durch Sieg der Waffen gegenüber dem nimmer versöhnten Absolutismus sich feststellen. Aber wenn die Stunde des jedenfalls unvermeidlichen Krieges schlägt, dann wird Frankreich zu spät die durch die Kleinmüthigkeit seiner Häupter bloß gegebene eigene Stellung und die furchtbar gestärkte Macht der Feinde wahrnehmen und das juste milieu verfluchen.

Selbst ob England, das jetzt so sehr geschmeichelte England, sich alsdann für Frankreich erklären werde, steht noch dahin. Die Julius-Revolution ist der übermüthigen Aristokratie jenes Landes verhaßt, und eine nochmalige Niederlage der Reformpartei mag die Tories und mit ihnen das System der heiligen Allianz wieder ans Staatsruder bringen. Eine eindringlichere Darstellung dessen, was noch die vom Zeitgeist verdammte Aristokratie vermag oder wessen sie sich vermißt, gibt es nicht, als den Fall der von der Nation aufs lauteste begehrten, von der Regierung aufs eifrigste vertheidigten, bloß gegen die krassesten Abgeschmacktheiten eines verfaulten historischen Rechts gerichteten, und dem Vernunftrechte noch kaum eine halbe Befriedigung gewährenden, Reform-

bill durch das Veto eines Häufleins von Prälaten und Baronen. Man mag sich der Hoffnung überlassen, daß bei erneuter Vorlage die Minister siegen werden; aber jedenfalls ist viele kostbare Zeit verloren gegangen durch den scandalösen Kampf; und sollte statt entschiedenen Sieges bloß ein Vergleich eintreten, so wäre die Demüthigung gränzenlos.

Belgien, durch die gegenseitige Furcht der Mächte endlich zur anerkannten Unabhängigkeit gelangt, besitzt in der diplomatischen Künstelei, die seine Lostrennung von Holland regelte, so wenig Bürgschaft des Fortbestehens, als die Künstelei des Wiener Congresses der Vereinigung der beiden Länder gewährte. Der erste europäische Sturm wird dort wieder ganz andere Verhältnisse erzeugen. Aber Eines und ein Furchtbares lehren uns die zahlreichen Conferenzprotokolle von London, nämlich daß in Europa eine Dictatur bestehe, welche alles öffentliche Recht von dem Willen einiger Großmächte abhängig macht und folglich aufhebt. Eine Weltherrschaft, ohne Unterschied, ob von einer einzelnen Macht oder von einem Bund von Fünfen ausgeübt, ist der Tod alles wahren Rechtszustandes; denn, was von dem wechselnden Willen eines oder mehrerer Gewaltigen abhängt, ist nur factische Gewährung, nicht rechtsbeständiger Besitz. Um desto gefährlicher erscheint das Regime des juste milieu in Frankreich, da es auch diesen Staat den absolutistischen in Richtungen zu assimiliren strebt, und, wenn es solches Ziel erreicht, noch die letzte Hoffnung, die da in der Entgegensetzung, demnach Neutralisirung der Richtungen besteht, allen kleineren Staaten, ja allen europäischen Bürgern raubt.

Von Polen zu sprechen, ist allzu schmerzhaft. Die schönen Hoffnungen, welche hier für ganz Europa aufgingen, die heiligsten Interessen der Humanität und des Völkerrechts — sie sind untergegangen mit dem Falle Warschau's.

Die Herrschaft der Knute ist wieder an die Gränzen Deutschlands vorgerückt, und — o des Jammers! — eine deutsche Regierung hat ihr emsig Vorschub geleistet... Hiedurch sind alle Sünden der frühern Theilungen erneuert, erschwert worden. Doch auch England und Frankreich, durch Lauheit, Halbheit, Unlauterkeit haben an den Sünden Theil genommen. Aber Polen wird dennoch wieder erstehen; und die Großthaten, die seine Söhne verübten, als erhebende Beispiele, als begeisternde Vorbilder, sind nicht verloren für die Welt. — Und die Reaction, welche jetzt schadenfroh und frisch ermuthigt ihr stolzes Haupt wieder erhebt, wird nicht zum Ziele gelangen. Der Geist der Zeit ist mächtiger als die Adelskette.

Jetzt, nachdem Belgien zeitlich beruhigt, Polen niedergeschlagen ist, werden die Großmächte wieder Griechenlands gedenken. Des Präsidenten Ermordung fordert noch weiter zum Einschreiten auf. Aber von großartigen Ideen wird dabei keine sich Luft machen; wir dürfen nichts Anderes erwarten als — Conferenzprotokolle.

Auch in der Schweiz, neben mehrerem Erfreulichem und Hoffnungsreichem, haben wir Betrübendes gesehen. In mehr als einem Kanton den mißbrauchten Sieg der alten Aristokratie über neuzeitlichen Anspruch und ewiges Vernunftrecht. Doch scheint im Ganzen die gute Sache alldort voranzuschreiten, und viele Edle und Weise befördern ihren Sieg.

Zweifelhafter erscheint derselbe in Deutschland, wiewohl kein Volk würdiger seyn kann, ihren Triumph zu schauen, als das deutsche. Aber dieses Volk, von den Unbilden des historischen Rechts mehr als irgend ein anderes niedergedrückt, dabei durch die ihm von oben kund gethane Bundesacte und durch die Politik des Bundestags oder der denselben beherrschenden europäischen Mächte nicht nur aller zählenden Stimme in seinen Angelegenheiten durch die Bundesverfassung entbehrend, sondern selbst der bloß bittenden, kla-

genden oder beurtheilenden Stimme vermöge des Preßzwangs beraubt, vermag bis jetzt nur im Innern des Geistes und Gemüthes der Einzelnen, höchstens im Kreise des partiellen constitutionellen Lebens einiger Gliederstaaten des Bundes, die heilige Flamme zu nähren, welche dereinst leuchten und wärmen soll über dem Gesammtland der deutschen Zunge. Und es wird dieses geschehen troß des Widerstrebens von Herren und Knechten. Der deutsche Verstand, das deutsche Gemüth sind dessen Bürge, und kein Bannstrahl, von Frankfurt aus wider die freie Presse geschleudert, kein ängstliches Censurmandat von Berlin aus ertönend, wird den Gang des gewaltigen Zeistgeistes aufhalten. Es wird, da Preußen nunmehr gegen die politische Reformation, weit entschiedener noch als ehemals Oesterreich gegen die kirchliche, den Krieg erhoben, an andern Häuptern, welche den Geist der Zeit verstehen und seiner zum eigenen und ihrer Völker Nutzen sich zu bemächtigen wissen, nicht fehlen. Die Macht, welche vor dem Rauschen eines liberalen Blattes sich fürchten muß, ist — ein Kartenhaus; welche aber ohne Grund zur Furcht, aus bloßer Abneigung, aus subjectiver Scheu einer Aristokraten-Faction vor dem Licht, das freimüthige Wort verdammt, dieselbe setzt sich in Kriegsstand gegen ihr Volk.

Inhalt des achten Bandes.

Neueste Folge.

Erstes Heft.

Seite

I. Ueber die Kriegsmittel der europäischen Völker. Von dem Herrn Staatsrath Bosse in Braunschweig. . . 3

II. Bemerkungen auf einer Reise durch Tyrol, einen Theil Oberitaliens und des Königreichs Bayern im Frühjahr 1831. Von W. Schulz. 66

III. Politische Grillen von Wolfgang Menzel. . . 102

Zweites Heft.

I. Verhandlungen der schweizerischen außerordentlichen Tagsatzung von 1831. Von Dr. ...r. (Fortsetzung.) 113

II. Die Thronentsagung des Großfürsten Constantin und ihr Einfluß auf das Königreich Polen, nebst Unterscheidung der polnischen von den russischen Verschwörungen. Von Dr. Paulus. 125

III. Handzeichnungen und Skizzen von Karl Baldamus. 149

IV. Sitzung der Landstände des Herzogthums Nassau von 1831. Von J...n. 158

V. Politische Grillen von Wolfgang Menzel. . . 202

Drittes Heft.

I. Andeutungen über die hindernden Ursachen der moralischen und politischen Entwicklung des russischen Adels. Von H...z. 209

II. Uebersicht der Resultate der Landtage von 1820 bis 1827 im Großherzogthume Hessen, als Einleitung zur Darstellung der Verhandlungen von 1829/30 von dem H. G. Advocaten Bopp, in Darmstadt. . . . 236

Seite

III. An den Herausgeber des Briefwechsels zweier Deutschen. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1831. Zweiter Abschnitt, enthaltend den praktischen Theil. Von . . . . g. 250

IV. Politische Literatur.

Das Jahr 1830, oder: vollständige Geschichte sämmtlicher Staatsumwälzungen, so wie der übrigen wichtigsten Ereignisse dieses Zeitabschnittes; nebst einer gedrängten Darstellung, wie solche in den letzten 15 Jahren herbeigeführt worden sind. Von C. Strahlheim, Redakteur des Werkes: Unsere Zeit. Motto: Vor dem Sklaven, wenn er die Fessel bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht. Schiller. Erster und zweiter Band. Stuttgart bei Hoffmann 1831. Angezeigt von Julius Belox. 267

Polens Schicksale seit 1763 bis zu dem Augenblicke, wo es sich für unabhängig erklärte. Paris bei Didot 1831. 274

Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste Abtheilung. Von dem Augenblicke, wo Polen sich für unabhängig erklärte bis zu dem Kampfe am 31 März. Altenburg in der Hofbuchdruckerei 1831. . . . 274

V. Die bewaffnete Landmacht der europäischen Staaten. Von einem Militär. 279

VI. Politische Grillen von Wolfgang Menzel. . . 309

VII. Zum Schlusse des Jahres 1831. An die Leser der Annalen. Von dem Herausgeber. 313

Gedruckt in Augsburg in der J. G. Cotta'schen Verlags-Buchdruckerei.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls n.f.bd.7/8

Allgemeine politische Annalen.

3 1951 000 968 085 C

Digitized by Google